

Eine  
ernsthafte Ermunterung  
an  
alle Christen  
zu einem  
frommen und heiligen  
L e b e n.

---

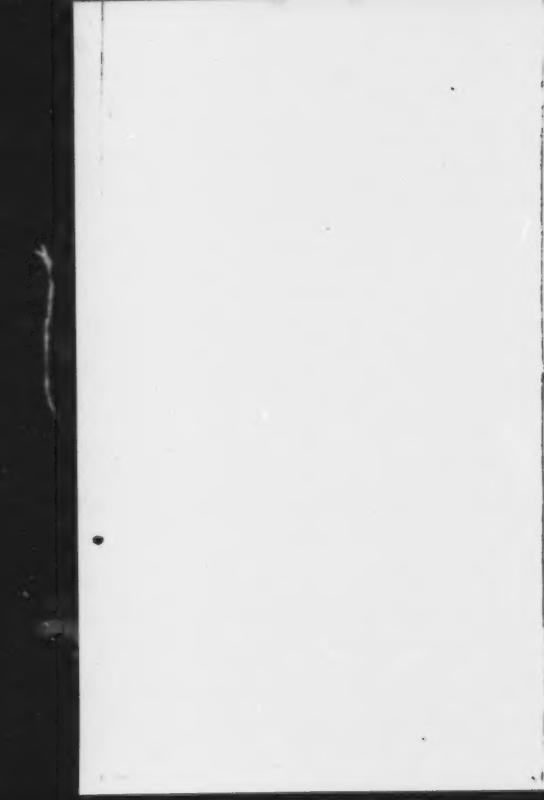
Von  
William Law. A. M.

---

Aus dem Englischen überseht.



Leipzig,  
In der Weidemannischen Handlung,  
1756.







## Vorbericht.

 Von dem Verfasser dieses Werks weiß der Uebersetzer desselben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irroland irgendwo gewesen, und sich auch noch durch andre Schriften bekannt gemacht hat. Er hat von der christlichen Vollkommenheit, Anmerkungen über die bekannte Fabel von den Bienen, von der Unzulässigkeit der Schaubühne geschrieben,

ben, und sich auch sonst in den **Vo-**  
**landschen** und andern Streitigkei-  
ten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige **Ermunte-**  
**rung** hat er zu **Londen** 1729, ohne  
Vorrede, ans Licht gestellet. Man  
will sie also auch im Deutschen mit  
einem Stücke unvermehrt lassen,  
welches der Verfasser für unnöthig  
erkannt hat. Jeder Leser mag es  
nach seinen eignen Empfindungen  
bestimmen, was sie für einen Rang  
unter den geistlichen Büchern verdie-  
net. Sie weitläufig anpreisen,  
würde eben das sagen, als ob man  
an seiner andächtigen Aufmerksamkeit  
im voraus zweifeln wollte.





# Inhalt.

---

## Erstes Hauptstück.

Von dem Wesen und dem Umfange der christlichen Frömmigkeit  
S. 1

## Zweytes Hauptstück.

Untersuchung der Ursachen, warum der größte Theil der Christen der christlichen Frömmigkeit und Heiligkeit so weit verfehlet  
19

## Drittes Hauptstück.

Von der großen Gefahr und Thorheit, wenn man sich, bey Ausübung aller christlichen Tugenden, nicht vornimmt, so ausneh-

X 3

## Inhalt.

nehmend und exemplarisch zu  
werden, als man nur werden  
kann S. 34

### Viertes Hauptstück.

Wir können Gott in keinem Stan-  
de, in keiner Lebensart anders  
gefallen, als wenn wir sie gänz-  
lich seiner Ehre widmen 56

### Fünftes Hauptstück.

Personen, die der Nothwendigkeit  
der Arbeit und Kleinter überho-  
ben sind, müssen Gott in einem  
höhern Grade gewidmet zu seyn  
glauben 84

### Sechstes Hauptstück.

Wie nothwendig und nützlich es sey,  
einen weisen und heiligen Ge-  
brauch

## Inhalt.

brauch von unserm Vermögen  
und Glücksgütern zu machen  
S. 96

### Siebendes Hauptstück.

Wie sehr der thörichte Gebrauch  
des Reichthums alle Neigungen  
des Gemüths verderbe, und das  
Herz mit armseligen und lächer-  
lichen Leidenschaften, das ganze  
Leben hindurch, erfülle, wird in  
dem Charakter der Flavia vor-  
gestellt

115

### Achtes Hauptstück.

Wie der weise und heilige Gebrauch  
des Vermögens uns natürlicher  
Weise zu einer großen Vollkom-  
menheit in allen Tugenden des

X 4 christ.

## Inhalt.

christlichen Lebens führe, wird  
in dem Charakter der Miran-  
da gezeigt S. 126

### Neuntes Hauptstück.

Enthält verschiedene Betrachtun-  
gen über das Leben der Mi-  
randa, und zeigt, wie es von  
ihrem ganzen Geschlechte nach-  
geahmet werden könne und  
solle 147

### Zehntes Hauptstück.

Zeiget, daß alle Menschen, sie mö-  
gen seyn von welchem Geschlech-  
te, von welchem Alter, von wel-  
cher Gattung sie wollen, ver-  
bunden sind, sich Gott zu wid-  
men 127

Eils.

## Inhalt.

### Elftes Hauptftück.

Zeiget, daß große Frömmigkeit un-  
fer Leben mit dem größten Frie-  
den und der größten Seligkeit,  
die wir auf diefer Welt genießen  
können, erfülle S. 201

### Zwölftes Hauptftück.

Die Glückseligkeit eines gänzlich  
Gott gewidmeten Lebens wird  
ferner aus der Eitelkeit, der  
Sinnlichkeit und den lächerli-  
chen und armseligen Vergnü-  
gungen derjenigen, welche nach  
ihrem eignen Gutdünken leben,  
erwiefen, und in verschiedenen  
Charaktern vorgestellt 231

## Inhalt.

### Dreizehntes Hauptstück.

Daß nicht allein ein eitles und sinnloses Leben, sondern auch die scheinbarste Art des Lebens, wenn sie von keiner großen Frömmigkeit regiert wird, ihr Elend, ihre Mängel und ihre Nichtigkeit den Augen der ganzen Welt genugsam zeigt. Dieses wird in verschiednen Charaktern vorgestellt S. 256

### Vierzehntes Hauptstück.

Betrifft denjenigen Theil der Andacht, welcher mit dem auf gewisse Stunden festgesetzten Gebete zu thun hat. Von dem täglichen Frühgebete des Morgens.  
Wie



## Inhalt.

Wie man die Formeln des Gebets einrichten und den Geist der Andacht stärken soll S. 283

### Fünfzehntes Hauptstück.

Von dem Singen bey unsrer Privatandacht. Von der Vortreflichkeit und dem Nutzen dieser Art der Andacht. Wie stark sie auf unser Herz wirkt; und wie man sie auf die beste Weise verrichten soll 324

### Sechzehntes Hauptstück.

Preiset die Andacht um neun Uhr des Morgens an, welches in der Schrift die dritte Stunde des Tages heißt. Der Inhalt dieser Gebete ist die Demuth 357  
Siehe

## Inhalt.

### Siebzehntes Hauptstück.

Zeiget, wie schwer die Ausübung der Demuth durch den allgemeinen Lauf und Geist der Welt gemacht werde, und wie sehr das Christenthum, der Welt entgegen zu leben, von uns fordere S. 379

### Achtzehntes Hauptstück.

Zeiget, wie schwer die Auferziehung, die die Menschen insgemein in der Jugend erhalten, die Lehren der Demuth in der Ausübung machet. Der Geist einer bessern Erziehung wird in dem Charakter des Paternus dargestellt 402

## Inhalt.

### Neunzehntes Hauptstück.

Zeiget, wie sehr die gewöhnliche Erziehung der Töchter es schwer macht, den Geist der christlichen Demuth anzunehmen. Wie unglücklich sie durch eine solche Erziehung verführet und hintergangen werden. Der Geist einer bessern Erziehung wird in der Eusebia vorgestellt

S. 428

### Zwanzigstes Hauptstück.

Befiehlt die Andacht um zwölf Uhr an, welche in der Schrift die sechste Stunde des Tages genannt wird. Diese öftere Wiederholung des Gebets ist für

## Inhalt.

für alle Gattungen von Leuten gleich nöthig. Die allgemeine Liebe wird hauptsächlich zum Gegenstande des Gebets auf diese Stunde anbefohlen. Von der Fürbitte, als einer Handlung der allgemeinen Liebe S. 466

## Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Die Nothwendigkeit und der Vortheil der Fürbitte, wird als eine Ausübung der allgemeinen Liebe betrachtet. Die Pflichten aller Menschen, bey Gott für einander zu bitten. Wie eine solche Fürbitte nothwendig die Herzen derjenigen besetzt,

## Inhalt.

fert, die sie zu thun pflegen

S. 506

### Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Befiehlt die Andacht um drey Uhr  
an, die in der heiligen Schrift  
die neunte Stunde des Tages  
genennet wird. Der Inhalt  
des Gebets in dieser Stunde ist  
die Ergebung in den göttlichen  
Willen. Die Natur und  
Pflicht der Uebereinstimmung  
mit dem Willen Gottes, in al-  
len unsern Handlungen und Ab-  
sichten

539

### Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Vom Abendgebete. Von der Na-  
tur

## Inhalt.

tur und Nothwendigkeit der Prüfung. Wie sorgfältig wir in der Bekenntniß aller unsrer Sünden seyn sollen. Wie wir unsre Seelen mit einem gerechten Abscheu und Entsetzen wider die Sünde waffnen sollen

S. 563

## Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Der Beschluß. Von der Vortreflichkeit und Größe einer andächtigen Seele

587





## Erstes Hauptstück.

Von dem Wesen und dem Umfange  
der christlichen Frömmigkeit.

---



Die Frömmigkeit ist weder das besondrer noch das öffentliche Gebet; sondern so wohl das öffentliche, als besondrer Gebet sind Stücke oder Beweise der Frömmigkeit. Die Frömmigkeit besteht in einem Gott geweihten Leben.

Ein frommer Mensch ist also der, welcher nicht länger, nach seinem eignen Willen, oder nach dem Lauffe und dem Geiste der Welt, sondern einzig nach dem Willen Gottes lebt; welcher in allen Dingen auf Gott sieht; welcher Gott in allen Dingen dienet; welcher alle Stücke seines gemeinen Lebens zu Stücken der Frömmigkeit macht, indem er alles im Namen Gottes, und nach solchen Vorschriften thut, die seiner Ehre gemäß sind.

Daß Gott allein die Regel und Richtschnur bey unserm Gebete seyn müsse; daß wir bey demselben gänzlich auf ihn zu sehen haben; daß wir, was wir dabey thun, nur seinetwegen thun müssen; daß wir nur auf solche Art, nur um solche Dinge, nur aus solchen Absichten, als mit seiner Ehre bestehen können, beten müssen; dieses räumt man willig ein.

Nun aber denke ein ieder selbst auf die Ursache, warum er in seinem Gebete so eigentlich gottesfürchtig seyn müsse; und er wird finden, daß diese Ursache eine gleich starke Ursache sey, warum er eben so eigentlich gottesfürchtig, auch in den übrigen Stücken seines Lebens, seyn solle. Es muß sich nicht der geringste Schatten eines Grundes zeigen, warum wir Gott zur Regel und Richtschnur unsers Gebets machen, gänzlich dabey auf ihn sehen, und nach seinem Willen beten sollen, welcher nicht auch zugleich bewiese, daß wir nothwendig auch in allen übrigen Handlungen unsers Lebens gänzlich auf Gott zu sehen und ihn zu unsrer Regel und Richtschnur zu machen haben. Jede Lebensart, jede Anwendung unsrer Gaben, sowohl unsrer Gemüthsgaben, als unsrer Zeit und unsrer Glücksgüter, welche nicht genau mit dem Willen Gottes übereinkömmt, und deren Absicht der Ehre Gottes nicht gemäß ist, sind eben so große Ungereimtheiten und Vergehungen, als es die Gebete sind, welche mit dem Willen Gottes nicht übereinstimmen. Denn es ist kein andrer Grund, warum unser Gebet  
mit



mit dem Willen Gottes übereinstimmen soll, warum es nichts in sich halten muß, als was weise, heilig und himmlisch ist; es ist kein andrer Grund hiervon, sag ich, als weil unser Leben von eben dieser Beschaffenheit, und mit gleicher Weisheit, Heiligkeit und himmlischer Neigung erfüllt seyn soll, weil wir in eben dem G-iste vor Gott wandeln sollen, in dem wir zu ihm beten. Wäre es nicht unsre strenge Schuldigkeit in gänzlicher Beziehung auf Gott zu leben, alle Handlungen unsers Lebens Gott zu weihen; wäre es nicht unumgänglich nöthig, vor ihm in Weisheit, Heiligkeit und aller himmlischen Gemeinschaft zu wandeln, indem man alles in seinem Namen und zu seiner Ehre thut: so würde weder Vortreflichkeit noch Weisheit in dem aller himmlischsten Gebete seyn. Ja ein solches Gebet würde abgeschmackt und einem Gebete um Flügel gleich seyn, da es doch unsre Schuldigkeit nicht ersorderte, fliegen zu können.

So gewiß also im Gebete um den Geist Gottes, Weisheit ist, so gewiß ist es auch, daß wir diesen Geist zur Regel aller unsrer Handlungen machen sollen: so gewiß es unsre Schuldigkeit ist, in unserm Gebete gänzlich auf Gott zu sehen, so gewiß ist es auch unsre Schuldigkeit in unserm Leben gänzlich nach Gottes Willen zu leben. Wir leben aber eben so wenig nach Gottes Willen, wenn wir nicht in allen gewöhnlichen Handlungen unsers Lebens darnach leben, wenn er nicht auf allen unsern Wegen die

Regel und Richtschnur ist; als wir nach Gottes Willen beten, wenn wir in unserm Gebete nicht gänzlich auf ihn sehen; so, daß folglich unvernünftige und abgeschmackte Lebensarten, sie mögen unsere Verrichtungen oder unsere Ergötzlichkeiten betreffen, es mag unsre Zeit oder unser Geld dabey verlohren gehen, unvernünftigen und abgeschmackten Gebeten gleich, und, wie sie, Beleidigungen Gottes sind.

Und bloß daher, weil dieses nicht erkannt, oder wenigstens nicht überlegt wird, kommt es, daß wir eine so lächerliche Mischung in dem Leben der meisten Menschen sehen. Wir sehen, daß sie sich, zu den bestimmten Zeiten, und an den bestimmten Orten, der Andacht wegen, genau einstellen; ist aber der Gottesdienst in der Kirche vorbei, so sind sie nichts besser als die, welche ihn selten, oder gar nicht, besuchen. In ihrer Lebensart, in der Weise, ihre Zeit und ihr Vermögen anzuwenden, in ihrer Sorge und Surcht, in ihren Erhoblungen und Ergötzlichkeiten, in ihren Beschäftigungen und Zeitvertreiben gleichen sie den übrigen Menschen. Dieses verursacht denn, daß der ruchlose Theil der Welt gemeinlich mit den Frommen ein Gespötte treibt, weil er sieht, daß ihre Frömmigkeit nicht länger, als ihr Gebet währet, und daß, wenn dieses vorbei ist, sie nicht eher wieder vor Gott wandeln, als bis die Zeit zum Gebete wieder herbeikommt, wohl aber nach gleichen Neigungen und Grillen, in gleichem Genuße aller Thorheiten des Lebens, wie der übrige

übrige Hauffe, dahin leben. Und nur darum werden sie ein Spott und die Verachtung des sorglosen und weltlichen Pöbels; nicht weil sie in der That fromm sind, sondern weil man siehet, daß ihre Frömmigkeit in nichts, als in gelegentlichen Gebeten besteht.

Julius macht sich das größte Gewissen, den Gottesdienst zu versäumen; das ganze Kirchspiel glaubt, Julius müsse krank seyn, wenn er nicht in der Kirche ist. Wenn ihr ihn aber fragt: warum er seine übrige Zeit nicht anders als so zubringt, wie es seine Einfälle und die Gelegenheiten verlangen? warum er dem dümmsten Pöbel in seinen dümmsten Ergötzlichkeiten Gesellschaft leistet? warum er zu allen unanständigen Zeitvertreiben und Vergnügen so bereit ist? Wenn ihr ihn fragt: warum ihm keine Belustigungen zu nichtig sind? warum er so geschäftig auf allen Bällen und in allen Versammlungen ist? warum er sich allen thörichten Zusammenkünften aufopfert? warum er mit gewissen Personen in einer närrischen Freundschaft und Zärtlichkeit lebt, die eine besondre Zuneigung weder brauchen noch verdienen? warum er närrischen Empfindlichkeiten und dem Grolle wider gewisse Personen nachhängt, ohne zu bedenken, daß er jeden Menschen als sich selbst lieben solle? Wenn ihr ihn fragt: warum er weder seinen Umgang, noch seine Zeit, noch sein Glück den Regeln der Religion unterwirft: so weis Julius zu seiner Entschuldigung nichts mehr zu sagen, als der unordent-

lichste Mensch. Denn der ganze Inhalt der Schrift ist eben so sehr wider ein solches Leben, als wider die Unmäßigkeit und Fleischeslust. Wer eine solche eitle und thörichte Lebensart führet, lebt eben so wenig nach der Religion Jesu Christi, als der, welcher in Schwelgerey und Unzucht lebt.

Wenn iemand zu dem Julius sagen sollte, eine so fleißige Besuchung der Kirche sey eben nicht nöthig; er könne, ohne Nachtheil, den Gottesdienst, wie der gemeine Hauffe versäumen: so würde Julius glauben, dieser, der so rede, könne unmöglich ein Christ seyn, und würde es daher für keine Schuldigkeit halten, allen Umgang mit ihm zu fliehen. Wenn aber iemand zu ihm sagte, er könne immer leben, wie der größte Theil der Welt lebt; er könne sich immer, wie andre, lustig machen; er könne immer seine Zeit und sein Geld, so wie artige Leute, anwenden; er könne sich immer den Schwachheiten und Thorheiten des größten Hauffen gleichstellen; er könne immer, wie es andre thun, seine Neigungen und Leidenschaften vergnügen: so wird Julius nicht einmal auf den Argwohn fallen, daß einem solchen Rathgeber der Geist des Christenthums fehle, oder daß er gar das Werk des Teufels treibe.

Gleichwohl mag Julius das alte oder neue Testament, vom Anfange bis zum Ende, lesen; er wird seinen Lebenslauf auf ieder Seite verdammt finden.

Und

Und es kann auch in der That nichts abgeschmackters an sich selbst erdacht werden, als weise, hohe und himmlische Gebete, die man mit einem thörichten und eiteln Leben verbindet, in welchem weder Arbeit noch *Ergözung*, weder Zeit noch Vermögen den Anordnungen der Weisheit und den himmlischen Gesinnungen unsers Gebets unterworfen sind. Wenn wir einen Menschen sehen sollten, welcher vorgäbe, daß er alles, was er thue, mit Absicht auf Gott thue, welcher sich rühme, daß er sowohl bei Anwendung seiner Zeit als seines Vermögens, sowohl bei seiner Arbeit als bei seinen *Ergötzlichkeiten* die strengsten Vorschriften der Vernunft und der Gottesfurcht zu Rathe ziehe; gleichwohl aber verachte dieser Mensch alles Gebet, das öffentliche und das besondere: würden wir nicht über ihn erstaunen, und uns verwundern, wie sich so viel Thorheit mit so viel Religion vertragen könne?

Und doch ist dieses eben so vernünftig, als wenn jemand eine genaue Andacht beobachten, und sorgfältig Zeit und Ort des Gebets in Acht nehmen, übrigens aber den Rest seines Lebens, seine Zeit und Arbeit, seine *Geschicklichkeit* und sein Geld, ohne auf die strengen Regeln der Gottesfurcht und Frömmigkeit dabei zu sehen, anwenden wollte. Denn heilige Gebete und göttliche Bitten, ohne eine Heiligkeit des Lebens, die denselben gemäß ist, sich vorstellen, ist eben so ungereimt, als ein heiliges und göttliches Leben ohne Gebet vermuthen.

Wenn also jemand auf Gründe denken will, mit welchen er diejenigen am leichtesten zu Schanden machen könne, die eine große Sorgfalt im Leben ohne Gebet vorgeben: so werden eben diese Gründe auch diejenigen gleich stark widerlegen, welche sich der Sorgfalt im Gebet rühmen, ohne diese Sorgfalt bey andern Stücken ihres Lebens zu beobachten. Denn schwach und nährisch bey Anwendung unsrer Zeit und unsrer Glücksgüter verfahren, ist kein größer Vergehen, als schwach und nährisch in Absicht auf unser Gebet seyn: und uns selbst solchen Wegen des Lebens überlassen, welche Gott weder gewidmet sind, noch gewidmet seyn können, heißt eben so gottlos handeln, als wenn man das Gebet vernachlässiget, oder es also verrichtet, daß es dem Höchsten ein unwürdiges Opfer wird.

Die ganze Sache kommt kürzlich hierauf hinaus. Entweder die Vernunft und Religion schreiben uns bey den gewöhnlichen Handlungen unsers Lebens Regeln und Absichten vor, oder nicht. Thuen sie es, so ist es eben so nothwendig, alle unsre Handlungen nach diesen Vorschriften einzurichten, als nothwendig es ist, Gott anzubeten. Denn lehrt uns die Religion irgend etwas in Ansehung der Speise und des Tranks, oder des Gebrauchs unsrer Zeit und unsers Geldes; lehrt sie uns, wie wir die Welt brauchen und verachten sollen; sagt sie uns, was wir für Neigungen im gemeinen Leben haben müssen, wie wir gegen alle Menschen, und insbesondere gegen Kranke, Arme, Alte und

Ver,

Verlassene gesinnt seyn sollen; lehrt sie uns, was für Personen wir mit einer besondern Liebe begegnen, und was für welche wir mit einer besondern Hochachtung verehren müssen; sagt sie uns, wie wir unsern Feinden begegnen und uns selbst kreuzigen und verleugnen sollen: so muß der sehr einfältig seyn, der sich einbilden kann, diese Stücke der Religion dürften so genau nicht beobachtet werden, als irgend eine von denjenigen Lehren, die das Gebet betreffen.

Es verdienet angemerkt zu werden, daß sich in dem ganzen Evangelio kein Gebot wegen des öffentlichen Gottesdienstes befindet; und vielleicht ist dieses eine Pflicht, auf welche die Schrift unter allen am wenigsten dringet. Der fleißigen Abwartung derselben wird in dem ganzen neuen Testamente nicht ein einzigesmal gedacht; dahingegen diejenige Religion und Frömmigkeit, welche in den gewöhnlichen Handlungen unsers Lebens regieren soll, beynähe in allen Versen zu finden ist. Unser Heiland und seine Apostel beschäftigen sich nur mit Lehren, die in das gemeine Leben einen Einfluß haben. Sie ermahnen uns, der Welt abzusagen; uns in allen Neigungen und in allen Arten des Lebens von dem Geiste und den Wegen der Welt zu entfernen; sich aller ihrer Güter zu verzeihen; keines von ihren Uebeln zu fürchten; ihre Freuden zu verachten, und keinen Werth auf ihre Glückseligkeit zu legen. Sie ermahnen uns, wie die neugebohrnen Kinder zu seyn, die für eine neue Welt gebohren sind;

sind; wie Pilgrime in geistlicher Wachsamkeit, in heiliger Furcht, in himmlischer Sehnsucht nach einem andern Leben, zu leben; unser tägliches Arcus auf uns zu nehmen; die Seligkeit der Betrübten zu preisen, und nach der Seligkeit derer, die geistlich arm sind, zu streben. Sie ermahnen uns, den Stolz und die Eitelkeit der Reichen zu verlassen; für den morgenden Tag nicht zu sorgen; in dem niedrigsten Stande der Demuth zu leben; bey weltlichen Trübsalen frolich zu seyn; Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben zu verwerfen; Unrecht zu erdulden; unsern Feinden zu verzeihen und sie zu segnen; die Menschen zu lieben, wie sie Gott liebt; unser ganzes Herz und alle unsere Neigungen Gott zu übergeben, und durch die enge Pforte in das Leben der ewigen Herrlichkeit einzugehen.

Dieses ist die allgemeine Frömmigkeit, welche unser Heiland lehrte, um sie zu dem gemeinen Leben aller Christen zu machen. Ist es also nicht sehr sonderbar, daß der Pöbel die Frömmigkeit so gänzlich in die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes einschließt, von der wir doch nicht finden, daß sie unser Heiland irgendwo ausdrücklich geboten habe, und dabey die gemeinen Pflichten unsers gewöhnlichen Lebens verachtet, die gleichwohl auf ieder Seite des Evangelii anbefohlen sind. Ich nenne diese Pflichten die Frömmigkeit unsers gemeinen Lebens, weil sie, wenn sie ausgeübt werden sollen, nothwendige Stücke unsers gemeinen Lebens



bens seyn müssen und sonst nirgends Statt finden können.

Wenn die Verachtung der Welt und die himmlische Gesinnung eine nothwendige Eigenschaft der Christen ist, so muß sich diese Eigenschaft nothwendig in unserm ganzen Leben, durch unser Verhalten gegen die Welt, zu erkennen geben, weil sie sonst nirgends Statt finden kann.

Wenn die Selbstverleugnung eine Bedingung ist, unter welcher wir selig werden sollen, so müssen sie alle, welche selig werden wollen, zu einem Theile ihres gewöhnlichen Lebens machen. Wenn die Demuth eine christliche Pflicht ist, so muß das gemeine Leben eines Christen eine beständige Ausübung aller Arten der Demuth seyn. Wenn die Armuth des Geistes nothwendig ist, so muß die Kraft und der Geist derselben sich in allen Tagen unsers Lebens äußern. Wenn wir den Nackten, den Kranken und den Gefangnen beistehen sollen, so müssen dieses die gewöhnlichen Beschäftigungen unserer Barmherzigkeit seyn, so weit es unsere Kräfte nur immer zulassen. Wenn wir unsre Feinde lieben sollen, so müssen wir unser gemeines Leben zu augenscheinlichen Ausübungen und Beweisen dieser Liebe machen. Wenn Zufriedenheit und Dankbarkeit, wenn das geduldige Ertragen der Widerwärtigkeiten Pflichten gegen Gott sind, so sind es Pflichten für alle Tage und in allen Umständen des Lebens. Wenn wir weise und heilig, als die neugebohrnen Kinder Gottes seyn

seyn sollen, so können wir es auf keine andre Weise seyn, als wenn wir in allen Stücken unsers gemeinen Lebens alle dem, was thöricht und eitel ist, entsagen. Wenn wir neue Creaturen in Christo seyn sollen, so können wir nicht anders zeigen, daß wir es sind, als wenn wir auf neuen Wegen des Lebens in der Welt einhergehen. Wenn wir Christo nachfolgen sollen, so muß sich diese Nachfolge in unserm Gebrauche eines jeden Tages äußern.

Und so ist es mit allen Tugenden und heiligen Eigenschaften des Christenthums beschaffen, die wir nicht unser nennen können, wenn sie nicht die Tugenden und Eigenschaften unsers gewöhnlichen Lebens sind. Denn auf den gemeinen Wegen des Lebens einherzugehen, den nährischen Gewohnheiten gemäß zu leben, den Leidenschaften und Neigungen nachzuhängen, an welchen sich der Geist der Welt ergötzt, dieses erlaubt uns das Christenthum so wenig, daß vielmehr alle die Tugenden, welche es zur Seligkeit nothwendig erfordert, eben so viel Wege eines den Handlungen der Welt in allen Stücken entgegengesetzten Lebens sind. Wenn unser gemeines Leben nicht ein beständiger Wandel in Demuth, Selbstverleugnung, Absagung der Welt, Demuth des Geistes und himmlischer Sehnsucht ist, so leben wir nicht, wie Christen leben sollen.

So offenbar es nun ist, daß hierinn, und nur hierinn allein, das Christenthum bestehe, nehmen sich in einer gleichförmigen, unverstellten und au-

gen:

genscheinlichen Ausübung aller dieser Tugenden: so offenbar ist es auch, daß man wenig oder gar nichts davon, auch bei der besten Sorte der Menschen, antrifft. Man sieht sie zwar oft in der Kirche, wo sie sich an geschickten Predigern ergötzen; allein werfe einen Blick auf ihr Leben, und ihr werdet finden, daß sie in nichts von dem Theile des Pöbels unterschieden sind, welcher auf die Frömmigkeit keinen Anspruch zu machen verlangt. Der Unterschied, den ihr unter ihnen findet, ist bloß der Unterschied ihrer natürlichen Eigenschaften. Sie haben eben den Geschmack an der Welt, eben die weltlichen Sorgen, eben die Furcht und Freude; ihr Gemüth hat keine bessere Wendung, und ihre Begierden sind nicht minder eitel. Ihr findet an ihnen eben die närrische Liebe zu Staat und Pracht, eben den Stolz und eben die Eitelkeit im Puz, eben die Eigenliebe und Nachsicht gegen sich selbst, eben die närrischen Freundschaften und ungegründeten Hass, eben die Leichtsinigkeit, eben den läppischen Geist, eben die Lust an Ergötlichkeiten, eben die eiteln Neigungen, und die nichtigen Anwendungen ihrer Zeit zu Besuchen und Gesellschaften, die ihr an dem übrigen Haufen der Menschen findet, welche, wie gesagt, auf die Frömmigkeit keinen Anspruch zu machen verlangen.

Ich will diese Vergleichung nicht zwischen Leuten, die dem Schein nach gut sind, und öffentlichen Böfewichtern gemacht wissen, sondern beiderseits zwischen Leuten von sitzamen Wandel,

del. Wir wollen zwey ehrbare Frauenzimmer zum Beispiel wählen. Wir wollen sehen, die eine wäre in Beobachtung des Gottesdienstes sehr sorgfältig und wäre überzeugt, daß diese Beobachtung ihre Schuldigkeit sey; die andre aber ließe sich diese Pflicht eben nicht besonders angelegen seyn, sondern käme, so wie es die Gelegenheit mit sich brächte, selten oder oft in die Kirche. So weit ist der Unterschied zwischen diesen Personen ganz deutlich. Wenn man aber diesen ausnimmt, was für einen findet man sonst unter ihnen? Kann man sagen, daß ihr gemeinsames Leben von verschiedner Art sey? Sieht man nicht die Neigungen, die Gewohnheiten, die Moden, die man an der einen sieht, auch an der andern? Leben sie wohl, als ob sie verschiedenen Welten angehörten, als ob sie verschiedene Absichten, und verschiedene Regeln und Vorschriften zu allen ihren Handlungen hätten? Haben sie nicht einerley Güter und einerley Uebel? Werden sie nicht auf einerley Art und über einerley Dinge vergnügt und mißvergnügt? Beobachten sie nicht einerley Lauf des Lebens? Ist es nar die eine, welche ihr Augenmerk bloß auf das Zeitliche richtet, und sieht die andere bloß auf das Ewige? Lebt die eine in Freuden, vergnügt sie sich an Schmuck und Kleidern, indem die andre in Selbstverleugnung und Kreuzigung lebt, und alle dem absagt, was in ihrem Puzze oder in ihrer Auf- führung eitel scheinen könnte? Ergiebt sich die eine öffentlichen Ergötzungen und verschwendet sie

sie ihre Zeit mit eiteln Besuchen und in verderbten Gesellschaften, indem die andre in allen Künsten, ihre Zeit wohl anzuwenden, auslernt, ihr Leben mit Wachen und Beten und mit solchen guten Werken zubringt, die an jenem Tage auf ihrer Rechnung gelten können! Ist die eine sorglos in ihrem Aufwande, und freuet sie sich, daß sie sich mit allen Köstlichkeiten des Schmuckes ausputzen kann, da die andere ihre Glücksgüter nur als ein von Gott verliehenes Geschenk ansieht, das man der Religion gemäß brauchen, und eben so wenig zu eiteln und unnöthigen Putze anwenden, als in die Erde vergraben soll?

Wo soll man also noch den Unterschied zwischen einer Person, die Religion haben will, und einer, die keine hat, suchen? Und wie kann man, wenn sie in den jetzt genannten Tugenden nicht unterschieden sind, gleichwohl mit einigem Grunde sagen, die eine sey eine gute Christin, und die andre sey keine?

Läßt uns ein ander Beispiel unter den Mannspersonen auffuchen! Leo hat sehr viel von einer guten Gemüthsart, er hat sich allezeit zu guter Gesellschaft gehalten, er hasset alles, was falsch und niedererächtrig ist, er ist sehr großmüthig und rechtschaffen gegen seine Freunde; um die Religion aber hat er sich so wenig bekümmert, daß er mit genauer Noth den Unterschied zwischen einem Juden und Christen weis.

Eusebius, gegentheils, hat sehr jung die ersten Eindrücke der Religion überkommen. Er weiß von allen

allen Festen und Sastragen zu reden, und kann alle bey Namen nennen, die es in der Frömmigkeit weit gebracht haben. Man hört ihn niemals schwören und ungeziemende Scherze treiben, und er spricht niemals anders von der Religion, als von einer Sache von der äußersten Wichtigkeit.

Die eine Person also hat, nach der Meinung der Welt, Religion genug für einen frommen Christen gehalten zu werden; die andre aber ist von allem Anscheine der Religion so weit entfernt, daß man sie ganz wohl für einen Heiden halten könnte. Und gleichwohl wird man, wenn man ihr gemeines Leben ansieht, wenn man ihre herrschenden Neigungen nach den vornehmsten Lebenspflichten und Lehren des Christenthums untersucht, auch nicht den allergeringsten Unterschied, den man sich nur einbilden könnte, zwischen ihnen finden.

Wir wollen sie nur in Ansehung ihres Gebrauchs der Welt betrachten, weil dieser das ist, was einem jeden in die Augen fallen muß.

Richtige Begriffe aber von dieser Welt zu haben, ist ein eben so wesentliches Stück der Religion, als richtige Begriffe von Gott zu haben. Und es ist eben so wohl möglich, ein Krokodill anzubeten und gleichwohl ein frommer Mensch zu seyn, als ein guter Christ zu seyn, und dem ohngeachtet seine Neigungen auf diese Welt zu richten.

Wenn man nun den Leo und Eusebius von dieser Seite betrachtet, so wird man finden, daß sie einander vollkommen ähnlich sind; indem sie  
alle

alle Güter dieser Welt auf einerley Art, und aus einerley Absicht suchen und genießen. Man wird finden, daß Reichthum, Glück, Vergnügen, Pracht und Ehre eben sowohl die Glückseligkeit des Eusebius, als die Glückseligkeit des Leo ausmachen. Hat nun aber das Christenthum die Neigungen eines Menschen in diesen Stücken nicht geändert, was soll es denn sonst in ihm gewürkt haben?

Denn wenn die Lehren des Christenthums ausgeübet werden, so wird der, welcher sie ausübt, von andern, in Ansehung aller weltlichen Neigungen, sinnlichen Vergnügungen und dem Stolge des Lebens, eben so sehr unterschieden seyn, als ein weiser Mann von einem rohen natürlichen Menschen unterschieden ist; und es muß alsdenn eben so leicht seyn, einen Christen an diesen äußerlichen Stücken des Lebens zu erkennen, als es iezo schwer hält, sie bey jemanden anzutreffen. Es ist nemlich ganz offenbar, daß die Christen ietziger Zeit nicht allein den übrigen Menschen in ihren Schwachheiten gleich sind, welches sich noch einigermaßen möchte entschuldigen lassen, sondern daß sie auch in den allervornehmsten Puncten ihres Lebens nichts besser als die Heiden sind; und das ist es, worüber man eigentlich klagt. Sie genießen die Welt und leben alle Tage nach eben den Neigungen, nach eben den Absichten und eben so sorglos, als einst die lebten, welche weder von Gott, noch von einem künftigen Leben etwas wußten. Und daß es, in der That, auch mit

B

dem

dem frommern Theile, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechts, also stehe, muß ieder beobachten haben, der nur die geringste Ueberlegung zu machen fähig ist. Er ist von dem übrigen Haufen weiter nicht unterschieden, als ihn der äußerliche Gottesdienst unterscheidet. Das aber heißt christliche Andacht und ein heidnisches Leben mit einander verbinden. Ich kann diese Anmerkung mit dem Ansehen des Heilandes selbst bekräftigen, wenn er spricht: ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? denn nach solchem allen trachten die Heiden. Wenn uns nun aber sogar die Sorge für die Nothwendigkeiten des Lebens den Heiden gleich macht, und ein Beweis ist, daß wir nicht den Geist Christi haben, so muß es gewiß noch ein viel stärkeres Merkmal heidnischer Neigungen seyn, wenn man, wie sie, die Eitelkeiten und Thorheiten des Lebens genießt, und ihnen, in den vornehmsten Stücken des Lebens, in der Eigenliebe und Nachsicht gegen sich selbst, in den sinnlichen Ergößungen, in der Eitelkeit des Puzes, in der Liebe zur Pracht und Größe, und andern schimmernden Vorzügen des Glücks gleich ist. Und folglich kann man von denen, welche die Andacht mit einem solchen Leben verbinden, mit Rechte sagen: sie beten als Christen und leben als Heiden.

✠ : ✠ : ✠



## Zweytes Hauptstück.

Untersuchung der Ursachen, warum  
der größte Theil der Christen der christli-  
chen Frömmigkeit und Heiligkeit so  
weit verfehlet.

---

**N**unmehr werden wir süglich untersuchen  
dürfen, woher es wohl komme, daß auch  
der bessere Theil des Volks den Grundsätzen des  
Christenthums, so gar sehr zuwider lebt.

Ehe ich aber hierauf eine eigentliche Antwort  
ertheile, wollte ich wohl vorläufig untersuchen,  
woher es komme, daß das Schwören ein so  
gemeines Laster unter den Christen sey? Es  
ist in der That unter dem weiblichen Ge-  
schlechte nicht so gewöhnlich, als unter dem  
männlichen. Unter diesem ist es aber auch so  
gemein, daß von Dreyen sich meistens mehr als  
zwey desselben schuldig machen; einige schwö-  
ren nur mehr, einige weniger; einige be-  
ständig fort, einige dann und wann, wie es die  
Gelegenheit ohngefähr mit sich bringt. Nun  
frage ich, woher kommt es, daß von drey Mannes-  
personen immer zwey sich einer so groben und  
ruchlosen Sünde, als das Schwören ist, schul-  
dig machen? Man kann zu ihrem Vorwande  
weder Unwissenheit, noch menschliche Schwach-  
heit anführen; sie ist wider ein ausdrückliches

Gebot und wider die deutlichste Lehre unsers Heilandes.

Nun aber mache man nur die Ursache ausföndig, warum der meiste Theil der Menschen in diesem offenbaren Laster lebt, so wird man zugleich auch die Ursache ausföndig gemacht haben, warum der größte Theil selbst von der besten Sorte der Menschen, dem Christenthume so zuwider lebet.

Es ist aber die Ursache des gemeinen Schwörens diese: weil die Menschen auch nicht einmal die Absicht haben, Gott in allen ihren Handlungen zu gefallen. Denn wenn ein Mensch nur so viel Frömmigkeit hat, daß er es sich vornimmt, Gott in allen Handlungen seines Lebens zu gefallen, und dieses für das beste zu halten, was er in der Welt thun kann; so wird er ganz gewiß nimmermehr schwören. So lange er diesen Vorsatz in sich fühlt, wird es ihm eben so unmöglich seyn zu schwören, als es einem, der seinem Fürsten gern gefallen will, möglich ist, ihm ins Angesicht zu lästern.

Es scheint, daß es nur der kleinste und der aller nothwendigste Theil der Frömmigkeit sey, einen dergleichen ernsthaften Vorsatz zu haben, und daß derjenige nicht das geringste Recht habe, sich als einen Jünger Christi anzusehen, welcher in der Frömmigkeit nicht einmal so weit gekommen ist. Und gleichwohl rühret es bloß aus dem Mangel dieses niedrigen Grades der Frömmigkeit her, daß man in dem Leben auch  
der

der besten Sorte von Menschen eine solche Vermischung von Sünde und Thorheit gewahr wird. Aus Mangel dieses Vorsatzes rühret es her, daß man Leute antrifft, welche die Religion mit dem Munde bekennen, und gleichwohl in dem Laster des Schwörens und allen sinnlichen Lüsten leben; daß man Geistliche antrifft, welche dem Stolge und dem Geitze und den weltlichen Ergötzungen ergeben sind. Aus Mangel dieses Vorsatzes rühret es her, daß man Frauenzimmer findet, welche andächtig heißen wollen, und gleichwohl in aller Thorheit und Eitelkeit des Putzes leben, ihre Zeit mit Müßiggehen und Ergötzungen verderben, und allen Staat und Pomp mitmachen, den sie in Ansehung ihres Standes nur immer machen dürfen. Denn sobald ein Frauenzimmer ihr Herz mit diesem Vorsatze erfüllt fühlet, sobald wird sie es für eben so unmöglich halten, Schmutzplästerchen und Schminke zu brauchen, als zu fluchen und zu schwören; sie wird eben so wenig auf Bällen und in Gesellschaften glänzen, oder unter denen, die sich am feinsten ausgeputzt haben, eine ausnehmende Figur machen, als auf einem Seile tanzen wollen, um den Zuschauern zu gefallen. Sie wird es einsehen, daß das eine von der Weisheit und Vortreflichkeit des Geistes Christi eben so weit entfernt sey, als das andre.

Dieser allgemeine Vorsatz war es, welcher die ersten Christen zu so erhabnen Mustern der Frömmigkeit machte, welcher die liebliche

## 22 II Hauptst. warum die Meisten der

Gemeinschaft der Heiligen stiftete, und die glorreichen Heere von Bekennern und Blutzeugen zusammenbrachte. Wenn man nun hier stillstehen und sich selbst fragen will, warum man so fromm nicht ist, als die ersten Christen waren, so wird uns unser eigen Herz sagen, daß es weder aus Unwissenheit noch aus Unfähigkeit, sondern bloß daher rühre, weil man es sich niemals gehörig vorgesetzt habe. Wir begehen eben den Sonntag den sie begingen, und sind zum Theil in Feyerung desselben nicht nachlässig, weil wir es uns ernstlich vorgesetzt haben, es nicht zu seyn. Und wenn wir es uns eben so ernstlich vorgesetzt, ihnen auch in ihrem gewöhnlichen gemeinen Leben gleich zu seyn, wenn wir uns vorgesetzt, Gott in allen unsern Handlungen zu gefallen, so würden wir finden, daß es eben sowohl möglich sey, als die Kirche fleißig zu besuchen. Und wenn wir den Vorsatz hätten, Gott in allen unsern Handlungen zu gefallen, und dieses für das Beste zu halten, was wir in der Welt thun könnten, so würden wir in uns gegen alles, was im gemeinen Leben, sowohl in Ansehung unsrer Beschäftigungen als unsrer Ergänzungen nichtig und ehrdicht ist, einen eben so großen Abscheu fühlen, als wir jetzt gegen alles, was ruchlos ist, empfinden. Wir würden uns eben so sehr in Acht nehmen, unsre Zeit und unsre Glücksgüter auf eine ungeziemende Art anzuwenden, als wir uns jetzt in Acht nehmen, den öffentlichen Gottesdienst zu versäumen.

Kann

Kann nun wohl aber der, welchem dieser auf-richtige Vorsatz fehlt, für einen Christen ge-halten werden? Und gleichwohl würde die ganze Welt, wenn er unter den Christen zu finden wä-re, eine andere Gestalt gewinnen; wahre Fröms-migkeit und exemplarische Heiligkeit würde eben so gewöhnlich und sichtbar seyn, als Kauffen und Verkauffen, oder irgend eine andre Be-schäftigung des Lebens.

Man lasse einen Geistlichen nur so fromm seyn, und er wird leben, als ob ihn ein Apostel auferzogen hätte; er wird an wichtige Eh-renämter eben so wenig mehr denken und da-von reden, als an leckeres Essen, oder eine prächtige Karosse. Er wird sich über die Verachtung der Welt, über eine schlechte Pfründe, über den Mangel an Beförderern eben so wenig beklagen, als über den Mangel eines galonirten Aleides oder eines guten Kenners. Man lasse ihn nur den Vorsatz ha-ben, Gott in allen seinen Handlungen zu gefallen, man lasse ihn nur dieses für das Beste halten, was er in der Welt thun kann, und er wird alsdenn gewiß einsehen, daß an einem Geistlichen nichts Vorzügliches ist, als ein brennender Eifer für das Wohl der ihm anvertrauten Seelen; und das nichts in seinem Amte armselig ist, als Faulheit und weltli-che Neigungen.

Desgleichen lasse man einen Handwerks-mann nur diesen Vorsatz haben, und er wird ein Heiliger in seinem Krahmladen werden;

## 24 II Hauptst. warum die meisten der

seine alltäglichen Verrichtungen werden eine Folge von weisen und vernünftigen Handlungen seyn, die er dadurch Gott heiligt, daß er sie im Gehorsam nach seinem Willen und Wohlgefallen verrichtet. Er wird bloß darum kaufen und verkaufen, arbeiten und reisen, weil er auf diese Weise sich und andern gutes thun kann. Und weil Gott nichts gefallen kann, als was weise, vernünftig und heilig ist, so wird auch die Art und die Absicht, mit welcher und aus welcher er kauft und verkauft, oder sonst eine Arbeit unternimmt, beständig weise, vernünftig und heilig seyn. Er wird folglich nicht darauf sehen, was für Künste und Vortheile ihn am geschwindesten reicher und größer, als seine Brüder, machen, oder ihn aus seinem Aramladen in ein angesehenes und vermögtes Leben versetzen können; sondern er wird einzig darauf sehen, was für Künste und Vortheile seine weltlichen Verrichtungen Gott am angenehmsten, und ein Leben voll Gewerbe zu einem Leben voll Frömmigkeit und Heiligkeit machen können. Dieses sollte die Eigenschaft und der Geist aller Kaufleute und Handwerker seyn; und unter diesen Staffeln der Frömmigkeit würden sie auch nimmermehr bleiben, wenn sie den Vorfas hätten, Gott in allen ihren Handlungen zu gefallen, und dieses für das Beste hielten, was sie auf der Welt thun könnten.

Wer gegenheils bey seinem Handel und seiner Handthierung diese Eigenschaft und die:

diesen Geist nicht zeigt, wer beides nicht bloß so treibt, als es einem weisen, heiligen und himmlischen Leben am zuträglichsten ist, der hat ganz gewiß auch diesen Vorsatz nicht. Wer aber kann ohne diesem sich als einen Jünger Jesu Christi zeigen?

Desgleichen lasse man einen Mann von Geburt und Vermögen nur diesen Vorsatz haben, und man wird bald sehn, wie weit ihn dieser Vorsatz von allem Scheine des Uebels entfernen und zu allem antreiben wird, was ein Beweis von seiner Güte und Frömmigkeit seyn kann.

Er wird nicht auf Gerathewohl, oder nach den Grillen seines eignen Kopfes leben, weil er weiß, daß Gott nichts als ein weiser und ordentlicher Lauf des Lebens gefallen kann. Er wird sein Leben nicht in Faulheit und Zeitverlürzungen, nicht mit Ergödzlichkeiten und Spielen, nicht in Unmäßigkeit und eitelm Aufwande zubringen, weil er weiß, daß diese Dinge zu keinen Mitteln der Frömmigkeit und Heiligkeit, noch zu Stücken eines weisen und himmlischen Lebens gemacht werden können.

Und so sehr er sich von allem Anscheine des Uebels entfernt, eben so sehr eilt und strebt er allem nach, was gut ist. Er fragt nicht nach dem, was vergönnt und verzeihlich ist, sondern bloß nach dem, was löblich und preiswürdig ist. Er fragt nicht, ob Gott die Thorheit unsers Lebens, die Sinnlosigkeit unsrer Ergödzungen, die Eitelkeit unsers Aufwandes, die Kosbarkeit unsers Aufzugs, und

die sorglose Verbringung unsrer Zeit vergeben will; sondern er fragt, ob Gott an diesen Dingen einen Gefallen hat, und ob dieses die vorgeschriebenen Wege sind, seine Gnade zu erlangen. Er untersucht nicht, ob es ihm könne verziehen werden, wenn er Schätze sammelte, sich mit Edelsteinen ausschmückte, und seine Wagen vergulde, so lange noch Wittwen und Waisen, Kranke und Gefangene in ihrem Elende ohne Hülfe bleiben; sondern er untersucht, ob Gott diese Dinge von unsern Händen gefordert habe, und ob wir an jenem Tage wegen Versäumnung derselben zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Denn sein Vorsatz ist nicht auf solchen Wegen zu leben, die Gott, so viel wir einsehen, vielleicht vergeben möchte, sondern er hat sich vorgenommen, auf solchen Wegen zu wandeln, die Gott, wie wir wissen, ganz gewiß belohnen will.

Er wird folglich nicht auf das Leben der Christen sehen, um aus diesem zu lernen, wie er sein Vermögen gebrauchen solle, sondern er wird in der Schrift nachsehen, und jede Lehre, jede Parabel, jedes Geboth, jeden Unterricht, der reiche Leute angeht, zu einem Gesetze für sich bey Anwendung seines Vermögens machen.

Er wird nichts zu thun haben mit kostbarer Kleidung, denn der reiche Mann im Evangelio kleidete sich mit Purpur und köstlichem Leinwand. Er versagt sich selbst die Vergnügen und Ergötzlichkeiten, die ihm sein Ver-



Vermögen verschaffen könnte, weil unser Heiland sagt: wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin. Er wird bey seiner Mildigkeit nur eine Regel beobachten, nemlich diese, so viel er immer kann an milde Werke zu wenden, weil der Richter über Leben und Tod gesagt hat, daß man alles, was man so gäbe, ihm gäbe.

Er wird keine gastfreye Tafel für die Reichen haben, und diese werden es nicht seyn, die er mit Speise und Trank herrlich bewirthe: denn unser Heiland sagt: Wenn du ein Mittagomahl oder ein Abendmahl machst, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, noch deine Gekreundten, noch deine Nachbarn, die da reich sind, auf daß sie dich nicht etwa wieder laden, und dir vergolten werde. Sondern wenn du ein Mahl machst, so lade die Armen, die Krüpel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig; denn sie habens dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten. Lucä XIV, 12. 13.

Er wird kein Geld mit Vergöldung der Zimmer oder mit kostbarem Hauerathe verschwenden: er wird sich nicht mit verschwenderischem Pompe von einer Lustbarkeit zur andern fahren lassen; denn ein begeisteter Apostel hat gesagt, daß alles, was in der Welt ist, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben nicht vom Vater ist, sondern von der Welt.

Man

Man halte dieses für keine eingebildete Beschreibung der Mildigkeit, die sich zwar schön denken lasse, aber nicht in Ausübung gebracht werden könne. Denn eine dergleichen Lebensart ist so wenig eingebildet und unthulich, daß viel mehr in den ersten Zeiten eine große Menge Christen sie wirklich geführt haben, die sich alle ein Vergnügen daraus machten, ihr ganzes Vermögen zu nichts, als zu Werken der Liebe anzuwenden. Und sie ist auch jetzt noch so wenig unmöglich, daß alle und jede Christen, wenn sie nur erst den ernstlichen Vorsatz haben, Gott in allen ihren Handlungen zu gefallen, sie mögen jung oder alt, ledig oder verheyrathet, männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn, wenn sie, sag ich, nur diesen Vorsatz haben, nicht einmal anders handeln können. Dieser einzige Grundsatz wird sie unfehlbar zu dieser Höhe der christlichen Milde bringen, und es wird ihnen unmöglich seyn, unter derselben zu bleiben.

Denn wie kann man sich nur einbilden, daß ein Mensch, welcher den Vorsatz hat, sein Geld auf eine Gott gefällige Art zu brauchen, und welcher diesen Vorsatz deswegen hat, weil er überzeugt ist, daß Gott zu gefallen, seine größte Glückseligkeit sey, daß, sage ich, so ein Mensch sein Geld mit unndehiger, ungeziemender Kleiderpracht verschwenden, und sich oder sein Pferd mit Gold bedecken werde, so lange er noch einige Werke der Frömmigkeit und Milde damit thun, oder es auf irgend eine Art gut anwenden kann?

Dieses

Dieses ist eben so eigentlich unmöglich, als es einem Menschen, der den Vorsatz hat, Gott in allen seinen Worten zu gefallen, unmöglich ist, in Gesellschaften zu gehen, und daselbst vorsätzlich zu schwören und zu lügen. Denn da aller unnütze und unvernünftige Aufwand vorsätzlich und mit Ueberlegung geschehen muß, so kann sich keiner desselben schuldig machen, der den beständigen Vorsatz hat, sein Geld auf eine Gott gefällige Art anzuwenden.

Ich habe diese Materie mit Fleiß dadurch erläutern wollen, daß ich mich durchgängig auf diesen Vorsatz bezogen, weil sie auf solche Weise am deutlichsten wird, und sie ein ieder, wenn er will, in ihrem klärsten Lichte, und in aller ihrer Stärke, bloß durch einen Blick in sein eigenes Herz, sehen kann. Denn ieder Mensch kann eben so leicht wissen, ob es sein Vorsatz ist, Gott in allen seinen Handlungen zu gefallen, als es ein Diener wissen kann, ob er diesen Vorsatz gegen seinen Herrn hat. Und folglich kann auch ein ieder eben so leicht sagen, wie er sein Geld anlegt, und ob er dabey Gott zu gefallen denkt, als er sagen kann, wo er sein Vermögen hat, und ob es in liegenden Gründen oder Gelde besteht: so, daß folglich hier kein Vorwand, weder der Unwissenheit, noch des Unvermögens, übrig gelassen ist, und es dabey niemanden weder an Kenntniß noch an Kräften gebrechen kann. Kurz, niemand kann hier fehlen, außer der, welcher nicht einmal ein so guter Christ ist, daß er nur den Vorsatz haben sollte,

### 30 II Hauptst. warum die meisten der

sollte, sein Vermögen auf eine Gott gefällige Art anzuwenden.

Wenn sich zwei Personen finden, deren eine sowohl in der Kirche als zu Hause ihr Gebet ordentlich verrichtet, die andre aber nicht: so liegt die Ursache dieser Verschiedenheit nicht daran, weil die eine zu Verrichtung des Gebets Kräfte und Stärke hat, und die andre nicht; sondern die Ursache ist diese, weil es sich die eine vorgesetzt hat, Gott in den Pflichten der Andacht zu gefallen, der andern aber dieser Vorsatz fehlet. Und eben so ist es mit dem rechten oder falschen Gebrauche unsrer Zeit und unsers Geldes. Die eine Person verbringt ihre Zeit mit Schlafen und Faulheit, mit Besuchen und Ergötzungen, und verthut ihr Geld mit den eitelsten und unvernünftigsten Ausgaben: eine andre dagegen geht mit ihrer Zeit sehr sorgfältig um, theilt ihre Stunden nach den Regeln der Vernunft und Religion ein, und legt alle ihr Geld zu Werken der Liebe an. Der Unterschied nun zwischen diesen beiden Personen kommt nicht daher, weil die eine Stärke und Kräfte hat, also zu handeln, und der andern das Vermögen dazu fehlet; sondern er kommt daher, weil es sich die eine vorgesetzt hat, Gott durch dem rechten Gebrauch ihrer Zeit und ihres Geldes zu gefallen, und der andern dieser Vorsatz nicht in den Sinn kommt.

Hier also richte man sich selbst mit der gehörigen Aufrichtigkeit, und erlaube sich kein nichtiges Vergnügen an den gewöhnlichen Unordnungen

gen

gen der Lebens, der Eitelkeit unsrer Ausgabe, der Thorheit unsrer Ergötzungen, dem Stolz unsrer Kleidung, der Faulheit und Verschwendung unsrer Zeit, in der Meinung, daß alles dieses solche Unvollkommenheiten wären, in die uns die unvermeidliche Schwachheit unsrer Natur verfallen ließe; man sei vielmehr versichert, daß diese Unordnungen unsers gemeinen Lebens bloß daher kommen, weil wir nicht einmal so viel Christenthum haben, daß wir Gott in allen Handlungen unsers Lebens zu gefallen suchen, und dieses Gefalles für das beste und glücklichste für uns in der Welt halten sollten. Wir müssen uns folglich nicht in dem Stande einer gemeinen und verzeihlichen Unvollkommenheit, sondern vielmehr in einem solchen Stande zu seyn glauben, bey welchem der erste und vornehmste Grundsatz des Christenthums fehlet, nemlich Gott in allen unsern Handlungen zu gefallen.

Und es frage sich nur ein ieder selbst, woher es komme, daß es noch verschiedene Grade der Mäßigkeit gäbe, die er vernachlässige, verschiedene Ausübungen der Demuth, die man an ihm vermisse, verschiedene Werke der Mildigkeit, die er nie verrichte, und verschiedene Regeln, die verlorene Zeit wieder einzubringen, welche er nicht beobachte: so wird ihm sein eigen Herz antworten, daß es daher komme, weil er es sich niemals vorgesetzt habe, in Aueübung dieser Pflichten so strenge zu seyn. Denn wenn wir

es uns einmal fest vorgenommen haben, so ist es eben so wohl möglich, sich an eine solche **Gesamtheit** des Lebens zu gewöhnen, als es möglich ist, jede Zeit des Lebens zu beobachten.

Folglich liegt der Fehler nicht daran, weil wir zwar gern gut und vollkommen seyn wollten, von dem Unvermögen unsrer Natur aber zurückgehalten würden; sondern er liegt daran, weil wir nicht Frömmigkeit genug besitzen, so gut zu seyn, als wir seyn können, oder Gott in allen Handlungen unsers Lebens zu gefallen. Dieses ist offenbar die Ursache, wenn wir jemanden die Zeit mit Kurzweile vertreiben sehen, die er in der Kirche zubringen sollte, wo er nicht deswegen nicht ist, weil er nicht da seyn kann, sondern weil er nicht da seyn will.

Und eben dieses ist die Ursache auch von ieder andern Thorheit des menschlichen Lebens. Sie, welche ihre Zeit und ihr Geld nach den unvernünftigen Wegen und Verwohnheiten der Welt verschwenden, handelt nicht deswegen so, weil es ihr an Vermögen fehlt, von ihrem Gelde und ihrer Zeit einen weisen und heiligen Gebrauch zu machen, sondern weil sie den Vorsatz, die Lust dazu nicht hat. Hätte sie diesen Vorsatz, so würde sie sünden, daß es ihr eben so wohl möglich sey darnach zu leben, als es ihr möglich ist, keusch und züchtig zu leben, weil sie das Verlangen und den Vorsatz hat, so zu leben.

• Es setzt aber diese Lehre nicht voraus, daß wir die göttliche Gnade entbehren, und uns auszeichnen

eignen Kräften vollkommen machen könnten. Sie ſetzt blos voraus, daß wir aus Mangel eines aufrichtigen Vorſatzes, Gott in allen unſern Handlungen zu gefallen, uns ſolchen Unregelmäßigkeiten des Lebens ſchuldig machen, die wir durch die ordentlichen Mittel der Gnade gar wohl vermeiden könnten, und daß wir deswegen nicht ſo vollkommen ſind, als wir in unſerm gegenwärtigen Stande der Gnade ſeyn könnten, weil wir nicht einmal den Vorſatz haben, es zu ſeyn. Sie lehrt uns bloß, daß die Urfache, warum wir keine wirkliche Kreuzigung oder Selbſtverleugnung, keine ausnehmende Nächſtenliebe, keine tiefe Demuth, keine himmliſche Neigung, keine wahr. Verachtung der Welt, keine chriſtliche Conſtanz, keinen aufrichtigen Eifer, keine vorzügliche Frömmigkeit in dem gemeinen Leben der Chriſten ſehen, dieſe iſt, weil ſie ſich nicht einmal vornehmen, genau und exemplariſch in Ausübung dieſer Tugenden zu ſeyn.



### Drittes Hauptstück.

Von der großen Gefahr und Thorheit, wenn man sich, bey Ausübung aller Christlichen Tugenden, nicht vornimmt, so ausnehmend und exemplarisch zu werden, als man nur werden kann.

---

**S**obgleich die Güte Gottes und seine unerschöpfliche Barmherzigkeit in Christo Versu, uns zur hinlänglichen Versicherung dient, daß er uns wegen unsrer unvermeidlichen Schwachheiten, nehmlich wegen solcher Fehler, welche Folgen der Unwissenheit oder Ueberraschung sind, Gnade erzeigen will; so haben wir doch keinen Grund, eben die Gnade in Ansehung derjenigen Sünden zu erwarten, in welchen wir, aus Mangel des Vorsatzes, sie zu vermeiden, gelebt haben.

Ein Schwärzer und Glucher, zum Exempel, welcher in dieser Sünde stirbt, scheint deswegen kein Recht auf die göttliche Barmherzigkeit zu haben, weil er eben so wenig irgend ein Unvermögen zu seiner Entschuldigung anführen kann, als jener, welcher sein Pfund in die Erde vergrub, den Mangel der Kräfte, es außer der Erde zu halten, vorwenden konnte.

Wenn nun dieses, in Ansehung des gemeinen Schwörens, richtig geurtheilt ist, daß man es nehmlich deswegen für keine verzeihliche Schwachheit halten könne, weil kein Unvermögen



vermögen dabey zur Entschuldigung angeführt werden kann, warum wollen wir denn diese Art zu urtheilen nicht in ihrem gehörigen Umfange anwenden? Warum wollen wir nicht eben sowohl einen jeden andern Irrthum unsers Lebens verdammen, welcher nicht mehr Unvermögen zu seiner Entschuldigung anzuführen hat, als das gewöhnliche Schwören?

Denn wenn dieses etwas so schändliches ist, weil es durch einen bloßen aufrichtigen Vorsatz vermieden werden kann, müssen nicht alle andre Irrthümer des Lebens eben so sträflich seyn, wenn wir ihnen, nicht aus Schwachheit und Unvermögen, sondern bloß deswegen ergeben sind, weil wir es uns niemals ernstlich vorgenommen haben, sie zu vermeiden?

Zum Exempel, es habe es jemand in der allernützlichsten christlichen Tugend nicht sehr weit gebracht, und habe kaum den halben Weg in Demuth und Liebe zurückgelegt; wenn nun an seiner Versäumung dieser Pflichten bloß der Mangel des Vorsatzes, sie nach aller ihrer Vollkommenheit auszuüben, Schuld ist, hat er alsdenn nicht eben so wenig zu seiner Vertheidigung anzuführen, und ist er nicht eben sowohl ohn alle Entschuldigung, als der leichtsinnige Schwörer?

Warum drückt man also dergleichen Dinge seinem Gewissen nicht auf das schärfste ein? Warum glaubt man nicht, daß es für uns eben so gefährlich ist, in solchen Mängeln zu leben, die wir vermeiden können, als es für den leicht-

sinnigen Schwörer ist, in Uebertretung dieser Pflicht zu leben, die er zu beobachten gar wohl das Vermögen hätte? Ist Nachlässigkeit und Mangel eines aufrichtigen Vorsatzes in dem einem Falle nicht eben so sträflich, als in dem andern?

Wenn wir von der christlichen Vollkommenheit eben so weit entfernt sind, als der leichtsinnige Schwörer von der Beobachtung des zweyten Gebots; verdammen uns alsdenn die Lehren des Evangelii nicht eben sowohl, als den Schwörer das zweyte Gebot verdammt?

Man wird vielleicht einwenden, daß durchs aus niemand die Vollkommenheit des Evangelii erreichen könne, und daß sich also ein ieder wegen seiner Abweichungen von derselben zufrieden geben müsse. Allein das heißt etwas sagen, was nicht zur Sache gehört. Denn die Frage ist nicht, ob die Vollkommenheit des Evangelii völlig erreicht werden mag, sondern ob man sich ihr wenigstens so weit nähert, als uns ein aufrichtiger Vorsatz und ein sorgfältiges Bestreben bringen kann; ob man nicht in einem weit niedrigeren Stande ist, als man seyn würde, wenn man sich aufrichtig vorsetzte, und sorgfältig darnach strebte, in allen christlichen Tugenden so viel als möglich zu nehmen.

Wenn man in dem christlichen Leben so weit hinangekommen ist, als wir mit unsern kräftigsten Bemühungen haben kommen können, dann kann man mit Recht hoffen, daß uns unser Unvollkommenheiten nicht werden zur Last gelegt

legt werden. Wenn aber an unsern Mängeln in der Frömmigkeit, Demuth und Warzigkeit, unsre Nachlässigkeit und der nicht gehabte aufrichtige Vorsatz, in diesen Tugenden so ausnehmend zu werden, als man kann, Schuld ist, alsdenn sind wir eben sowohl ohne alle Entschuldigung, als der, welcher in der Sünde des Schwörens, aus Mangel des aufrichtigen Vorsatzes, sich davon frey zu machen, lebt.

Das Seligwerden wird in der Schrift als eine Sache von Schwierigkeit vorgestellt, welche allen unsern Fleiß erfordere, und nicht anders, als mit Furcht und Zittern bewirkt werden könne.

Es wird uns gesagt, daß die Pforte enge und der Weg schmal ist, der zum Leben führet, und daß ihrer wenige sind, die ihn finden. **Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt:** und daß viele ihrer Seligkeit verfehlen werden, die sich doch einige Mühe, sie zu erhalten, gegeben zu haben scheinen, wie die Worte lehren. ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, denn viele werden darnach trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht thun können.

Hier befiehlt uns unser Heiland, daß wir darnach ringen sollen, durch die enge Pforte einzugehen, weil viele nicht hineinkommen werden, die bloß getrachtet haben, hinein zu kommen. Dieses nun lehret uns deutlich, daß die Religion ein Stand der Arbeit und des Ringens sey,

und daß viele ihrer Seligkeit verfehlen werden, nicht weil sie sich gar keine Sorge und Mühe ihretwegen gemacht haben, sondern weil sie sich nicht genug Sorge und Mühe gemacht, weil sie bloß getrachtet und nicht gerungen haben, hinein zu kommen.

Ein ieder Christ sollte also sein Leben eben sowohl nach diesen Lehren, als nach den Geboten untersuchen. Denn diese Lehren sind eben so deutliche Kennzeichen unsers Standes, als die Gebote deutliche Kennzeichen unsrer Pflicht sind.

Denn wenn die Seligkeit bloß denen ertheilt wird, welche darnach ringen, so muß ich, vernünftiger Weise, eben so sehr darauf sehen, ob mein ganzes Leben ein beständiges Ringen, sie zu erhalten, ist, als ich darauf sehen muß, ob ich ein jedes der Gebote beobachte.

Wenn meine Religion nichts als eine äußerliche Bequemung nach den Gebräuchen des Gottesdienstes ist, die zu den Zeiten, in welchen ich lebe, Mode sind; wenn sie mich keine Mühe, keine Arbeit kostet; wenn sie mich keinen Regeln, keinem Zwange unterwirft; wenn ich keine sorgenvollen Gedanken, keine ernstliche Betrachtungen darüber anstelle, so wäre es wohl eine große Schwachheit, wenn ich gleichwohl glauben wollte, ich ränge darnach durch die enge Pforte einzugehen.

- Wenn ich alles suche, was meine Sinne vergnügen und meine Luste befriedigen kann; wenn ich meine Zeit und meine Glücksgüter zu Kurzweilen

weisen, Lustbarkeiten und weltlichen Ergö-  
gen anwende, und unbekannt mit Wachen, Fas-  
ter-zeiten und Kreuzzügen bin, wie kann man  
von mir sagen, daß ich mit Surcht und Zit-  
tern selig zu werden schaffe?

Wenn in meinem Leben und Umgange nichts  
anvutreffen ist, aus welchem erhellen könne, daß  
ich nicht zu den Juden und Heiden gehöre;  
wenn ich die Welt und die weltlichen Ergögli-  
keiten so genieße, wie sie der größte Hauffe ge-  
niest und zu allen Zeiten genossen hat, wie kann  
ich mir einbilden, unter den wenigen zu seyn,  
welche den schmalen Weg zum Himmel  
wandeln?

Wenn nun dieser Weg schmal ist, wenn nie-  
mand darauf wandeln kann, als die, welche  
darnach ringen, muß ich nicht eben so unum-  
gänglich Acht haben, ob der Weg, auf welchem  
ich einhergehe, schmal genug ist, und ob die  
Mühe, welche ich mir gebe, ein hinlängliches  
Ringen ist, als ich Acht haben muß, ob ich  
das zweyte oder dritte Gebot hinlänglich be-  
obachte?

Kurz: aus den oben angeführten und vielen  
andern Stellen der Schrift, erhellet es deutlich,  
daß unsre Seligkeit von der Aufrichtigkeit  
und Vollkommenheit unsers Bestrebens, sie  
zu erlangen, abhängt.

Schwache und unvollkommene Menschen sol-  
len, ihrer Erbreehen und Mängel ungeachtet, an-  
gesehen werden, als hätten sie Gott gefallen,

40 III Hptst. daß man so fromm seyn

wenn sie nur ihr möglichstes gethan haben, ihm zu gefallen.

Der Lohn der Barmherzigkeit, Frömmigkeit und Demuth, soll denjenigen ertheilt werden, deren Leben ein sorgenvolles Bemühen gewesen ist, diese Tugenden in einem so hohen Grade auszuüben, als ihnen nur immer möglich gewesen.

Wir können Gott nicht dienen, wie ihm die Engel dienen; wir können ihm nicht so gehorchen, wie ihm der Mensch in einem Stande der Vollkommenheit gehorchen würde; aber gesallene Menschen können doch ihr bestes thun, und dieses ist die Vollkommenheit, welche von uns gefordert wird; bloß die Vollkommenheit unsers besten Fleißes, unsers sorgenvollen Bestrebens, so vollkommen zu seyn, als wir können.

Wenn wir aber dieses verfehlen, so verfehlen wir auch, wie wir wissen, der Barmherzigkeit Gottes, und haben, nach den Worten des Evangelii, keine Entschuldigung. Denn Gott hat in demselben seine Barmherzigkeit nicht den trägern und nachlässigen versprochen; sondern seine Barmherzigkeit ist bloß unserm schwachen und unvollkommenen, aber möglichsten Bestreben, alle Arten der Gerechtigkeit auszuüben, verpfliht worden.

Es wie das Gesetz der Engel, englische Gerechtigkeit ist, und das Gesetz vollkommener Wesen, genaue Vollkommenheit: so ist das Gesetz unvollkommener Naturen der möglichste Gehor-

horsam, den unsre schwache Natur zu leisten fähig ist.

Daß Maasß unsrer Liebe gegen Gott, scheint mit Recht das Maasß unsrer Liebe gegen jede Tugend zu seyn, die wir von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, von ganzer Seele und von allen Kräften lieben und ausüben sollen. Und wenn wir in dieser Gesinnung gegen die Tugend zu leben unterlassen, so leben wir unter unsrer Natur, und machen uns, anstatt unsrer Unvermögen zur Entschuldigung anzuführen zu können, der Nachlässigkeit schuldig.

Die Ursache aber, warum wir ermahnt werden, an unsrer Seligkeit mit Furcht und Zittern zu arbeiten, ist diese; weil, wenn unser Herz und unsre Leidenschaften zu dem Werke unsrer Seligkeit nicht recht ernstlich angestregt werden, wenn keine heilige Furcht unsre Bemühungen belebt und unser Gewissen gegen jeden Theil unsrer Pflicht zart und scharf erhält, indem es unaufhörlich untersucht, wie wir leben, und wie geschickt wir zum Tode sind, wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, in einen Stand der Nachlässigkeit verfallen und in einem Leben verharren würden, das uns zu den himmlischen Belohnungen nicht führen könnte.

Und wenn man überlegt, daß ein gerechter Gott nur solche Vergebungen erzeigen kann, welche mit seiner Gerechtigkeit bestehen, daß alle unsre Werke im Feuer geprüft werden sollen, so wird man finden, daß Furcht und Zittern denjenigen recht eigenthümlich zukom-

## 42 III Hptst. daß man so fromm seyn

men, die sich einer so großen Prüfung allmählig nahen.

Es ist auch in der That gar nicht wahrscheinlich, daß jemand alle Pflichten, welche von ihm erwartet werden, thun, oder es in der Frömmigkeit so weit bringen sollte, als es die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes von ihm fordert, wenn er sich nicht beständig fürchtet, dieses seines Zwecks zu verschlen.

Man hat aber hiernit nicht die Absicht, die Gemüther der Menschen bey dem Dienste Gottes mit Bangigkeit und Angst zu erfüllen, sondern bloß, ihnen eine gerechte Furcht vor einem trägen und faulen Leben und der Versäumniß solcher Tugenden bezubringen, die sie an jenem Tage des Gerichts nöthig haben.

Man will sie nur zu einer ernstlichen Prüfung ihres Lebens, zu einem solchen Eifer und zu einem solchen Bestreben nach der christlichen Vollkommenheit ermuntern, als sie bey ieder andern Sache, an die sie ihr Herze und ihre Meinung gehangen haben, zeigen.

Man sucht sie nur so aufmerksam auf ihren Zustand, so demüthig in ihrer Meinung von sich selbst, so eifrig nach einem höhern Grade der Frömmigkeit, und so besorgt um ihre Seligkeit zu machen, als der heil. Apostel Paulus war, wenn er folgendes an die Philipper schrieb:

Nicht, daß ichs schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sey. :: Eines aber sage ich, ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davor.



nen ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Verufung Gottes in Christo Jesu. Und gleich darauf setzt er hinzu: wie viel nun unser vollkommen sind, die laßet uns also gesinnet seyn.

Wenn es nun der Apostel für nöthig hielt, daß die, welche in seinem Stande der Vollkommenheit waren, so gesinnet seyn sollten; das ist, daß sie nach denjenigen Graden der Heiligkeit, zu welchen sie noch nicht gelangt wären, trachten, streben und ringen sollten; so wird es für uns, die wir in den letzten Zeiten gebohren, und mit größern Unvollkommenheiten beladen sind, noch weit nöthiger seyn, so gesinnet zu seyn, das ist, so ernstlich nach den Graden eines heiligen und göttlichen Lebens, die wir noch nicht erreicht haben, zu ringen.

Die beste Weise, auf die ieder erkennen kann, wie sehr er nach der Heiligkeit streben müsse, ist die, daß er nicht darauf Acht hat, bey wie viel Bestreben darnach er noch ein vergnügtes Leben führen könne, sondern daß er sich selbst fragt, wie sehr er sich bestrebt zu haben, in der Stunde des Todes wünschen möchte.

Ein ieder nun, der es waagt, so ernsthaft zu seyn, und diese Frage an sich selbst zu thun, wird sich gezwungen fühlen zu antworten, daß er in seinem Tode wünschen werde, so vollkommen gewesen zu seyn, als die menschliche Natur nur immer seyn kann.

Kann

Kann dieses uns also nicht hinlänglich antreiben, alle die Vollkommenheit, welche wir alsdenn, nicht erlangt zu haben, beklammern müßten, nicht allein zu wünschen, sondern auch darnach zu streben? Und ist es nicht eine Thorheit über alle Thorheiten, sich mit einer solchen Ausübung der Frömmigkeit zu begnügen, von der wir izt schon wissen, daß sie uns zu einer Zeit nicht befriedigen könne, wenn wir eines höhern Grades derselben so nöthig haben werden, daß uns sonst nichts zu trösten vermögend seyn wird? Wie können wir eine schärfere Verdammung wider uns selbst ergehen lassen, als wenn wir glauben, daß wir in der Stunde des Todes die Tugenden der Heiligen brauchen, und unter den vornehmsten Dienern Gottes gewesen zu seyn, wünschen werden, und gleichwohl zu ihrer Höhe der Frömmigkeit zu gelangen, bey unsern Lebzeiten keine Mittel anwenden?

Es ist dieses zwar eine Ungereimtheit, die wir izt leicht übergehen können, da die Gesundheit unsrer Körper, die Leidenschaften unsrer Seele, das Geräusche und Getöse, die Ergötzlichkeiten und Beschäftigungen der Welt, unsre Augen zu Augen, die nicht sehen, und unsre Ohren zu Ohren, die nicht hören, machen: allein im Tode wird sie sich selbst uns in aller ihrer fürchterlichen Größe vorstellen, sie wird uns, gleich einem schrecklichen Gespenste, beunruhigen, und unsrer Gewissen wird uns nicht erlauben, die Augen von ihr abzuwenden.

Wir

Wir sehen es in den weltlichen Geschäften, was für eine Marter die Selbstverurtheilung ist; und wie schwer ein Mensch von sich selbst Vergebung erhalten kann, wenn er sich selbst, durch seinen eignen Fehler, in irgend ein Unglück gestürzt hat. Die Betrübniß peiniget ihn doppelt, weil er sich alles selbst zur Last legen muß, weil sein Elend sein eigen Werk ist, an welchem er, allen abhaltenden Bewegungsgründen, allen Ermahnungen seiner Freunde zum Troste, gearbeitet hat.

Hieraus nun kann man sich einigermaassen eine Vorstellung machen, wie schrecklich die Pein derjenigen Selbstverurtheilung seyn müsse, wenn sich der Mensch unter den Schrecknissen des Todes und der Strenge seines ihm verdamnenden Gewissens befindet, wenn er alle Schuld seines Elends auf seine eignen Thorheit und Unsinnigkeit werfen muß, die ihn wider die Einsicht seines eignen Verstandes, wider alle Lehren und Geböthe der Religion, wider alle göttliche und menschliche Ermahnungen und Warnungen, zu handeln verleitet.

Pönitens war ein arbeitsamer, ansehnlicher Handelsmann, dem alle Geschäfte glücklich von statten gingen, der aber in dem fünf und Dreyßigsten Jahre seines Alters starb.

Kur, vor seinem Tode, als ihn die Aerzte ausgegeben hatten, kamen, an einem Abende, einige von seinen Nachbarn, ihn zu besuchen; und damals sprach er folgendes zu ihnen.

Aus euren betrübten Gehehrden, meine Freunde, sagte er, erkenne ich die zärtliche Gesinnung, die ihr gegen mich habt, und ich weiß die Gedanken, die ich jetzt in euch erwecke. Ihr denkt, was für ein melancholischer Anblick es sey, einen so jungen Mann, in einem so blühenden Wohlstande, dem Tode überantwortet zu sehn. Und vielleicht, wenn ich einen von euch in meinen Umständen besucht hätte, würde ich von euch eben die Gedanken gehabt haben.

Jetzt aber, meine Freunde, sind meine Gedanken von euren Gedanken eben so sehr unterschieden, als meine Umstände von euren Umständen.

Daran, daß ich so jung, und noch eher als mein Glück zur Reife gekommen, sterben muß, kann ich jetzt ohne Beunruhigung denken.

Diese Dinge sind nunmehr in eine solche Tiefe des Nichts versunken, daß ich keinen Namen, der klein genug wäre, für sie finden kann. Denn da ich in wenig Tagen oder Stunden dieses Gerippe der Erde überlassen, und mich entweder auf immer in der Gnade Gottes selig, oder ewiglich von allem Lichte und Frieden getrennt finden soll, können wohl Worte verständig seyn, die Wichtigkeit eines jeden andern Dinges auszudrücken?

Ist ein Traum gleich dem Traume des Lebens, unter dessen Täuschungen wir so wichtige Dinge zu überlegen versäumen? Ist eine Thorheit gleich der Thorheit unsers männlichen Alters, welches zu weise und zu geschäftig ist, als  
daß

daß es zu solchen Betrachtungen Müsse haben sollte?

Wenn wir den Tod als ein Unglück betrachten, so denken wir ihn bloß als eine unglückliche Trennung von dem Genuße dieses Lebens. Wir bedauern selten einen alten Mann, welcher reich stirbt; aber einen jungen Mann beklagen wir, welcher in dem besten Fortgange seines Glücks dahingerissen wird. Ihr selbst betrachtet mich mit Wehmuth, nicht weil ich unvorbereitet vor den Richter der Lebendigen und Todten treten soll, sondern weil ich ein glückliches Gewerbe in der Blüthe meines Lebens verlassen muß.

Dieses ist die Weisheit unsrer männlichen Gedanken. Und welche Thorheit der einfältigsten Kinder ist so groß als diese?

Denn was ist an dem Tode elend und schrecklich, als die Folgen desselben? Wenn ein Mensch gestorben ist, was geht ihn alsdenn weiter an, als der Zustand in welchem er sich befindet?

Unser armer Freund, Lepidus, starb, wie ihr wißt, als er sich eben zu einem Feste fertig machte. Glaubte ihr, daß es jetzt ein Theil seiner Unruhe sey, daß er die Begehung desselben nicht erlebt hat?

Feste und Beschäftigungen und Zeitvertreibe und Ergötzlichkeiten scheinen uns wichtige Dinge zu seyn, so lange als wir ansonst nichts denken; sobald wir ihnen aber den Tod beifügen, versinken sie alle in eine gleiche Nichtigkeit, und die Seele, welche von dem Körper getrennt ist, beklagt den Verlust ihrer

rer Geschäfte nicht mehr, als die Einbuße eines Festes.

Wenn ich jetzt zu den himmlischen Freuden eingehe, habe ich wohl den geringsten Grund, mich zu betrüben, daß es eher geschieht, als ich vierzig Jahr alt bin! Kann es etwas klägliches seyn, daß ich in den Himmel komme, und nicht noch vorher einige Rauffe mehr geschlossen, oder ein wenig länger an meinem Schreibische gesessen habe?

Und wenn ich zu den verlohrnen Geistern gestossen werde, was für eine Beruhigung kann es mir seyn, daß es nicht eher geschieht, als bis ich alt und mit Reichthümern überladen gewesen?

Wenn die guten Engel bereit wären, meine Seele aufzunehmen, könnte es mich wohl verdrießen, daß ich auf einem armseligen Bette in einer Tachstube sterben müßte?

Und wenn mich Gott den bösen Geistern übergeben hat, mich an den Ort der Qual zu schleppen, was für ein Trost kann es für mich seyn, daß sie mich auf einem Staatsbette finden?

Wenn ihr einmal dem Tode so nahe seyn werdet, als ich ihm jetzt bin, alsdann werdet ihr einsehen, daß euch alle die verschiedenen Stände des Lebens, Jugend oder Alter, Reichthum oder Armuth, Größe oder Niedrigkeit, nicht mehr rühren, als die schlechte oder stattliche Ausrichtung des Zimmers, in welchem ihr sterbt.

Die Größe derjenigen Dinge, welche auf den Tod folgen, macht, daß alles, was vor ihm vorgegangen, in ein Nichts versinkt,

Jetzt

Jetzt ist das Gerichte das nächste, welches ich vor mir sehe, und ewige Glückseligkeit oder ewiges Elend ist mir so nahe gekommen, daß mir alle Wohlfahrt, alle Ergötzlichkeiten des Lebens so eitel und nichts bedeutend zu seyn, und mit meiner Glückseligkeit nicht mehr zu thun zu haben scheinen, als die Kleider, welche ich trug, eh ich reden konnte.

Aber, meine Freunde, wie sehr erstaune ich, daß ich diese Gedanken nicht allezeit gehabt habe! Denn was ist in den Schrecknissen des Todes, in den Eitelkeiten des Lebens, oder in den nothwendigen Uebungen der Frömmigkeit, was ich nicht, in jedem Theile meines Lebens, eben so leicht und eben so völlig hätte einsehen können?

Was für eine wunderbare Sache ist es, daß ein Bißchen Gesundheit, oder die armseligen Geschäfte eines Ladens, uns so sinnlos gegen die großen Dinge erhalten können, die so geschwinde auf uns zukommen!

Eben als ihr in das Zimmer tratet, dachte ich bey mir selbst an die große Menge der Seelen in der Welt, die mit mir zu gleicher Zeit in diesem Zustande sind, und von den Aufforderungen in jene Welt überrascht werden. Einige werden aus ihren Laden und Pachtungen, andre von ihren Zeitvertreiben und Ergötzlichkeiten, diese aus der Verwirrung ihrer Rechtshandel, jene von den Spieltischen, einige von den Landstrassen, andre aus ihren Stuben, abgefordert; alle aber werden zu einer Stunde überfallen, da sie am wenigsten dar-

an gedachten. Erschrocken über die Annäherung des Todes, verwickelt in der Eitelkeit ihrer Geschäfte, Anschläge und Absichten, erstaunt über die Thorheit ihres vergangenen Lebens, wissen sie nicht wo sie ihre Gedanken hinwenden sollen, einigen Trost zu finden. Ihr Gewissen wacht wider sie auf, bringt ihnen alle ihre Sünden ins Gedächtniß, und, peiniget sie mit der tiefsten Ueberzeugung von ihrer eignen Thorheit, und schreckt sie mit dem Angesichte des erzürnten Richters, mit dem Burnie, welcher nimmer stirbt, mit dem Feuer, welches nimmer verlöscht, mit den Pforten der Hölle, mit den Geistern der Finsterniß und mit den grimmigen Martern des ewigen Todes.

O meine Freunde, danket Gott, daß ihr nicht aus dieser Zahl seyd, und daß ihr Zeit und Kräfte habt, euch in solchen Werken der Frömmigkeit zu üben, die euch in der letzten Stunde beruhigen können.

Und merket euch das, daß nichts als ein sehr frommes Leben, oder ein sehr sinnloser Tod euch von diesen hangen Erwartungen befreien kann.

Hätte ich icht tausend Welten, so wollte ich sie alle für ein einziges Jahr geben, welches ich Gott widmen könnte, für ein einziges Jahr solcher Frömmigkeit und guten Werke, als ich mir vordem nicht einmal vorgesetzt hatte.

Vielleicht wenn euch beifällt, daß ich ohne öffentliches Aergerniß, eben nicht lüderlich, und in der Gemeinschaft der Kirche gelebt habe, werdet ihr euch wundern, daß ihr mich gleichwohl  
bey



bey Annäherung des Todes so voller Reue und Selbstverurtheilung findet.

Aber ach! was für eine armselige Sache ist es, bloß frey von Mord, Diebstahl und Ehebruch zu seyn, welches doch alles ist, was ich von mir selbst sagen kann.

Ihr wißt zwar in der That, daß ich niemals für einen Trunkenbold gehalten worden; als sein ihr seyd zu gleicher Zeit auch Zeugen meiner Unmäßigkeit und Sinnlichkeit gewesen, an welchen ihr oft selbst Theil genommen. Und wenn ich jetzt vor den Richtersstuhl treten werde, vor welchem nichts als gute Werke belohnet werden sollen, was wird es mich helfen, daß ich kein Trunkenbold bin, wenn ich dem ohngeachtet keine christliche Mäßigkeit für mich anzuführen habe?

Es ist wahr, ich habe in der Gemeinschaft der Kirche gelebt, und habe meistens des Sonntags den Gottesdienst besucht, wenn ich weder zu faul war, noch sonst von meinen Geschäften und Ergänzungen abgehalten wurde. Aber alsdenn war meine Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes mehr eine übliche Gewohnheit, als ein wirklicher Vorsatz, das zu thun, was in der Kirche von uns verlangt wird; denn wäre sie dieses gewesen, so würde ich öfter, und mit mehr Andacht, dahin gekommen seyn, und würde mir aus der geringsten Versäumung ein großer Bedenken gemacht haben.

## 52 III Hauptst. daß man so fromm seyn

Das aber, worüber ich jetzt mehr als über et was in der Welt erstaune, ist dieses, daß ich nie mals auch nicht den geringsten Vorsatz gehabt habe, der Frömmigkeit des Evangelii gemäß zu leben. Dieses ist mir nie, weder in die Gedan ken, noch in das Herz, gekommen. Ich habe nicht ein einziges mal in meinem Leben daran ge dacht, ob ich auch so lebe, wie es die Befehle der Religion verlangen, und ob mein Thun und Lassen von der Beschaffenheit sey, daß ich mir in dieser Stunde auf die Barmherzigkeit Gottes Rechnung machen dürfe.

Und ist es wohl zu glauben, daß ich die Be dingungen des Evangelii zur Seligkeit sollte er füllet haben, ohne jemals den ernstlichen und überlegten Vorsatz, sie zu kennen und zu erfül len, gehabt zu haben? Kann man wohl glau ben, daß ich ein Leben, so wie es Gott gefällt, und wie er es von uns fordert, sollte geführt ha ben, ohne daß ich mich jemals darum beküm mert hätte, was er von uns verlangt, und wie genau ich diesem Verlangen nachgekommen? Was für eine leichte Sache müßte die Seligkeit seyn, wenn sie in meine sorglose Hände fallen könnte, der ich ihr nie irgend eine so ernsthafte Gedanke geschenkt habe, als der geringsten von meinen Handelsverrichtungen?

Bei den Geschäften des Lebens habe ich Klug heit und Ueberlegung angewendet, und habe in allen Dingen nach festen Regeln und Methoden verfahren. Es ist mir angenehm gewesen, wenn ich mit Leuten von Erfahrung und Einsicht um gehen

gehen können, um die Ursachen ausfindig zu machen, warum einige in ihren Geschäften zurückbleiben, und andre glücklich sind. Ich habe keinen Schritt in meiner Handlung ohne die größte Behutsamkeit, und ohne den Schaden, oder Vortheil, der mir daraus zuwachsen könne, genau zu überlegen, gethan. Ich habe allezeit mein Augenmerk auf das vornehmste Ziel unser Geschäfte gerichtet, und alle Mittel und Wege ausgespäht, wie ich in allen meinen Unternehmungen gewinnen könne.

Wie aber kommt es, daß ich diese Denkungsart auch nicht in Ansehung der Religion gehabt habe? Wie kommt es, daß ich, der ich so oft von der Nothwendigkeit gewisser Regeln und Methoden und der Betrieffsamkeit bey weltlichen Geschäften gesprochen habe, gleichwohl nicht ein einziges mal an irgend eine Regel, oder Methode, oder Einrichtung zu Führung eines frommen Leben gedacht habe?

Glaubt ihr wohl, daß irgend etwas in der Welt einen sterbenden Menschen in größeres Erschrecken, in größere Verwirrung setzen könne, als dieses? Was für Pein meint ihr wohl, daß derjenige fühlen müsse, dem sein Gewissen alle diese Thorheit vorhält, den es erinnert, wie sorgfältig, genau und weise er in nichtigen Dingen verfahren, welche gleich einem Traum verschwunden, und wie dumm und sinnlos, wie ohne alle Ueberlegung und ohne alle Regeln, er sich in Dingen von so ewigen Folgen bezeigt, die alle unsre Gedanken übersteigen?

## 54 III Hptst. daß man so fromm seyn

Hätte ich lezt, in meinen lezten Stunden, bloß meine Schwachheiten und Unvollkommenheiten zu bejammern, so würde ich in der müthigem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes ruhig da liegen. Aber ach! wie kann ich eine allgemeine Versäumung, eine gänzliche Vernachlässigung aller gottesfürchtigen Handlungen, eine Schwachheit oder Unvollkommenheit nennen; da es doch eben sowohl in meinem Vermögen stand, fleißig, genau und sorgfältig in Ausübung der Frömmigkeit, als in Besorgung meines Handels zu seyn?

Ich hätte auf eben so viel Hülfsmittel, auf eben so viel Regeln, auf eben so viel sichere Methoden zu Führung eines heiligen Lebens, als zu Führung eines glücklichen Handels, bedacht seyn können, wenn ich nur das Wollen und den Vorsatz gehabt hätte.

O meine Freunde! ein sorgloses Leben, ohne Achtsamkeit gegen die Pflichten der Religion, ist so ohne alle Entschuldigung, und ist der Barmherzigkeit Gottes so unwürdig, und gereicht unserm Verstande zu solcher Schmach, daß ich mir schwerlich eine größere Marter einbilden kann, als wenn ein Mensch, der in meine Umstände verfallen ist, darüber nachdenkt.

Poenitens wollte hier weiter fortreden, eine heftige Convulsion aber stopfte ihm den Mund, und ließ ihn nicht wieder zum Reden kommen. So lag er noch ungefehr zwölf Stunden, und gab endlich seinen Geist auf.

Nun

Nun bilde sich der Leser ein, er habe mit diesen Poenitens in irgend einer besondern Verbindung gestanden, er habe alles, was hier beschrieben worden, mit angesehen und mit angehört, er habe an der Seite des Bettes gestanden, als sein Freund in dieser Todesangst gelegen, und die Thorheit seines vergangenen Lebens bejammert; ich glaube gewiß, er wird so viel Weisheit daraus lernen, als ihm vordem nie in sein Herz gekommen. Wenn er über dieses noch bedenken will, wie oft er selbst in einem gleichen Stande der Nachlässigkeit hätte überrascht, und zu einem Beispiele für die übrige Welt gemacht werden können, so wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, diese doppelte Betrachtung, über das Unglück seines Freundes so wohl, als über die Güte Gottes, welche ihn dafür bewahret, sein Herz zu heiligen Gefinnungen erweichen, und ihn antreiben, den Ueberrest seines Lebens in sternerer Frömmigkeit zuzubringen.

Da dieses also eine so nuzvolle Betrachtung ist, so will ich meinem Leser hier Zeit lassen, ihr desto ernstlicher nachzuhängen.



### Viertes Hauptstück.

Wir können Gott in keinem Stande, in keiner Lebensart anders gefallen, als wenn wir sie gänzlich seiner Ehre widmen.

Nachdem ich, in dem ersten Hauptstücke, das Wesen der Frömmigkeit überhaupt bestimmt und gezeigt habe, daß es in keiner gewissen Art des Gebets, sondern in einer gewissen Art des Lebens bestehe, welches Gott nicht bloß zu besondern Zeiten, oder an besondern Orten, sondern überall und in allen Stücken gewidmet wird: so werde ich mich nun insbesondere einlassen und zeigen müssen, wie wir unsre Arbeit und Geschäfte, unsre Zeit und Glücksgüter Gott widmen sollen.

So wie ein guter Christ einen jeden Ort als heilig betrachten soll, weil Gott daselbst gegenwärtig ist, so muß er auch jedes Stück seines Lebens als einen Stoff zur Heiligkeit ansehen, weil es Gott dargebracht werden soll.

Das Amt eines Geistlichen ist ein heiliges Amt, weil es eine Verwaltung heiliger Dinge, eine Pflege des Altars ist. Weltliche Geschäfte aber können dem Herrn dadurch geheiligt werden, wenn sie, als zu seinem Dienste, und in Uebereinstimmung mit seinem göttlichen Willen, verrichtet werden.

Denn

#### IV Hauptst. Die einzige Art Gott 2c. 57

Denn so wie alle Menschen und alle Dinge in der Welt eben sowohl Gott angehören, als die besondern Orte, Dinge und Personen, welche dem göttlichen Dienste gewidmet sind, so müssen auch alle Personen, in ihren verschiednen Ständen und Lebensarten, zur Ehre Gottes handeln, und alle Dinge zur Ehre Gottes genutzt werden.

Leute von weltlichen Geschäften müssen sich also nicht als Leute betrachten, welche die Freiheit haben, nach ihrem eignen Gutdünken zu leben, und ihren eignen Grillen und Neigungen nachzuhängen, weil ihre Geschäfte weltlich sind. Sondern sie müssen bedenken, daß so wie die Welt und alle weltliche Verrichtungen Gott eben so wohl angehören, als die besondern Personen und Dinge, welche dem Altare gewidmet sind, es auch eben sowohl die Pflicht der Leute von weltlichen Geschäften sey, in allen Stücken dem Herrn zu leben, als es die Pflicht derjenigen ist, welche dem göttlichen Dienste gewidmet sind.

So wie die ganze Welt Gottes ist, so soll auch die ganze Welt nach Gottes Willen handeln. So wie alle Menschen in einerley Verbindung mit Gott stehen, so wie alle Menschen alle ihre Kräfte und Vermögenheiten von Gott haben, so sind auch alle Menschen verbunden, aus allen ihren Kräften nach Gottes Willen zu handeln.

So wie alle Dinge Gottes sind, so müssen auch alle Dinge so gebraucht und angesehen werden,

werden, als wären sie Gottes. Denn wenn Menschen irdische Dinge mißbrauchen, und nach ihrem eignen Willen leben, so ist dieses eine gleiche Empörung wider Gott, als wenn Engel himmlische Dinge mißbrauchen; weil Gott eben so wohl der Herr der ganzen Erde, als der Herr aller Himmel ist.

Dinge können und müssen, ihrem Gebrauche nach, unterschieden seyn; alle aber müssen dem Willen Gottes gemäß gebraucht werden.

Menschen können und müssen, ihren Geschäften nach, unterschieden seyn; alle aber müssen, als schuldige Knechte Gottes, in einerley Absicht handeln, und ihren verschiednen Verufen in Gerechtigkeit und Frömmigkeit nachgehen.

Geistliche müssen in ihrer besondern Lebensart, nemlich in der Verwaltung des heiligen Amtes, in der Verrichtung des Gebets, in der Vollziehung der Sacramente, und in der eifrigen Austheilung der geistlichen Güter, gänzlich nach Gottes Willen leben.

Leute von andern Geschäften aber müssen in ihren besondern Lebensarten eben sowohl als Knechte Gottes handeln, und in ihren verschiednen Verufen ihm allein leben.

Dieses ist der einzige Unterschied zwischen Geistlichen und Leuten von andern Gewerben.

Wenn man darthun kann, daß die Menschen in ihren weltlichen Verrichtungen eitel, geizig, sinnlich, fleischlich gesinnt, oder stolz seyn dürfen,



fen, so wird es auch den Geistlichen nicht zu verargen seyn, wenn sie sich in ihrem heiligen Amte eben so bezeigen. Denn wenn schon dergleichen Eigenschaften an Geistlichen häßlicher und strafbarer sind, als an andern, weil sie sich außer ihrem Taufgelübde, noch zu einem zweyten male Gott gewidmet haben, um seine Diener, nicht in den gemeinen Verrichtungen des menschlichen Lebens, sondern in der geistlichen Verwaltung der allerheiligsten Sachen zu seyn, und folglich sich von dem gemeinen Leben andrer Menschen eben so sehr entfernen und absondern müssen, als man eine Kirche oder einen Altar von gemeinen Häusern oder Tischen absondert: so sind doch überhaupt alle Christen in der Taufe Gott gewidmet. und haben sich alle verbunden, in ihren verschiednen Veruffen als heilige und himmlische Personen zu leben, indem sie ~~alles~~ <sup>alles</sup> und leben in ihrem gemeinen Leben auf so eine Art verrichten, daß es von Gott für einen ihm geleisteten Dienst aufgenommen werden kann. Denn alle Dinge, sowohl zeitliche als geistliche, sowohl gemeine als heilige, müssen gleich Menschen und Engeln, gleich Himmel und Erde, zur Verherrlichung der Ehre Gottes einstimmen.

So wie nur ein Gott und Vater unser aller ist, dessen Herrlichkeit allem, was da ist, Licht und Leben giebt, dessen Gegenwart alle Orte erfüllet, dessen Macht alle Dinge erhält, dessen Vorsicht alle Zufälle regiert; so muß auch alles, was da lebt, es mag im Himmel oder auf

auf Erden, es mögen Thronen oder Herrschaften, Menschen oder Engel seyn, alles ~~muss~~, in einem Geiste, gänzlich zur Ehre und Verherrlichung dieses einzigen Gottes und Vaters unser aller leben. Engel als Engel in ihren himmlischen ~~Berichtungen~~ Berrichtungen, Männer als Männer, Weiber als Weiber, Bischöfe als Bischöfe, Priester als Priester, Kirchendiener als Kirchendiener; einige in geistlichen Dingen, einige in weltlichen; alle müssen Gott ein vernünftiges Leben, weise Handlungen, reine Herzen und himmlische Neigungen zum täglichen Opfer bringen.

Dieses ist das gemeine Geschäfte aller Menschen in der Welt. Es ist keinem Frauenzimmer in der Welt vergönnt, ihre Zeit in den Thorheiten und Nichtswürdigkeiten eines Lebens nach der Mode zu verbringen, noch irgend einem Manne, sich weltlichen Sorgen und Angelegenheiten gänzlich zu überlassen; es ist keinem Reichen erlaubt, seine Leidenschaften, seine Lüste, seinen Stolz zu befriedigen, und auch keinem Armen, sein eigen Herz mit der Armuth seines Standes zu plagen und zu peinigen: sondern sowohl Männer als Weiber, sowohl Reiche als Arme, müssen, mit Bischöfen und Priestern, in eben demselben Geiste der Weisheit und Heiligkeit, in eben derselben Verleugnung aller Eitelkeiten, in eben derselben Zucht und Sorge für ihre Seelen vor Gott wandeln; nicht allein, weil sie alle einerley vernünftige Natur haben und Knechte eben desselben Gottes sind,

sind, sondern weil sie alle einerley Heiligkeit bedürfen, die sie zu der Seligkeit geschickt machen muß, zu welcher sie insgesamt beruffen sind. Es müssen sich also nothwendig alle Christen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, als Personen, die zu einem heiligen Leben gewidmet sind, betrachten, und alle Wege ihres Lebens nach solchen Regeln der Vernunft und Frömmigkeit einrichten, die sie zu einem ununterbrochnen Dienste Gottes machen können.

Um aber unsre Arbeit und unsre Geschäfte zu einem Gott gefälligen Dienste zu machen, müssen wir sie in eben dem Geiste führen, in welchem wir Almosen geben, oder sonst ein Werk der Liebe verrichten sollen. Denn wenn wir, wir essen nun oder trinken, oder was wir sonst thun, alles zu Gottes Ehre thun sollen; wenn wir die Welt so brauchen sollen, daß wir sie nicht mißbrauchen, [1 Corinth. VII. 31. und X. 31:] wenn wir unsre Leiber zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sey, begeben sollen, [Röm. XII. 1:] wenn wir im Glauben und nicht im Schauen wandeln sollen, [2 Corinth. V. 7:] wenn unser Wandel im Himmel seyn soll, [Phil. III. 20:] so muß nothwendig unser ganzes Leben, in jedem Stande, Gott durch eben die Neigungen zu verherrlichen suchen, die ihm unser Verbet und unsre Verehrung gefällig und angenehm machen. Denn wenn wir in unsern Geschäften weltlich oder irdisch gesinnt sind, wenn wir  
 sie

sie aus *eiteln* Begierden, aus *geizigen* Absichten, bloß zu unsrer eignen Befriedigung führen, so kann von uns eben so wenig gesagt werden, daß wir zur Ehre Gottes leben, als man von Schlemmern und Trunkenbolden sagen kann, daß sie zur Ehre Gottes essen und trinken.

So wie die Ehre Gottes eine und eben dieselbe ist, so muß auch alles, was in Absicht auf sie gethan wird, in einem und eben demselben Geiste gethan werden. Eben dieselbe Eigenschaft und Gesinnung des Geistes, welche unsrer Almosen und Gebet Gott gefällig macht, muß auch unsre Arbeit und unsre Geschäfte zu einem Gott angenehmen Opfer machen. Wenn ein Mensch arbeitet, um reich zu werden, wenn er sein Gewerbe mit allem Fleiße treibt, um sich in der Welt in einen Stand des Ansehens und der Ehre zu schwingen, so dient er Gott nicht mehr in seinen Verrichtungen; er handelt andern Herren zu gefallen, und hat auf die Belohnungen Gottes nicht mehr Anspruch als der, welcher Almosen giebt, um gesehen zu werden, oder betet, um von den Menschen gehört zu werden. Denn eitle und irdische Begierden sind bey unsern Geschäften eben so wenig, als bey unsern Almosen und unsrer Andacht zu dulden. Denn diese Neigungen des weltlichen Stolzes und der eiteln Ehre, sind nicht allein übel, wenn sie sich mit unsern guten Werken vermischen, sondern sie behalten diese ihre üble Natur auch da, und machen uns auch dabey Gott verhasst, wenn sie sich

in

in die gemeinen Beschäftigungen unsers Gewerbes mit einflechten. Wenn wir in unsern weltlichen Geschäften geizigen und eiteln Begierden Raum geben dürften, so würden wir auch bey unsrer Andacht einem eiteln Ehrgeiz nachhängen dürfen. So wie aber unser Almosen und unser Gebet Gott nur alsdenn ein angenehmer Dienst wird, wenn beyde aus einem ihm wirklich geweihten Herzen kommen, so können auch unsre gemeinen Beschäftigungen nur alsdenn, wenn sie mit gleichen Neigungen und aus gleicher Frömmigkeit des Herzens getrieben werden, als ein ihm bewiesener Dienst angesehen werden.

Die meisten von den Geschäften des Lebens sind, ihrer eignen Natur nach, zulässig, und alle die, welche es sind, können zu einem wesentlichen Stücke unsrer Pflichten gegen Gott gemacht werden, wenn wir uns nur so weit und aus solchen Absichten damit einlassen, als es Wesen anständig ist, welche so in der Welt leben sollen, als wären sie nicht in der Welt. Dieses ist das einzige Maas, wie sehr wir uns mit irgend einem weltlichen Geschäfte abgeben dürfen; es mag seyn von was für einer Beschaffenheit es will, so muß es doch unsre Hände und unser Herz nicht mehr beschäftigen, und muß uns nicht mehr Zeit kosten, als es unsrer ernstlichen, täglichen und sorgfältigen Vorbereitung zu dem andern Leben zuträglich ist. Denn da alle Christen, dieser Welt abgesagt haben, um sich durch tägliche Andacht, und durch all-

gemei-

gemeine Heiligkeit zu einem ewigen Zustande von ganz andrer Beschaffenheit vorzubereiten, so müssen sie die weltlichen Geschäfte, als weltliche Mangel und leibliche Schwachheiten ansehen; das ist, als Dinge, welche nicht zu begehren, sondern bloß so lange zu dulden und zu ertragen sind, bis uns Tod und Auferstehung in den ewigen Stand wirklicher Seligkeit versetzt haben.

Von dem nun, welcher die Dinge dieses Lebens in einem so niedrigen Grade der Wichtigkeit nicht betrachtet, kann man nicht sagen, daß er die größten Wahrheiten des Christenthums fühle oder glaube. Denn wenn er in den menschlichen Geschäften etwas für groß und wichtig ansieht, wie kann man behaupten, daß er diejenigen Schriftstellen für wahr halte, welche das Leben, und die größten Dinge des Lebens als Däsen, Dünste, Träume und Schatten vorstellen?

Wenn er Ansehen und Glanz und weltliche Ehre, für eine geziemende Glückseligkeit eines Christen hält, wie kann man sagen, daß er jene Lehre fühle oder glaube? Selig seyd ihr, so euch die Menschen hassen, und euch absondern, und schelten euch, und verwerfen euren Namen, als einen Boshaftigen, um des Menschen Sohnes Willen. Denn gewiß wenn irgend eine wahre Seligkeit in dem Ansehen, dem Glanze und der weltliche Ehre zu finden wäre; wenn diese Dinge unser Dichten und Trachten verdienen,

ten, so könnte es unmöglich eine Ursache der größten Freude seyn, wenn wir durch Verfolgungen und Tragsale davon abgezogen werden? Wenn also ein Mensch, um zu zeigen, daß er die wichtigsten Grundlehren des Christenthums fühle und glaube, so leben muß, als lebe er nicht in der Welt, so kann ihn nur diese Gesinnung geschickt machen, die Geschäfte des Lebens zu führen, und dennoch gänzlich Gott zu leben, und unter weltlichen Verrichtungen einen himmlischen Sinn zu behalten. Ja, diese Gesinnung muß ein ieder bey seinen Verrichtungen eben so unumgänglich haben, als unumgänglich die Verrichtungen selbst zulässig seyn müssen.

Der Landmann, welcher das Feld bauet, beschäftigt sich mit einer ehrlichen Arbeit, welche zum Leben nothwendig ist, und sehr wohl zu einem Gott gefälligen Dienste gemacht werden kann. Wenn er aber, nicht zu Beförderung einer vernünftigen Absicht des Lebens, sondern deswegen ackert und arbeitet, um einen Pflug von Silber und Pferdegeschirre von Gold haben zu können, so geht die Zulässigkeit seiner Verrichtungen für ihn verloren, und seine Arbeit wird seine Thorheit.

Ein Handelsmann kann mit Grunde glauben, daß es Gott wohlgefällig sey, wenn er Dinge verkauft, die unschuldig und zum Leben nützlich sind; Dinge, die ihm und andern eine vernünftige Hülfe gewähren, und sie in den Stand setzen, denselben beizustehen, welche des

66 IV Hauptst. die einzige Art

Bestandes bedürfen. Wenn er aber, anstatt dessen, nur mit Absicht auf sich selbst, ohne irgend andre Regeln, als die, welche ihm seine eignen Neigungen vorschreiben, handelt, wenn seine vornehmste Absicht dabey ist, reich zu werden, damit er Staat machen, sich pflegen, und sein Gewerbe endlich mit einem faulen und wollüstigen Leben vertauschen könne; so verlieret der Handel, in Ansehung seiner, alle Unschuld, und ist so wenig ein Gott gefälliger Dienst, daß er vielmehr für nichts, als für eine seine Bemäntlung der Geldsucht, der Selbstliebe, und des Ehrgeizes erklärt werden kann. Denn so ein Mensch verkehret die Nothwendigkeit seines Gewerbes in Stolz und Geiz, so wie der Trunkenbold und Epikurer die Nothwendigkeit des Essens und Trinkens in Schlemmnerey und Trunkenheit verkehret. Der nun, welcher zu dem Ende früh und spät auf ist, schwizet und arbeitet, damit er einmal reich werde, und in Lust und Freude leben möge, lebt eben so wenig zur Ehre Gottes, als der, welcher zu diesem Ende spielt. Denn obgleich zwischen Handeln und Spielen ein großer Unterschied ist, so geht doch der größte Theil dieses Unterschieds alsdenn verloren, wenn Leute mit eben den Bestrebungen und Neigungen, zu eben dem Ende ihre Handlung treiben, mit welchen und zu welchem andre spielen. Mildigkeit und Kleiderpracht sind ganz verschiedene Dinge; wenn aber dieser und jener aus eben den Ursachen Almosen austheilet, aus welchen sich andre prächtig kleiden



den, nehmlich bloß um gesehen und bewundert zu werden, so ist die Wildigkeit nichts besser, als die Eitelkeit des Puges. Dergleichen auch, wenn gewisse Leute aus eben den Bewegungsgründen bey ihrem Handel arbeitsam und unverdrossen sind, aus welchen andre unermüdet spielen, so wird beyder Mühe einander gleich.

Calidus hat länger als dreyßig Jahr seinen Handel in der größten Stadt des Königreichs getrieben, und seit so mancher Zeit ist sein Handel und sein Glück immer größer geworden. Jede Stunde des Tages ist für ihn eine Stunde der Beschäftigung, und ob er gleich rechtschaffen ist und trinkt, so scheint er doch jede Mahlzeit in der größten Eilfertigkeit zu halten, und er wollte gern sein Danket dem Herrn nach Tische beten, wenn er nur Zeit hätte. Calidus beschließt jeden Tag im Weinhause, länger aber als gegen neun Uhr kann er nicht bleiben. Er ist genöthiget alle Abende ein rechtschaffen Glas Wein zu trinken, um sich seiner Handlungsgedanken zu ent schlagen und seine Lebensgeister zum Schlaf vorzubereiten. Die ganze Zeit über, die er auf ist, ist er beschäftigt, und er hat schon verschiedne Sachen abgethan, noch ehe er des Morgens in sein Contoir kommen kann. Sein Gebet bestehet aus einen oder zwey kur. Seufzern, die er nie verabsäumen wird, weil das Wetter stürmisch ist, weil er immer ein- oder das andere auf der See hat. Calidu wird euch mit vielen Freuden sagen, daß er diese unruhige Lebensart schon so manche Jahre geführt.

führt, und daß sie ihm gewiß längst das Leben gekostet hätte, wenn er sich nicht zum Gesetze gemacht, sich alle Sonnabende aus der Stadt zu begeben, und sich den Sonntag auf dem Lande zu einem Tage der Ruhe und des Wohllebens zu machen.

Nunmehr ist er so reich, daß er sich seinen Geschäften ganz entziehen, und in seinem Alter ein hübsches Haus auf dem Lande, zum Zeitvertreibe, bauen möchte; nur fürchtet er sich, er möchte melancholisch werden, wenn er sein Gewerbe gar aufgäbe. Er wird euch mit der größten Ernsthaftigkeit sagen, es sey für einen Mann, welcher gewohnt gewesen, Geld zu verdienen, sehr gefährlich, sich dieser Gewohnheit jemalen zu entschlagen. Und wenn es frommen Gesanken irgend einmal gelingt, sich in seinen Kopf einzunisten, so tröstet sich Calidus selbst damit, daß er niemals ein Freund der Ketzer und Ungläubigen gewesen, daß er den Predigern in seinen Kirchspiele alle Höflichkeit erwiesen, und sehr oft für die Armenschulen etwas geschenkt habe.

Nun aber ist diese Lebensart von allen Lehren und Vorschriften des Christenthums so weit entfernt, daß sie unmöglich jemand aus Unwissenheit oder Schwachheit führen kann. Calidus kann sich eben so wenig einbilden, daß er vom Geiste wiedergeboren sey, daß er eine neue Creatur in Christo sey, [Joh. III. 6:] daß er hier als ein Fremder und Pilgrim lebe, [1 Petr. II. 11,] und nach dem trachte, was  
droben

droben ist, und nicht nach dem, was auf Erden ist, [Coloss. III. 2:] er kann sich, sage ich, dieses eben so wenig einbilden, als er sich einbilden kann, in seinem ganzen Leben ein Apostel gewesen zu seyn, Wunder gethan und das Evangelium geprediget zu haben.

Man muß gestehen, daß der größte Theil der Handelsleute, besonders in großen Städten, dem Calidus nur allzugleich ist. Die ganze Woche über sind sie in Geschäften vergraben, und unfähig, an irgend etwas anders zu denken. den Sonntag aber bringen sie in Faulheit und Ergötlichkeiten, mit Lustreisen auf das Land, mit Besuchen und so fröhlichen Zusammenkünften zu, daß dieser Tag oft der schlimmste in der ganzen Woche wird.

Nun aber leben sie nicht deswegen so, weil sie sich mit **weniger Sorge**, und mit **geringerer Arbeitsamkeit** in ihren Geschäften, nicht erhalten könnten; sondern sie leben deswegen so, weil sie durch ihr Gewerbe reich werden, und ihre Familie in ein solches Ansehen, und in solche gute Umstände setzen wollen, dergleichen das Leben eines vernünftigen Christen zu verschaffen keine Gelegenheit hat. Man schaffe nur diese Heimsinnung weg, und sogleich werden alle Handelsleute Muffe genug haben, jeden Tag als Christen zu leben, jede Pflicht des Evangelii sorgfältig zu erfüllen, ihr Leben zu einer sichtbaren Ausübung der Religion zu machen, und immerfort strenge Beobachter so wohl der Hausandacht, als des öffentlichen Gottesdienstes zu seyn.

Der einzige Weg hierzu aber ist dieser, wenn ein ieder sein Gewerbe als etwas betrachtet, welches er der Ehre Gottes zu widmen verbunden ist; als etwas, welches er auf solche Art treiben muß, daß ein Gott gefälliger Dienst daraus werden kann. Nichts kann in unsern Geschäften recht seyn, was sich nicht nach diesen Regeln richtet. — Der Apostel befehlt den Knechten: ihr Knechte seyd gehorsam euren leiblichen Herren, in Einfältigkeit eures Herzens als Christo. Nicht mit Dienst allein für Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi daß ihr solchen Willen Gottes thut mit gutem Willen, [Ephes. VI. 5]. Alles was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen, [Coloss. III. 23].

Diese Stelle zeigt uns zur Genüge, daß alle Christen, in allen Aemtern und Ständen, gänzlich Gott leben, und die Werke ihres Berufs auf solche Art und zu solchem Ende verrichten sollen, daß sie ein Theil ihrer Frömmigkeit und Verehrung Gottes seyn können. Denn gewiß, wenn arme Sklaven mit ihrem Dienste nicht bloß Menschen gefallen, sondern in allen ihren Handlungen gänzlich auf Gott sehen, und in Einfältigkeit des Herzens, als dem Herrn dienen sollen, so müssen unstreitig Leute von andern Ständen eben so sehr verbunden seyn, bey ihren Geschäften mit eben der Einfältigkeit des Herzens zu Werke zu gehen; sie müssen nicht ihrem eiteln Sinne nachhängen, ihrer Eigenliebe

schmei-

schmeicheln, und ihre weltlichen Leidenschaften befriedigen, sondern alles, was sie zu verrichten haben, als Knechte Gottes verrichten. Denn es wird wohl schwerlich jemand behaupten wollen, daß zwar ein Sklave seine Lebensart Gott weihen, und den Willen Gottes zur einzigen Regel und Absicht machen müsse, der Kaufmann aber eben deswegen nicht nöthig habe, seine Geschäfte im gleichen Geiste der Frömmigkeit zu treiben. Denn dieses wäre eben so abgeschmackt, als wenn man behaupten wolle, ein Mensch müsse gerechter und gläubiger seyn, als der andre.

Es ist also unwidersprechlich gewiß, daß sich kein Christ weiter, oder zu einem andern Ende in die Geschäfte einlassen muß, als so fern er sie in Einfältigkeit des Herzens Gott, als einen ihm gefälligen Dienst, zum Opfer bringen kann. Denn der Sohn Gottes hat uns zu diesem einzigen Ende erlöst, daß wir durch ein vernünftiges und frommes Leben, zur Ehre Gottes leben sollen; und dieses ist auch die einzige Regel und Richtschnur für alle Arten und für alle Stände des Lebens. Ohne diese Regel wird die zulässigste Beschäftigung, zu einer Beschäftigung voll Sünde.

Man sondre sie von dem Leben eines Geistlichen ab, und sein heiliges Amt wird ihm zu weiter nichts helfen, als daß es ihn einer größern Verdammung aussetzt. Man sondre sie von dem Leben der Kaufleute ab, und aus ihren Niederlagen, werden eben-so viel Sünde

des Geizes und des schändlichsten Wuchers werden. Man sondre sie von dem Leben der Vornehmen ab, und ihr ganzer Lebenslauf wird ein Zusammenhang von Sinnlichkeit, Stolz und Muthwillen seyn. Man sondre diese Regeln von unsern Tischen ab, und alles wird sich in Schlemmieren und Trunkenheit verkehren. Man sondre sie von unsrer Kleidung und unsrer Tracht ab, und alles wird zu Schminke und Putz und zu so lächerlichen Auszierungen werden, daß sie dem, der sie trägt, zu einer wirklichen Schande gereichen. Man sondre sie von dem Gebrauche unsrer Glücksgüter ab, und man wird finden, daß die Menschen bey sonst nichts sparsam sind, als bey Liebeswerken. Man sondre sie von unsern Ergötzlichkeiten ab, und keine Kurzweile wird nichtig genug, kein Zeitvertreib eitel und verderbt genug seyn, daß er nicht die Lust und Freude der Christen werden könne.

Wenn wir also Gott zu leben verlangen, so müssen wir nothwendig unser ganzes Leben diesem Befehle unterwerfen, daß wir nehmlich seine Ehre zur einzigen Regel und Richtschnur aller unsrer Handlungen in jedem Stande des Lebens machen. Denn es giebt keine andre wahre Frömmigkeit, als wenn man in den gemeinen Beschäftigungen unsers Lebens Gott gewidmet lebt.

Es muß sich daher der Mensch nicht mit der bloßen Zulässigkeit seiner Verrichtungen begnügen, sondern er muß auch betrachten, ob er

so darinn verführet, wie er mit jedem Dinge, als ein Fremdling und Pilgrim verfahren soll, der auf die Auferstehung Jesu Christi getauft ist, und ihm mit einem heiligen und unsträflichen Leben, in Entsagung aller weltlichen Lüste, und in Reinigung und Vorbereitung seiner Seele zu dem seligen Genuß Gottes folgen soll.

Denn eitel, oder stolz, oder geizig, oder rühmsüchtig in unserm gewöhnlichen Lebenswandel seyn, ist diesen heiligen Gesinnungen, welche das Christenthum erfordert, eben so sehr zuwider, als Betriegercy und Unehrllichkeit.

Wenn ein Schlemmer zur Entschuldigung seiner Schlemmereyen sagen wollte, daß er nichts esse, als was zu essen erlaubt sey, so würde er sich eben so gut entschuldigen, als wenn der geizige, geizige und eitle Handelsmann sagte, er treibe keinen andern als erlaubten Verkehr. Denn da ein Christ nicht allein ein ehrllicher Mann seyn, sondern auch den Geist Christi haben und sein Leben zu einer beständigen Ausübung der Demuth, Reue und himmlischen Neigungen machen soll, so sind alle hiemit streitende Eigenschaften dem Christenthume eben so sehr zuwider, als Betriegercy und Unehrllichkeit.

Die ganze Sache läuft also deutlich dahin: aus, daß alles unordentliche Verfahren im Handel und in Geschäften nicht besser als der unordentliche Gebrauch des Essens und Trinkens ist.

Stolze Absichten und eitle Begierden sind bey unsern weltlichen Geschäften eben so wirkliche Laster und Unarten, als es die Heuchelei bey dem Gebet, und die Eitelkeit im Almosengeben sind. Und man kann keinen einzigen Grund angeben, warum uns die Eitelkeit bey dem Almosengeben Gott verhasst mache, welcher nicht auch beweise, daß ihm jede andre Art des Stolzes eben so gebärgig sey. Der, welcher in seinem Beruffe arbeitet, damit er in der Welt eine Figur machen und die Augen des Volks auf den Glanz seines Standes ziehen möge, ist von der frommen Demuth eines Christen eben so weit entfernt, als der, welcher Almosen giebt, um von den Menschen gesehen zu werden. Denn die Ursache, warum Stolz und Eitelkeit unser Gebet und Almosen Gott zu einem unangenehmen Dienste machen, liegt nicht darinn, weil in dem Gebet und in den Almosen irgend etwas besonders sey, daß sich mit dem Stolz nicht vertragen könne, sondern darinn, weil der Stolz überhaupt auf keine Art und Weise dem Menschen erlaubt ist; er vernichtet die Gottseligkeit unsrer Gebete und Almosen, weil er die Gottseligkeit eines jeden Dinges, welches er berührt, vernichtet, und eine jede Handlung, an welcher er Antheil hat, unfähig macht, Gott dargebracht zu werden.

Wenn wir uns daher selbst so zertheilen könnten, daß wir in gewissen Dingen demüthig und in gewissen stolz wären, so würde uns diese Demuth ganz und gar nichts nützen, weil Gott eben



eben so wohl von uns verlangt, daß wir in allen unsern Handlungen und Absichten demüthig seyn sollen, als er von uns verlangt, daß wir in allen unsern Handlungen und Absichten aufrichtig und ehrlich seyn sollen.

Und wie ein Mensch nicht deswegen aufrichtig und ehrlich ist, weil er es gegen viele Leute und bey verschiedenen Gelegenheiten ist, sondern weil er gegen jedermann in allen seinen Handlungen ehrlich und aufrichtig verfähret, so ist es auch, gleicher Maassen, mit der Demuth und ieder andern Eigenschaft bewandt, welche eine allgemeine herrschende Fähigkeit unsrer Seele seyn und sich durch alle unsre Handlungen und Absichten erstrecken muß, ehe sie uns zugeschnet werden kann.

Wir pflegen zwar manchmal zu sagen, daß ein Mensch in gewissen Dingen demüthig, und in andern stolz seyn könne; demüthig in seiner Kleidung, aber stolz auf seine Gelehrsamkeit, demüthig in seinem persönlichen Verzeihen, aber stolz in seinen Anschlägen und Absichten. Doch ob dieses gleich in gemeinen Reden gelten kann, wo man sich von wenigen Dingen nach der strengen Wahrheit ausdrückt, so kann es doch alsdenn nicht zugegeben werden, wenn wir das Wesen unsrer Handlungen untersuchen.

Es ist sehr wohl möglich, daß ein Mann, welcher von Betriegeren lebt, in Bezahlung dessen, was er gekauft hat, Wort und Zeit genau halten kann; es ist aber auch jedermann versichert,

thert, daß er dieses aus keinem Antriebe wahrer Ehrlichkeit thut.

Auf gleiche Art ist es gar wohl möglich, daß ein Mann stolz auf sein Vermögen, ehrgeizig in seinen Absichten, eitel auf seine Gelehrsamkeit seyn, und dennoch, von Kleidung und Person, sich so schlecht und rechtsbezeigen kann, als es ein wahrer demüthiger Mann nur immer zu thun pflegt: allein sich einzubilden, daß er aus einem Antriebe gottseliger Demuth so handle, würde eben so abgeschmackt seyn, als sich einzubilden, daß ein Betrieger aus einem Antriebe gottseliger Ehrlichkeit das, was er gekauft, bezahle.

Wie derohalben jede Art der Unehrlichkeit unsre Ansprüche auf ein ehrliches Gemüth vernichtet, so vernichtet auch jede Art des Stolzes unsre Ansprüche auf den Geist der Demuth.

Niemand wundert sich, das Gebete und Almosen, welche aus Stolz und Begierde, sich sehen zu lassen, herkommen. Gott verhasst sind, und gleichwohl kann man eben so leicht beweisen, daß der Stolz in diesen Stücken zu verzeihen sey, als man es von irgend andern beweisen kann.

Wenn wir glauben wollten, daß Gott bey unsern Gebeten und Almosen den Stolz verwerfe, und in Ansehung unsrer Kleidung, unsrer Person, oder unsers Vermögens den Stolz dulde, so würde es eben das seyn, als wenn wir glauben wollten, daß Gott die Falschheit bey einigen Handlungen verdamme, bey andern aber zulasse. Denn der Stolz in einem Dinge ist

von

von dem Stolze in einem andern Dinge nicht mehr unterschieden, als die Beraubung eines Menschen, von der Beraubung eines andern.

Ferner; wenn Stolz und Prahlerey so häßlich sind, daß sie das Verdienst und den Werth der vernünftigsten Handlungen vernichten, so müssen sie ganz unfehlbar eben so häßlich in denjenigen Handlungen seyn, welche bloß in der Schwachheit und in dem Unvermögen unsrer Natur gegründet sind. Zum Exempel das Almosengeben ist von Gott befohlen, als eine Sache, die an sich selbst vortreflich und ein wahrer Beweis unsrer göttlichen Gesinnungen ist; Kleider aber sind bloß verstattet, unsre Schaam zu bedecken. Es muß also ganz gewiß wenigstens ein eben so verhaßter Grad des Stolzes seyn, wenn man in Kleidern eitel ist, als wenn man es bey Austheilung des Almosen ist.

Noch mehr; wir haben den Befehl, ohne Unterlaß zu beten, weil dieses ein Mittel ist, unsre Seelen immer erhabener und göttlicher zu machen; allein Schätze auf dieser Erde zu sammeln, ist uns verbothen. Können wir uns nun wohl einbilden, daß es nicht eben so sträflich seyn sollte, eitel auf diese Schätze zu seyn, die uns Gott zu sammeln verboten hat, als sträflich es ist, eitel auf das Hebet zu seyn, welches wir zu verrichten befohlen sind?

Von den Weibern wird verlangt, daß sie ihre Häupter bedecken [1 Corinth. XI. 10] und sich mit Schaam und Zucht schmücken sollen. [1 Timoth. II. 9.] Wenn sie daher in  
 so

solchen Dingen eitel sind, die ihnen ausdrücklich verboten worden, wenn sie ihren Gesichtern durch Schönpflästerchen und Schminke aufhelfen wollen, die nur durch Schaam und Zucht geschmückt werden können, so haben sie gewiß einen solchen Stolz eben so sehr zu bereuen, als die, welche aus Stolz beten und Werke der Mildigkeit ausüben. Dieses muß nothwendig eingeräumt werden, es sey denn, daß man sagen wollte, es sey eher zu vergeben, wenn wir auf unsre Schaam, als wenn wir auf unsre Tugend stolz wären.

Alle diese Beispiele sollen bloß zeigen, wie nothwendig eine regelmäßige und sich immer selbst gleiche Frömmigkeit sey, die sich durch alle Handlungen unsers gemeinen Lebens erstrecke.

Sie sollen zeigen, daß wir nach den Regeln der christlichen Mäßigkeit und Ehrbarkeit essen und trinken, uns kleiden und reden müssen; daß wir uns mit keinen Geschäften abgeben sollen, als nur mit solchen, welche Gott wirklich gewidmet werden können, daß wir uns auch nicht weiter in dieselben einlassen sollen, als so fern es den vernünftigen Absichten eines frommen und heiligen Lebens zuträglich ist.

Sie sollen zeigen, daß wir nicht allein bey besondern Gelegenheiten ehrlich seyn müssen, nicht bloß bey Dingen, bey welchen der Beyfall der Welt damit zu gewinnen ist, oder die leicht und ohne Gefahr oder Verlust ausgeübet werden können; sondern daß wir von einer so feurigen Neigung zur Gerechtigkeit belebet werden müssen,

müssen, die uns Wahrheit und Aufrichtigkeit in allen möglichen Fällen zu lieben und ihr durch alle Gefahren und durch alle Hindernisse zu folgen nöthiget: und zwar in fester Ueberzeugung, daß, je mehr wir für die Wahrheit bezahlen, desto besser der Kauf sey, und daß unsre Aufrichtigkeit zu einer Perle werde, wenn wir alles fahren gelassen, um nur sie zu erhalten.

Sie sollen zeigen, daß wir nicht allein in solchen Fällen demüthig seyn müssen, wo die Welt Demuth von uns erwartet, oder wo sie mit unsrer natürlichen Denkungsart übereinstimmt, nicht allein bey gewissen besondern Gelegenheiten; sondern daß wir in solchem Geiste der Demuth einhergehen müssen, der uns in unserm ganzen Lebenswandel sanftmüthig und stille erhält, und sich in unsrer Kleidung, in unsrer Person, in unserm Umgange, in unserm Gesusse der Welt, in der Ruhe unsers Gemüths in unsrer Geduld bey Beschimpfungen, in unsrer Ergebenheit gegen die Obern, in unsrer Herablassung gegen Veringere, und in allen äußerlichen Handlungen unsers Lebens, an den Tag legt.

Sie sollen zeigen, daß wir nicht allein gewisse Zeiten und Orte der Andacht widmen müssen, sondern daß wir überall mit dem Geiste der Frömmigkeit, mit gen Himmel gerichteten Herzen, einhergehen, in allen unsern Handlungen auf Gott sehen, alles, was wir thun, als Diener Gottes thun, in der Welt, als in einem heiligen Tempel Gottes leben, und ihn überall,

ob schon nicht mit den Lippen, doch mit der Dankbarkeit unsrer Herzen, mit der Heiligkeit unsrer Handlungen, mit dem gottseligen Gebrauche aller unsrer Gaben, verehren und anbeten müssen. Sie sollen zeigen, daß wir nicht nur dann und wann unsre Gedanken und unser Gebet gen Himmel richten, sondern bey allen Geschäften mit einem himmlischen Geiste, als mystische Glieder des Leibes Christi, zu Werke gehen, und mit neuen Herzen und Sinnen, aus einem irdischen Leben eine Vorbereitung zu jenem herrlichen Leben in dem himmlischen Reiche machen müssen.

Der einzige Weg nun, wie wir zu dieser Frömmigkeit des Geistes gelangen können, ist dieser, wenn wir alle unsre Handlungen eben den Regeln unterwerffen, welchen unsre Andacht und unser Almosen unterworffen ist. Was die Frömmigkeit unsrer Andacht und unsrer Almosen ausmacht, ist bekannt genug; eben dieselben Regeln aber, und eben dieselbe Beziehung auf Gott müssen auch alle unsre übrigen Handlungen zu einem würdigen und Gott angenehmen Dienste machen.

Es ist, hoff ich, weitläufig genug gezeigt worden, wie nothwendig es sey, die Religion an allen Handlungen unsers gemeinen Lebens Antheil nehmen zu lassen, und durchgängig in eben der Beziehung auf Gott zu leben und handeln, in welcher wir beten und Almosen geben.

Essen ist eine von den erlaubtesten Handlungen unsers Lebens, die wir mit allen Thieren gemein haben, und doch sehen wir, daß die Frömmigkeit in allen Weltaltern diese gewöhnliche Handlung des animalischen Lebens gottesdienstlich zu machen gesucht hat, indem man jede Mahlzeit mit Gebet angefangen, und mit Gebet geendet.

Noch finden wir in vielen christlichen Familien einige Ueberbleibsel von dieser Gewohnheit; einige kleine Ueberbleibsel, welche zeigen, daß die Menschen ehemals bey dem Anfange und bey dem Ende ihrer Mahlzeiten Gott angerufen haben. Allein man verfähret in der That, größtentheils, so damit, daß es eher einer Spötterey über die Andacht, als einer feyerlichen Erhebung des Herzens zu Gott, ähnlich sieht. In einigen Häusern zieht der Hausvater etwa seine Mütze ab, in andern steht er etwa halb vom Stuhle auf, und wenn er viel thut, so läßt es ungescheh, als ob er wirklich etwas sagte. Von dem allen aber erhelle doch, daß diese kleinen Beginnungen Ueberbleibsel einer Andacht sind, die einmal bey solcher Gelegenheit üblich war, und daß man wirklich ehemals die Religion mit diesem Theile des gemeinen Lebens verbunden hat.

So weit aber ist es nunmehr mit uns gekommen, daß, obgleich die Gewohnheit sich noch erhalten hat, wir denjenigen doch schwerlich leiden können, der nur einige Ernsthaftigkeit dabey blicken läßt, und daß wir es als ein Zeichen eines fanatischen Wahns ansehen, wenn ein

ein Mensch nicht eben so bald damit fertig ist, als er angefangen hat.

Ich wollte nicht gern das Ansehen haben, als ob ich auf lange Gebete bey dieser Gelegenheit dränge: allein so viel kann ich doch sagen, daß wir, wenn wir bey dieser Gelegenheit beten wollen, verbunden sind, solche Ausdrücke und Worte zu gebrauchen, aus welchen man sehen kann, daß wir Gott um solche Gnade und um solchen Segen seyerlich anrufen, als sich zu diesem Falle schicken. Außerdem wird dieser Späßgebrauch, anstatt unsre Speisen zu segnen, uns geröthnen, die Andacht geringschätzig zu halten, und uns in der unseligen Fertigkeit verheßeln, von unsern Gebeten nicht gerührt zu werden.

Wenn das Haupt einer jeden Familie verbunden zu seyn glaubte, bey jeder Mahlzeit Gott, auf eine anständige Art, seyerlich anzurufen: so würde es sehr leicht zu belehren seyn, daß Schwören, Sinnlichkeit, Schlemmercy und leichtfertige Rede, sich zu Mahlzeiten sehr schlecht schicken, die mit Andacht angefangen und geendet werden.

Und wenn in unsern allgemein verderbten Tagen dieser Theil der Andacht zu einem Späßgebrauche geworden ist, so kommt es unstreitig daher, weil Sinnlichkeit und Unmäßigkeit eine zu große Gewalt über uns erlangt haben, als daß sie uns, mit unsern Mahlzeiten einige Andacht zu verbinden, verstaten sollten. Dieses aber muß ich sagen, wenn wir so fromm wären, als die Juden und Heiden zu allen Zeiten



gewesen sind, so würden wir es für sehr anständig halten, zu Anfange und zu Ende der Mahlzeit zu beten.

Ich habe mich auf diese gottselige Gewohnheit aller Zeitalter, als auf einen Beweis von der Richtigkeit und Vernunftmäßigkeit der in diesem und in den vorhergehenden Hauptstücken vorgetragenen Lehren, berufen; das ist, als auf einen Beweis, daß die Religion die Regel und Richtschnur bey allen unsern Handlungen des gemeinen Lebens seyn müsse. Denn gewiß, wenn wir nicht anders als nach solchen Regeln der Frömmigkeit essen sollen, so erhellet es ganz deutlich, daß wir auch alles andre, was wir sonst thun, jedes in seiner Art, mit eben der Beziehung auf die Ehre Gottes, und in eben der Uebereinstimmung mit den Grundsätzen eines frommen und heiligen Lebens, thun müssen.



### Fünftes Hauptstück.

Personen, die der Nothwendigkeit der Arbeit und Aemter überhoben sind, müssen Gott in einem höhern Grade gewidmet zu seyn glauben.

Ein großer Theil der Welt ist von der Nothwendigkeit der Arbeit und Aemter frey, und hat seine Zeit und seine Glücksgüter in seiner eignen Gewalt.

Wie aber niemand in seinem Amte nach seiner eignen Neigung, oder zu solchem Ende, als ihm selbst gefällig ist, leben, sondern alle seine Geschäfte so verrichten soll, daß sie ein Gott gefälliger Dienst werden können; so haben diejenigen, welche kein besondres Amt verwalten, deswegen ganz und gar keine größere Freyheit, nach ihrem eignen Willen zu leben, ihren eignen Neigungen zu folgen, und ihre Glücksgüter nach eiguem Gutbefinden anzuwenden, sondern sie stehen vielmehr in einer weit stärkern Verbindung, in allen ihren Handlungen gänzlich Gott zu leben.

Die Freyheit ihres Standes unterwirft sie einer weit größern Nothwendigkeit, allezeit nichts anders als das Beste zu wählen und zu thun.

Sie sind diejenigen, von welchen viel gefordert werden soll, weil ihnen viel gegeben worden.

Ein

Ein Sklave kann nur auf eine einzige besondere Art Gott leben; nemlich durch gottselige Geduld und Gelassenheit in dem Stande seiner Sklaverey.

Denjenigen aber, welche ihre eigne Herren sind, welche mit ihrer Zeit und ihren Glücksgütern machen können, was sie wollen, liegen alle Arten eines heiligen Lebens, alle Ausübungen aller und ieder Tugenden ob.

Dergleichen Personen sind also eben so sehr verbunden, ihre Freyheit weislich zu gebrauchen, sich allen Arten der Tugend zu widmen, nach allem, was recht und heilig ist, zu trachten, nach der höchsten Staffel in allen guten Werken zu streben, und Gott auf die beste und vollkommenste Art zu gefallen; sie sind, sage ich, zu einer so weisen Ausführung und zu einem so unumschränkten Bestreben nach Heiligkeit eben so sehr verbunden, als ein Sklave verbunden ist, sich in seinem Stande der Sklaverey Gott zu ergeben.

Ihr seyd kein Landmann, kein Handwerker, kein Kaufmann, kein Soldat; betrachtet euch also selbst, als Personen, welche in einen Stand versetzt sind, der einiger Maassen dem Stande der guten Engel gleich ist, die in die Welt als dienstbare Geister, zum allgemeinen Besten des menschlichen Geschlechts, ausgesandt sind, um denen, welche die ewige Seligkeit ererben sollen, beyzustehen, sie zu beschützen, und ihnen zu dienen.

## 86 V Hauptst. die größte Verbindlichkeit

Denn je freier ihr von den gemeinen Nothwendigkeiten der Menschen seyd, desto mehr seyd ihr verbunden, die höhern Vollkommenheiten der Engel nachzuahmen.

Nöthigen euch, Serena, die Nothwendigkeiten des Lebens, die Sorge für euren Unterhalt, Wasche zu waschen, oder einer Gebietherinn aufzuwarten, welcher ihr alle eure Arbeit widmen müßtet, so würde es alsdenn eure Pflicht seyn, durch allen Gehorsam, alle Demuth und Treue, welche dieser Stand des Lebens verlangt, Gott zu dienen und ihn zu verherrlichen.

Es würde alsdenn eurer Sorgfalt empfohlen seyn, dieses eine Pfund so gut, als möglich, anzulegen; damit ihr, wenn die Zeit nun kömmt, daß die Menschen den Lohn für ihre Arbeit von dem großen Richter der Lebendigen und Todten erhalten sollen, mit einem: Ey du frommer und getreuer Knecht, gebe ein zu deines Herrn Freude! könnst empfangen werden.

Da euch aber Gott fünf Pfunde gegeben hat, da er euch über die Nothwendigkeiten des Lebens hinweg gesetzt hat, da er euch in euren eignen Händen gelassen hat, in der glücklichen Freiheit, die erhabenen Wege der Tugend zu wählen, da er euch mit so mancherley Gaben des Glücks bereichert hat, da er euch sonst nichts zu thun aufgelegt hat, als seine Gnadengaben wohl anzuwenden, und auf die Beförderung eurer eignen Vollkommenheit, der Ehre Gottes und der Wohlfahrt eures Nächsten beflissen zu seyn: so

so ist es nunmehr eure Pflicht, den größten Knechten Gottes nachzuahmen, zu untersuchen, wie die erhabensten Heiligen gelebt haben, alle Künste und Methoden der Vollkommenheit zu studiren, und eurer Liebe und Dankbarkeit gegen den gütigen Urheber so mancherley Segens, keine Grenzen zu setzen.

Es ist nunmehr eure Pflicht, mit euren fünf Pfunden fünf andere zu gewinnen, und zu überlegen, wie ihr aus eurer Zeit aus eurer Mülhe, aus eurer Gesundheit, aus euren Glücksgütern, eben so viel selige Mittel, eure Seele zu reinigen, eure Nebenmenschen auf den Wegen der Tugend zu beschaffen, und endlich zu der größten Höhe der ewigen Herrlichkeit zu gelangen, machen könnt.

Da ihr keine Gebietherinn zu bedienen habt, so laßt eure eigne Seele den Gegenstand eurer täglichen Sorge und Aufmerksamkeit seyn. Bewahret sie für alle Unreinigkeiten, Flecken und Unvollkommenheiten, und leget euch auf alle die heiligen Künste, durch die sie in ihre erste natürliche Reinigkeit wieder hergestellt werden kann.

Macht es zu eurer Lust, ihr so zu dienen, und bittet Gott, sie mit ieder Gnade und Vollkommenheit auszuüben.

Nähret sie mit guten Werken, beruhiget sie in der Einsamkeit, erhaltet sie stark im Gebet, macht sie weise durch fleißiges Lesen, erleuchtet sie durch Nachdenken, macht sie jählich durch Liebe, erweicht sie durch Demuth, erniedriget sie durch Buße, erhebet sie

## 88 V Hauptst. die größte Verbindlichkeit

durch Psalme und Lobgesänge, und stärket sie durch die öftere Betrachtung der künftigen Herrlichkeit. Erhaltet sie in der Gegenwart Gottes, und lehret sie diejenigen Schutzengel nachahmen, welche, ob sie gleich menschlicher Angelegenheiten und der Kleinsten unter den Menschen warten, dennoch allezeit das Angesicht unsers Vaters im Himmel sehen. [Matth. XVIII. 10].

Dieses, Serena, muß euer Dienst, eure Beschäftigung seyn. Denn so gewiß als Gott nur ein Gott ist, so gewiß ist es auch, daß er nur ein Geboth allen Menschen gegeben hat, sie mögen gebunden oder frey, reich oder arm seyn. Und dieses Geboth besteht darinn, daß sie sich nach der Vortreflichkeit derjenigen Natur, die er ihnen gegeben hat, beeifern, der Vernunft gemäß leben, in dem Lichte der Religion wandeln, alle Dinge so, wie es die Weisheit befiehlt, gebrauchen, Gott in allen seinen Gaben verehrlichen, und jeden Stand des Lebens seinem Dienste widmen sollen.

Dieses ist das eine allgemeine Geboth, welches Gott allen Menschen gegeben hat. Habt ihr ein Amt, so seyd ihr verbunden, so vernünftig, so fromm und heilig in Führung dieses Amtes zu leben; habt ihr aber Zeit und Glücksgüter in eurer eignen Gewalt, so seyd ihr verbunden, so vernünftig, so fromm und heilig, in Anwendung aller eurer Zeit und aller andrer Glücksgüter zu leben.

Der

Der richtige gottselige Gebrauch eines jeden Dinges, und einer jeden Fähigkeit, ist die unumgängliche Pflicht eines jeden Wesens, welches Recht und Unrecht zu erkennen fähig ist.

Denn die Ursache, warum wir irgend etwas so thun sollen, als ob wir es Gott thäten, warum wir hier und da auf unsre Pflicht, und auf die Verbindung, in welcher wir mit ihm stehen, sehen sollen, ist eben die Ursache, warum wir alles und jedes so thun sollen, als ob wir es Gott thäten, warum wir überall auf unsre Pflicht und auf die Verbindung, in welcher wir mit ihm stehen, sehen sollen.

Das, was den Grund abgiebt, warum wir in Führung aller unsrer Geschäfte weise und heilig seyn sollen, ist auch zugleich der Grund, warum wir in Anwendung aller unsrer Gelder weise und heilig seyn sollen.

Wie wir allezeit eben dieselbe Natur haben, wie wir überall Knechte eben desselben Gottes sind, wie seine Gegenwart einen Ort wie den andern erfüllet, wie ein Ding, sowohl als das andre, im Geschenk ist, so müssen wir auch allezeit der Vernunft unsrer Natur gemäß leben; wir müssen alles und jedes als Knechte Gottes thun; wir müssen an jedem Orte, als in seiner Gegenwart leben; wir müssen jedes Ding so gebrauchen, wie etwas, das Gott angehört, gebraucht werden muß.

Diese Frömmigkeit, Weisheit und Andacht muß sich entweder auf allen Wegen des Lebens zeigen, und sich in dem Gebrauche aller und je-

## 90 V. Hauptst. die größte Verbindlichkeit

der Dinge äußern, oder sie hat mit keinem Stücke des Lebens etwas zu thun.

Wenn wir bey irgend einem Dinge, zu irgend einer Zeit, an irgend einem Orte, uns selbst oder Gott vergessen, unsre Vernunft vernachlässigen, und nach eigener Phantasie leben dürfen, so müßte es vergönnt seyn, ein gleiches bey jedem Dinge, zu ieder Zeit und an jedem Orte zu thun.

Wenn sich daher manche Leute einbilden, daß sie zwar in der Kirche gesetzt und fernerlich seyn müßten, zu Hause aber läppisch und ausgelassen seyn dürfen; daß sie zwar des Sonntags nach gewissen Vorschriften leben müßten, die andern Tage aber, nach Gelegenheit, verbringen dürfen; daß sie zwar gewisse Zeiten dem Gebete widmen müßten, ihre übrige Zeit aber nach eigenem Wohlgefallen anwenden dürfen; daß sie zwar etwas Geld zu milden Werken bestimmen müßten, das übrige aber, wie sie nur selbst wollten, verschwenden dürfen: so haben solche Leute das Wesen der Religion und die wahren Ursachen der Frömmigkeit nie genug überlegt. Denn der, welcher vernünftige Gründe angeben kann, warum man in der Kirche weise und himmlisch gesinnt seyn muß, muß auch beweisen können, daß wir beständig eben diese Gesinnungen auch an allen andern Orten haben sollen. Der, welcher gründlich weiß, warum er einige Zeit wohl anwenden soll, muß auch wissen, daß es durchaus nicht erlaubt sey, irgend einige Zeit schlecht zu verbringen. Der,

wel-



welcher die Billigkeit und Vortreflichkeit der christlichen Milde gehörig einsieht, muß auch einsehen, daß es ganz und gar nicht verdonnt sey, irgend einen Theil unsers Geldes, in Stolz und Thorheit, mit unnöthigen Ausgaben zu verschwenden.

Denn ieder Grund, welcher die Weisheit und Vortreflichkeit der christlichen Milde beweiset, beweiset zugleich, daß es weise gehandelt sey, wenn wir alle unsre Glücksgüter wohl anwenden. Jeder Grund, aus welchem erhellet, daß es weise und vernünftig sey, gewisse Zeiten dem Gebete zu bestimmen, zeigt zugleich, daß es eben so weise und vernünftig sey, nicht den geringsten Theil unsrer Zeit zu verlieren.

Wenn jemand beweisen konnte, daß wir eben nicht immer, als vor dem Angesichte Gottes, handeln dürften; daß wir eben nicht jedes Ding, als ein Geschenk Gottes, ansehen und brauchen dürften; daß wir eben nicht allezeit nach der Vernunft leben und die Religion zur Vorschrift aller unsrer Handlungen machen dürften: so würde er zu gleicher Zeit bewiesen haben, daß wir niemals, als vor dem Angesichte Gottes handeln, und bei keiner unsrer Handlungen Vernunft und Religion zur Richtschnur nehmen dürften. Wenn wir daher zu irgend einer Zeit, oder an irgend einem Orte vor Gott leben müssen, so müssen wir zu allen Zeiten und an allen Orten vor ihm leben. Wenn wir irgend etwas als ein Geschenk Gottes brauchen müssen, so müssen wir alles und jedes als ein Geschenk von ihm brauchen. Wenn wir

## 92 V Hauptst. die größte Verbindlichkeit

wie irgend etwas nach den strengen Regeln der Vernunft und Frömmigkeit verrichten müssen, so müssen wir alles und jedes auf eben diese Art verrichten. Denn Vernunft, und Weisheit und Frömmigkeit sind eben so wohl zu allen Zeiten und an allen Orten das Beste, als sie zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten das Beste sind.

Wenn unsre Ehre und Glückseligkeit darinne besteht, daß wir eine vernünftige Natur haben, welche mit Weisheit und Verstand begabet, und die göttliche Natur nachzuahmen fähig ist; so fordert es unsre Ehre und Glückseligkeit, unsren Verstand und unsre Weisheit immer vollkommner zu machen, nach der Vortreflichkeit unsrer vernünftigen Natur zu handeln, und Gott in allen unsern Handlungen, so weit es unsre Kräfte zulassen, nachzuahmen. Diejenigen also, welche die Religion auf gewisse Zeiten und Orte, auf wenige kleine Regeln in der Einsamkeit einschränken, welche glauben, es sey zu streng und zu hart, wenn man die Religion auch in das gemeine Leben einführen, und von ihr Vorschriften zu allen unsern Handlungen und Lebensarten nehmen wollte, diese, sage ich, verkennen die Religion, verkennen das ganze Wesen der Religion. Denn diejenigen verkennen sicherlich das ganze Wesen der Religion, welche glauben können, ein Theil ihres Lebens habe mehr oder weniger mit ihr zu thun, als der andre. Diejenigen verkennen sicherlich das ganze Wesen der Weisheit,

heit, welche es nicht für begehrenswürdig halten, allezeit weise zu seyn. Der weiß von dem Wesen der Frömmigkeit nichts, welchem es zu viel dünkt, in allen seinen Handlungen fromm zu seyn. Der muß es nicht hinlänglich wissen, was Vernunft ist, welcher nicht ernstlich versangt, in allen Dingen ihr gemäß zu leben.

Wenn wir eine Religion hätten, welche voller abgeschmackten Aberglauben wäre, und wobei die Vollkommenheit unsrer Natur nicht in Betrachtung käme, so könnte sich der gemeine Haufe mit Recht freuen, wenn dieser oder jener Theil des Lebens mit ihr nichts zu thun hätte. Da aber die Religion des Evangelii nichts als die Verbesserung und Erhöhung unsrer besten Fähigkeiten ist, da sie ein höchst vernünftiges Leben verlangt, da sie von uns fordert, daß wir die Welt nur so brauchen sollen, wie sie nach der Vernunft gebraucht werden muß, daß wir nach solchen Neigungen leben sollen, die einem vernünftigen Wesen zur Ehre gereichen können, daß wir in solcher Weisheit, die unsre Natur zu erhöhen vermag, wandeln und solche Frömmigkeit, als uns zu Gott erhebet, ausüben sollen: wer kann es für beschwerlich halten, allezeit in dem Geiste einer solchen Religion zu leben, und jeden Theil seines Lebens mit ihr zu erfüllen, als nur der, welcher es noch für weit beschwerlicher halten würde, so zu seyn, als die Engel Gottes im Himmel?

Ferner; so wie Gott ein und eben dasselbe Wesen ist, und allezeit sich selbst gleich und nach  
seiner

## 94 V Hauptst. die größte Verbindlichkeit

seiner ihm eignen Natur handelt, so ist es auch die Pflicht eines jeden Wesens, das er erschaffen hat, nach der Natur, die er ihm ertheilet, zu leben, und allezeit sich selbst gleich zu handeln.

Es ist daher ein unveränderliches Gesetz Gottes, daß alle vernünftige Wesen in allen ihren Handlungen vernünftig handeln sollen; nicht bloß zu dieser Zeit, oder an einem Orte, nicht bloß bei dieser Gelegenheit oder in dem Gebrauche irgend eines Dinges insbesondere, sondern zu allen Zeiten, an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, und in dem Gebrauche aller Dinge. Dieses ist ein Gesetz, welches eben so unveränderlich ist, als Gott selbst, und kann eben so wenig aufhören zu verbinden, als Gott aufhören kann, ein Gott der Weisheit und Ordnung zu seyn.

Wenn daher irgend ein Wesen, welches mit Vernunft begabet ist, zu irgend einer Zeit, oder an irgend einem Orte, etwas unvernünftiges thut, so sündigt es wider das große Gesetz seiner Natur, schändet sich selbst, und sündigt wider Gott, welcher der Urheber dieser seiner Natur ist.

Dieserjenigen folglich, welche irgend eine Eitelkeit, ehrsüchtige Mode, Gewohnheit und Neigung der Welt, irgend einen Mißbrauch unsrer Zeit und unsers Geldes vertheidigen, vertheidigen eine Empörung wider unsre eigne Natur, eine Empörung wider Gott, welcher uns die Vernunft zu keinem andern Ende gegeben hat,

hat, als daß wir sie auf allen Wegen unsers Lebens zur Regel und Richtschnur machen sollen.

Wenn ihr also irgend einer Thorheit oder Ausschweifung schuldig seyd, oder irgend einer übeln Neigung nachhängt, so sehet dieses nicht als eine geringe Sache an, wie es vielleicht, in Vergleichung mit andern Sünden, scheinen möchte; sondern sehet es als etwas an, wodurch ihr eurer Natur zuwider handelt, und alsdenn werdet ihr erkennen, daß nichts gering ist, was unvernünftig ist. Denn alle unvernünftigen Handlungen sind der Natur aller vernünftigen Wesen, so wohl der Menschen als Engel, zuwider, und weder diese noch jene sind Götter länger angenehm, als so lange sie der Vernunft und Vortreflichkeit ihrer Natur gemäß handeln.

Die Schwachheiten des menschlichen Lebens machen, daß wir Speise und Kleidung nöthig haben, welche die Engel nicht brauchen. Es ist uns aber eben so wenig erlaubt, diese Nothwendigkeiten in Thorheiten zu verkehren, und der Wollust im Essen und Trinken, oder der Eitelkeit in der Kleidung nachzuhängen, als es den Engeln erlaubt ist, etwas zu thun, was unter der Würde ihres eignen Standes ist. Denn ein vernünftiges Leben und ein weiser Gebrauch der Umstände, in welchen wir uns befinden, ist eben so wohl die Pflicht aller Menschen, als es die Pflicht aller Engel und vernünftigen Wesen ist. Es sind dieses nicht leere abgejonderete Begriffe, oder fruchtlose Einbildungen,

## 96 V Hauptst. die größte Verbindlichkeit

dungen, sondern es sind die Klaren und unleugbaren Gesetze, welche in der Natur der vernünftigen Wesen gegründet sind, die als solche nach der Vernunft leben, und Gott durch einen beständigen rechten Gebrauch aller ihrer Gaben und Fähigkeiten verherrlichen sollen. Und obgleich die Menschen keine Engel sind, so können sie doch aus der Betrachtung des Stands des und der Vollkommenheit der Engel lernen, zu welchem Ende und nach was für Regeln sie leben und handeln sollen. Auf diese Seite hat unser Heiland offenbar unsre Gedanken zu richten gesucht, indem er die Bitte: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, zu einem beständigen Stücke unsers Gebets gemacht hat. Ein klarer Beweis, daß der Gehorsam der Menschen dem Gehorsame der Engel nachahmen soll, und die vernünftigen Wesen auf der Erde eben so wohl vor Gott leben müssen, als die vernünftigen Wesen im Himmel.

Wenn ihr euch also in euren Gedanken vorstellen wollet, wie die Christen vor Gott leben, und in welchem Grade der Weisheit und Heiligkeit sie die Dinge dieses Lebens brauchen sollen, so müßt ihr nicht auf die Welt, sondern auf Gott und auf die Gemeinschaft der Engel sehen, und überlegen, wie viel Weisheit und Heiligkeit hinlänglich sey, euch zu einem solchen Stande der Herrlichkeit vorzubereiten. Ihr müßt auf alle die erhabensten Geborthe des Evangelii sehen, ihr müßt euch selbst nach dem Geiste Christi prüfen,

prüfen, ihr müßt euch vorstellen, wie die weisesten Menschen in der Welt gelebt haben, ihr müßt überlegen, wie abgeschiedene Seelen leben würden, wenn sie das kurze menschliche Leben noch einmal anfangen könnten, ihr müßt erwägen, was für einen Grad der Weisheit und Heiligkeit ihr euch selbst, in dem Augenblicke, da ihr die Welt verlassen müßt, wünschen wolltet.

Es heißt dieses nicht, die Sache übertreiben, oder sich eine unnöthige Vollkommenheit vorstellen. Es ist weiter nichts, als den Rath des Apostels Statt finden lassen, wenn er sagt: Endlich, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend. ist etwa ein Lob, dem denket nach. Denn niemand kann sich der Lehre dieser Stelle nähern, als der, welcher sich vorsetzt, alles und jedes in diesem Leben als ein Knecht Gottes zu thun, in allem, was er thut, nach der Vernunft zu leben, und die Weisheit und Heiligkeit des Evangelii zur Regel und Richtschnur bey Begehrung und Anwendung einer jeden Gabe Gottes zu machen.



## Sechstes Hauptstück.

Wie nothwendig und nützlich es sey,  
einen weissen und heiligen Gebrauch von  
unserm Vermögen, und unsern Glücks-  
gütern zu machen.

---

**S**o wie die Heiligkeit des Christenthums alle Ämter und Geschäfte des Lebens Gott widmet, so wie sie uns befiehlt, nach einem allgemeinen Gehorsame zu streben, und alles und jedes, als Knechte Gottes, zu thun und zu brauchen; eben so sind wir, noch ins besondere, verbunden, diese religiöse Strenge bey dem Gebrauche unsers Vermögens und unser Glücks-  
güter zu beobachten.

Die Ursache hiervon zeigt sich ganz klar, wenn wir nur überlegen, daß unser Vermögen eben sowohl ein Geschenk Gottes ist, als unsre Augen oder unsre Hände, und daß es eben so wenig vergraben, oder nach Gutbefinden verschwendet werden darf, als wir uns die Augen ausreißen, oder andre Glieder, nach unserm Gefallen, verstümmeln dürfen.

Doch, außer dieser Betrachtung, finden sich noch verschiedene andre große und wichtige Ursachen, warum wir bey Anwendung unsers Vermögens eine strenge Heiligkeit beobachten müssen.

Erstlich, weil die Art, wie wir unser Geld ausgeben, oder unser Vermögen anlegen, einen  
so



# VI Hptst. von dem rechten Gebrauche: c. 99

so starken Einfluß in das Geschäfte eines jeden Tages hat, und einen so großen Theil unsers gemeinen Lebens ausmacht, daß unser Gemeines Leben größten Theils von eben der Beschaffenheit seyn muß, von welcher unsre gemeine Art und Weise ist, auf die wir unser Vermögen anlegen. Wenn uns Vernunft und Religion in diesem Stücke regiren, so haben Vernunft und Religion schon viel über uns gewonnen; allein wenn Eigensinn, Stolz und Einbildung die Regeln bey Anwendung unsers Vermögens sind, so werden Eigensinn, Stolz und Einbildung die Herrschaft über den größten Theil unsers Lebens haben.

Zweyteno ist eine andre große Ursache, warum wir unser ganzes Vermögen zu keinem andern als heiligem Gebrauche widmen sollen, diese, weil es zu den vortreflichsten Absichten kann gebraucht werden, und ein vorzügliches Mittel, gutes zu thun, ist. Wenn wir es verschwenden, so verschwenden wir nicht eine Nichtigkeit, welche wenig auf sich hat, sondern wir verschwenden das, wodurch wir dem Blinden die Augen, den Wittwen ihre Gatten, den Waisen ihre Väter hätten ersetzen können. Wir verschwenden das, was uns nicht allein geschickt macht, denen, die im Elende sind, mit weltlicher Hülfe beizustehen, sondern das, wodurch wir uns selbst ewige Schätze im Himmel sammeln können. Wenn wir uns also unsers Geldes auf thörichte Weise entschlagen, so entschlagen wir uns sehr wichtiger Mittel, unsern Liebesgeschöpfen bey-

justichen, und uns selbst auf ewig glücklich zu machen.

Wenn nichts so rühmlich ist, als gutes thun, wenn nichts ist, was uns Gott so ähnlich machen könne; so kann den dem Gebrauche unsers Geldes nichts rühmlicher seyn, als wenn wir es ganz und gar zu Werken der Liebe und Milde anwenden, und uns zu Freunden, Vätern und Wohlthätern unsrer Nebengeschöpfe machen, indem wir die göttliche Liebe nachahmen und alle unser Vermögen zu Handlungen der Großmuth, Sorgfalt und Keuschigkeit, für die, welche es nöthig haben, widmen.

Wenn jemand Augen, Hände und Füße hätte, die er denen, welchen sie fehlten, geben könnte, und er wollte sie lieber in einen Kasten verschließen, oder für sich selbst einen unnöthigen und lächerlichen Gebrauch davon machen, anstatt daß er sie seinen blinden und lahmen Brüdern gäbe, würden wir ihn nicht für den unmenschlichsten Bösewicht halten? Wenn er lieber sein Haus mit diesen Dingen auspacken, als sie denen, welchen Augen und Hände fehlten, geben und sich dadurch den Anspruch auf eine ewige Belohnung erwerben wollte, würden wir ihn nicht mit Recht für unsinnig halten?

Nun aber kann das Geld ziemlich den Mangel der Augen und Füße ersetzen; und wenn wir es also entweder in die Kasten verschließen, oder es durch unnöthige und lächerliche Ausgaben verschwenden, inzwischen da es den Armen

Armen und Elenden zu den Nothwendigkeiten des Lebens mangelt, wenn wir es zu lächerlichen Zierrathen des Puzes anwenden, in welchen da andre nackend erstarren: so sind wir nicht weit von der Grausamkeit desjenigen entfernt, welcher sein Haus lieber mit Händen und Augen meubliren, als sie denen, welchen sie fehlen, geben wollte. Wenn wir uns lieber kostbare Ergötzlichkeiten, welche keinen wirklichen Nutzen haben, und auch keinem wirklichen Mangel abhelfen, verschaffen, als, durch guten Gebrauch unsers Geldes, einen Anspruch auf eine ewige Belohnung erwerben wollen; so machen wir uns der Unsinnigkeit desjenigen schuldig, welcher Augen und Hände lieber verschließen, als sie denen, welchen sie fehlen, geben und sich dadurch auf ewig glücklich machen wollte.

Denn wenn wir unsre eigne Nothdurst, so weit es Vernunft und Mäßigkeit erfordern, befriediget, so ist unser übriges Geld alle gleich Augen und Händen, die man sparen will; es ist etwas, das wir, ohne einen thörichtem Gebrauch davon zu machen, nicht selbst behalten können; etwas, das man nur alsdenn wohl anwendet, wenn man es denen giebt, welchen es mangelt.

Drittens; wenn wir unser Geld verschwenden, so machen wir uns nicht blos der Verschwendung eines Pfundes, welches uns Gott gegeben, nicht blos der Unbrauchbarmachung eines so kräftigen Mittels, gutes zu thun, schul-

dig, sondern wir thun uns auch noch diesen Schaden, daß wir ein so nütliches Pfund in ein kräftiges Mittel, uns selbst zu verderben, verkehren; denn es kann nur so fern übel angewendet werden, als es zu Befriedigung dieser oder jener übeln Neigung, zu Stillung dieser oder jener unvernünftigen Begierde, zu Beobachtung der Moden und zu Ausübung des weltlichen Stolzes angewendet wird, welchen wir, als Christen und vernünftige Menschen, entsagen sollen.

So wie Witz und seine Gemüthbegaben nicht bloß verlohren gehen, sondern diejenigen, welche sie besitzen, größern Thorheiten bloß stelen, wenn sie der Frömmigkeit nicht auf das genaueste gewidmet werden; so geht auch das Geld, wenn es nicht der Vernunft und Religion vollkommen gemäß angewendet wird, nicht bloß verlohren, sondern es wird auch seine Besitzer zu größern Thorheiten verleiten, und machen, daß sie ein weit abgeschmackter und ausschweifender Leben führen, als sie ohne dasselbe würden geführt haben. Wenn ihr daher euer Geld nicht dazu anwendet, daß ihr andern gutes thut, so könnt ihr es nicht anders, als zu eurem eignen Nachtheile anwenden. Ihr werdet gleich einen Menschen handeln, welcher einem kranken Freunde etwas zur Herzstärkung versaget, ob er es gleich selbst nicht trinken kann, ohne sein Blut zu entzündn. Denn nicht anders ist es mit dem überflüssigen Gelde beschaffen; wenn ihr es denen gebt, die daran Mangel haben,

ben, so ist es eine **Herzstärkung**; verwendet ihr es aber für euch selbst an unnöthige Dinge, so entzündet und verwirret es euer Gemüth und macht euch weit schlimmer, als ihr ohne dasselbe würdet gewesen seyn.

Betrachtet noch einmal die vorerwähnte Vergleichung; wenn der Mensch, welcher von den mehreren Händen und Augen, die er weggeben könnte, den gehörigen Gebrauch nicht machen wollte, dadurch, daß er es unaufhörlich versuchte, sie selbst zu brauchen, seine eignen Augen und Hände verdürbe, würden wir ihn nicht mit Recht einer noch weit größern Unsinzigkeit beschuldigen können?

Nun aber hat es mit den Reichthümern, die wir für uns selbst mit eiteln und unnöthigen Ausgaben verschwenden, vollkommen eben diese Verwandtniß; wenn wir sie da, wo sie keinen wirklichen Nutzen haben, und auch keinem wirklichen Mangel abhelfen, zu brauchen suchen, so brauchen wir sie zu unserm größten Schaden, indem sie unvernünfftige Begierden hervorbringen, üble Neigungen unterhalten, unsern Leidenschaften schmeicheln, und die weltliche und eitle Gemüthsart bestärken. Denn herrliches Essen und Trinken, feine Kleider, schöne Häuser, Pracht und Staat, lustige Zeitvertreibe und Ergödzungen, verderben insgesamt natürlicher Weise unsre Herzen; sie sind die Nahrung aller Thorheiten und Schwachheiten unsrer Natur, und die gewissen Mittel, uns in allen unsern Neigungen eitel und weltlich zu machen.

machen. Sie unterstützen alle etwas, was nicht unterstützt werden sollte; sie sind alle der Mäßigkeit und Frömmigkeit des Herzens zuwider, die uns allein das, was göttlich ist, annehmen machen müssen; sie sind gleich eben so vielen Gewichten, welche unsern Geist belastigen, und ihn weniger geschickt und weniger geneigt machen, unsre Gedanken und Neigungen zu dem, was droben ist, zu erheben.

Das Geld also, welches so angewendet worden, ist nicht bloß verschwendet und verlohren, sondern es ist zu bösen Absichten und zu elenden Wirkungen angewendet; es ist dazu angewendet, daß es unsre Herzen verderben und verwirren und uns unfähiger machen soll, nach den erhabenen Lehren des Evangelii zu leben. Es ist nichts anders, als den Armen Geld vorzuenthalten, um sich selbst Gift dafür zu kaufen.

Denn so viel man desselben auf die Eitelkeit des Puzes verwendet, so viel muß man auf die Befestigung der Eitelkeit in unsern Gemüthern verwendet zu haben glauben. So viel man desselben für Bequemlichkeit und Wohlleben ausgiebt, so viel wird man, unsre Herzen stumpf und sinnlich zu machen, ausgegeben haben. So viel man desselben mit Pracht und Staat verthut, so viel muß man, unsre eignen Augen zu verblenden, und uns zum Abgott unsrer eignen Einbildungskraft zu machen, verthan zu haben glauben. Und so ist es mit allen Dingen; wenn ihr weiter darinn geht, als es die Nothdurft erfordert, so unterhaltet ihr bloß da:  
mit

## Gebrauche unsers Vermögens. 105

mit diese oder jene unvernünftige Neigung, diese oder jene Gemüthsart, der ein guter Christ zu entsagen verbunden ist.

Wir mögen also unser Vermögen entweder als ein von Gott uns anvertrautes Pfund betrachten, oder wir mögen das viele Gute, welches wir damit stiften können, in Erwegung ziehen, oder wir mögen den großen Schaden bedenken, der uns aus dem übeln Gebrauche desselben zuwachsen kann; es erhellt aus einem wie aus dem andern, daß es durchaus nothwendig ist, Vernunft und Religion zur strengen Richtschnur bey dem Gebrauche unsrer Glücksgüter zu machen.

Jede Ermahnung in der Schrift, weise und vernünftig zu seyn, und nur diejenigen Nothdürftigkeiten zu befriedigen, welche Gott befriediget wissen will; jede Ermahnung, geistlich und himmlisch zu seyn, und nach der herrlichen Verklärung unsrer Natur zu trachten; jede Ermahnung, unsern Nächsten als uns selbst, und das ganze menschliche Geschlecht so zu lieben, wie es Gott geliebet hat, ist ein Geboth, unser Geld nach der strengsten Heiligkeit zu gebrauchen. Denn es kann keiner von diesen Ermahnungen nachgekommen werden, wenn wir nicht bey dem Gebrauche unsrer Glücksgüter, durch brüderliche Liebe und durch Barmherzigkeit, die der Barmherzigkeit Gottes gleich ist, weise und vernünftig, geistlich und himmlisch zu seyn trachten. Diese Eigenschaften und dieser Gebrauch unsrer weltlichen Güter ist die durchgängige Lehre des

G 5

ganzen

ganzen neuen Testaments, so daß man nicht ein einziges Verzeißel finden wird, in welchem nicht etwas davon eingeschränkt werden sollte. Ich will nur eine merkwürdige Stelle anführen, welche alles, was ich von dem gottseligen Gebrauche unsrer Glücksgüter gesagt habe, hinlänglich rechtfertigen wird.

Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet; und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken. Da wird denn der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seyd zu mir kommen. — Denn wird er auch sagen zu denen zur Linken: gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer,



Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht. — Und sie werden in die ewige Pein eingehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.

Ich habe diese Stelle deswegen nach der Länge angeführt, weil man, wenn man den Lauf der Welt betrachtet, schwerlich glauben sollte, daß dieses Stück der Schrift jemals von Christen gelesen worden. Denn was findet man in dem Leben unsrer Christen, welches nur darnach aussehe, als ob ihre Seligkeit von diesen guten Werken abhänge? Und gleichwohl wird die Nothwendigkeit derselben hier auf das nachdrücklichste erhärtet, und uns durch die lebhafteste Beschreibung der Herrlichkeit und der Schreckenisse des letzten Tages eingeprägt.

Es giebt Leute, selbst unter denen, welche noch tugendhafte Christen heißen können, die diese Schriftstelle bloß als eine allgemeine Anpreisung gelegentlicher Werke der Mildigkeit betrachten; da sie doch nicht bloß die Nothwendigkeit gelegentlicher Liebeswerke, die nur dann und wann verrichtet werden, sondern die Nothwendigkeit eines so milden ganzen Lebens, die Nothwendigkeit einer

einer unaufhörlichen Ausübung aller in unserm Vermögen stehenden Werke der Liebe beweiiset.

Ihr sehet, daß ihr keinen Anspruch auf die Seligkeit machen könnt, wenn ihr diese guten Werke verabsäumt habt, denn die, die sie verabsäumt haben, sollen an dem Tage des Gerichts zur Linken gestellt und mit einem Geheiß in ihr Verdachten weggewiesen werden. Ohne Vollbringung dieser guten Werke ist also keine Seligkeit zu hoffen. Wer ist aber der, von welchem man sagen kann, daß er diese guten Werke vollbracht habe? Ist es der, welcher irgend einmal einem Kranken beigestanden, oder einem Armen oder Gefangenen geholfen hat? Dieses würde eben so abgeschmackt seyn, als wenn man sagen wollte, daß der die Pflichten der Andacht beobachtet habe, welcher irgend einmal sein Gebet verrichtet. Ist es der, welcher zu verschiedenen malen diese Werke der Liebe ausgeübet? Das läßt sich eben so wenig sagen, als man sagen kann, daß der ein wirklich gerechter Mann sey, welcher zu verschiednen malen die Gerechtigkeit in seinen Handlungen beobachtet. Was ist denn nun also die eigentliche Regel, das eigentliche Maas, nach welchem wir diese guten Werke verrichten sollen? Wie kann ein Mensch gewiß seyn, daß er sie so ausgeübet, wie sie ausgeübet werden sollen?

Diese Regel ist ganz deutlich und leicht, und ist eben die, welche die Mildigkeit mit allen andern Tugenden, oder guten Neigungen gemein hat. — Wer ist ein demüthiger, leut-

seliger, frommer, gerechter oder gläubiger Mann? Ist es der, welcher dorn und wann demüthig, leutselig, fromm, gerecht oder dem Glauben gemäß gehandelt hat? Nein. Sondern der ist es, welcher in Ausübung dieser Tugenden eine Fertigkeit erlangt hat. Auf gleiche Weise kann man nur von dem sagen, daß er diese Werke der Liebe verrichtet, welcher, so weit es seine Kräfte zulassen, in beständiger Ausübung derselben gelebt. Nur der hat die Pflicht der göttlichen Liebe erfüllet, welcher Gott von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, und von allen Kräften liebt. Und nur der hat die Pflicht dieser guten Werke erfüllet, welcher sie von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und nach allen Kräften ausgeübet hat. Denn das Maas, wie viel wir Gutes thun sollen, wird allein durch das Vermögen, wie viel wir Gutes thun können, bestimmt.

Der Apostel Petrus legte unserm Heilande die Frage vor: Herr, wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? Jesus sprach zu ihm: ich sage dir nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. [Matth. XVIII. 21. 22]. Dieses ist nicht so zu verstehen, als ob, nach dieser Anzahl von Beleidigungen, ein Mensch zu vergeben aufhören dürfe; sondern der Ausdruck siebenzigmal siebenmal, soll uns nur anzeigen, daß wir unsre Vergebung in keine Anzahl von Beleidigungen einschränken, sondern ohne Unterlaß vergeben sollen, wenn wir  
auch

auch noch so oft beleidiget worden. Eben so sagt unser Heiland an einem andern Orte: und wenn dein Bruder siebenmal des Tages an dir sündigen würde, und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir, und spräche, es reuet mich: so sollt du ihm vergeben. [Luc. XVII. 4]. Wenn derothalben iemand seinem Bruder nicht mehr vergeben will, weil er ihm schon oft vergeben hat; wenn er deswegen diesem zu vergeben nicht nöthig zu haben glaubt, weil er schon verschiedenen andern vergeben hat: so übertritt er das Gesetz Christi, betreffend die Vergebung gegen unsre Brüder.

Nun ist aber die Regel des Vergabens, auch die Regel des Gebens; ihr sollt nicht nur siebenmal geben oder Gutes thun, sondern siebenzigmal siebenmal. Ihr sollt deswegen mit Geben nicht aufhören, weil ihr eben derselben Person, oder andern Personen schon oft gegeben habt; sondern ihr müßt glauben, daß ihr eben sowohl verbunden seyd, denen noch immerfort beizustehen, die eures Verstandes noch immerfort bedürfen, als ihr verbunden wäret, ihnen ein oder zweimal beizustehen. Hättet ihr nicht die Kräfte gehabt, so wäret ihr entschuldiget gewesen, wenn ihr auch keinem ein einzigesmal beizustanden hättet; da ihr aber die Kräfte habt, eurem Nächsten oft beizustehen, so ist es eben sowohl eure Pflicht, es oft zu thun, als es andrer ihre Pflicht ist, es selten zu thun, weil sie nur selten dazu geschickt sind. Wer nicht bereit ist, seinem Bruder so oft

## Gebrauche unsers Vermögens. 111

oft zu vergeben, als dieser seine Vergebung nöthig hat, der vergiebt nicht als ein Jünger Christi. Und der, welcher nicht bereit ist, einem jedem Bruder zu geben, dem es Noth thut, daß ihm etwas gegeben werde, der giebt nicht als ein Jünger Christi. Denn es ist eben so nothwendig, siebzigmal siebenmal zu geben, und in der beständigen Ausübung aller guten Werke, so weit es unsre Kräfte zulassen, zu leben, als es nothwendig ist, siebzigmal siebenmal zu vergeben, und diese Bereitwilligkeit, einem jeden unsrer Beleidigter zu vergeben, beständig wirksam seyn zu lassen.

Und die Ursache hiervon ist ganz deutlich; weil nemlich milde und barmherzig seyn, zu einer Zeit so gut, so vortreflich und so nothwendig ist, als zur andern. Wir machen eben sowohl den besten Gebrauch von unserm Gelde, wenn wir beständig Gutes damit thun, als wenn wir es nur zu manchen Zeiten thun; so daß eben der Grund, welcher uns zu einer milden und barmherzigen Handlung antreibt, uns auch zu einem milden und barmherzigen Leben antreiben muß. Eben der Grund, welcher uns antreibt, eine Beleidigung zu vergeben, muß uns auch antreiben, alle Beleidigungen zu vergeben. Denn nichts kann so ein Werk der Liebe auf heute anpreisen, es muß es zugleich auch auf morgen anpreisen; und wenn ihr es einmal verabsäumt, so macht ihr euch eben der Sünde schuldig, als wenn ihr es ein andermal verabsäumt hättet.

So gewiß also diese Werke der Liebe zur Seligkeit nothwendig sind, so gewiß ist es auch, daß wir sie nach unsern äußersten Kräften ausüben müssen; nicht blos heute, oder morgen, sondern unser ganzes Leben hindurch. Wenn es also einmal unsre Pflicht ist, irgend einer unnöthigen Ausgabe zu entsagen, und mäßig und sparsam zu seyn, damit man den Dürstigen etwas zu geben habe; so muß es auch eben so wohl unsre Pflicht seyn, beständig so zu verfahren, damit wir ie länger ie mehr Gutes thun können. Denn wenn es einmal Sünde ist, unnöthige eitle Ausgaben Werken der Mildigkeit vorzuziehen, so ist es allezeit Sünde; weil die Mildigkeit alle unnöthigen und eiteln Ausgaben einmal so gut übertrifft, als das andre: so daß wenn es einmal zu unsrer Seligkeit nothwendig ist, um diese Werke der Liebe besorgt zu seyn, und zuzusehen, daß wir geschickt werden mögen, sie in einigem Grade auszuüben; es auch eben so wohl zu unsrer Seligkeit nothwendig ist, uns so geschickt darinn zu machen, als wir nur können, und alle Theile unsers Lebens damit zu erfüllen.

Ihr müßt also entweder eurem Christenthum so völlig entsagen, daß ihr kein einziges von diesen guten Werken nöthig zu haben behauptet; oder ihr müßt zugestehen, daß ihr schuldig seyd, sie euer ganzes Leben hindurch, in dem höchsten Grade, als euch nur möglich ist, auszuüben. Man kann hier keine Mittelstraße wählen, eben so wenig als eine Mittelstraße zwischen Stolz

## Gebräuche unsers Vermögens. 113

und Demuth, zwischen Mäßigkeit und Unmäßigkeit giebt. Wenn ihr euch nicht bestrebet, alle Werke der Liebe auszuüben, wenn ihr irgend eines, das in eurem Vermögen steht, vernachlässiget, und dem Dürftigen etwas zu geben versagt, was ihr ihm geben könntet, er sey wer er wolle, es sey was es wolle, so rechnet euch nur selbst unter die, welchen die christliche Liebe fehlet; denn es ist eben sowohl eure Pflicht, mit allem, was ihr habt, Gutes zu thun, und in einer beständigen Ausübung guter Werke zu leben, als es eure Pflicht ist, in allem, was ihr esset und trinket, mäßig zu seyn.

Hieraus also erhellet die Nothwendigkeit, allen den thörichten und unvernünftigen Ausgaben zu entsagen, welche der Stolz und die Thorheit der Menschen so gemein und gewöhnlich in der Welt gemacht haben. Denn wenn es nothwendig ist, so viel gute Werke zu thun, als ihr nur thun könnt, so muß es eben so nothwendig seyn, allen unnöthigen Verschwendungen des Geldes zu entsagen, die euch außer Stand setzen, Werke der christlichen Liebe zu verrichten.

Ihr müßt euch also nach diesem Lauffe der Welt eben so wenig richten, als ihr euch nach den Laster der Welt bequemen dürft; ihr müßt eben so wenig mit denen verschwenden, die ihr Geld, wie es ihnen einkömmt, auf das thörichtste verthun, als ihr mit den Trunkenbolden trinken, oder mit den Epikurern schwelgen dürft; denn dergleichen Ausgaben können eben so wenig mit  
h einem

einem milden und barmherzigen Leben bestehen, als übermäßiges Trinken mit einem nüchtern Leben bestehen kann. Wenn euch also jemand die Zulässigkeit eines theuren Anzuges behaupten, oder es für unschuldig erklären will, daß ihr an kostbaren Ergötzlichkeiten Vergnügen findet, so bildet euch nur ein, als wenn euch eben diese Person sagte, ihr dürft gar keine Werke der Liebe thun, Christus verlange gar nicht, daß ihr euren armen Brüdern Gutes erweisen sollt, als ob ihr es ihm erwieset; und also denn werdet ihr die Nichtigkeit eines solchen Vorgebens gar bald einsehen; denn es ist einerley, ob man euch sagt, daß ihr solchen Aufwand machen dürft, bey welchem euch die Ausübung guter Werke unmöglich fällt, oder ob man euch sagt, daß ihr euch um diese guten Werke selbst gar nicht zu bekümmern habt.





## Siebendes Hauptstück.

Wie sehr der thörichte Gebrauch des Reichthums alle Reigungen des Gemüths verderbe, und das Herz mit armseligen und lächerlichen Leidenschaften, das ganze Leben hindurch, erfülle, wird in dem Charakter der Flavia vorgestellt.

Es ist bereits angemerkt worden, daß wir alle Sorgfalt anwenden müssen, einen klugen und heiligen Gebrauch von unserm Gelde oder Reichthume zu machen, weil die Art, wie wir unsern Reichthum anwenden, einen so großen Theil des gemeinen Lebens ausmacht, und so sehr die Beschäftigung eines jeden Tages ist, daß, nach dem wir in diesem Stücke weise oder thöricht sind, auch unser ganzer Lebenswandel weise oder thöricht seyn wird.

Es wundern sich oft Leute, welche gegen die Religion wohl gesinnet sind, und die Lehren der Frömmigkeit mit Zufriedenheit und Vergnügen aufnehmen, wie es doch zugehe, daß sie in der Religion, welche sie so sehr bewundern, keine größern Progressen machen.

Die Ursache nun hiervon ist diese; weil die Religion blos in ihrem Kopfe lebt, und etwas ganz anders von ihrem Herzen Besitz genommen hat. Sie lernen also von Jahr zu Jahr die Frömmigkeit mehr bewundern und erheben,

ben, ohne jemals zu der Wirklichkeit und Vollkommenheit ihrer Gebote zu gelangen.

Frage man aber, warum die Religion nicht Besitz von ihrem Herzen nehmen kann, so ist dieses die Ursache. Es kommt nicht daher, weil sie in groben Sünden, oder Ausschweifungen leben; denn vor solchen Vergehungen bewahret sie ihre Achtung gegen die Religion. Sondern es kommt daher, weil ihre Herzen beständig durch den unvorsichtigen Gebrauch vor sich erlaubter Dinge, beschäftigt, verkehret und in einer falschen Richtung erhalten werden.

Die Nutzung und der Gebrauch ihres Reichthums ist erlaubt, und daher kommt es ihnen gar nicht in die Gedanken, daß sie von dieser Seite viel zu befürchten haben sollten. Sie überlegen nie, daß es einen eiteln und thörichten Gebrauch ihrer Reichthümer giebt, welcher das Herz, ob er es gleich nicht, wie grobe Sünden verwüstet, doch in solche Unordnung bringt, und es in der Sinnlichkeit und Trägheit, in dem Stolze und der Eitelkeit so befestiget, daß es unfähig wird, den Geist und das Leben der Frömmigkeit anzunehmen.

Denn unsre Seelen können, blos durch den Gebrauch unschuldiger und erlaubter Dinge, einen unendlichen Schaden leiden und zu allen Tugenden ungeschickt gemacht werden.

Was ist unschuldiger, als Ruhe und Eingezogenheit; und was ist gleichwohl gefährlicher, als Trägheit und Faulheit? Was ist erlaubt, als Essen und Trinken; und was ist gleich-

gleichwohl tödlicher für alle Tugenden und fruchtbarer an allen Lastern, als Sinnlichkeit und Schwelgerey?

Wie erlaubt und preiswürdig ist die Sorge für eine Familie; und wie viele werden gleichwohl, durch ein weltliches und sorgenvolles Gemüth, zu allen Tugenden untüchtig gemacht?

Es liegt also blos an dem Mangel einer heiligen Sorgfalt bey dem Gebrauche dieser unschuldigen und erlaubten Dinge, daß die Religion nicht zu dem Besitze unsrer Herzen gelangen kann. Und eben in unserm richtigen und klugen Betragen, in Ansehung solcher Dinge, besteht hauptsächlich alle die Kunst des heiligen Lebens.

Große Sünden werden von Leuten, die nicht ohne alle Religion seyn wollen, sehr deutlich erkannt, und sehr leicht vermieden. Allein der unvorsichtige und gefährliche Gebrauch eines unschuldigen und erlaubten Dinges, beleidiget unsere Gewissen nicht so merklich, und die Menschen sind also auch weit schwerer aufmerksam darauf zu machen.

Ein Mann von Stande, welcher allen seinen Reichthum zu seinem Vergnügen anwendet, und ein Frauentzimmer, daß alle ihr Geld auf sich selbst wendet, sind schwer zu überreden, daß der Geist der Religion mit einer solchen Lebensart nicht bestehen könne.

Vergleichen Personen, wie wir schon angemerkt haben, können frey von groben Sünden leben, sie können Freunde der Religion seyn, in

so weit nehmlich, daß sie gutes von ihr sprächen, sie loben und in ihren Gedanken bewundern; allein diese Religion kann ihre Herzen nicht ergieren, noch der Geist ihrer Handlungen sehn, bis sie ihren Lebenswandel ändern, und von der Religion Befehle annehmen, wie sie ihre Reichthümer gebrauchen und anwenden sollen.

Denn ein Frauenzimmer welches den Puz liebt, und der keine Ausgabe zu groß ist, wenn es darauf ankömmt, ihre Person auszuschnitten, kann hierbei nicht stehen bleiben. Denn diese Neigung ziehet tausend andre Thorheiten nach sich, und ihr ganzer Lebenslauf, ihre Beschäftigung, ihr Umgang, ihr Sitten und ihre Sürchten, ihr Geschmack und ihre Vergnüglichkeiten werden derselben gemäß seyn.

Glavia und Miranda sind zwey unverheyrathete Schwestern, deren jede jährlich an tausend Thaler hat. Sie haben ihre Eltern vor zwanzig Jahren begraben, und haben seit der Zeit ihr Geld nach eigenem Gutdünken angewendet.

Glavia ist besändig, wegen ihrer vortreflichen Einrichtung, vermöge welcher sie, bey so mäßigen Glücksgütern, eine so außerordentliche Figur machen können, die Verwunderung aller ihrer Freunde gewesen. Verschiedene Damen, welche das Jahr zweymal mehr haben, haben es doch nicht zwingen können, immer so galant und so fleißig bey allen Vergnüglichkeiten zu seyn. Sie hat alles, was Mode ist; sie ist an allen Orten, wo Lustbarkeiten gehalten werden. Glavia ist dabey sehr orthodox; sie res-

der heftig wider alle Ketzereyen und Spaltungen; sie ist meistens in der Kirche und sehr oft zum Abendmale. Sie lobte einmal eine Predigt wider den Stolz und die Eitelkeit im Puse, und glaubte, daß Lucinde sehr wohl damit getroffen worden, die sich, nach ihrer Meinung, um ein großes artiger hält, als sie es nöthig hätte. Wenn jemand der Slavia vorschlägt, ihre milde Hand einmal zu eröffnen, und sie derjenigen Person, welche den Vorschlag thut, gewogen, oder von umgekehrten guten Gedanken ist, so wirft sie ihr einen halben Thaler, oder auch wohl einen Thaler hin, und spricht: wenn man wüßte, was für eine starke Rechnung ihr eben jetzt ihr Kaufmann zugeschickt hätte, so würde man sich wundern, wie sie noch so viel geben könnte. Ein Vierteljahr darauf hört sie eine Predigt von der Nothwendigkeit der christlichen Milde; der Mann, denkt sie, predigt recht wohl, und es thut sehr Noth, daß man dem Volke diese Maxime gehörig einschräfe; aber auf sich selbst wendet sie nichts davon an, weil sie sich besinnet, daß sie vor einiger Zeit einen Thaler gegeben, da sie ihn so schwer entbehren können.

Was die Armen selbst anbelangt, von denen will sie durchaus nichts wissen; sie hält sie alle für Betrieger und Lügner, welche unter allerlei Vorwände nur Barmherzigkeit zu erregen suchen, und es muß daher Sünde seyn, sie in ihren bösen Wegen zu bestärken.

Man sollte meinen, Glavia habe das zärtlichste Gewissen von der Welt, wenn man sieht, wie ängstlich und furchtsam sie ist, sich keiner übel ertheilten Wohlthat schuldig zu machen.

Sie kauft alle witzige und lustige Schriften, und hat eine kostbare Sammlung von allen Dichtern in ihrer Sprache. Denn sie sagt, man könne an einem von ihnen keinen wahren Geschmack finden, wenn man nicht mit allen bekannt wäre.

Dann und wann wird sie auch ein geistliches Buch lesen, wenn es anders nicht stark ist, und wegen der Schreibart und Reinigkeit der Sprache gerühmet wird; sie kann auch sagen, wo ihr es könnt gelieken bekommen.

Glavia ist sehr träge, und gleichwohl eine große Liebhaberin von seiner Arbeit; dieses macht, daß sie oft bis um neun Uhr im Bette sitzt und arbeitet, und sich manch langes Histörchen erzehlen läßt, ehe sie aufsteht. Ich brauche es also nicht erst zu sagen, daß sie ihre Morgensandacht nicht immer richtig abwartet.

\* Glavia würde ein Wunder der Frömmigkeit seyn, wenn sie für ihre Seele nur halb so besorgt wäre, als für ihren Körper. Es darf nur ein Blätterchen in ihrem Gesichte auffahren, oder es darf sie nur eine Mücke gestochen haben, so wird sie zwei bis drei Tage nicht aus ihrem Zimmer kommen, und diejenigen hält sie für sehr unbesonnen, die dergleichen Dinge nicht beyzeiten vorbauen. Sie ist daher wegen ihrer Gesundheit

hat so in Sorgen, daß sie nie gesund genug zu seyn glaubt; und so außerordentlich zärtlich, daß sie nie wirklich gesund seyn kann; daher ihr denn ihre Tränkchen, ihre Tropfen, ihre Spiritus, ihre Herzkärkungen nicht wenig kosten.

Wenn ihr Slavien des Sonntags besucht, so werdet ihr allezeit gute Gesellschaft antreffen, in der ihr erfahren könnt, was in der Welt vorgeht, welches die neueste Satyre ist, wer sie geschrieben, und wer unter jedem darinn vorkommenden Namen gemeldet wird. Ihr könnt erfahren, was für Schauspiele die Woche aufgeführt worden, welches die schönste Arie in der Oper sey, wer in der letzten Assemblée sich unerträglich aufgeführt, und was für Spiele am meisten Mode sind. Slavia hält die für Artheisten, die des Sonntags in der Kartespieler; allein die Feinheiten eines jeden Spieles, was sie für Karten bekommen, wie sie dieselben gespielt, und die ganze Geschichte, die sich bey dem Spiele zutragen, wird sie euch, ohne Anstand, erzählen, sobald sie aus der Kirche gekommen ist. Wenn ihr wissen wollt, wer roh und übelgezogen, wer eitel und kindisch ist, wer für seinen Stand zu hoch lebt, wer in Schulden steckt; wenn ihr wissen wollt, worüber in einem gewissen Hause gekant wird, und welche Personen mit einander in einem Liebesverständnisse stehen; wenn ihr wissen wollt, wie spät Belinde jüngst nach Hause gekommen, was sie für Kleider gekauft, was für eine Lieb-

haberin<sup>g</sup> sie von Komplimenten sey, und was sie für eine läng: Historie an einem gewissen Orte erzehlt; wenn ihr wissen wolle, wie mürrisch Lucius gegen seine Frau ist, was er ihr für unanständige Dinge sagt, wenn niemand zu gegen ist; wenn ihr wissen wolle, wie sehr beide einander in ihren Herzen hassen, ob sie gleich vor den Leuten freundlich mit einander thun: so mußte ihr Glavien des Sonntags besuchen. Und gleichwohl hat sie für die Heiligkeit des Sonntags eine so große Achtung, daß sie eine arme alte Wittwe, als eine ruchlose Sünderin aus ihrem Hause gestossen hat, weil sie gesehen, daß sie des Sonntags Abends ihre Kleider angebeßert.

So lebt Glavia; und wenn sie noch zehn Jahr länger lebt, so wird sie ungefehr funfzehenhundert und sechzig Sonntage auf diese Weise zugebracht haben. Sie wird an die zweyehundert verschiedene ganze Anzüge getragen haben; von den dreyßig Jahren ihres Lebens wird sie derselben funfzehn im Bette zugebracht haben, und von den übrigen funfzehen werden ohngefehr vierzehn mit essen, trinken, ankleiden, Besuche geben und annehmen, mit Anhörung und Lesung der Schauspiele und Romane, mit Opern, Assambleen, Vällen und Ergötzenungen seyn verbracht worden. Denn man kann sicher annehmen, daß sie die ganze Zeit, die sie aufgewesen, nicht anders, als so, angewendet, ungefehr anderthalb Stunden ausgenommen, die sie die meisten Sonntage  
des



## VII Hauptst. Charakter der Flavia. 123

des Jahres in der Kirche zugebracht. Und für ihre eigne Rechnung wird sie, bey beständiger Beobachtung einer strengen Oekonomie, dreyszig tausend Thaler verthan haben, wenige Dreyer, Groschen und halbe Thaler abgerechnet; die für zufällige Liebeswerke darauf gegangen.

Ich will mich nicht zu sagen unterstehen, daß Flavia unmöglich selig werden kann; so viel aber muß ich sagen, daß sie in der Schrift nicht den geringsten Grund finden wird, sich auf dem Wege der Seligkeit zu vermuthen. Denn ihr ganzes Leben ist allen den Neigungen und Ausübungen, welche das Evangelium zur Seligkeit nothwendig gemacht hat, schnurstracks zuwider.

Wenn ihr sie sagen hörter, daß sie gleich der Prophetin *Lanna*, gelebet, die nie vom Tempel kam, sondern GOtt mit Fasten und Beten Tag und Nacht diente. so würdet ihr sie für unsinnig halten; und gleichwohl würde es keine größere Unsinnigkeit seyn, als wenn sie sagen wollte, sie habe gerungen, durch die enge Pforte einzugehen, oder habe irgend eine Lehre des Evangelii zu einer Regel ihres Lebens gemacht.

Sie kann eben sowohl sagen, daß sie mit unserm Heilande gelebt habe, als er auf Erden gewesen, als daß sie ihm nachgeahmt, oder sich im geringsten so zu leben bemüht habe, wie er es von denen, welche seine Jünger seyn wollen, fordert. Sie kann eben sowohl sagen, daß sie  
alle

alle Tage den Heiligen die Süsse gewaschen, als daß sie in christlicher Demuth und Armuth des Geistes gelebt habe. Sie kann mit eben so gutem Grunde von sich denken, daß sie in den Armenschulen die Jugend unterrichtet, als daß sie in Werken der christlichen Liebe gelebt habe. Sie kann sich eben sowohl einbilden, unter einem Kriegsheere Schildwache gestanden, als in Wachen und Selbstverleugnung gelebt zu haben. Und man kann mit gleichem Bestande der Wahrheit von ihr sagen, daß sie von der Arbeit ihrer Hände gelebt, als daß sie sich alle mögliche Mühe gegeben habe, sich ihrer Verussung und Auserwehlung zu versichern.

Hier aber muß ich nothwendig die Anmerkung machen, daß diese armselige und eitle Gemüthsart, diese Thorheit und Unheiligkeit des ganzen Lebens der Flavia, blos und allein der Art, ihr Vermögen anzuwenden, zuzurechnen ist. Diese hat ihren Geist gebildet, diese hat jeder thörichten Neigung das Leben gegeben, diese hat jede nichtwürdige Leidenschaft ernährt und sie abgehalten, ihre Gedanken auf ein Auserwähltes und heiliges Leben zu richten.

Seit dem ihre Eltern verstorben, hat sie an ihre jährlichen tausend Thaler nie anders, als an so viel Geld gedacht, mit welchem sie machen könne, was sie wolle, welches sie an sich selbst wenden, und mit welchem sie sich alle Ergötzungen und

sind Befriedigungen ihrer Leidenschaften verschaffen könne.

Diese falsche Meinung, dieser unbesuttsame Gebrauch ihrer Glücksgüter sind es, welche ihr ganzes Leben mit Unvorsichtigkeiten erfüllt und sie verhindert haben, an das, was recht, was weise, was heilig ist, zu denken.

Wenn ihr gesehen habe, wie sehr sie sich an Schauspielen und Romanen, an Affectreden und Verleumdungen ergötzt; wie leicht sie sich durch Schmeicheleyen einnehmen, und durch die kleinsten Beleidigungen aufbringen lassen; wenn ihr gesehen habt, wie ergeben sie den Zeitvertreiben und Lustbarkeiten gewesen; wie slavisch sie einer jeden ihrer Leidenschaften gefolgt; wie edel und zärtlich sie sich in allem, was ihren Körper und ihren Putz anbelangt, und wie sorglos sie sich in allem, was ihrer Seele hätte zum Besten gereichen können, bezeigt; wie begierig und fröhlich sie alle neue glückliche Erfindungen, den Staat und Putz betreffend, aufgenommen: so müßt ihr mir zugestehen, daß alle diese Untugenden würden weggefallen seyn, wenn sie sie nicht mit den jährlichen Renten ihres Vermögens erkaufte hätte.

Sie würde demüthig, ernsthaft, heilig, eine Liebhaberin von guten Büchern, eine Verehrerin des Gebets und der Einsamkeit, sparsam mit ihrer Zeit, fleißig in guten Werken, und voll von Barmherzigkeit und Liebe Gottes gewesen seyn, wenn ihr nicht dieser unvorsichtige Gebrauch ihres Vermögens alle die

## 126 VII. Hauptst. Charakter der Slavia.

die gegenseitigen Eigenschaften aufgedrungen hätte.

Und was ist es Wunder, daß sie ihre Zeit, ihren Verstand, ihre Gesundheit und Kräfte, nicht besser und nicht anders, als ihr Geld gebraucht? Blos daher, weil sie in einem so wichtigen Artikel des Lebens falsch und unlauter gehandelt, kommt es, daß auch in allen andern Stücken desselben nichts weises, oder vernünftiges, oder heiliges zu finden ist.

Ob nun gleich der unordentliche und nichtige Geist eines solchen Charakters, wie ich hoffe, wenigen zukommt, so können doch viele etwas zu ihrem Unterrichte daraus lernen, und vielleicht etwas von ihrem eignen Charakter darinn erkennen.

Denn so wie Slavia durch den unvernünftigen Gebrauch ihres Vermögens verdorben worden, so muß man auch die schwachen Tugenden der meisten Menschen, die Unvollkommenheit ihrer Gottesfurcht, die Unordnungen ihrer Leidenschaften, größten Theils dem unvorsichtigen Gebrauche und Genuße erlaubter und unschuldiger Dinge zuschreiben.

Es werden mehr Menschen durch eine regelmäßige Art von Sinnlichkeit und Wohlleben, als durch grobe Völlerey, abgehalten, einen wahren Geschmack an der Religion zu gewinnen. Mehr Menschen werden von einer allzugroßen Achtung weltlicher Güter, als von offenbaren Ungerechtigkeiten, verhindert, den großen Pflichten der Frömmigkeit gemäß zu leben.

Dieser

## VII Hauptst. Charakter der Flavia. 127

Dieser Mensch würde vielleicht fromm seyn, wenn er nicht ein so großer Virtuose wäre; und ein anderer ist gegen alle Bewegungsgründe zur Frömmigkeit taub, weil er seiner Trägheit und Faulheit allzusehr nachhängt.

Wenn ihr Diesen von seiner großen Neugierde und Erforschungslust, und Diesen von seinem falschen Durste nach Gelehrsamkeit heilen könntet, so würdet ihr weiter nichts thun dürfen, sie beide zu Männern von großer Frömmigkeit zu machen.

Wenn dieses Frauenzimmer weniger Besuche ablegen, und dieses nicht immer plaudern wollte, so würde es beiden weit weniger schwer vorkommen, Religion zu haben.

Denn alle diese Dinge sind blos klein, wenn sie mit größern Sünden verglichen werden; und ob sie gleich in Ansehung dieser klein sind, so sind sie doch groß, weil sie Abhaltungen und Hindernisse der Frömmigkeit sind.

Denn da die Ueberlegung das einzige Ausge der Seele ist, und sie die Wahrheiten der Religion durch nichts anders erkennen kann, so macht alles, was dem Leichtsinne und der Neigung zu Kleinigkeiten aufhilft, die Seele ungeschickter, die Lehren der Frömmigkeit zu erkennen, sie anzunehmen und Wohlgefallen an ihnen zu finden.

Wenn wir daher wirkliche Progressen in der Religion machen wollen, so müssen wir nicht als in grobe und offensibare Sünden vermeiden, sondern wir müssen auch die unschuldigen und

und erlaubten Stücke unsrer Aufführung gehörig einrichten, und die allergemeinsten und zulässigsten Handlungen des Lebens den Regeln der Klugheit und Frömmigkeit unterwerfen.



### Achtes Hauptstück.

Wie der weise und heilige Gebrauch des Vermögens uns natürlicher Weise zu einer großen Vollkommenheit in allen Tugenden des christlichen Lebens führe, wie in dem Charakter der Miranda gezeigt.

Eine jede heilige Regelmäßigkeit in irgend einem Stücke des Lebens, ist nicht allein in diesem besondern Stücke von großem Nutzen, sondern sie hat auch überhaupt diesen Vortheil, daß sie uns angewöhnet, nach Regeln zu leben, und auf die Beherrschung unsrer selbst zu denken.

Wenn ein Mann von vielen Angelegenheiten einen Theil seiner Geschäfte gehörig eingerichtet hat, so ist er auf gutem Wege, auch die übrigen so einzurichten.

Und so kann man auch von dem, welcher einen Theil seines Lebens gewissen Regeln der Religion unterworfen hat, hoffen, er werde eben diese Ordnung und Regelmäßigkeit auch auf die übrigen Theile seines Lebens ausdehnen.

Wenn

Wenn iemand so weise ist, daß er glaubt, seine Zeit sey zu kostbar, als daß er sie auf Veras thewohl anlegen, oder sie von dem ersten denn besten, was ihm in den Weg kömmt, verschlingen lassen sollte; wenn er es sich zum Gesetze macht, wohl Acht zu haben, wie er jeden Tag zubringe, und sich selbst bey seinen Geschäften, und bey seiner Andacht an eine gewisse Ordnung der Zeit bindet; so wird eine solche Aufsührung seinen ganzen Lebenswandel so geschwind verbessern und vollkommen machen, als man es sich nimmermehr einbilden kann.

Der, welcher einmal den Werth einer wohl eingerichteten Zeit erkennt und die Früchte derselben einsammelt, wird gar bald auch den Werth eines jeden andern Dinges erkennen, an welchem ihm wirklich gelegen ist.

Eine Regel, nach welcher wir in dem kleinsten Theile unsers Lebens verfahren, ist für uns von großen Nutzen, blos weil es eine Regel ist.

Denn so wie das Sprichwort sagt: ein guter Anfang ist die halbe That; so hat auch der, welcher nach Regeln zu leben angefangen, schon einen großen Theil des Wegs zur Vollkommenheit seines Lebens zurück gelegt.

Unter Regel versteh ich hier überall eine beliebige Regel, die man in Betrachtung seiner Pflichten gegen Gott beobachtet.

Denn wenn ein Mensch, blos seines Mangels wegen, bey Tische mäßig ist; wenn er blos zu Vermeidung der Kopfschmerzen, sich des vielen Trinkens enthält; oder wenn er, blos

### 130 VIII Hauptst. Charakter der Miranda.

aus Furcht vor der Schlassucht, mäßig schläft, so kann er alle diese Regeln sehr genau beobachten, ohne deswegen im geringsten besser zu seyn.

Wenn er aber in einem von diesen Stücken aus christlicher Mäßigkeit und Selbstverleugnung mäßig und ordentlich ist, damit er ein desto vernünftiger und heiliger Leben vor Gott führen möge, so wird die geringste Regel von dieser Art, zum natürlichen Anfange einer großen Frömmigkeit werden.

Denn die geringste von solchen Regeln ist deswegen von großen Nutzen, weil sie uns ein Stück der Beherrschung unsrer selbst lehret, das zärtliche Gefühl der Seele unterhält, Gott unsern Gedanken öfters darstellt, und eine Empfindung der Religion mit den gewöhnlichsten Handlungen unsers gemeinen Lebens verbindet.

Wenn jemand, so oft er in Gesellschaft einen schwören, leichtsinnig reden, oder seinen Nächsten verleunden höret, sich das Geseh machen wollte, ihn entweder leutselig zu bestrafen, oder, wenn sich dieses nicht thun ließe, die Gesellschaft auf eine anständige Art zu verlassen; so würde er finden, daß sich diese kleine Regel, so wie ein wenig Sauerteig, den man unter eine große Masse von Mehl gethan, durch den ganzen Wandel seines Lebens verbreiten und ausdehnen würde.

Wenn es sich ein andrer zur Pflicht machte, an den Sonntagen sich verschiedner unschuldigen und erlaubten Dinge zu enthalten, als  
des



## VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 131

des Arbeitens, der Besuche, der gewöhnlichen Unterredungen über weltliche Materien, über den Handel, über die neuesten Begebenheiten und dergleichen; wenn er den Tag, außer dem öffentlichen Gottesdienste, einer größern Eingezogenheit, dem Lesen, der Andacht, dem Unterrichte und den Werken der Liebe widmete; so würde er vielleicht, ob es gleich etwas sehr Kleines und eine sehr unnöthige Sorgfalt zu seyn scheint, wenn man von einem Menschen verlangt, sich solcher Dinge zu enthalten, die man ohne Sünde thun kann, finden, daß, durch Hülfe dieser kleinen Regel, sein ganzer Geist so verändert und ihm ein solcher Geschmack an der Frömmigkeit beigebracht werden, als ihm vorher gänzlich unbekannt gewesen.

Es würde sehr leicht seyn, an noch mehreren Beispielen zu zeigen, wie kleine und geringe Dinge die ersten Schritte und der natürliche Anfang einer großen Vollkommenheit seyn können.

Die zwei Dinge aber, welche man vor allen einer strengen Regel unterwerfen muß, und welche sowohl für uns, als für andre der größte Segen werden können, wenn wir sie gehörig gebrauchen, sind unsre Zeit und unser Geld. Diese Pfunde sind beständige Mittel und Gelegenheiten, Gutes zu thun.

Der, welcher bey dem Gebrauche des einen von diesen Stücken, eine strenge und heilige Sorgfalt anwendet, kann nicht lange wegen des rechten Gebrauchs des andern unwissend bleiben. Und der, welcher so glücklich ist, daß

### 132 VIII Hauptst. Charakter der Miranda.

er beide auf die rechte Art anwendet, der ist bereits die Leiter der christlichen Vollkommenheit verschiedne Stufen hinaufgestiegen.

• Miranda (die Schwester der Glavia) ist eine sittsame vernünftige Christinn. Sobald sie ihre Zeit und ihr Vermögen in ihrer eignen Gewalt hatte, war es ihre erste Sorge, wie sie alles, was Gott von ihr bey dem Gebrauche dieser Dinge fordert, auf das Beste erfüllen, und ihr kurzes Leben auf das seligste zubringen möge. Sie hat den Ausspruch unsers Heilandes: nur eins ist Noth, beständig vor Augen, und macht daher ihr ganzes Leben zu einem beständigen Bestreben nach diesem einzigen. Sie hat nur einen einzigen Grund, etwas zu thun, oder nicht zu thun, etwas zu lieben, oder nicht zu lieben, und dieser ist der Wille Gottes. Sie ist so schwach nicht, daß sie das, was man ein artiges Frauenzimmer nennt, mit einer wahren Christinn sollte verbinden wollen. Miranda dunkt zu wohl, als daß sie der Schall solcher Worte bethören könnte: sie hat der Welt abgesagt, um Christo in Ausübung der Demuth, Barmherzigkeit, Andacht, Enthaltung und aller himmlischen Neigungen nachzufolgen; und das allein ist Mirandens Lebensart.

So lange sie noch unter ihrer Mutter stand, war sie gezwungen, galant zu seyn, nach dem Ceremoniel zu leben, spät in die Nacht aufzubleiben, jede närrische Mode mit zu machen, und des Sonntags Besuche abzulegen. Sie

war

# VIII Hauptsst. Charakter der Miranda. 133

war gezwungen, geschminkt und unter einer Last von Galanterien zu dem heiligen Nachtmahle zu gehen, an artigen Unterredungen Theil zu nehmen, vor der Schaubühne Unkehligkeiten, und in der Oper ärztliche Lieder und verliebte Streiche anzuhören, an öffentlichen Orten zu tanzen, damit Narren und Stutzer die Feinheit ihrer Gestalt und die Schönheit ihrer Bewegungen bewundern möchten. Die Erinnerung dieser Lebensart machte sie außerordentlich sorgfältig, sie durch eine ganz entgegen gesetzte Aufführung wieder gut zu machen.

Miranda theilt ihre Pflichten nicht in Pflichten gegen Gott, gegen ihren Nächsten und gegen sich selbst: sondern sie betrachtet alles, als ob sie es Gott schuldig sey, und thut alles in seinem Namen, und um seines Willen. Sie betrachtet daher ihr Vermögen als ein Geschenk Gottes, das sie nicht anders als so brauchen dürfe, wie das, was Gott angehöret, gebraucht werden muß, nemlich zu Erlangung der weisen und vernünftigen Absichten eines christlichen und heiligen Lebens. Ihr Vermögen ist unter sie und unter verschiedene arme Leute getheilet, so daß sie weiter nichts, als ihren nöthigen Antheil, daran hat. Sie hält es für einerley Thorheit, selbst unnöthige und eitle Ausgaben zu machen, oder andern Geld zu geben, damit sie dergleichen machen können. So wenig sie also einem Armen Geld geben wird, ein Puppenspiel mit anzusehen, eben so wenig wird

# 134 VIII Hauptst. Charakter der Miranda.

wird sie es für erlaubt halten, etwas auf gleiche Art für sich selbst auszugeben; weil sie es für sehr billig hält, selbst eben so weise zu seyn, als sie will, daß der arme Mann seyn soll. Denn, sagt Miranda, es ist für einen armen Mann eine Thorheit und Sünde, wenn er das, was ihm gegeben wird, mit thörichten Kleinigkeiten verthut, da es ihm inzwischen an Essen und Trinken und an Kleidern fehlt.

Und ist es für mich eine kleinere Thorheit oder eine geringere Sünde, wenn ich das Geld mit nützlichen Lustbarkeiten durchbringe, welches ich weit besser zur Nachahmung der göttlichen Güte, zu Werken der Barmherzigkeit und Liebe gegen meine Neben-schöpfe und Neben-christen hätte anwenden können? Wenn die eignen Bedürfnisse eines Armen ein Grund sind, warum er nichts von seinem Gelde unnöthig verthun soll: so sind die Bedürfnisse des Armen, und die Vortreflichkeit der Liebeswerke, welche so, als wären sie Christo selbst erzelet worden, aufgenommen werden sollen, noch ein weit stärker Grund, warum niemand etwas von seinem Gelde unnöthig verthun soll. Denn wenn er es thut, so gleicht er nicht allein dem armen Manne, so verthut er nicht allein das, was er selbst nöthig hätte, sondern er verthut das, was zu dem alleredelsten Gebrauche nöthig ist, und was Christus, als ob er es in seine eigne Hände empfangen hätte, aufnehmen will. Und wenn wir über einen Armen verdrüsslich sind, und ihn als einen Nichtowürdigen ansehen, wenn

## VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 135

er das, wofür er sich Brod kauffen solle, verschwendet; wie müssen wir in den Augen Gottes erscheinen, wenn wir dasjenige muthwillig und thöricht anlegen, wofür wir unsern hungerigen und nackenden Brüdern, welche Gott eben so nahe und eben so theuer sind, als wir, und die er zu Miterben eben desselben Standes einer zukünftigen Herrlichkeit bestimmt hat, Brod und Kleider kauffen sollten. Von so einem Geiste wird Miranda getrieben; und so braucht sie die Geschenke Gottes; sie ist weiter nichts, als eine von den armen Personen, welche durch ihr Vermögen erhalten werden, und hat vor ihnen weiter nichts voraus, als die Seligkeit des Lebens.

Ihr Beköstigung ausgenommen, wird sie des Jahres keine fünfzig Thaler an sich wenden. Sie trägt sich **schlecht**, aber so reinlich, daß man sich nicht genug verwundern kann. Sie beobachtet in ihrem Putze nur eine einzige Regel, nemlich, sich beständig sauber und auf das wohlfeilste zu kleiden. Alles, was um sie ist, gleichet der Reinigkeit ihrer Seele, und sie ist beständig äußerlich sauber, weil sie beständig innerlich rein ist.

Ein ieder früher Morgen findet sie im Gebete; sie erfreuet sich über den Anfang eines jeden Tages, weil sich die frommen Regeln eines heiligen Lebens mit ihm wieder anfangen, und sie das Vergnügen, ihnen zu folgen, wieder von neuem genießt. Sie scheint ein Schutzengel für die zu seyn, welche um sie herum wohnen, indem sie

mit ihrem Wachen und Beten den Ort, wo sie wohnet, segnet, und für die, welche noch schlafen, Bitten bey Gott einleget.

Sie hat mit ihrer Andacht schon verschiedne mal inne gehalten, und Gott hat verschiedne von ihren besondern Gebeten schon erhört, wenn das Tageslicht noch nicht in das Zimmer ihrer Schwester scheinen darf. Miranda weiß nicht, was das ist, einen halben Tag träge und faul zu seyn: die immer wiederkehrenden Stunden ihres Gebets und ihre öftern heiligen Uebungen, lassen ihr nicht den geringsten wirklichen Theil desselben ungebraucht vorüberstreichen.

Wenn man sie bey der Arbeit sieht, so wird man eben die Weisheit gewahr, welche alle ihre **Brigen Handlungen** regieret, sie mag nun etwas thun, das für sie selbst, oder für andre, welche ihres Bestandes bedürfen, nöthig ist. Es ist in ihrer Nachbarschaft schwerlich eine arme Familie, welche nicht eines oder das andre tragen sollte, was sie mit ihren eignen Händen verfertigt hat. Ihr weises und frommes Gemüth braucht keine Zeitvertreibungen, und kann sich mit keiner thörichten und unanständigen Arbeit beschäftigen. Sie kann den Tag über nichts unschickliches verrichten, weil sie des Abends von allen ihren Handlungen Rechenschaft geben muß; und eher wird Miranda nicht aufhören zu arbeiten, als bis sie mit ihren Händen kein Werk der Liebe und Barmherzigkeit mehr verrichten kann. Bey Tische lebt sie genau nach der Regel der heiligen Schrift: ihr esset, oder ihr

trink

# VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 137

trinket, oder was ihr sonst thut, das thut, alles zur Ehre Gottes. Jede Mahlzeit wird daher von ihr eben so angefangen und beendet, wie sie jeden Tag anfängt und endet; nemlich mit Handlungen der Andacht; sie isst und trinkt, blos um zu leben, und beides mit so strenger Mäßigkeit, daß jede Mahlzeit eine Übung der Selbstverleugnung ist, und sie ihren Körper kasteiet, so oft sie ihn nähret. Wenn Miranda sich nicht anders als mit Wettrennen erhalten könnte, so würde sie sich einer Diät unterwerfen, die sie dazu geschickt machte. Da aber das Wettrennen, welches ihr bevorsteht, ein Wettrennen der Heiligkeit, Keuschkeit und himmlischen Neigung ist, welches sie in einem verderbten und verwirrten Körper voll irdischer Leidenschaften halten muß, so hat ihre tägliche Diät nur diese einzige Absicht, ihren Körper zu diesem geistlichen Wettrennen geschickter zu machen. Sie wieget ihre Speisen in keiner Waagschale ab, sondern sie hat ein ganz ander Gewicht, nach welchem sie sie abwiegat; so viel als hinlänglich ist, dem Körper die gehörige Stärke zu geben, und ihn geschickt und willig macht, der Seele zu gehorchen, sich mit ihr in Lobgesängen und Gebeten zu verbinden, und Augen und Hände mit größrer Inbrunst gen Himmel zu erheben, so viel, und nicht mehr ist Mirandens Mäßigkeit; so daß sie nicht eher von Fettleichheit aufgeschwollen seyn, oder unter der unbehüllichen Last des Fleisches leiden wird, als bis sie ihre Religion wird verändert haben.

## 138 VIII Hauptst. Charakter der Miranda.

Die heilige Schrift, und besonders das Neue Testament, ist ihre tägliche Beschäftigung; diese liest sie mit der genauesten Aufmerksamkeit, indem sie beständig ein Auge auf sich selbst lehret, und sich nach ieder Lehre, die sie darinn antrifft, prüfet. Wenn sie das neue Testament in ihren Händen hat, so glaubt sie zu den Füßen unsers Heilandes und seiner Apostel zu seyn, und macht alles, was sie von ihnen lernet, zu unverbrüchlichen Gesetzen ihres Lebens. Sie nimmt ihre geschriebne Lehren mit eben so viel Bereitwilligkeit und Ehrfurcht an, als ob sie sie selbst in Person sähe, und als ob sie eben jetzt in der Absicht vom Himmel gekommen wären, ihr den Weg, der zu ihnen führet, zu zeigen.

Sie glaubt, der einzige Weg, sich zu der Prüfung des jüngsten Tages geschickt zu machen, sey der, wenn sie sich selbst alle Tage nach den Lehren der Schrift prüfe. Sie befürchtet manchmal, daß sie allzuviel Geld an Bücher wende, weil sie sich unmöglich enthalten kann, alle practische Bücher von einigen Werthe zu kaufen; besonders diejenigen, welche in das Herz der Religion eindringen, und die innere Heiligkeit des christlichen Lebens beschreiben. Unter allen menschlichen Schriften aber sind die Lebensbeschreibungen frommer Personen und erhabener Heiligen ihr größtes Vergnügen. In diesen sucht und gräbet sie, gleichsam als nach verborgenen Schätzen, in der Hoffnung, irgend ein Geheimniß des heiligen Lebens, irgend einen ausnehmenden Grad der Frömmigkeit darinn

anzu-



## VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 139

anzutreffen, den sie sich zuwenden könne. Hierdurch nun hat Miranda ihren Verstand und ihr Herz mit allen Grundsätzen der Weisheit und Heiligkeit so ausgerüstet, und ist von dem einzigen Nothwendigen so überzeugt worden, daß es ihr schwer wird, wenn sie von etwas andern reden soll; und ist man mit ihr in Gesellschaft und sie findet es für gut, zu reden, so muß man aus ihrem Gespräche weiser und besser werden, man mag wollen oder nicht.

Ihre Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu erzählen, würde die Geschichte eines jeden Tages, von zwanzig Jahren her, erzählen heißen. Sie hat an die zwanzig armen Handelsleuten wieder aufgeholfen, welche in ihrem Gewerbe unglücklich gewesen waren, und hat eben so viele, welche es werden wollten, davon errettet. Sie hat verschiedene arme Kinder erzogen, welche auf den Straßen gefunden worden, und hat sie in die Umstände gesetzt, daß sie sich ehrlich nähren können. Sobald ein Arbeitermann durch Krankheit genöthiget wird, zu Hause zu bleiben, schickt sie ihm, so lange bis er wieder gesund wird, zweymal so viel, als er verdienen kann, damit er mit der einen Hälfte seine Familie, wie gewöhnlich, erhalten, und mit der andern sich in seiner Krankheit warten und pflegen könne.

Wenn eine Familie zu weitläufig scheint, als daß sie die, welche darinn arbeiten können, mit ihrem Verdienste zu erhalten vermögend wären, so bezahlt sie ihre Zinsen, und giebt ihnen jährlich etwas zu Aleidern. Und so leben  
ver.

## 140 VIII Hauptst. Charakter der Miranda.

verschiedene arme Familien durch ihren Beistand gemächlich, und segnen sie, Jahr aus Jahr ein, in ihrem Gebete.

Wenn sich ein armer Mann oder eine arme Frau findet, die mehr, als gewöhnlich, böse und lasterhaft sind, so hat Miranda ein wachsames Auge auf sie, und erwartet ihre Zeit der Wiedermärtigkeit und des Elendes; wenn sie denn merkt, daß sie sich in einer recht dringenden Noth befinden, so steht sie ihnen auf das geschwindeste bei. Es kommt aber daher, daß sie für der gleichen Leute auf diese Weise sorgt, weil sie einmal einen sehr lüderlichen Menschen von dem nahen Gefängnisse befreiete, der sogleich aufrichtige Buße that.

Nichts ist bewundernswürdiger in dem Charakter der Miranda, als diese Eigenschaft. Denn ihre gütliche Gesinnung gegen die verruchtesten Sünder, ist der stärkste Beweis ihrer himmlischen und göttlichen Seele.

Miranda ging einmal bei einem Hause vorbei, in welchem Mann und Frau sich zankten und einander auf die schrecklichste Art verfluchten, inzwischen da drei Kinder um sie herum schrien. Dieser Anblick rührte ihre mitleidige Seele so sehr, daß sie des andern Tages hinging, und durch Geld die drei Kinder an sich brachte, damit sie nicht verstorben würden, wenn sie mit ruchlosen Eltern leben müßten; und nunmehr leben sie mit Miranden, welche für sie sorgt und für sie betet, und ihnen alles Gute erzeigt, welches sie ihnen nur erzeigen kann. Sie hören

# VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 141

hören ihre Reden, sie sehen ihr Leben, und verbinden sich mit ihr in lobjungen und beten. Der älteste von ihnen hat bereits seine Eltern von ihrem rucklosen Leben bekehret, und zeigt eine so außerordentlich fromme Gemüthsart, daß ihn Miranda zum geistlichen Stande bestimmt hat, damit er, wie er selbst errettet worden, auch andre erretten könne, und für das Wohlergehen der Seelen eben so eifrig besorgt seyn möge, als sie für das Wohl der seinigen gewesen.

Miranda ist dem armen Volke in seinen Unglücksfällen eine beständige Hülfe. Es giebt manchmal kleine Unglücksfälle, welche den Armen bezeugen, und die sie von sich selbst niemals mehr überwinden können. Der Tod einer Kuh, oder eines Pferdes, oder irgend ein kleiner Diebstahl kann sie auf Zeit Lebens ins Elend stürzen. Und unter dergleichen Zufällen läßt Miranda sie niemals erliegen, sondern sie giebt ihnen sogleich den vollen Werth des Verlusts, und betrachtet dieses als ein Mittel, ihre Gemüther zu Gott zu erheben.

Sie hat eine große Zärtlichkeit für alte Leute, welche nicht mehr arbeiten können. Das Almosen des Kirchspiels ist selten für dergleichen Leute ein gemächlicher Unterhalt. Und daher sind sie der beständige Gegenstand ihrer Sorge. Sie legt zu ihren Almosen noch so viel hinzu, daß es zusammen etwas mehr als den Verdienst austrägt, den sie in ihrer Jugend hatten. Sie thut dieses, um der Schwachheit ihres Alters zu Hülfe zu kommen, damit sie Gott, ohne Belümmerniß

## 142 VIII Hauptst. Charakter der Miranda.

meynig und Tragsal, in Ruhe und Zufriedenheit dienen können. Von dieser Gattung hat sie gemeiniglich sehr viele, welche durch Mülhe ihrer Versorgung und ihrer Ermunterungen zur Heiligkeit, ihre letzten Tage in großer Frömmigkeit und Andacht zubringen.

Miranda läßt es niemals an Mitleiden auch gegen gemeine Bettler fehlen, und besond'ers gegen die, welche alt oder krank, oder gebrechlich oder blind sind. Sie hört ihre Klagen mit Järtlichkeit an, theilt ihnen etwas mit, und weist sie nie mit harten Verwürfen ab, aus Furcht, ihre Nebengeschöpfe noch mehr zu betrüben.

Wenn ein armer alter Arbeitsmann ihr sagt, daß er weder Kräfte, noch Brod, noch Geld mehr habe, so wird sie ihn niemals heissen, wieder hingehen, wo er hergekommen sey, oder ihm sagen, daß sie ihm nicht helfen könne, weil er ihr unbekannt und wohl gar ein Betrüger sey; sondern sie hilft ihm eben deswegen, weil er ihr fremd und unbekannt ist. Denn das ist eben die größte Stärke der Varmherzigkeit, wenn man gegen die järtlich und mitleidig ist, die man nie vorher gesehen, und vielleicht auch in seinem Leben nie wieder sehen wird. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget, sagt unser Heiland; wie aber kann der diese Pflicht erfüllen, der keinem helfen will, der ihm unbekannt ist.

Miranda bedenkt, daß Lazarus ein gemeiner Bettler war, und gleichwohl von den En-

# VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 143

geln in Abrahams Schoos getragen wurde. Sie bedenkt, daß unser Heiland und seine Apostel gegen die Bettler keusselig gewesen; daß sie ihnen tröstlich zugesprochen, ihre Krankheiten geheilet, und den Lahmen und Blinden Augen und Glieder wiedergegeben. Daß Petrus zu einem Bettler, welcher von ihm Almosen erwartet, gesagt: **Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle.** Miranda bezeigt daher gegen keinen Bettler Verachtung oder Abscheu, sondern sie ahmt die Keusseligkeit unsers Heilandes und seiner Apostel gegen sie nach, und ob sie gleich, wie diese, keine Wunder, ihnen zu helfen, thun kann, so hilft sie ihnen doch damit, womit sie ihnen helfen kann, und sagt gleichsam mit dem Apostel; **was ich habe, das gebe ich dir im Namen Jesu Christi.**

Es ist möglich, sagt Miranda, daß ich oft denen etwas gebe, welche es nicht verdienen, oder das Almosen übel anwenden. Aber was schadet das? Handelt die göttliche Güte nicht eben so? Läßt Gott nicht seine Sonne aufgehen über Gute und Böse! Und ist dieses nicht eben die Güte, die uns in der heiligen Schrift empfohlen wird, in der wir Gott nachahmen und dadurch Kinder unsers Vaters im Himmel werden sollen, welcher regnen läßt über Gerechte und Ungerechte? Und soll ich deswegen meinem Nebengeschöpfe ein wenig Geld oder Nahrung vorenthalten? weil ich ihn nicht für

#### 144 VIII Halipst. Charakter der Miranda.

sich würdig genug schätze, es von mir zu bekommen? Soll ich zu Gott beten, daß er nicht nach meinem Verdienste, sondern nach seiner großen Barmherzigkeit mit mir verfahren wolle; und soll ich gleichwohl so abgeschmactt seyn, meinem armen Bruder eine Gabe vorzuenthalten, weil er sie vielleicht nicht verdienet? Soll ich ihm mit einem Maasse messen, von welchem ich Gott bitte, daß er mir nie damit messen möge?

Und überdieses, wo hat die Schrift jemals das Verdienst zur Regel und Richtschnur unsrer Barmherzigkeit gemacht? Sagt sie nicht gegentheils: hungert deinen Feind, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn.

Dieses nun lehret uns deutlich, daß das Verdienst einer Person keine Regel unsrer Barmherzigkeit seyn müsse, sondern daß wir auch gegen die Barmherzig seyn sollen, welche es am wenigsten verdienen. Denn wenn ich meinen armen Feind lieben und ihm Gutes thun soll; wenn ich gegen ihn, seines Erbrolles und seiner Bosheit ungeachtet, barmherzig seyn soll, so kann das Verdienst unmöglich die Richtschnur unsrer Barmherzigkeit seyn. Wenn ich meine Barmherzigkeit solchen bösen Leuten, die noch dazu meine Feinde sind, nicht vorzuenthalten soll, so muß ich auch gewiß armen Bettlern das Almosen nicht versagen, von welchen ich es nicht einmal weiß, ob sie böse Leute, oder auf irgend eine Art meine Feinde sind.

Man wird vielleicht einwenden, daß man auf diese Art, das Volk zum Betteln anreize. Al-

# VIII Hauptst. Charakter der Miranda. 145

lein dieser sinnlose Einwurf kann gegen alle Arten von Liebeswerken gemacht werden, weil sie das Volk anreizen können, sich darauf zu verlassen. Eben das kann wider die Pflicht, unsern Feinden zu vergeben, gesagt werden, denn es können Leute dadurch angereizt werden, uns zu beleidigen. Eben das kann sogar wider die Ehre Gottes gesagt werden, weil, wenn sie ihren Segen über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte ausschüttet, der Böse und Ungerechte auf seinen gottlosen Wegen bestärkt werden kann. Eben das kann wider die Pflicht, die Nackenden zu kleiden, oder den Kranken Arzneyen zu reichen, gesagt werden, weil Leute dadurch angereizt werden können, ihre Kleidung zu vernachlässigen, und ihre Gesundheit zu verschmerzen. Wenn aber die Liebe Gottes in euch wohnet, wenn diese euer Herz erweitert und es mit Empfindungen der Barmherzigkeit und des Mitleidens erfüllet hat, so werdet ihr dergleichen Einwürfe nicht mehr machen.

Wenn ihr wieder einmal den armen, den alten, den Kranken und hülflosen Fremdling, den Lahmen oder den Blinden abweist, so leget euch selbst diese Frage vor. wünsche ich aufrichtig, daß diese arme Geschöpfe eben so glücklich seyn mögen, als lazarus, welcher von den Engeln in Abrahams Schooß getragen ward? Ist es mein aufrichtiges Verlangen, daß sie Gott zu Miternben der ewigen Herrlichkeit machen möge? Wenn ihr nun euer Herz genau untersucht, so werdet ihr finden, daß ihr keine von derglei-

den Bestimmungen habt, daß ihr ihnen von diesen allen nichts wünschet. Denn es ist unmöglich, daß jemand einem armen Fischpöppe eine so große Glückseligkeit von ganzem Herzen wünschen, und nicht die Barmherzigkeit haben sollte, ihm ein kleines Almosen zu geben. Aus dieser Ursache, sagt Miranda, gebe ich, so weit es in meinem Vermögen steht, allen, weil ich Gott bitte, allen zu verzeihen; und ich kann unendlich denjenigen ein Almosen abschlagen, für welche ich Gott bitte, daß er sie segnen und zu Theilhabern der ewigen Herrlichkeit machen wolle; ich bin vielmehr erfreuet, gegen die irgend einen Grad der Liebe zeigen zu können, die, wie ich hoffe, der Gegenstand der unendlichen Liebe Gottes seyn werden. Und wenn, wie uns unser Heiland versichert hat, geben seliger denn nehmen ist, so sollten wir alle diejenigen, welche ein Almosen von uns bitten, für eben so viel Freunde und Wohlthäter halten, die uns mehr Gutes erzeigen, als von uns erhalten, die unsre Tugend erhöhen, sich zu Zeugen unsrer Barmherzigkeit, zu Denkmalen unsrer Liebe, und zu unsern Vorsprechern bey Gott machen, die uns an Christu Statt sind, die an dem Tage des Gerichts für uns aufreten, und uns zu einer größern Glückseligkeit verhelfen werden, als wir ihnen durch unser Almosen geben können.

Dieses ist der Charakter und das Leben der frommen Miranda; und wenn sie noch zehn Jahr länger lebt, so wird sie an die Dreyßig tau-



## VIII Hauptst. Charakter der Miranda, 147

tausend Thaler zu Werken der Liebe verwendet haben; denn das, was sie an sich selbst gewendet, kann mit gutem Grunde gleichfalls zu ihren Almosen gerechnet werden.

Wenn sie stirbt, so muß sie unter den Aposteln und Heiligen und Märtyrern glänzen; sie muß unter den vornehmsten Knechten Gottes stehen und unter denen prangen, welche einen guten Kampf gekämpft und ihren Lauf mit Freuden vollendet haben.



## Neuntes Hauptstück.

Enthält verschiedene Betrachtungen über das Leben der Miranda, und zeigt, wie es von ihrem ganzen Geschlechte nachgeahmet werden könne und solle.

Dieses Leben der Miranda nun, welches ich ihrem Geschlechte zur Nachahmung von Grund des Herzens empfehle, so sehr es auch mit den Wegen und dem Lauffe der Welt zu streiten scheint, ist dem wahren Geiste des Christenthums gemäß, und auf die deutlichsten Lehren desselben gegründet.

So leben, wie sie lebt, ist dem Evangelio Christi eben so eigentlich gemäß, als getauft werden und das Abendmahl empfangen.

Der Geist, der sie belebet, belebte die Heiligen der ersten Zeiten, und nur deswegen, weil sie so lebten,

lebten, wie sie lebet, preisen wir noch ihr Gedächtniß, und danken Gott für die Beispiele, die sie uns gelassen haben.

In ihrem Charakter ist nichts seltsames, Kappisches oder unvernünftiges anzutreffen, sondern der geringste Zug desselben ist ein richtiger und hinlänglicher Beweis ihrer wirklichen und gründlichen Frömmigkeit.

Man wird leichter zeigen können, daß es abgeschmackt sey, in die Kirche zu gehen, oder zu beten, als daß es abgeschmackt sey, irgend eine von ihren Lebensregeln zu beobachten. Denn alle Regeln, nach welchen Miranda lebet, nach welchen sie ihre Zeit und ihr Vermögen anwendet, nach welchen sie isst, arbeitet, sich kleidet und Umgang hält, sind eben so wesentliche Stücke eines vernünftigen und heiligen Lebens, als Andacht und Gebet.

Denn man kann nichts zum Behuf der Nüchternheit, der Andacht, der Barmherzigkeit, der Demuth anführen, was man nicht auch zum Behuf eines weisen und vernünftigen Gebrauchs der Kleidung und des Putzes anführen könnte.

Auch kann nichts wider die Schwelgerey, wider die Sinnlichkeit, wider die Ausschweifung, wider die Verschwendung, wider den Stolz, wider die Faulheit oder Gemächlichkeit angeführt werden, welches man nicht eben sowohl wider die Thorheit des Putzes anführen könne. Denn die Religion ist bey dem einen eben so sehr interessirter, als bey dem andern.

Wenn

Wenn man in einer Sache eitel seyn darf, so darf man es in allen seyn, denn eine Art der Eitelkeit ist von der andern mehr nicht unterschieden, als eine Art der Unmäßigkeit von der andern.

Wenn ihr euer Geld an unnöthige Galanterien des Puges wendet, so könnt ihr keine Verschwendung, keine Ausschweifung, keine Ueppigkeit verdammen, ohne euch selbst zu verdammen.

Wenn ihr euch einbildet, daß dieses eure einzige Thorheit sey, und daß es also nicht viel damit zu bedeuten haben werde, so seyd ihr denselben gleich, die sich bloß der Thorheit des Geistes, oder der Thorheit der Ruhmsucht schuldig dünken. Denn ob gleich gewisse Leute ein so scheinbares Leben führen können, daß es nicht das Ansehen hat, als ob man ihnen, außer dem Geiz oder der Ruhmsucht, noch andere Fehler zur Last legen könne; so kommt es doch hier ganz und gar nicht auf das Ansehen an, denn Geiz und Ruhmsucht kann unmöglich in einem Herzen wohnen, welches im übrigen Gott gehörig gewidmet ist.

Desgleichen, obschon diese und jene, welche ihr meistes Geld auf unnöthige Kostbarkeiten des Puges wenden, gleichwohl in allen andern Stücken wahrhaftig fromm zu seyn schelnen, so ist es doch ganz gewiß falsch; denn es ist einem Menschen, in dessen Seele die Religion Wurzel gefaßt, eben so unmöglich in dem Gebrauche der Kleider, als in Ausspendung der Almosen, und in den Uebungen der Andacht eitel zu seyn.

senn. Damit ich euch aber hiervon durch eure eignen Betrachtungen überzeugen möge, so laßt uns einmal sehen, es würde ein großer Heiliger, zum Beispiel die heilige Jungfrau Maria, wieder in die Welt gesendet, um nochmals wenige Jahre in dem Stande der Prüfung zu bringen, und ihr besuchet sie, um euch durch ihre große Frömmigkeit zu erbauen. Würdet ihr euch wohl vorstellen, sie gepusht und in feinen und kostbaren Kleidern zu finden? Nein. Euer eigener Verstand wird euch sagen, dieses sey eben so unmöglich, als daß ihr sie im Begriff, tanzen zu lernen, finden solltet. Setzt das Antwort fromm und heilig zu einer Person, zu welcher ihr wollt, sie mag männlichen oder weiblichen Geschlechts senn, und ihr werdet von selbst einsehen, daß ein solcher Charakter auf keine Weise mit der Eitelkeit des Putes bestehen kann. Eine artig gepuzte Heilige ist eine eben so große Unzereinheit, als ein Apostel in einem reichgestickten Kleide; eines jeden natürlichen Verstand muß ihn von der Unverträglichkeit dieser Dinge überzeugen.

Woher kommt es aber, daß wenn ihr an einen Heiligen oder an einen vorzüglichen Diener Gottes denkt, ihr die Eitelkeit in Kleidern mit ihm nicht zusammenreimen könnt? Kommt es nicht daher, weil sie mit einer solchen Lauterkeit des Herzens, mit einer so wahren und erhabenen Frömmigkeit nicht bestehen kann? Und ist dieses nicht folglich ein unwidersprechlicher Beweis, daß da, wo solcher Eitelkeit nachgehans

gen

gen wird, die Lauterkeit des Herzens, die wahre und erhabene Frömmigkeit nothwendig fehlen müsse? Denn so gewiß es ist, daß die heilige Jungfrau Maria sich in Purz und Pracht der Eitelkeit der Welt nicht gleich stellen könnte; so gewiß ist es auch, daß niemand dieser Eitelkeit nachhängen kann, als die, welchen ihre Frömmigkeit des Herzens fehlet; und folglich muß man zugestehen, daß alle unnöthige und kostbare Artigkeit des Puges die Wirkung eines unordentlichen Herzens ist, welches von dem wahren Geiste der Religion nicht regieret wird.

Der Geiz ist nicht deswegen ein Laster, weil Gold oder Silber etwas Böses wäre, sondern weil er eine thörichte und unvernünftige Beschaffenheit des Gemüths voraussetzt, welches von seinem wahren Gute abgefallen und in eine armselige und elende Lust versunken ist.

Desgleichen ist die kostbare Artigkeit des Puges nicht deswegen ein Laster, weil die Kleider an und vor sich selbst etwas Gutes oder Böses wären, sondern weil ein kostbarer Kleiderschmuck von einer thörichten und unvernünftigen Beschaffenheit des Herzens zeugt, welches die richtigen Begriffe von der menschlichen Natur verlohren hat, die Absicht der Kleidung verkehret, und die Bedürfnisse des Lebens zu Verweisen der Thorheit und des Stolzes mißbraucht.

Alle Welt verdammet einen vorzüglich narzistischen Stutzer. Und warum das? Ges

## 152 IX Hauptst. Betrachtungen

schicht es deswegen, weil etwas sündliches in seiner besondern Art, sich zu Kleiden, in seinen gezwungenen Manieren ist? Nein: sondern es geschieht deswegen, weil jedermann einsieht, daß das Gemüth eines Menschen dadurch verrathen wird, und daß bey einem so lächerlichen Aeußerlichen das Innere unmöglich in irgend einem Stücke weise, vernünftig und gut seyn könne. Und in der That, ein Stutzer von großer Frömmigkeit ist eine eben so offenbare Ungereimtheit, als ein Menne von großem Muth: so daß alle Welt darinn einig ist, daß die Art, sich zu Kleiden, ein Beweis von der Gemüthsart eines Menschen, und folglich ein sehr wesentlicher Punct der Religion ist. Es sollte aber wohl überlegt werden, daß, wie nicht allein der Trunkenbold, sondern ein ieder, welcher das richtige und heilige Maas im Essen und Trinken überschreitet, der Unmäßigkeit schuldig ist, so auch nicht blos der Stutzer sich der Eitelkeit und des Mißbrauchs der Kleidung schuldig mache, sondern ein ieder, welcher weiter geht, als es die vernünftigen und heiligen Absichten der Kleidung verlangen.

Wie derohalben ieder Grund wider die Vollorei ein eben so guter Grund auch wider alle Arten der Unmäßigkeit ist; so ist auch ieder Grund wider die Eitelkeit der Stutzer ein eben so guter Grund wider alle Eitelkeit und alle Mißbräuche der Kleidung. Denn sie sind alle von einerley Beschaffenheit und sind von einander nicht mehr unterschieden, als ein Grad der Unmäß-

Unmäßigkeit von dem andern unterschieden ist. Die, welche sich nur ein wenig schminkt, kann eine andre, welche sich sehr schminkt, mit eben so gutem Rechte anklagen, als die, welche nur die gewöhnlichen Galanterien des Puges braucht, eine andre anklagen kann, welche in ihrem Puge über alle Maassen galant ist.

Denn so wie in Ansehung der Mäßigkeit keine andre Regel Statt findet, als die Mäßigkeit, wie sie den Lehren und dem Geiste unsrer Religion gemäß ist; so ist auch in Ansehung der Kleidung keine andre Regel zu beobachten, als der rechte Gebrauch der Kleider, wie er mit den Lehren und dem Geiste unsrer Religion auf das genaueste übereinstimmt. Den Lauf der Welt zu unsrer Richtschnur in diesen Dingen machen wollen, ist eben so einsältig und abgeschmackt, als wenn wir den Lauf der Welt zur Richtschnur unsrer Mäßigkeit, Enthaltung und Demuth machen wollten. Es ist dieses ein Vorgeben, das in dem Munde eines Christen außerordentlich ungereimt ist, welcher sich nach den Gebräuchen und Moden dieses Lebens durchaus nicht richten kann, indem die Ueberwindung der Welt zu einem wesentlichen Merkmale des Christenthums gemacht worden.

Von dieser Seite müßt ihr also die Sünde der eiteln Kleiderpracht beurtheilen; ihr müßt sie als eine Verstößung wider den eigentlichen Gebrauch der Kleider betrachten, so wie der Wein eine Verstößung wider den eigentlichen

Gebrauch des Geldes ist; ihr müßt sie als eine Nahrung des Stolzes und unvernünftiger Neigungen betrachten, als ein Vergehen wider die christliche Demuth und Mäßigkeit; ihr müßt sie als ein Verbrechen wider alle diejenigen Lehren betrachten, welche von euch verlangen, daß ihr alles, was ihr thut, zur Ehre Gottes thut, und von allen euch verliehenen Gaben den rechten Gebrauch machen sollt; ihr müßt sie als eine Geringschätzung aller derjenigen Christknechten betrachten, welche euch befehlen, euren Nächsten zu lieben, wie euch selbst, den Hungrigen zu speisen, den Nackenden zu kleiden, und alle Werke der Barmherzigkeit auszuüben, die in euren Vermögen stehen: so daß ihr euch also nicht selbst betriegen und sagen dürft, können die Kleider etwas Böses seyn! Denn der Geistige kann mit eben dem Rechte sagen, kann Gold oder Silber etwas Böses seyn! sondern ihr müßt bedenken, daß das etwas sehr Böses ist, wenn euer Herz nicht so weise, vernünftig und demüthig ist, als es nach dem Geiste der Religion seyn soll, und als es das Herz desjenigen unmöglich seyn kann, welcher der Eitelkeit in Kleidern oder den Begierden nach Reichthum ergeben ist.

Es ist also in dem Gebrauche der Kleider, so wie in dem Gebrauche eines jeden Dinges in der Welt, nichts recht, als die ewangelische Aufrichtigkeit und Einfältigkeit. Ein jeder anderer Gebrauch weltlicher Dinge, für so artig er auch in der Welt erkannt wird, zerstreuet und verwirret



irret das Herz, und kann mit der innern Frömmigkeit, mit der Reinigkeit des Herzens, mit der Weisheit des Verstandes, mit der Regelmäßigkeit unsrer Leidenschaften, welche das Christenthum erfordert, auf keine Weise bestehen.

Wenn ihr ein guter Christ seyn wollt, so ist nur ein einziger Weg dazu, ihr müßt nemlich göttlich Gott leben; und wenn ihr gänzlich Gott leben wollt, so müßt ihr nach der Weisheit leben, welche von Gott kommt; ihr müßt nach richtigen Ueberlegungen der Natur und des Werths der Dinge handeln; ihr müßt in Ausübung aller heiligen und himmlischen Neigungen leben, und alle verlichene Gaben zur Ehre Gottes anwenden.

Vielleicht daß einige, welche die Reinigkeit und Vollkommenheit dieses Lebens der Miranda bewundern, sagen werden: wie kann man es uns aber zu einem allgemeinen Beispiele vorstellen? Wie können wir, die wir verheirathet sind, oder unter der Herrschaft unsrer Eltern stehen, so ein Leben nachahmen?

Hierauf antworte ich: eben so, wie ihr das Leben unsers Heilandes und seiner Apostel nachahmen sollt. Die Lebensumstände unsers Heilandes, und der Stand, in welchem sich seine Apostel befanden, sind von eurem Stande und euren Lebensumständen weit mehr unterschieden, als es Mirandens Stand und Lebensumstände sind; und gleichwohl ist ihr Leben, die Reinigkeit und Vollkommenheit ihrer Aufführung, das allgemeine Exem-

## 156 IX Hauptst. Betrachtungen

Exempel, welches allen Christen vorgestellet wird.

Ihren Geist, ihre Frömmigkeit, ihre Liebe zu Gott sollt ihr nachahmen, und nicht die besondere Art ihres Lebens.

Wandelt vor Gott, wie sie wandelten, richtet eure gemeinen Handlungen zu dem Ende, zu welchem sie die ihrigen richteten, verherrlicht eure besondere Lebensart mit so vieler Liebe zu Gott, mit so vieler Barmherzigkeit gegen euren Nächsten, mit so vieler Demuth und Selbstverleugnung, als sie die ihrige verherrlichten; und alsdenn, ob ihr schon nur eure eignen Kinder unterrichtet, und der heil. Paulus ganze Völker bekehret hat, werdet ihr dennoch seinen Fußstapfen folgen und nach seinem Beispiele handeln.

Bildet euch also nicht ein, daß ihr der Miranda nicht gleich seyn könnt, oder dürft, weil ihr euch nicht mit ihr in einerley Stande des Lebens befindet; denn wie eben derselbe Geist und eben dieselben Gesinnungen Miranden zu einer Heiligen würden gemacht haben, wenn sie auch wäre genöthiget gewesen, ums Brod zu arbeiten, so wird auch euch, wenn ihr nur nach ihrem Geiste und ihren Gesinnungen trachten wollt, ieder Stand, jede Art des Lebens genug Mittel an die Hand geben, diesen Geist und diese Gesinnungen zu zeigen und wirksam zu machen.

Miranda ist das, was sie ist, weil sie alles, was sie thut, im Namen Gottes, und in Betrachtung ihrer Pflicht gegen Gott, thut; und wenn ihr

ihr eben das thut, so werdet ihr ihr vollkommen gleich seyn, wenn ihr in den äußerlichen Umständen eures Lebens auch noch so verschieden von ihr seyd.

Ihr sagt, ihr seyd verheyrathet; und also habt ihr eure Zeit und euer Vermögen nicht so in eurer Gewalt, als sie beides hat.

Es ist ganz richtig; und also könnt ihr auch nicht so viel Zeit, nicht so viel Geld auf die Art anwenden, als sie es anwendet.

Mirandens Vollkommenheit aber besteht auch nicht darinn, daß sie so viel Zeit, oder so viel Geld auf solche Art anwendet, sondern daß sie sich bestrebt, alle Zeit und alles Geld wohl anzuwenden, so viel desselben Gott ihrem eignen Gefallen überlassen hat. Braucht also nur diejenige Zeit und dasjenige Geld wohl, über welches ihr, nach eignem Gutdünken, zu befehlen habt, und denn werdet ihr Miranden gleich seyn.

Hat sie zu tausend Thalern jährlich einzunehmen, und ihr habt nur zwey Scherfe, seht ihr nicht um so viel mehr verbunden, in dem weisesten Gebrauch derselben nach aller Strenge zu verfahren? Hat sie einen großen Theil der Zeit in ihrer Macht, und ihr nur einen sehr kleinen, müßt ihr alsdenn nicht noch weit wachsammer und vorsichtiger seyn, damit auch dieses wenige nicht verloren gehe?

Ihr sagt, wenn ihr eben so schlecht und wohlfeil gekleidet gehen wolltet, als sie, so würden ihr eure Themannen beleidigen.

Erst-

Erstlich erforschet ja genau, ob dieses wahr sey, ehe ihr es zu einer Entschuldigung macht.

Zweytens, wenn es eure Ehemänner wirklich von euch verlangen, daß ihr euer Gesicht schminken, euren Busen bloß tragen, und in allen eurem Puncte sein und prächtig seyn sollt, so fasset diesen gedoppelten Entschluß:

Erstlich, euch alles dessen zu enthalten, sobald es euch eure Ehemänner verstaten werden.

Zweytens, euer Möglichstes zu thun, damit ihr ihre Zuneigung durch gründliche Tugenden erwerbet, welche die Eitelkeit ihrer Gemüther verbessern und sie angewöhnen können, euch solcher Eigenschaften wegen zu lieben, die euch in dem Angesichte Gottes und seiner heiligen Engel liebenswürdig machen.

Vielleicht daß einige glauben, diese Lehre, betreffend die Einfalt und Ehrbarkeit in der Kleidung, könne durch die einzige Frage hinlänglich widerlegt werden: ob sich alle Personen auf ebnerley Art kleiden sollten?

Dergleichen Fragen werden gemeiniglich von solchen Personen vorgebracht, welche die klarsten Wahrheiten lieber verwickeln, als ihnen zu folgen, verbunden seyn wollen.

Wir wollen einmal sehen, ich hätte eine allgemeyne strenge Diät angepriesen. Und die Diät ist doch wohl etwas so vernünftiges, daß man sie allgemein anpreisen kann? Allein würde denn

denn daraus folgen, daß der Edelmann und der Bauer auf einerley Fuß leben müßten?

Gesetzt ich hätte auf eine allgemeine Mäßigkeit gedrungen. Rechtfertiget die Religion etwa diese Lehre nicht genug? Würde daraus folgen, daß alle Menschen einerley Getränke und in einerley Maasse trinken müßten?

Auf gleiche Weise folgt es auch ganz und gar nicht, daß deswegen, weil die Einfalt und Ehrbarkeit in der Kleidung allen und jeden angesprochen wird, auch alle und jede auf einerley Art sich kleiden müssen.

Welches ist aber die besondre Regel in Ansehung der Mäßigkeit? Wie sollen verschiedene Personen, welche verschiedene Getränke und in verschiedner Maasse trinken, die ihnen zukommende Mäßigkeit beobachten?

Ist nicht dieses die Regel? Sollen sie nicht wider alle Lüsternheit auf ihrer Hut seyn, ihren Gebrauch des Getränkes zu einem Gewissenspunkte machen, und sich keine andre als solche Erfrischungen erlauben, welche mit den strengsten Regeln der christlichen Mäßigkeit bestehen können?

Nun wende man diese Regel auf die Materie von der Kleidung an, und alle Fragen, die man dabey vorbringen kann, sind beantwortet.

Laßt nur einen jeden wider die Eitelkeit des Putzes auf der Hut seyn, laßt ihn nur den Gebrauch der Kleider zu einem Gewissenspunkte machen, laßt ihn nur den festen Vorsatz haben, sein Geld aufs beste anzulegen, ich bin gewiß,

er wird keine weitere Regel nöthig haben, sich in jedem Stande des Lebens vernünftig zu betragen. Diese Regel wird den Großen eben so wenig erlauben, eitel in der Kleidung, als unmäßig im Trinken zu seyn: und gleichwohl wird es noch immer eben so zulässig bleiben, daß sich einiger Unterschied unter ihrer und andrer Leute Kleidung, als unter ihrem und andrer Leute Getränke finden darf.

Wolltet ihr aber nun wohl behaupten, daß ihr also deswegen, weil verschiedene Getränke erlaubt sind, die feinsten und theuersten Weine, wenn und wie es euch gefällt, trinken und so verschwenderisch darinn seyn dürftet, als ihr nur immer wollt? Wenn ihr dieses nicht zu behaupten wagt, wie könnt ihr behaupten, daß ihr deswegen die reichsten und kostbarsten Kleider, die ihr nur immer finden und euch anschaffen könnt, tragen dürftet, weil der bloße Unterschied in Kleidern erlaubt ist?

Denn so wie die Zulässigkeit verschiedner Getränke auch nicht den geringsten Grad der Unmäßigkeit im Trinken entschuldigen kann, so kann auch die Zulässigkeit verschiedner Kleidung nicht den geringsten Grad der Eitelkeit in Kleidern entschuldigen.

Die Frage aber, was die Eitelkeit in Kleidern sey, ist eben so leicht zu beantworten, als die Frage, was die Unmäßigkeit im Trinken sey? Und obgleich die Religion für alle und jede Personen inobesondere hierinn kein festes Maas bestimmt, so ertheilt sie doch solche allgemei-

gemeine Regeln, daß man in jedem Stande des Lebens sich darnach richten kann.

Wer sich von der Religion belehren läßt, daß die Absicht des Trinkens blos die Erfrischung unsrer Geister, und die Erhaltung unsrer Gesundheit sey, damit Seel und Leib zu den Verrichtungen eines frommen und heiligen Lebens beständig willig und geschickt seyn mögen, und daß er sich bestreben müsse, Gott durch den rechten Gebrauch dieser Freyheit zu verherrlichen, der wird es allezeit wissen, was in seinen besondern Umständen Unmäßigkeit ist.

Auf gleiche Weise wird auch der, welcher sich von der Religion belehren läßt, daß wir uns nur aus der Absicht, unsre Schaam und Blöße zu bedecken und unsern Körper vor den Ungemächlichkeiten der Witterung zu beschützen, kleiden, und Gott durch einen weisen und anständigen Gebrauch dieser Nothwendigkeit verherrlichen sollen, allezeit wissen, was in seinen besondern Umständen die Eitelkeit des Putzes ist.

Und der, welcher es für eine unnöthige Spitzfündigkeit hält, von dem vernünftigen und frommen Gebrauche der Kleidung zu reden, der kann es mit eben so gutem Rechte für eine unnöthige Spitzfündigkeit halten, wenn man von dem vernünftigen und frommen Gebrauche der Getränke redet. Denn Ueppigkeit in der Kleidung ist ein eben so großer Mißbrauch, als Ueppigkeit im Essen und Trinken. Und man kann weder diese noch jene auf  
4
eine

eine andre Weise vermeiden, als wenn man die Religion zu der strengen Richtschnur unsers Betragens in beiden Fällen macht. Es findet sich auch nichts in der Religion, was uns zu etwas frommen Strenge in dem einen Falle antreiben könnte, und nicht auch ein eben so guter Bewegungsgrund zu einer gleichen Strenge im andern Falle seyn sollte.

Ferner, wie nicht alles, was zulässig ist, auch deswegen ersprießlich ist, so giebt es auch gewisse Dinge in dem Gebrauche der Getränke und der Kleidung, deren man sich aus frommen Absichten enthalten, und diese Enthaltung zu einem Mittel einer großen Vollkommenheit machen kann.

Wenn sich zum Exempel ein Mensch den Gebrauch erlaubter Getränke versagte, und sich auch derjenigen Ausgaben für Getränke enthielte, die er ohne Sünde machen könnte, und thäte dieses nicht blos einer größern Selbstverleugnung wegen, sondern auch deswegen, damit er im Stande seyn möge, hilflosen Armen und Kranken beizustehen und sie zu erquicken.

Oder wenn ein andrer sich dessen, was in Anschaffung des Puges erlaubt ist, enthielte, wenn er in seiner Kleidung schlechter und sparsamer wäre, als es die Religion nothwendig erfordert; wenn er dieses nicht blos aus einer größern Demuth thäte, sondern auch darum, damit er desto eher im Stande seyn möge, andre Leute zu kleiden: so würde man von diesen Perso-

sonen



sonen sagen können, daß sie in einem höhern Grade nach dem wahren Geiste des Gesetzes Christi handelten, ob es gleich nach dem Buchstaben desselben von ihnen nicht gefordert würde.

Denn wenn auch die, welche einem Jünger Christi einen Becher kalt Wasser gegeben haben, ihre Belohnung dafür erhalten sollen, wie theuer und werth müssen nicht die Christo seyn, welche oft selbst Wasser getrunken haben, um den kranken und lachzenden Gliedern des Leibes Christi Wein geben zu können.

Doch wieder auf unsre Materie zurück zu kommen! Alles was hier von verheyratheten Frauenzimmern gesagt worden, kann auch denen zum Unterrichte dienen, welche noch unter der Gewalt ihrer Eltern stehen.

Denn obgleich der Gehorsam, welchen sie ihren Eltern schuldig sind, sie nicht verbindet, ihre Tugend nicht weiter zu treiben, als es ihre Eltern haben wollen; so erfordert doch ihr Gehorsam, daß sie sich in allen Dingen, welche dem Befehle Gottes nicht zuwider sind, ihrer Führung überlassen.

Wenn derothalben eure Eltern von euch verlangen, daß ihr mehr nach der Mode und nach dem gesellschaftlichen Betragen der Welt leben, auf euren Putz und eure Person mehr wenden, und eure Zeit anders anlegen sollt, als es mit eurem Verlangen nach größrer Vollkommenheit übereinstimmt; so müßt ihr euch unterwerfen, und es, als euer Kreuz, so lange gedul-

gedulbig ertragen, bis ihr die Freiheit erlangt, den erhabnen Vorschriften Christi zu folgen, und die besten Mittel, eure Tugend zu ihrer größtm Höhe zu bringen, in eurer Gewalt sind.

Denn ob ihr schon, so lange ihr in diesem Stande lebt, gezwungen seyn könnt, verschiedene Mittel zur Aufnahme eurer Tugend zu verabsäumen, so finden sich doch verschiedne andere darinn, die ihr in einem freyern Leben nicht wahrdet gehabt haben.

Denn wenn ihr in diesem Stande, in welchem der Gehorsam eine so große Tugend ist, euren Eltern in allen erlaubten Dingen, aus einem frommen und zärtlichen Gefühle eurer Pflicht, willfahret, so werden die Dinge, die ihr auf diese Weise verrichtet, anstatt daß sie Hindernisse eurer Tugend seyn sollten, in Mittel zu ihrer größern Vollkommenheit verwandelt.

Was ihr auf der einen Seite durch die Abhaltung von gewissen Dingen, die ihr gern beobachten wolltet, verlieret, das gewinnt ihr auf der andern Seite durch die vortrefliche Tugend des Gehorsams, in demüthiger Willfahrungr wider eure eigne Neigungen.

So viel wird hoffentlich genug seyn, zu zeigen, wie Personen, die unter der Gewalt anderer stehen, das weise und fromme Leben der Miranda nachahmen können.

Was die aber anbelangt, welche völlig ihre eigne Herren sind, wenn sie die Freiheit ihres Standes dazu brauchen, das beste Theil zu erwählen, wenn sie sich dadurch anziehen lassen,  
die

die vortreflichsten Wege einzuschlagen, wenn sie, so wie sie ihren ganzen Lebenswandel in ihrer Gewalt haben, auch ihren ganzen Lebenswandel zu einer beständigen Ausübung der erhabenen Tugenden machen: — selig sind sie, wenn sie Christo so nachzufolgen gelernt haben!

Alle werden das nicht fassen, was hier gesagt worden. Die es aber fassen werden, die mögen Gott dafür danken, daß er so gute Regungen in ihre Herzen gelegt hat.

Man kann in jedem Stande des Lebens Gott dienen und ihn verherrlichen. Da es aber verschiedene Stände des Lebens giebt, die mehr als andre zu wünschen sind, die unsre Naturen mehr reinigen, unsrer Tugend zuträglicher sind, und uns Gott in einem höhern Grade widmen: so scheinen diejenigen, welche die Freyheit haben, für sich selbst zu wählen, von Gott berufen zu seyn, sich seinem Dienste auf eine vorzüglichere Art zu widmen.

Es hat von Anfange des Christenthums an zwey Ordnungen oder Klassen unter den guten Christen gegeben.

Die einen fürchteten Gott und dienten ihm in den gemeinen Verrichtungen und Beschäftigungen des zeitlichen und weltlichen Lebens.

Die andern entsagten den gemeinen Beschäftigungen und dem gemeinen Genuße des Lebens, als dem Reichtume, der Heyrath, der Ehre, dem Vergnügen, und widmeten sich selbst einer freywilligen Armuth, Keuschheit,

Andacht und Einsamkeit, damit sie auf diese Weise in täglicher Ausübung eines göttlichen und himmlischen Lebens gänzlich Gott leben könnten.

Ich weiß dieses aus dem Zeugnisse des berühmten Kirchengeschichtschreibers, Eusebius, welcher zu der Zeit der ersten allgemeinen Kirchenversammlung lebte, als das Niceische Glaubensbekenntniß abgefaßt wurde, als die Kirche in ihrer größten Herrlichkeit und Reinigkeit war, als ihre Bischöfe eben so viel heilige Väter und die erhabensten Muster der Frömmigkeit waren.

„Deshalb, sagt er, sind in der Kirche Christi zwei Wege oder Arten zu leben verordnet worden. Die eine Art erhebt sich über den ordentlichen Stand der Natur und über die gemeinen Wege des Lebens, entsagt dem Ehestande, dem Reichthume und allen weltlichen Gütern, und ist, indem sie sich von dem ordentlichen Wandel des gemeinen Lebens gänzlich entfernt und absondert, einzig und allein der Verehrung und dem Dienste Gottes bestimmt und gewidmet, und zwar vermittelt eines außerordentlichen Grades himmlischer Liebe.

„Die, welche aus dieser Klasse des Volks sind, scheinen dem Leben der Welt abgestorben zu seyn, haben nur ihre Körper auf Erden, und wohnen mit ihren Seelen und Betrachtungen im Himmel; von wannen sie, gleich so vielen Bewohnern des Himmels, auf  
„das

„das menschliche Leben herabschauen, und dem  
 „allmächtigen Gott für das ganze menschliche  
 „Geschlecht Opfer und Vorbitten darbringen.  
 „Sie opfern aber nicht mit Blute von Thieren,  
 „oder mit Fett und Rauch von verbrannten  
 „Kindern, sondern mit erhabnen Aeußerungen  
 „seiner wahren Frömmigkeit, mit gereinigten und  
 „lautern Herzen und mit einem der strengsten  
 „Tugend gänzlich gewidmeten Lebenswandel.  
 „Dieses sind ihre Opfer, welche sie beständig  
 „Gott darbringen, und womit sie ihn um Gna-  
 „de und Barmherzigkeit für sich und ihre Mes-  
 „sengerschöpfe anrufen.

„Diese Art des Lebens hält das Christenthum  
 „für die vollkommenste Lebensart.

„Die andre Art ist von einer geringern Wat-  
 „tung und bequemer sich weit mehr nach der Be-  
 „schaffenheit der menschlichen Natur; sie er-  
 „laube eine fleische Ehe, sie verstarke, für Kin-  
 „der und Familie zu sorgen, und Handel und  
 „Geschäfte zu treiben, und unterzieht sich allen  
 „Verrichtungen des Lebens mit Empfindungen  
 „der Frömmigkeit und Furcht Gottes.

„Die nun, welche diese Art des Lebens er-  
 „wehlet haben, haben ihre gesetzten Zeiten zur  
 „Rückkehr in sich selbst und zu geistlichen  
 „Uebungen, sie haben ihre besondern Tage, an  
 „welchen sie des Wort Gottes hören und lernen.  
 „Und dieser Stand der Menschen gehört gleich-  
 „sam zu der zweiten Klasse der Frömmigkeit \*).

So weit der gelehrte Geschichtschreiber.

1 4

Wenn

\*) Euseb. Demonst. Evang. lib. I. c. 8.

Wenn sich also verschiedene Personen, von dem einen Geschlechte sowohl als von dem andern, die durch das Leben der Miranda bewegt worden wären, nach einer größern Vollkommenheit zu streben, in kleine Gesellschaften vereinigen, sich einer freywilligen Armuth, Keuschheit, Eingezogenheit und Andacht unterwürfen, sich nur die äußersten Nothwendigkeiten des Lebens verstatteten, damit sie andern durch ihre Liebeswerke beschien und alle durch ihr Gebet segnen und durch ihr Beispiel erbauen konnten; oder wenn sie, in Ermangelung solcher Gesellschaften, dieser Lebensart in einem so hohen Grade folgten, als sie ihr vor sich selbst folgen können; so würde man von dergleichen Personen, anstatt ihnen Aberglauben oder blinde Andacht vorwerfen zu können, geloben müssen, daß sie diejenige Ordnunglichkeit wieder herzustellen suchten, welcher die Erde und die Ehre der Kirche war, als ihre größten Zeitligen noch lebten.

Da es nun, wie dieser gelehrte Geschichtschreiber anmerkt, ein außerordentlicher Grad himmlischer Liebe war, welcher diese Personen so weit von den gemeinen Wegen des Lebens entfernte und zu einer so erhabnen Heiligkeit geschickte machte; so darf man sich gar nicht verwundern, wie die Religion Jesu Christi das Herz so mancher Christen mit einem so hohen Grade der Liebe habe erfüllen können.

Dann eine Religion, welche eine solche Aussicht der Herrlichkeit eröffnet, welche so unendlich  
weit

weit über alles Irdische erhabene Dinge entdeckt, welche über den Tod so mächtig triumphiret, welche uns solcher seligen Wohnung versichert, wo wir sobald den Engeln Gottes im Himmel gleich werden sollen: was ist es Wunder, wenn eine solche Religion, wenn solche Wahrheiten und Erwartungen, in der und jener himmlischen Seele alle irdische Begierden vernichtet, und die brennende Liebe zu himmlischen Dingen zur einzigen beständigen Leidenschaft ihrer Herzen machet?

Wenn die Religion der Christen auf die unendliche Erniedrigung, auf die grausame Verspottung und Heißlung, auf das wundervolle Leiden, auf das arme und verfolgte Leben, und auf den schmerzlichen Tod eines gereinigten Sohnes Gottes gegründet ist: was ist es Wunder, wenn der und jener Demüthige Auhör des unendlichen Geheimnisses, der und jener ergebenen Liebhaber eines gereinigten Herrn, seinem Antheile an weltlichen Vergnügungen entsaget, und sich dafür einer beständigen Kreuzigung und Selbstverleugnung erzieht, damit der, welcher hier mit Christo leidet, dort mit ihm regieren könne?

Wenn uns die Wahrheit selbst versichert hat, das nur Eines nöthig ist, was ist es Wunder, wenn der und jener unter den Christen so fest im Glauben ist, daß er diesen Ausspruch nach dem strengsten Verstande annimmt, und eine solche Trennung von der Welt verlangt, daß seine Sorge und Aufmerksamkeit auf

das einzige Nöthige niemals unterbrochen werden könne!

Wenn unser Heiland gesagt hat: willst du vollkommen seyn, so gehe hin, verkauffe was du hast, und gibs den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach! was ist es Wunder, wenn es unter den Christen einige so eifrige Nachfolger Christi giebt, die auf den Schatz im Himmel so erpicht und nach der Vollkommenheit so begierig sind, daß sie allem Genusse ihres Standes entsagen, eine freiwillige Armut erwählen, und allen Armen beistehen, welchen sie nur immer beistehen können!

Wann das auserwählte Rüstzeug, welches Davids gesagt hat: Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle. Und das also ist der Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau; welche nicht freyet, die sorget was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sey, beyde am Leibe und auch am Geiste: was ist es Wunder, wenn die Keuschheit und Vollkommenheit des jungfräulichen Standes der Preis und die Ehre der Kirche in ihren besten und reinsten Zeiten gewesen ist? Was ist es Wunder, wenn es von je her einige gegeben hat, welche so begierig gewesen sind, Gott zu gefallen, welche so eifrig nach dem Grade der Keuschheit und Vollkommenheit gestrebt und sich über jedes Mittel, in ihrer Tugend zuzunehmen, so sehr gefreuet haben, daß



daß sie den Vortheilen und dem Genuß: des Ehestandes entsagt, um ihre Lampen zu schmücken, ihre Seelen zu reinigen, und Gott in dem Stande einer beständigen Keuschheit zu dienen?

Und wenn es in unsern Tagen an Beispielen von diesen verschiedenen Graden der Vollkommenheit fehlt, wenn weder Geistliche noch ~~Laien~~ von diesem Geiste vieles haben; wenn wir so weit davon abgekommen sind, daß derjenige, wie der h. Paulus den Atheniensen, eine neue Lehre zu predigen scheint, welcher die Selbstverleugnung, die Entsagung der Welt, die strenge Andacht, die Eingezogenheit, die Keuschheit und die freiwillige Armuth anpreist: so kommt es daher, weil wir in einer Zeit leben, in der die Liebe nicht nur mancher, sondern der allermeisten Menschen erkaltet ist.

Ich habe mich deswegen hier auf das Alterthum berufen, und diese wenigen Schriftstellen angeführt, um verschiedne ungewöhnliche Uebungen in dem Leben der Miranda zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß ihre strengsten Regeln eines heiligen Lebens, ihre Andacht, ihre Selbstverleugnung, ihre Entsagung der Welt, ihre Barmherzigkeit, ihre Keuschheit, ihre freiwillige Armuth, in den erhabensten Ermahnungen Christi und seiner Apostel gegründet, den hohen Erwartungen eines andern Lebens gemäß, und eigentliche Beweise einer himm-

bimmliſſchen Liebe ſind, ſo wie ſie die größten Zeiligen, in den ſchönſten und reinſten Tagen der Kirche, von ſich gegeben haben.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

• • • • •

### Zehntes Hauptſtück.

Zeiget, daß alle Menſchen, ſie mögen ſeyn von welchem Geſchlechte, von welchem Alter, von welcher Gattung ſie wollen, verbunden ſind, ſich Gott zu widmen.

**I**ch habe in den vorhergehenden Hauptſtücken verſchiedne wichtige Punkte, in welchen ſich die chriſtliche Frömmigkeit äußert, betrachtet, und gezeigt, daß alle Theile unſers gemeinen Lebens, unſre Geſchäfte, unſre Haben und unſre Glücksgüter Gott geheiligt und ihm angenehm gemacht werden müſſen, durch einen weiſen und frommen Gebrauch nemlich, und dadurch, daß wir bey allen unſern Handlungen und Anſchlägen ſolche Abſichten haben, die mit der Ehre und Verherrlichung Gottes übereinkommen.

Nunmehr muß ich zeigen, daß dieſe Heilige ſeit des gemeinen Lebens, dieſer gottſelige Gebrauch eines jeden Dinges, die Pflicht aller und ieder Chriſten ſey.

Sul.

Sulvius hat eine gelehrte Erziehung gehabt, und hat seine Gradus auf der Universität erlangt, und ist von da zurückgekommen, um von allem Zwange irgend einer Lebensart frey zu bleiben. Er nimmt kein Amt an, er giebt sich mit keinen Geschäften ab, weil er glaubt, daß man in einem Amte und bey gewissen Geschäften an die gehörige Beobachtung damit verknüpfter Pflichten gebunden sey. Er wird euch in allem Ernst sagen, daß er nicht deswegen in den geistlichen Stand getreten, weil dieser Stand eine größere Heiligkeit des Lebens erfordere, und daß es mit seinem Naturelle gar nicht übereinstimme, so vollkommen gut zu seyn. Er wird euch sagen, daß er Willens sey, niemals zu heyrathen, weil er sich unmöglich zu dem ordentlichen Leben und zu dem guten Betragen zwingen könne, zu welchem die, die einer Familie vorstehen wollten, verbunden wären. Er schlug es ab, der Taufzeuge eines seiner Nessen zu seyn, blos weil er durchaus keine Art von Verantwortung auf sich laden wollte.

Sulvius glaubt in seiner Aufführung gewissenhaft zu seyn, und begnügt sich derothalben mit dem trägsten, untauglichsten und sorglofesten Leben.

Er hat keine Religion, keine Andacht, keine Ansprüche auf die Frömmigkeit. Er lebt nach keinen Regeln, und läßt alles so gut seyn, weil er weder ein Priester, noch ein Vater, noch ein Aufseher ist, weil er weder Amt noch Sammlie hat, auf die er Acht haben müßte.

Aber

174 X Hauptst. daß alle Menschen

Aber du bist ein vernünftiges Geschöpf, **Su-**  
**l-****lus**, und als ein solches bist du eben so wohl  
 verbunden, nach der Vernunft und Ordnung  
 zu leben, als ein Priester verbunden ist, des  
 Altars zu warten, oder ein Aufseher, auf seine  
 Untergebenen Acht zu haben. Wenn du wider  
 die Vernunft lebst, so begehest du nicht ein  
 kleines Verbrechen, so ladest du keine geringe  
 Verantwortung auf dich; sondern du brichst  
 das Gesetz der Natur, du empörest dich wider  
 Gott, welcher die diese Natur gab, und setzest  
 dich selbst unter die, welche der Gott der Ver-  
 nunft und Ordnung als Abtrünnige und  
 Ueberläuffer bestrafen will.

Ob du gleich kein Amt hast, so bist du doch  
 auf das Bekenntniß der christlichen Religion  
 getauft, und also eben sowohl verbunden, nach  
 dem Geiste des Christenthums zu leben, und als  
 le bey deiner Taufe gethane Versprechungen zu  
 erfüllen, als irgend ein anderer verbunden ist, in  
 seinem Beruffe treu und redlich zu seyn. Wenn  
 du diesen großen Veruff mißbrauchst, so bist du  
 nicht in einem geringen Punkte irrig, sondern  
 du mißbrauchst das kostbare Blut Christi; du  
 kreuzigst den Sohn Gottes aufs neue; du ver-  
 nachlässigst die stärksten Beweise deiner Lauter-  
 keit; du verurtheilst die Kirche Gottes; du  
 schändest den Leib Christi; du mißbrauchst die  
 Mittel der Gnade und die Verheißungen der  
 Herrlichkeit; und es wird Tero und Si-  
 don an jenem Tage erträglicher ergehen,  
 denn dir,

Es ist daher eine große Thatsache, wenn irgend jemand glaubt, er könne leben wie er wolle, weil er in keinem Stande sey, in welchem sich andre befinden; denn wenn irgend eine Gefahr bey dem Misbrauche einer anvertrauten Sache ist, wenn irgend bey der Versäumniß eines Berufs etwas zu befürchten ist, so ist gewiß bey nichts größere Gefahr, so ist gewiß bey nichts mehr zu befürchten, als bey dem übeln Gebrauche unsrer Vernunft, und bey der Versäumniß unsers christlichen Berufs, mit welchem es nicht blos auf die kleinen Nutzungen eines kurzen Lebens, sondern darauf angesehen ist, daß die Erlösung der Seelen vollbracht, der Himmel mit Heiligen erfüllt, und das Reich der ewigen Herrlichkeit zu Stande gebracht werde.

Es muß also niemand einer genauen Vernunftmäßigkeit und Frömmigkeit überhoben zu seyn glauben, weil er sich ein unabhängiges und geschäftsloses Leben in der Welt erwählet hat; denn die Nothwendigkeit eines vernünftigen und heiligen Lebens gründet sich nicht auf die verschiedenen Stände und Geschäfte dieses Lebens, sondern auf die unwandelbare Natur Gottes, und auf die Natur des Menschen. Ein Mensch muß nicht deswegen vernünftig und heilig seyn, weil er ein Priester, oder der Vater einer Familie ist, sondern er muß ein frommer Priester und ein guter Vater seyn, weil Frömmigkeit und Güte die Gesetze der menschlichen Natur sind. Wenn ein Mensch, ohne nach Vernunft und Ordnung zu leben, Gott gefallen könnte, so würde

würde **Gott** auch an einem trägen Priester, und an einem ruchlosen Vater nichts mißfälliges finden. Der also, welcher seine Vermünfte mißbraucht, ist so schlimm als der, welcher das Priestertum mißbraucht, und der, welcher die Heiligkeit des christlichen Lebens verabsäumt, ist nichts besser als der, welcher irgend eine anvertraute Sache von der größten Wichtigkeit vernachlässiget.

Wenn sich ein Mensch lieber die Augen ausstechen, als das Licht des Tages sehen und die Werke **Gottes** bewundern wollte, wenn er sich, durch gänzliche Enthaltung des Essens und Trinkens freiwillig umbringen wollte, so würde jedermann gestehen, daß so ein Mensch sich wider **Gott** empöre, und seine höchste Ungnade verdiene. Man würde nicht sagen, daß so etwas bloß an einem Priester oder an dem Haupte einer Familie, sondern an jedem Menschen, als Menschen betrachtet, sündlich sey.

Worinn besteht denn aber die Sündlichkeit eines solchen Betragens? Besteht sie nicht darin, daß er seine Natur mißbraucht, und daß er die Person nicht vorstellen will, zu der ihn **Gott** erschaffen hat? Wenn dieses aber wahr ist, so sind alle Menschen, welche ihre Vernunft mißbrauchen, welche eine andre Person vorstellen, als die, zu der sie **Gott** erschaffen hat, diesem Bösewicht gleich, empören sich wider **Gott** und ziehen seinen Zorn aus eben der Ursache über sich.

Laßt uns sehen, dieser Mann habe, anstatt sich seine Augen auszustechen, sie bloß zu Verschauung lächerlicher Dinge gebraucht, oder habe sie beständig von dem Schläfe verschließen lassen; laßt uns sehen, er habe, anstatt sich zu Tode zu hungern, jede Mahlzeit in einen Schmauß verwandelt, und gleich einem Epikurer gegessen und getrunken: könnte man wohl sagen, daß er deswegen mehr zur Ehre Gottes gelebt habe? Könnte man wohl sagen, daß er deswegen die Person, zu der ihn Gott erschaffen hat, besser vorge stellt habe, als wenn er sich die Augen ausgestochen oder sich zu Tode gehungert hätte?

Nunmehr setzet an seine Statt einen Menschen, welcher unvernünftig handelt, welcher seine Vernunft ersticket, anstatt sich die Augen auszustechen; welcher in beständiger Thorheit und Unmäßigkeit lebt, anstatt sich zu Tode zu hungern; und ihr werdet einen eben so großen Rebellen wider Gott haben.

Denn die Sünde eines Menschen, welcher sich die Augen austicht, oder sich selbst ermordet, besteht bloß darinn, daß er die Kräfte, die ihm Gott gegeben hat, misbraucht, daß er die Person nicht vorstellen will, zu welcher ihn Gott erschaffen hat, und daß er sich selbst in einen Stand stürzet, welcher dem göttlichen Willen zuwider ist. Und darinn besteht auch in der That die Sünde eines jeden, welcher ein unvernünftiges, unheiliges und nährisches Leben führt.

Wie derothalben kein besondrer Stand oder Privatleben den Mißbrauch unsrer Körper,

M

oder

eder den Selbstmord entschuldigen kann, so kann auch kein besondrer Stand oder Privatleben, den Mißbrauch unsrer Vernunft oder die Verabsäumung der Heiligkeit der christlichen Religion entschuldigen. Denn es ist sicherlich der eben so ernstliche Wille Gottes, daß wir den besten Gebrauch von den Fähigkeiten unsrer Vernunft machen, und nach der Reinigkeit und Heiligkeit des Christenthums leben sollen, als es der ernstliche Wille Gottes, daß wir unsre Augen gebrauchen, und zur Erhaltung unsers Lebens essen und trinken sollen.

So lange also ein Mensch nicht zeigen kann, daß er sich aufrichtig bestrebet, nach Gottes Willen zu leben, und das zu seyn, was Gott will, daß er seyn soll; so lange er nicht zeigen kann, daß er sich nach der Heiligkeit der christlichen Religion zu leben bemühet: so lange hat er, er mag seyn, wer er wolle, er mag seyn, wo er wolle, nichts mehr zu seiner Entschuldigung anzuführen, als die, welche gar nicht leber wollen, welche das Wichtigste, was man ihnen anvertrauet hat, vernachlässigen, und den vornehmsten Beruf in der Welt verabsäumen.

Ein jeder giebt zu, daß man in allen Ständen treu und ehrlich seyn müsse, und daß uns keine besondere Lebensart, kein Privatstand von diesen Pflichten lossprechen könne. Wenn wir nunmehr auf die Vernunft und die Natur der Dinge Achtung geben, und die Natur Gottes sowohl als die Natur des Menschen überlegen wollten: so würden wir gar bald ansehen, daß

kder



ieder andre richtige Gebrauch der Vernunft, ieder Heiligkeit des christlichen Lebens, eben so unumgänglich nöthig sey; wir würden gar bald sehen, daß es eben so abgeschmackt sey, zu sagen, daß dieser eine strenge Frömmigkeit nöthig habe, und jener nicht, als zu sagen, daß dieser die Ehrlichkeit genau beobachten müsse, und jener nicht. Denn christliche Demuth, Mäßigkeit, Andacht und Frömmigkeit sind eben so große und wichtige Stücke eines vernünftigen Lebens, als Gerechtigkeit und Ehrlichkeit.

Und andern Theils sind Stolz, Sinnlichkeit und Heiz eben so große Unordnungen der Seele, eben so grobe Misbräuche der Vernunft, und Gott eben so sehr zuwider, als Verriege-  
rey und Unehrlichkeit.

Diebstahl und Unehrlichkeit scheinen in der That gemeinen Augen größere Sünden, weil sie der bürgerlichen Gesellschaft so nachtheilig sind, und nach den menschlichen Gesetzen so scharf bestraft werden.

Wenn wir aber das menschliche Geschlecht aus einem höhern Gesichtspunkte betrachten, nemlich als Gottes Ordnung oder Gesellschaft vernünftiger Wesen, welche ihn durch den richtigen Gebrauch ihrer Vernunft, und durch ihrer Natur gemäße Handlungen verherrlichen sollen; so werden wir finden, daß alle Neigungen, welche der Vernunft und Ordnung gleich sehr zuwider sind, die mit den Absichten Gottes gleich sehr streiten, und die Schönheit und Herrlichkeit der vernünftigen Welt gleich sehr verletzen,

dem Menschen auch gleich sündlich und Gott gleich verhasst seyn müssen. Dieses würde uns zeigen, daß die Sünde der Sinnlichkeit eine eben so große Sünde sey, als die Unehrlichkeit, und uns zu eben so großen Gegenständen des göttlichen Misfallens mache, als diese.

Wenn wir ferner das menschliche Geschlecht aus einem noch höhern Gesichtspunkte betrachten, nemlich als eine erlöste Ordnung gefallener Geister, welche zur Gemeinschaft des Sohnes Gottes getauft sind, um Tempel des heiligen Geistes zu seyn, nach seinen heiligen Eingebungen zu leben, Gott ein demüthiges, frommes und dankerfülltes Leben zum Opfer darzubringen, sich von den Flecken ihres Falles zu reinigen, und die Mittel der Gnade, wodurch sie Söhne der ewigen Herrlichkeit werden sollen, gehörig zu gebrauchen: wenn wir, sage ich, das menschliche Geschlecht in diesen seinem wahren Lichte betrachten, so werden wir finden, daß alle Neigungen, welche dieser heiligen Gemeinschaft zuwider, und Misbräuche dieser unendlichen Gnade sind; daß alle Handlungen, welche uns Christo unähnlich machen, die Gnadenmittel misbrauchen und unsern Hoffnungen einer ewigen Herrlichkeit entgegen stehen, alles dasjenige in sich fassen, was uns bey Gott auf ewig verhasst machen kann. Und obgleich also Stolz und Sinnlichkeit, und andre Laster dieser Art, der bürgerlichen Gesellschaft nicht so nachtheilig sind, als Betriegererey und Unehrlichkeit, so sind sie doch derjenigen Gesellschaft nachtheilig, und lauffen denjenigen Absichten zuwider,

weider, welche in den Augen Gottes größter und herrlicher sind, als alle Gesellschaften, die diese Welt ansehn.

Es kann folglich nichts falscher seyn, als wenn wir uns einbilden, daß weil wir Privatpersonen sind, welche sich keinem Amte und keinen Geschäften des Lebens unterzogen haben, wir deswegen freyer leben, unsern Lüsten mehr nachhängen, und um die Pflichten der Frömmigkeit und Heiligkeit weniger besorgt seyn dürften; denn dieses würde eine eben so gute Entschuldigung der Betriegererey und Unehrllichkeit seyn, und zwar deswegen, weil das Leben desjenigen, welcher seine Vernunft misbraucht, welcher sich der Lust und Sinnlichkeit ergiebt, und die weise und vernünftige Person eines wahren Christen vorzustellen verabsäumer, alles was ihm bey Gott verhaßt machen kann, eben sowohl in sich enthält, als es in der Betriegererey und Unehrllichkeit enthalten ist.

Wenn ihr derothalben lieber ein fauler Episkopus, als unredlich seyn wollt; wenn ihr lieber in Lust und Sinnlichkeit leben, als eurem Nächsten an seinem Vermögen vorthheilen wollt, so habt ihr euch der Gnade Gottes nicht besser als der versichert, welcher lieber ein Haus als eine Kirche bestehlen will.

Denn der Mißbrauch unsrer eignen Natur, ist ein eben so großer Ungehorsam gegen Gott, als die Vorthheilung unsers Nächsten; und der, welchem die Frömmigkeit gegen Gott fehlet, hat eben so viel zu seiner Verdammung beyge-

tragen, als der, welchem die Redlichkeit gegen seinen Nächsten mangelt. Jeder Beweisgrund also, daß alle Menschen, in allen Ständen des Lebens, treu und redlich seyn müssen, beweiset auch eben sowohl, daß alle Menschen, in allen Ständen des Lebens, heilig und fromm seyn, und alles, was sie thun, so thun müssen, wie es mit der Ehre Gottes bestehen kann.

Ferner kann ein andrer Beweisgrund, daß alle Stände der Menschen in dem gemeinen Wandel ihres Lebens und in dem Gebrauch aller und ieder Dinge so fromm und heilig seyn müssen, aus unsrer Verbindlichkeit zum Gebet hergeleitet werden.

Man gesteht zu, daß das Gebet eine Schulpflichtigkeit sey, welche allen Ständen und Vocationen der Menschen obliege. Wenn wir nun der Ursache nachforschen, warum kein Stand des Lebens das Gebet unterlassen darf, so werden wir finden, daß diese Ursache auch die Ursach sey, warum ieder Stand des Lebens in allen Stücken zu einem Stande der Frömmigkeit und Heiligkeit gemacht werden müsse.

Denn die Ursache, warum wir zu Gott beten und ihn mit Psalmen und Lobgesängen preisen sollen, ist diese, weil wir gänzlich Gott loben und ihn auf alle mögliche Weise verherrlichen sollen. Es kommt nicht daher, weil wörtliche Gebete, oder abgefaßte Formeln der Dankagung, besondere Stücke der Frömmigkeit oder eine eigentlichere Verehrung Gottes wären; sondern es kommt daher, weil sie eine mögliche Weise

Weise sind, unsre Ergebenheit, unsern Gehorsam und unsre Andacht gegen Gott an den Tag zu legen. Wenn nun die Ursache unsrer wörtlichen Gebete und Danksagungen zu Gott diese ist, weil wir auf alle mögliche Weise Gott loben sollen; so folgt es sehr deutlich, daß wir eben sowohl verbunden sind, Gott in allen andern Handlungen, welche zu Handlungen der Frömmigkeit und des Gehorsams gegen ihn gemacht werden können, zu preisen und zu verherrlichen. Und da Handlungen weit mehr zu sagen haben, als Worte, so muß es auch ein Gott weit angenehmerer Dienst seyn, wenn wir ihn in den Handlungen unsers gemeinen Lebens verherrlichen, als wenn wir es nur zu gewissen Zeiten mit einer kleinen Formel, mit wenigen abgefaßten Worten thun.

Also, wenn Gott mit abgefaßten Danksagungen verehret werden muß, so preiset der, welcher es sich zum Gesetze macht, in allen Stücken und in allen Zufällen des Lebens zufrieden und dankbar zu seyn, weil sie alle von Gott kommen, Gott auf eine weit höhere Art als der, welcher zu gewissen Zeiten Psalmen singt. Wer sich nicht untersteht, ein unnützes Wort zu sagen, oder etwas unvernünftiges zu thun, weil er überall die Gegenwart Gottes scheuet, der verrichtet eine bessere Andacht als der, welcher sich nicht untersteht, die Kirche zu versäumen. In der Welt als ein Fremder und Pilgrim leben, alle ihre Freuden so genießen, als ob wir sie nicht gendössen, aus allen unsern Handlungen eben so

viel Schritte zu einem bessern Leben machen, heißt Gott ein besser Opfer bringen, als alle Formeln heiliger und himmlischer Gebete seyn können.

Demüthig in allen unsern Handlungen seyn, allen Anschein des Stolzes und der Eitelkeit vermeiden, leutselig und sanftmüthig in allen unsern Worten und Handlungen, in unsrer Kleidung, in unsrer Aufführung, in unsern Ansätzen seyn, heißt Gott auf eine höhere Art verehren, als ihn die verehren, welche nur zu gewissen Zeiten in Andacht vor ihm auf die Knie fallen. Wer sich mit dem aller Nothwendigsten behilft, damit er das Uebrige denen, welche Mangel leiden, geben könne; wer es nicht wagt, irgend einiges Geld auf eine thörichte Weise zu verthun, weil er es als ein von Gott ihm anvertrautes Pfund betrachtet, welches nach seinem Willen gebraucht werden muß, der preiset Gott mit etwas, das weit herrlicher ist, als Lobgefänge.

Wer gewisse Zeiten zu weisen und frommen Gebeten bestimmt hat, der verrichtet ein Werk der Andacht; wer aber zu allen Zeiten und an allen Orten, sich keine andre als solche Handlungen erlaubt, welche der Weisheit und Heiligkeit auf das strengste gemäß sind, der verehret die göttliche Natur mit der allereigentlichsten und wesentlichsten Andacht. Denn wem ist unbekannt, daß es besser ist, rein und heilig zu seyn, als von der Keinigkeit und Heiligkeit zu reden? Wem ist unbekannt, daß niemand wei-

ter für rein, oder heilig, oder gerecht gehalten wird, als in so fern er in dem gemeinen Wandel seines Lebens rein, heilig und gerecht ist? Ist dieses aber ausgemacht, so ist es auch ausgemacht, daß es besser ist, heilig zu seyn, als heilige Gebete zu verrichten.

Das Beten ist also so wenig eine hinlängliche Frömmigkeit, daß es vielmehr der kleinste Theil derselben ist. Wir müssen Gott mit Worten und Gebet preisen, weil es eine mögliche Art ist, Gott zu verherrlichen, welcher uns die Fähigkeiten dazu gegeben hat. Wie aber Worte, vor sich betrachtet, etwas sehr geringes sind, und die Zeiten zum Gebete, in Vergleichung mit unserm übrigen Leben, nur sehr wenig ausmachen; so ist auch die Frömmigkeit, welche nur in gewissen Zeiten zum Gebet und in gewissen Gebetsformeln besteht, in Vergleichung mit derjenigen Frömmigkeit, welche sich in jedem andern Stücke unsers Lebens zeigen soll, nur etwas sehr geringes.

Ferner; so wie es etwas sehr leichtes ist, Gott mit gewissen Gebetsformeln zu verehren, und zu gewissen Zeiten mit denselben vor ihm zu erscheinen, so ist es auch die allgeringste Art der Frömmigkeit.

Und so wie es Gegentheils weit schwerer ist, Gott mit unserm Wesen zu verehren, ihn durch den rechten Gebrauch unsrer Zeit zu verherrlichen, und ihm ein beständiges Opfer von Selbstverleugnung und Kreuzigung darzubringen; so wie es mehr Frömmigkeit erfordert, nur zu dem

Ende zu essen und zu trinken, damit Gott verherrlicht werde, und keine Arbeit zu unternehmen, sich keine Ergözzlichkeit zu verschaffen, als die im Namen Gottes gethan und genossen werden kann; so wie es weit schwerer ist, alle unsre verderbten Neigungen aufzuopfern, alle unsre Leidenschaften zu verbessern, und die Frömmigkeit zur Regel und Richtschnur aller Handlungen unsers gemeinen Lebens zu machen: so ist auch die Andacht von dieser Art ein Gott weit angenehmerer Dienst, als jene Worte der Andacht, die wir ihm entweder in der Kirche, oder in unsrer Kammer darbringen.

Ein jeder verständige Leser wird leicht einsehen, daß ich nicht gesonnen bin, den wahren und großen Werth des Gebets, es geschehe öffentlich oder in geheim, zu verkleinern; sondern ich will blos zeigen, daß das Gebet, in Vergleichung mit einem frommen Leben, nur ein sehr geringes Stück der Frömmigkeit sey.

Um dieses in einem noch klärern Lichte zu zeigen, so laßt uns sehen, es habe irgend eine Person ihre bestimmten Zeiten zu Psalmen und Lobgesängen, und beobachte dieselben auch sehr genau; läßt uns zugleich sehen, in ihrem gemeinen Leben sey sie unruhig und unzufrieden, voller Murren und Klagen über alles und jedes, sie sey nur dann und wann, nachdem sie bey guter Laune ist, vergnügt, und murre und klage auch da noch, und habe an allem, was ihr begegnet, etwas auszusetzen. Kann man sich nun wohl etwas abgeschmackters und unvernünftigers, als so



so einen Charakter vorstellen? Kann man sagen, daß so ein Mensch dankbar gegen Gott sey, weil er ihm gewisse Formeln der Danksagung darbringt? Ist es nicht gewiß, daß solche Formeln der Danksagung, anstatt eine Gott angenehme Andacht zu seyn, von ihm verworffen und verabscheuet werden müssen? Die Ungereimtheit aber, die ihr in diesem Falle wahrnehmet, findet sich auch in jedem andern Stücke des Lebens; und wenn unser gemeines Leben mit unsern Gebeten nicht übereinstimmt, so ist es Gott ein eben so großer Abscheu, als Danklieder in dem Munde eines Murrenden.

Gebogene Knie, wenn ihr euch dabey mit Stolz kleidet; himmlische Bitten, wenn ihr dabey auf Sammlung irdischer Schätze denkt; heilige Andacht, wenn ihr dabey in den Thorheiten der Welt lebt; Gebete voll Zerknirschtheit und Barmherzigkeit, wenn euer Herz dabey der Sitz der Feindschaft und des Grolles ist; gewisse Stunden zum Gebete, wenn ihr ganze Tage und Jahre mit nichtigen Ergötzungen, mit unnützen Besuchen, mit närrischen Lustbarkeiten verschwendet; sind Gott ein eben so abgeschmackter und unangenehmer Dienst, als es Danksagungsformeln sind, die er von einem Unzufriednen hören muß.

Wenn unser gemeines Leben also mit dem Geiste unsrer Gebete nicht übereinstimmt, so sind sie, anstatt ein wirklicher oder hinlänglicher Grad der Frömmigkeit zu seyn, weiter nichts als eine leere Bemühung unsrer Lippen, oder,  
wel:

welches noch schlimmer ist, eine offenbare Heuschrecke.

Da wir also sehen, daß wir den Geist und die Beschaffenheit unsrer Gebete, zum Geiste und zur Beschaffenheit unsers Lebens machen müssen, so können wir uns daraus überzeugen, daß alle Stände der Menschen auch nach eben derselben äußersten Vollkommenheit des christlichen Lebens zu streben, und zu ringen verbunden sind. Denn da alle Christen einerley heilige und himmlische Andacht haben, und mit einerley Ernste um den Geist Gottes beten sollen; so ist dieses ein hinlänglicher Beweis, daß auch alle Stände der Menschen ihr Leben diesem Geiste, um welchen sie beten, angenehm machen müssen.

So gewiß derohalben einerley Heiligkeit der Gebete auch einerley Heiligkeit des Lebens erfordert, so gewiß ist es auch, daß alle Christen zu einerley Heiligkeit des Lebens berufen sind.

Ein Soldat oder ein Handwerksmann, ist nicht dazu berufen, ein Diener am Altare zu seyn, oder das Evangelium zu predigen; allein ein ieder Soldat oder Handwerksmann ist eben sowohl verbunden, in allen Stücken seines gemeinen Lebens andächtig, demüthig, heilig und himmlisch gesinnt zu seyn, als ein Geistlicher verbunden ist, eifrig, treu und arbeitsam in allen Stücken seines Amtes zu seyn.

Und alles dieses zwar aus der einzigen klaren Ursache, weil alle Menschen um eben dieselbe Heiligkeit und Weisheit, um eben dieselben himm-

himmlischen Neigungen beten, und sich zu eben derselben Seligkeit so geschickt machen sollen, als sie nur immer können.

Alle Menschen also haben, als Menschen, ein und eben dasselbe wichtige Geschäfte, nehmen sich nach der Vortreflichkeit ihrer vernünftigen Natur zu handeln, und Vernunft und Ordnung zu dem Befehle aller ihrer Anschläge und Handlungen zu machen. Alle Christen haben, als Christen, einen und eben denselben Beruf, nehmlich nach der Vortreflichkeit des Geistes Christi zu leben, und die erhabnen Gebothe des Evangelii zur Regel und Richtschnur aller ihrer Neigungen im gemeinen Leben zu machen.

Der Kaufmann muß nicht länger Schätze auf Erden sammeln; der Soldat muß nicht länger für die Ehre sechten; der große Gelehrte muß nicht länger auf seine tiefe Einsichten in die Wissenschaften stolz seyn; sondern sie müssen alle in einem Geiste, gegen die Vortreflichkeit der Erkenntniß Jesu Christi, alles andere für Verlust schätzen.

Das galante Frauenzimmer muß ihre Augen weinen lehren und mit Demuth gekleidet seyn. Der belebte Weltmann muß seine lustigen Einfälle, seine Munterkeit des Wines mit einem zerknirschten und zerschlagenen Herzen vertauschen. Der Mann von Stande muß der Würde seiner Geburt so sehr entsagen, daß er sich selbst so lange für elend hält, bis er wieder geböhren werde. Bediente müssen ihren Herren so dienen, als ob sie Gott dienten

dienen. Herren müssen ihre Bedienten als ihre Brüder in Christo betrachten, und sie als Mitglieder des mystischen Leibes Christi halten.

Junge Frauenzimmer müssen sich entweder der Frömmigkeit, dem Gebete, der Selbstverleugnung und allen guten Werken in einem jungfräulichem Stande des Lebens weihen; oder sie müssen sich verheirathen, um einer Familie vernünftig und heilig vorzustehen, ihre Kinder in Frömmigkeit, Demuth und Andacht zu erziehen, und alle andre gute Werke so häufig zu verrichten, als es ihr Stand und ihre Kräfte verflatten. Etwas anders können sie nicht wählen, sondern in einem von diesen Ständen müssen sie sich Gott widmen. Sie können eine verheirathete oder ledige Lebensart erwählen; aber das steht nicht in ihrer Wahl, ob sie den Stand, den sie erwählt, zu einem Stande der Heiligkeit, Demuth, Andacht und aller andern Pflichten des christlichen Lebens machen wollen, oder nicht. Es ist eben so wenig ihrer Willkür überlassen, sich deswegen, weil sie Vermögen haben, oder von reichen Eltern gebohren worden, zwischen Gott und der Welt zu theilen, und alle Ergötzlichkeiten zu genießen, die ihnen ihr Vermögen verschaffen kann, als es in ihrer Willkür steht, manchmal mensch und züchtig zu seyn, und manchmal nicht.

Sie müssen nicht darauf denken, bey wie viel Religion sie noch den Charakter der Artigkeit behaupten können, oder wie sich Andacht mit

einem ungereimten, eiteln und schwindlichen Leben am besten verbinden lasse; sondern sie müssen den Geist und den Inhalt ihrer Gebete zu Rathe ziehen, sie müssen die Natur und den Endzweck des Christenthums betrachten, und denn werden sie einsehen, daß ihnen immer, sie mögen verheyrathet oder unverheyrathet seyn, nur ein Geschäft obliege; nemlich nicht nur in der Art und in den Formeln ihrer Andacht, sondern in allen ihren Neigungen, in allem ihren Betragen und in dem täglichen Wandel ihres gemeinen Lebens, weise, fromm und heilig zu seyn.

Junge Leute von Stande müssen überlegen, was unser Heiland einem jungen Menschen von Stande in dem Evangelio sagte: verkauffe alles, was du hast und giebs den Armen. Ob nun gleich diese Schriftstelle nicht alle Menschen verbindet, alles zu verkauffen, so verbindet sie doch alle Arten von Menschen, alle ihr Vermögen auf eine so vernünftige, weise und gutthätige Art anzulegen, daß man deutlich erkenne, sie hätten es gänzlich Gott gewidmet, und entzögen den Armen keinen Theil desselben, um es mit unnöthigen, eiteln und nährischen Ausgaben zu verschwenden.

Wenn sich daher junge Leute von Stande ein Leben voller Ergötlichkeiten und guter Tage vorsehen, wenn sie ihr Vermögen in Heppigkeit und Unmäßigkeit, mit Staat und Pracht, mit Lustbarkeiten und Zeitvertreiben, mit Spielen

nnd andern solchen muthwilligen Befriedigungen ihrer Leidenschaften verschwenden, so können sie sich mit eben so gutem Grunde für Engel, als für Jünger Christi halten.

Sie müssen überzeugt seyn, daß die einzige Obliegenheit eines christlichen Mannes von Stande diese ist, sich in guten Werken hervor zu thun, in den erhabensien Tugenden des Evangelii andre zu übertreffen, die Unwissenheit und Schwachheit des gemeinen Volks zu ertragen, ein Freund und Gönner aller derer zu seyn, welche um ihn herum wohnen, so viel ihm möglich in der größten Weisheit und Heiligkeit zu leben, und in seinem ganzen Lebenswandel die wahre Erhabenheit einer frommen Seele zu zeigen. Sie müssen nach keiner andern standmäßigen Aufführung streben, als die sie von Jesu würden gelernt haben, wenn sie ihn gesehen hätten; sie müssen keine andre standmäßige Denkungsart zeigen, als die sie angenommen haben würden, wenn sie mit den heiligen Aposteln hätten leben können. Sie müssen Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und ihrem Nächsten als sich selbst lieben lernen; und alsdenn nur werden sie alle die Größe und alle den Vorzug haben, den sie hier haben können, um sich zu jener ewigen Herrlichkeit im Himmel geschickt zu machen.

Dieses also ist die gemeine Heiligkeit aller Stände und Gattungen der Menschen, weiblichen Geschlechts sowohl als männlichen, welche

welche das gemeine Leben aller Christen seyn soll.

Der Kauffmann muß nicht die Andacht dem Geistlichen, noch der Geistliche die Demuth dem Tagelöhner überlassen. Reiche Frauenzimmer müssen es nicht den Armen ihres Geschlechtes überlassen, sitzsam, keusch und eingezogen zu seyn, und sich mit ehrbarer Kleidung, mit Schamhaftigkeit und Bescheidenheit zu schmücken; auch müssen es arme Weibspersonen nicht den Reichen überlassen, die Kirche zu besuchen und den Gottesdienst abzuwarten. Große Leute müssen ihre Erhabenheit in der wahren Armuth des Geistes zeigen, und Leute von niedrigem und elendem Stande müssen groß und freudig in Gott seyn.

Der, welcher Stärke und Gewalt hat, muß seinen Feinden vergeben, und für sie beten; und der, welcher unschuldig leidet, und im Gefängnisse ist, muß, wie Paulus und Silas, um die Mitternacht beten und Gott loben. Denn Gott muß verherrlicht, Heiligkeit muß ausgeübet, und der Geist der Religion muß zum gemeinen Geiste eines jeden Christen in jedem Stande des Lebens gemacht werden.

Denn der Sohn Gottes kam nicht von oben herab, einen bloß äußerlichen Gottesdienst mit den verschiedenen Lebensarten, welche in der Welt sind, zu verbinden, und übriggens das Volk so leben zu lassen, wie es vorher lebte, in eben denselben Neigungen und Lüsten, welche der Lauf und der Geist der Welt billigen. Sondern so wie er, als Gott

und Mensch in einer Natur, vom Himmel kam, so berief er auch das Geschlecht der Menschen zu einem göttlichen und himmlischen Leben, zur völligen Veränderung ihrer ganzen Natur und aller ihrer Neigungen, zur Wiedergeburt des heil. Geistes, und zum Wandel in Weisheit und Liebe Gottes; er berief sie, ihm nach ihren auferstehenden Kräften gleich zu werden; auch den scheinbarsten Wegen der Welt, sowohl in Aufsehung der Geschäfte als der Ergötzlichkeiten, abzusagen, ihre liebsten Leidenschaften zu erlösen und in solcher Keuschheit und Heiligkeit zu leben, die sie zu dem herrlichen und ewigen Genuße Gottes geschikt machen könne.

Alles was derothalben in dem Leben eines Christen ehrsüchtig, lächerlich, eitel, oder irdisch, oder sinnlich ist, das ist etwas, welches nicht darinn seyn sollte; es ist ein Schandfleck, welcher mit Thränen der Reue abgewaschen werden muß. Und wenn sich irgend etwas von dieser Art mit in unsern Lebenswandel einmischet, wenn wir uns etwas verstaten, was eitel, nährisch oder sinnlich ist, so entsagen wir unserm christlichen Bezuffe.

Denn so gewiß als Christus Weisheit und Heiligkeit war, so gewiß er in die Welt kam, uns ihm gleich zu machen, und auf seinen Geist getauft zu werden, so gewiß ist es auch, daß sich niemand rühmen kann, seinem christlichen Bezuffe zu folgen, als der, welcher sich äußerst bestrebt, ein weises, heiliges und himmlisches Leben



ben zu führen. Dieses, und dieses allein ist Christenthum; nemlich eine allgemeine Heiligkeit in jedem Stücke des Lebens, und eine himmlische Weisheit in allen unsern Handlungen, welche sich nicht nach dem Geiste und den Neigungen der Welt richtet, sondern alle weltliche Dinge zu Mitteln der Frömmigkeit und eines Gott gewidmeten Lebens macht.

Wenn nun aber in dieser frommen Beschaffenheit des Herzens, in diesen Fertigkeiten der innerlichen Heiligkeit die wahre Religion besteht, so muß auch die wahre Religion die Pflicht und Seligkeit aller und ieder Stände der Menschen seyn; denn sie kann durch nichts einem Stande insbesondere angepriesen werden, wor durch man sie nicht eben sowohl allen Ständen, ohne Ausnahme, anpreisen könnte.

Wenn es die Seligkeit und der Ruhm eines Bischofs ist, in diesem Geiste der Frömmigkeit zu leben, und voll von diesen heiligen Gesinnungen, alles, was er thut, so zu thun, als ob er es Gott thäte; so ist es eben sowohl die Seligkeit und der Ruhm aller Männer und Weiber, sie mögen jung oder alt seyn, in eben diesem Geiste zu leben. Und es mag jemand Bewegungen erdenken, was für welche er nur will, warum ein Bischof seine Gedanken auf göttliche Dinge richten, und sein ganzes Leben zu genauen Ausübungen der Frömmigkeit, Weisheit und Andacht machen müsse, so wird er finden, daß es eben so viel Bewegungsgründe sind, war-

## 196 X Hauptst. daß alle Menschen

um auch er seine äußersten Kräfte anwenden müsse, ein gleiches zu thun.

Wenn ihr sagt, daß ein Bischof ein erhabenes Muster christlicher Heiligkeit, wegen seines hohen und heiligen Berufs, seyn müsse, so sagt ihr die Wahrheit. Wenn ihr aber sagt, daß es ihm mehr Vortheil bringe, exemplarisch zu seyn, als es euch bringe, so irrt ihr sehr. Denn alles, was die höchsten Stadien der Heiligkeit für einen Bischof erforderlich macht, das macht sie auch eben so erforderlich für jede junge Person aus jeder Familie.

Denn eine erhabene Frömmigkeit, eine feurige Andacht, ein heiliger Gebrauch aller Dinge, ist der Ruhm und die Seligkeit des einen Standes sowohl, als des andern.

Stellet euch nur in Gedanken vor, was für einen Geist der Frömmigkeit ihr wohl wolltet, daß der beste Bischof in der Welt haben solle, wie sehr er Gott lieben, wie sehr er unsern Heiland und seine Apostel nachahmen, wie weit entfernt er von allem Weltlichen leben, und wie herrlich er in allen Beweisstücken eines himmlischen Lebens erscheinen solle; und dann werdet ihr den Geist auffindig gemacht haben, welchen ihr zu dem Geiste eures eignen Lebens machen müßt.

Ich wünschte, daß jeder Leser dieser Betrachtung ein wenig nachhängen möchte, und vielleicht würde er mehr Ueberzeugung darinn finden,

den, als er sich einbildet. Ein ieder kann wissen, wie gut und fromm er wolle, daß dieser oder jener seyn möge; ein ieder sieht es ein, was für eine vortrefliche Sache es um einen Bischof sey, welcher über alles Weltliche erhaben und ein glänzendes Beyspiel der christlichen Vollkommenheit ist: denn so bald man an einen weisen alten Bischof denkt, so bald stellt man sich einen erhabnen Grad der Frömmigkeit, und ein lebendiges Exempel aller der heiligen Eigenschaften vor, welche in dem Evangelio beschrieben werden.

Wenn ihr euch nun selbst fragt, welches wohl das Beste sey, was ein junger Geistlicher thun könne? so werdet ihr euch gezwungen sehen, zu antworten, daß nichts für ihn rühmlicher und seliger seyn könne, als diesen vortreflichen heiligen Bischöfe gleich zu seyn.

Wenn ihr weiter geht, und fraget, was das beste und seligste sey, was ein junger Mensch von Stande oder dessen Schwestern thun könnten? so wird die Antwort eben dieselbe seyn: daß nemlich für sie nichts rühmlicher und seliger seyn könne, als in eben den Fertigkeiten der Heiligkeit, in eben den Ausübungen eines göttlichen Lebens zu leben, in welchen dieser gute alte Bischof lebet. Denn alles was in der Religion groß und rühmlich ist, ist eben sowohl für alle Männer und Weiber, als für einen Bischof rühmlich. Wenn hohe Grade der gött-

## 198 X Hauptst. daß alle Menschen

lichen Liebe, wenn brennende Barmherzigkeit, wenn unbefleckte Keuigkeit, wenn himmlische Neigungen, wenn beständige Kreuzigung, wenn öftere Andacht die besten und seligsten Wege für irgend einen Christen sind; so sind sie es für alle und jede Christen.

Ueberlegt Gegentheils; wenn ihr einen Bischof sehen solltet, dessen ganzer Lebenswandel unter seinem Charakter wäre, der sich nach allen Thorheiten der Welt bequeme, und von eben den Sorgen, von eben der Furcht regieret würde, von welchen eitle Weltkinder regieret werden, was würdet ihr wohl von ihm denken? Würdet ihr wohl von ihm denken, daß er bloß eines geringen Vergehens schuldig sey? Nein. Ihr würdet ihn als einen Mann verdammten, welcher nicht allein in den wichtigsten Stücken, sondern in dem einzigen wichtigen Stücke seines Berufs irre. Stehet bey dieser Betrachtung ein wenig stille, bis ihr gänzlich überzeugt seyd, was für eine elende Thorheit es um einen Bischof sey, welcher ein sorgloses weltliches Leben führet.

Und unterdessen, da ihr darüber nachdenkt, wendet eure Gedanken auf diese oder jene von eurer Bekanntschaft, auf euren Bruder, auf eure Schwester, oder auf irgend eine andre junge Person. Wenn ihr nun sehet, daß ihr gemeiner Lebenswandel den Lehren des Evangelii nicht gemäß ist, wenn ihr sehet, daß ihr Leben kein ernst-

ernstliches Ringen, durch die enge Pforte einzugehen, heißen kann, so sehet ihr etwas, daß ihr in eben dem Grade und aus eben den Ursachen verdammen müßt. Sie begehen kein geringes Versehen, sondern sie sind in dem, worauf es ganz und allein ankommt, irrig, und verkennen ihre wahre Seligkeit eben so sehr, als der Bischof, welcher die hohen Pflichten seines Berufs vernachlässiget. Wendet diese Gedanken endlich auch auf euch selbst an. Findet ihr, daß ihr ein träges, wollüstiges und eitles Leben führet, daß ihr lieber eure Leidenschaften befriedigen, als nach den Lehren des Christenthums leben, und den deutlichen Geboten unsers Heilandes folgen wollt; so müßt ihr euch selbst alle die Blindheit und Unvernunft beymessen, die ihr irgend einem unordentlichen Bischoffe zur Last legt.

Denn alle Tugenden des christlichen Lebens, seine vollkommene Reinigkeit, seine himmlischen Eigenschaften, sind eben sowohl die einzige Richtschnur unsers Lebens, als sie die einzige Richtschnur des Lebens eines Bischofs sind. Wenn ihr diese heiligen Eigenschaften vernachlässiget, wenn ihr nicht ernstlich nach denselben strebet, wenn ihr euch nicht selbst zu einem lebendigen Beispiele derselben macht, so habt ihr eurer wahren Seligkeit eben so weit verfehlet, so seyd ihr eben so sehr eure Feinde, so habt ihr eine eben so schlimme Wahl getroffen, als derjenige Bischof, welcher lieber seine Familie berei-

chern, als einem Apostel gleich werden will. Denn alle die Ursachen, warum man die höchste Heiligkeit und die himmlischen Eigenschaften für die Pflicht und Seligkeit eines Bischofs halten muß, sind gleich starke Ursachen, eben diese Eigenschaften für die Pflicht und Seligkeit aller und jeder Christen zu halten. Und so wie der weiseste Bischof in der Welt der ist, welcher in der größten Heiligkeit lebt, welcher in allen Uebungen eines göttlichen Lebens der exemplarischste ist; so ist auch der weiseste Jüngling, das weiseste Frauentzimmer, es mag verheyrathet oder ledig seyn, dasjenige, welches in der größten christlichen Heiligkeit lebet, und in allen Uebungen eines göttlichen und himmlischen Lebens das fleißigste und sorgfältigste ist.



## Fünftes Hauptstück.

Zeiget, daß große Frömmigkeit unser Leben mit dem größten Frieden und der größten Seligkeit, die wir auf dieser Welt genießen können, erfülle.

**E**s werden vielleicht einige einwenden, daß alle diese Regeln eines heiligen Lebens, welches in allem, was wir thun, Gott gewidmet ist, dem menschlichen Leben einen gar zu großen Zwang auslegen; daß es ein allzuangstlicher Stand werden müsse, wenn wir in allen unsern Handlungen eine gewisse Beziehung auf Gott beobachten sollten; und daß wir, durch die Enthaltung von so mancherley, dem Ansehen nach, unschuldigen Ergötlichkeiten, unser Leben verdrießlich, traurig und melancholisch machen würden.

Hierauf kann geantwortet werden:

Erstlich, daß diese Regeln zu einem ganz andern Ende vorgeschrieben worden, und auch wirklich eine ganz andre Wirkung hervorbringen; \* daß sie, anstatt unser Leben verdrießlich und melancholisch zu machen, es mit Vergnügen und mächtigen Beruhigungen erfüllen; daß wir durch diese Regeln blos die kindischen Befriedigungen unsrer eiteln und kranken Leidenschaften mit gründlichen Freuden und mit wirklicher Seligkeit eines gesunden Gemüths vertauschen.

Zweytens, daß wir keinen gegründeten Trost in den Erquählichkeiten des Lebens, sondern **blos** in der Versicherung finden können, daß ein weiser und guter Gott die Welt regiere, wir auch also, je mehr wir Gott in jedem Dinge ausserndig machen, je mehr wir uns an allen Dingen zu ihm wenden, je mehr wir in allen Handlungen auf ihn setzen, je mehr wir uns nach seinem Willen richten, je mehr wir nach seiner Weisheit handeln und seine Güte nachahmen, desto mehr zu dem Genuße Gottes gelangen, der göttlichen Natur theilhaft werden, und alles, was in dem menschlichen Leben selig und tröstlich ist, erhöhen und stärken.

Drittens; der, welcher alle diese Leidenschaften des Stolzes, des Neides, der Ruhmsucht, die der Religion so zuwider sind, aus seinem Gemüthe auszurotten bemühet ist, thut mehr zur Beförderung seiner Glückseligkeit auch in diesem Leben, als der, welcher auf Mittel, sie zu befriedigen, sinnet.

Denn diese Leidenschaften sind die Ursachen aller Beunruhigungen und Plagen des menschlichen Lebens; sie sind die Sydropisien und Sieber unsrer Seelen, die sie mit falschen Appetiten und mit unruhigem Verlangen nach Dingen, die wir nicht nöthig haben, peinigern, und uns den Geschmack an demjenigen Dingen, welche unsrer eigentlichen Gut sind, benehmen.

Bildet euch ein, ihr hättet irgendwo einen Mann gesehen, welcher die Vernunft zur Vor-  
schafft



schrift aller seiner Handlungen gemacht, welcher nichts begehrt, als das, was seine Natur wirklich nöthig gehabt und die Religion billiget, welcher von allen Bewegungen des Stolzes, des Neides, des Geizes so rein, als von Gedanken des Mordes gewesen, welcher bey dieser Freiheit von allen weltlichen Leidenschaften, eine Seele gehabt, die mit göttlicher Liebe erfüllt gewesen, und dessen Wunsch und Hebet dahin gegangen, daß alle Menschen von weltlichen Dingen so viel, als sie brauchten, haben und Mittheilern der ewigen Herrlichkeit in jenem Leben werden möchten. Bildet euch ein, es lebe ein Mensch auf diese Art, und euer eigen Gewissen wird euch sogleich sagen, daß er der glücklichste Mann in der Welt sey, und daß die fruchtbarste Einbildung keine höhere Seligkeit in dem gegenwärtigen Stande des Lebens erdenken könne.

Und wenn ihr Gegentheils sehet, daß er einige Grade weniger vollkommen sey, wenn ihr sehet, daß er nur einer einzigen thörichten Vergierde, einer einzigen eiteln Leidenschaft unterworfen sey; so wird euch abermals euer eigen Gewissen sagen, daß er in so weit seine eigene Seligkeit verringere, und sich des freudigen Genusses seiner übrigen Tugenden beraube. So gewiß ist es, daß je mehr wir nach den Regeln unsrer Religion leben, desto friedlicher und seliger wir unser Leben machen!

Und wie es auf diese Weise erhellet, daß wirkliche Seligkeit nur durch die höchsten Grade  
der

## 204 XI Hauptst. die größte Frömmigkeit

der Frömmigkeit, nur durch die stärksten Verleugnungen unsrer Leidenschaften, nur durch die strengsten Regeln der Religion erlangt werden kann, so wird eben diese Wahrheit auch aus der Betrachtung des menschlichen Elendes erhellen. Wenn wir uns in der Welt umsehen und die Unruhen und Plagen des menschlichen Lebens bedenken, so werden wir finden, daß sie alle aus unsern heftigen und unordentlichen Leidenschaften entspringen.

Alle Unruhen, alles Misvergnügen gründet sich auf den Mangel eines oder des andern Dinges. Willen wir also die wahre Ursache unsrer Unruhe und unsers Misvergnügens wissen, so müssen wir die Ursache unsers Mangels aufzufindig machen; denn das, was unsern Mangel verursacht oder vermehrt, verursacht und vermehrt auch, in eben demselben Grade, unsre Unruhe und unser Misvergnügen.

Der allmächtige Gott hat uns mit sehr wenigen Bedürfnissen in die Welt gesendet; Essen und Trinken und Kleider sind das einzige, was wir in dem Leben unumgänglich brauchen; und wie es nur unsre gegenwärtigen Bedürfnisse sind, so ist auch die gegenwärtige Welt gar wohl vermögend, diesen Bedürfnissen abzu-  
zuhelfen.

Wenn ein Mensch auch die halbe Welt in seiner Gewalt hätte, so könnte er sie doch nicht weiter, als dazu brauchen. Sie soll ihm bloß ein animalisches Leben erhalten helfen, und kann ihm

ihm also zu sonst nichts dienen, noch ihm eine andre Glückseligkeit verschaffen.

In diesem Stande befindet sich der Mensch, welcher mit wenigen Bedürfnissen in einer weiten Welt gebahren wird, in der er ihnen hinlängliche Genüge leisten kann; so daß man mit gutem Grunde glauben sollte, der Mensch müsse sein Leben in Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott, wenigstens ohne heftige Unruhen und Plagen, zubringen können, weil er in eine Welt gesetzt worden, die seinen Bedürfnissen mehr als zu wohl abhelfen kann.

Wenn wir aber zu diesem allen noch hinzufügen, daß dieses kurze mit allem, was wir darinn nöthig haben, so wohl versetzte Leben, blos ein kurzer Durchgang zur ewigen Verlichkeit ist, wo wir mit dem Glanze der Engel bekleidet fern und zu den Freuden Gottes eingehen werden; so sollte man, vernünftiger Weise, noch eher glauben, daß dieses Leben ein Stand des Irthums und der Zufriedenheit in Gott seyn müsse. Und das würde es auch ganz gewiß seyn, wenn die Vernunft ihre völlige Gewalt über uns hätte.

Aber ach! ob schon Gott, und Natur, und Vernunft, das menschliche Leben so frey von Bedürfnissen und so voller Glückseligkeit machen, so empören sich dennoch unsre Leidenschaften wider Gott, wider Natur und Vernunft, schaffen eine Welt voll Uebel, und erfüllen das menschliche Leben mit eingebildeten Bedürfnissen und Unruhen.

## 206 XI Hauptst. die größte Trägheit

Ein Stolzter hat tausend Bedürfnisse, welche bloß sein eigener Stolz erschaffen hat; und diese machen ihn eben so voller Unruhe, als wenn ihn Gott mit tausend Begierden erschaffen hätte, ohne das geringste, womit sie befriediget werden könnten, mit zu erschaffen. Auch haben Neid und Ruhmsucht ihre unendlichen Bedürfnisse, welche die Seelen der Menschen heimsuchen, und sie, durch ihre einander widersprechende Bewegungen, so närrisch elend machen, als kaum die Feyn könnten, welche zu gleicher Zeit fliegen und kriechen wollten.

Laßt euch nur einen klagenden, unruhigen Menschen den Grund seiner Unzufriedenheit sagen, und ihr werdet deutlich sehen, daß er selbst der Urheber seiner Plagen ist, daß er sich selbst mit einem eingebildeten Uebel peiniget, welches ihn zu peinigen den Augenblick aufhören wird, sobald er sich begnügt, das zu seyn, was Gott und Natur und Vernunft wollen, daß er seyn soll.

Wenn ihr sehen solltet, daß ein Mensch seine Tage in Unruhe und Verdruß zubrächte, weil er nicht auf dem Wasser gehen, oder die Vögel, so wie sie bey ihm vorbey fliegen, erhaschen könnte, so würdet ihr ohne Anstand erkennen, daß ein solcher Mensch sein Mievergnügen sich selbst zuschreiben habe. Nun aber betrachtet auch die allerpeinlichsten Unruhen des Lebens, und ihr werdet finden, daß sie eben so ungereimt sind, indem sich die Menschen durch  
ihre

ihre eigne Thorheit plagen und sich mit Dingen peinigen, die für sie und ihr wahres Wohl eben so wenig zu bedeuten haben, als das Gehen auf dem Wasser, oder das Erhaschen der Vögel.

Könnte man sich etwas abgeschmackters und ausschweifenders einbilden, als einen Menschen, welcher sich den Kopf zerbräche und Tag und Nacht darüber nachdächte, wie er fliegen wolle? Befragt er wanderte aus seiner Heimat, er ermüdete sich mit Erkletterung einer jeden Anhöhe, er bärte alle, die ihm begegneten, demüthig und fußfällig, ihm von dem Boden aufzuheben, er zerbräche sich durch beständiges Salten, und endlich bräche er den Hals. Und das alles, weil er sich einbildete, es werde nicht nur für ihn ungemein rühmlich seyn, wenn ihm der erstlaunte Pöbel nachsähe, sondern es müsse auch eine große Glückseligkeit seyn, auf den höchsten Gipfeln im Lande essen, trinken und schlafen zu können. Würde man nicht, ohne sich lange zu bedenken, gestehen, daß sich ein solcher Mensch durch seine eigne Nartheit beunruhige?

Tragt man, was diese närrischen Geschöpfe, dergleichen in dem menschlichen Leben nirgends gefunden würden, hier sollen? So antworte ich: überall, wo ihr einen ehrgeizigen Mann sehet, da sehet ihr diesen eiteln und sinnlosen Lieger.

Ferner; wenn ihr einen Mann sehen seht, welcher einen großen Teich voll Wasser hatte, und gleichwohl in beständigem Durste lebte;

er erlaube sich nicht den geringsten Schluck, damit sein Teich ja nicht abnähme; er wendete alle seine Zeit, und alle seine Kräfte an, mehr Wasser in den Teich zu tragen; er durstete beständig und trüge doch beständig einen Eimer voll Wasser in seiner Hand; er wäre früh und spät beschäftigt, alle Regentropfen aufzusammeln; er schnappte nach jeder Welle; er renne begierig durch alle Sümpfe, in Hoffnung, Wasser zu finden; und sinne ohne Unterlaß darauf, wie er machen könne, daß jeder Graben in seinen Teich fließen müsse. Wenn ihr sehen solltet, daß er unter diesen ängstlichen Beschäftigungen alt und grau würde, und beschloß endlich sein sorgenvolles, durstiges Leben, indem er in seinen eignen Teich fiel, würdet ihr nicht sagen, dieser Mensch habe sich alle seine Unruhen selbst gemacht, ja er sey närrisch genug gewesen, ihn unter die Wahnwitzigen und Rasenden zu rechnen? Aber so närrisch und abgeschmackt dieser Charakter ist, so zeigt er doch kaum die Hälfte der thörichten und abgeschmackten Unruhen eines Geizigen.

Ich könnte so mit leichter Mühe auch die ähnlichen Wirkungen aller andern Leidenschaften zeigen, und es unwiderrsprechlich darthun, daß alle unser Elend, alle unsre Plagen und Beschwerden, gänzlich unser eignen Werk sind, und zwar auf eben die abgeschmackte Art, wie man es in den Beyspielen des Geizigen und des Rühmsüchtigen gesehen hat. Wendet eure Augen wohin ihr wollt, und ihr werdet sehen, daß alle weltliche

weltliche Quaalen, den Quaalen desjenigen gleich sind, welcher in allen Sümpfen und Morästen Wasser, seinen Durst zu löschen, suchet, ob er gleich zu Hause mehr Wasser hat, als für hundert Pferde genug ist.

Cälia wird euch ohne Unterlaß sagen, wie aufgebracht sie sey, was für verdrüßliche, unerträgliche Dinge ihr begegnen, was für ungeheure Begegnungen sie ausstehen muß, und was für Peinigungen sie überall antrifft. Sie sagt euch, daß ihr die Geduld gänzlich ausreißt, und daß sie das Bezeigen der Leute unmöglich mehr aushalten könne. Sie kömmt aus ieder Gesellschaft aufgebracht nach Hause, weil eines oder das andre darinn gesagt oder gethan worden, was kein vernünftiger, wohlgezogener Mensch dulden könne. Die armen Leute, die sie um ihre Barmherzigkeit ansprechen, weist sie mit hitzigen Reden ab, nicht weil ihr das wenige Geld ans Herz gewachsen, sondern weil ihr Gemüth viel zu beunruhiget ist, als daß sie auf andre Klagen hören könnte. Cälia hat weiter keine Geschäfte auf sich, als die Renten eines überflüssigen Vermögens einzunehmen; aus der widerwärtigen Beschaffenheit ihres Gemüths aber sollte man schließen, es müsse ihr an dem allernothwendigsten, an Essen und Wohnung fehlen. Wenn ihr sie blässer, als gewöhnlich, sehet, wenn ihre Lippen, indem sie mit euch spricht, zittern, so ist das die Ursache, weil sie eben von einem Besuche gekommen, wo Lucretius sich gar nicht um sie bekümmert, sondern

D

die

die ganze Zeit mit Lucinden gesprochen hat, welche doch nicht halb so viel Vermögen besitzt, als sie. Und wenn dergleichen verdrüßliche Zufälle ihre Lebensgeister so in Unordnung gebracht haben, daß sie nach dem Arzte schicken muß, um ihr wieder Appetit zum Essen zu machen, so sagt sie ihm, mit der größten Erbitterung gegen die Vorsicht, daß ihr nie, so lange als sie lebe, recht wohl gewesen, und daß sie jeden gesunden Bettler beneide.

Dieses ist das unruhige Leben der Cälia, die durch nichts, als durch ihre eigne Gemüthsart gepeinigt wird.

Wenn man ihr nur christliche Demuth beibringen könnte, so würde man sie zu der glücklichsten Person von der Welt gemacht haben. Diese Tugend würde sie dankbar gegen Gott machen, wenn sie auch nur halb so gesund wäre, als sie ist; sie würde sie vor dem Zittern der Glieder, vor dem Mangel des Appetits bewahren, und die heftigen Wallungen des Gelüths, ohne irgend eine andre Arznei, niederschlagen.

Ich habe diese abgeschmackten Charaktere zu keinem andern Ende berührt, als meine Leser auf das deutlichste zu überzeugen, daß die strengsten Regeln der Religion so wenig unser Leben verdrüßlich, ängstlich und melancholisch (wie man oben eingewendet hat) machen, daß vielmehr alles Elend, alle Martern und Klagen in der Welt, aus dem Mangel der Religion entspringen und von den ungereimten Leidenschaften



## verschafft die größte Glückseligkeit. 211

schaften erzeugt werden, welche uns die Religion verleugnen lehret.

Denn alle Bedürfnisse, die das menschliche Leben unruhig, uns mit uns selbst unzufrieden, jänisch gegen andre, und undankbar gegen Gott machen; die uns mit eiteln Arbeiten und thörichten Bedrängnissen ermüden, die uns von Anschlägen zu Anschlägen, von Ort zu Ort treiben, um, wir wissen nicht was, zu verfolgen, sind Bedürfnisse, welchen uns weder Gott, noch die Natur, noch die Vernunft unterworfen hat, sondern die uns einzig und allein von dem Stolge, dem Neide, der Ruhmsucht und dem Geize beygebracht werden.

Je mehr ihr also eure Begierden nur auf das, was Natur und Vernunft verlangen, einschränkt, je genauer ihr alle Bewegungen eures Herzens nach den strengen Regeln der Religion ordnet; desto weiter entfernt ihr euch von unendlich vielen Bedürfnissen und Martern, welche jedes sich selbst überlassene Herz peinigen.

Die meisten Menschen gestehen zwar, daß uns die Religion vor sehr vielen Uebeln bewahre, und uns auf mehr als eine Weise zu der glücklichen Beruhigung unsrer selbst verhelfe; allein sie bilden sich ein, daß dieses nur von einem so mäßigen Theil der Religion zu verstehen sey, als uns vor den Ausschweifungen unsrer Leidenschaften zu bewahren hinlänglich ist. Sie sehen voraus, daß die strengen Regeln und Vorschriften einer erhabnen Brömmigkeit, unsrer

## 212 XI Hauptst. die größte Frömmigkeit

Natur so sehr widersprächen, daß sie nothwendig unser Leben traurig und trostlos machen müßten.

Ob nun schon die Schwäche dieses Einwurfs hinlänglich aus dem, was bereits gesagt worden, erhellet, so will ich doch noch einige Worte hinzufügen.

Dieser Einwurf setzt voraus, daß die Religion, wenn sie mäßig ausgeübet werde, vieles zur Glückseligkeit des Lebens beitrage; und daß hingegen der hohe Grad der Frömmigkeit, wie ihn die Vollkommenheit der Religion erfordert, eine ganz entgegen gesetzte Wirkung habe.

Er setzt also voraus, daß es eine Glückseligkeit sey, vor den Ausschweifungen des Neides bewahrt zu werden; daß es aber eine Unglückseligkeit sey, von andern Graden des Neides frey zu bleiben; daß es eine Glückseligkeit sey, von einem grenzenlosen Ehrgeiz befreiet zu werden, eine Unglückseligkeit aber, auch nicht einen gemäßigten Ehrgeiz zu haben. Er setzt voraus, daß die Glückseligkeit des Lebens in einer Mischung von Tugend und Lastern bestehe, in einer Mischung von Stolz und Demuth, von Barmherzigkeit und Neid, von Geiz und himmlischer Neigung. Alles dieses ist aber eben so abgeschmackt, als wenn man annehmen wollte, daß es zwar ein Glück sey, von heftigen Schmerzen frey zu seyn, ein Unglück aber, ohne alle gemäßigte Schmerzen zu seyn; oder daß die Glückseligkeit der Gesundheit darinn bestehe, sich Theils krank, Theils wohl zu befinden.

Denn

Denn wenn die Demuth der Friede und die Ruhe der Seelen ist, so ist niemand durch die Demuth glückseliger, als der, welcher der allerdemüthigste ist. Wenn außerordentlicher Neid eine Marter der Seelen ist, so befreit sich nur der vollkommen von dieser Marter, welcher jeden Funken des Neides vollkommen erstickt. Wenn es Ruhe und Vergnügen bringt, irgend eine Handlung nach dem Willen Gottes zu verrichten, so muß der, welcher die meisten seiner Handlungen dieser Regel unterwirft, auch am meisten die Ruhe und das Vergnügen seines Lebens befördern.

Und so ist es mit ieder Tugend; je größer der Grad ist, in welchem ihr sie ausübt, desto größer ist auch die Glückseligkeit, die sie euch verschafft. Und so ist es mit jedem Laster; wenn ihr bloß seine äußersten Ausschweifungen unterdrückt, so thut ihr zu eurem Besten nur etwas sehr geringes; wenn ihr es aber nach allen seinen Graden verwerft, alsdenn empfindet ihr die wahre Zufriedenheit und Freude eures gebesserten Gemüths.

Zum Exempel: wenn die Religion bloß den Ausschweifungen der Wuth Einhalt thut, in geringern Fällen aber euch ihr nachhängen läßt, so wird eure Religion euer Leben von außen zwar ein wenig wohlständiger, in dem Innern aber euch weder ruhiger noch glücklicher gemacht haben. Wenn ihr aber einmal alle Gedanken der Wuth, zu Folge eures Gehorsams gegen

Gott aufgegeben habt, und entschlossen seyd, beständig böses mit gutem zu vergelten, um euch Gott ähnlicher und seiner Gnade in dem Reiche der Liebe und Herrlichkeit würdiger zu machen; so wird euch dieser Gipfel der Tugend alle seine Seligkeit empfinden lassen.

Zweytens; was die Befriedigungen unsrer Leidenschaften und die Ergötzungen anbelangt, die uns eine erhabne Frömmigkeit unter sagt, so werden wir dadurch keines wirklichen Trostes in diesem Leben beraubt.

Denn erstlich verlangt die Frömmigkeit nicht von uns, daß wir allen Wegen des Lebens, auf welchen wir vernünftig handeln, und das, was wir thun, zur Ehre Gottes thun können, entsagen sollen. Von allen Wegen des Lebens, von allen Befriedigungen und Ergötzungen, welche in diese Grenzen eingeschlossen sind, wird uns keine von den strengsten Regeln der Frömmigkeit verbotzen. Alles was ihr, als in dem Angesichte Gottes, als seine Diener, als seine vernünftigen Geschöpfe, welchen er Vernunft und Erkenntniß gegeben hat, thun und genießen könnt; alles was einer vernünftigen Natur, und dem Willen Gottes gemäß ist, das alles erlauben die Befehle der Frömmigkeit. Und könnt ihr wohl glauben, daß ihr euch alles Trostes in diesem Leben beraubet, wenn ihr Gott nicht mißfallt, wenn ihr nicht thöricht und narisch seyd, und der Vernunft und Weisheit, die er in euch gelegt hat, nicht zuwider handelt?

Und

Und was dierentgen Vergnügen anbelangt, die wir einem heiligen Gott nicht darbringen können, die bloß von der Thorheit der verderbten Welt erfunden worden, die unsre Leidenschaften entzünden, unsre Seelen in Sittlichkeit und grobe Lüste versenken, und uns sowohl hier als dort der göttlichen Gnade unfähig machen; so kann es unnützlich ein trostloser Stand des Lebens seyn, wenn wir durch die Religion von solchem Selbstmorde abgehalten und einer ewigen Glückseligkeit fähig gemacht werden.

Wir wollen uns eine Person einbilden, welcher die Kenntnisse, die wir durch unsre Sinnen erlangen, fehlten, und irgend wo hin verkehrt wäre, wo sie sich ganz allein, mitten unter einer Menge Dinge, deren Gebrauch sie nicht kannte, befände. Gesezt sie hätte Brod, Wein, Wasser, Goldstaub, eiserne Ketten, Sand, Kleider, Feuer 2c. um sich; sie wüßte aber nichts von dem rechten Gebrauche dieser Dinge, und ihre Sinne gäben ihr auch keine Anweisung, wie sie ihren Durst löschen, ihren Hunger stillen, oder sonst etwas von den Dingen, die sie um sich hat, brauchen solle. Gesezt, sie streute sich, wenn sie durstig wäre, Goldstaub in die Augen, und wenn ihr die Augen schmerzten, so gößte sie sich Wein in die Ohren; gesezt sie nähme, wenn sie hungrig wäre, Sand in den Mund, sie belade sich, wenn sie Schmerzen fühle, mit den eisernen Ketten, sie setze, wenn sie Frost empfinde, ihre Füße in das Wasser, sie lauffe von dem Feuer weg, weil sie sich dafür

## 216 XI Hauptst. die größte Frömmigkeit

fürchte, und mache sich, wenn sie müde wäre, einen Sitz von ihrem Brode. Gesezt sie plasse und martere sich ihr ganzes Leben hindurch, weil sie den rechten Gebrauch der Dinge, die um sie sind, nicht kenne, und müsse endlich, vom Staube blind, vom Sande erstickt, und unter den Ketten erdrückt sterben. Gesezt, es käme irgend ein gutes Wesen zu ihr, und lehrte sie die Natur und den Gebrauch aller Dinge, die sie um sich hat, und gäbe ihr, sie recht zu gebrauchen, so strenge Regeln, daß sie sich durch ihre Beobachtung ganz gewiß glücklich machen und von den Martern des Hungers, des Dursts und der Kälte befreien könnte.

Könnte man nun wohl mit Grunde sagen, daß diese strengen Regeln, nach welchen sie die Dinge, die um sie sind, brauchen müsse, das Leben dieser elenden Person verdrüsslich und trostlos gemacht hätten?

Nun aber ist dieses einigermaßen eine Vorstellung von den strengen Regeln der Religion, welche blos unsrer Unwissenheit abhelfen, uns von selbst gemachten Martern befreien, und uns lehren, wie wir alles, was um uns ist, zu unserm eigentlichsten Vortheile gebrauchen sollen.

Der Mensch ist in eine Welt, voller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Dinge, gesezt; seine Unwissenheit macht, daß er nicht wenige derselben, auf eine eben so ungereimte Art, braucht, als der Mensch, welcher, seinen Durst

Durst zu löschen, Goldstaub in die Augen streuet, oder, zu Linderung seiner Schmerzen, sich mit Ketten belästiget.

Hier kommt ihm also die Religion zu Hülffe, und giebt ihm so strenge Regeln, wie er alles und jedes, was um ihn ist, brauchen soll, daß er allezeit, indem er es seiner eignen Natur und der Natur des Dinges selbst gemäß braucht, das Vergnügen haben wird, den wahren Nutzen daraus zu ziehen. Sie zeigt ihm, was in Essen und Trinken und Kleidern recht und vernünftig ist; sie lehret ihn, daß er von den Dingen in dieser Welt weiter nichts zu erwarten habe, als die Befriedigung seiner eignen Bedürfnisse, und daß er nach dieser allen seinen Brüdern beyzustehen verbunden sey, damit er seinen Nebengeschoßfen, so weit es seine Kräfte zulassen, eben die Bequemlichkeiten in der Welt verschaffen könne, die er in derselben hat.

Sie sagt ihm, daß diese Welt nicht vermagend ist, ihm zu einer andern Glückseligkeit zu verhelffen, und daß alle Bemühungen sich durch Schätze, durch liegende Gründe, durch seine Kleider, durch reiche Betten, durch einen prächtigen Aufzug, durch Staat und Pracht glücklich zu machen, nichts als eitle Bemühungen und unverständige Anschläge auf Unmöglichkeiten sind, indem diese Dinge ihm eben so wenig zu irgend einem Grade der Glückseligkeit verhelffen können, als Goldstaub in den Augen den Durst, oder Sand im Munde den Hunger

stillen kann. Sie dienen vielmehr bloß dazu, daß sie ihn, wie der unrecht gebrauchte Sand und Staub, wenn er sie eben so unvernünftig braucht, nur noch unglücklicher machen.

Sie sagt ihm, daß zwar diese Welt mehr nicht für ihn thun könne, als den Bedürfnissen seines Körpers abhelfen; daß aber ein weit größeres Gut für den Menschen bestimmt sey, als Essen, und Trinken und Kleider; daß seine Augen dieses Gut zwar nicht sehen könnten, indem es viel zu herrlich sey, als daß es Fleisch und Blut zu fassen vermögend wären; daß es aber für ihn aufbehalten werde, und er in den Besitz desselben kommen solle, sobald dieses kurze Leben vorbei sey, da er denn, mit einem neuen verklärten Körper umgeben, gleich den Engeln, in dem Lichte und der Herrlichkeit Gottes, alle Ewigkeit hindurch, wohnen werde.

Sie sagt ihm, daß dieser Stand der Herrlichkeit für alle die bestimmt sey, welche einen rechten Gebrauch von den Dingen dieser gegenwärtigen Welt machen; für die, welche sich nicht mit Goldstaube blenden, oder Sand essen, oder unter eisernen Bürden winseln, die sie sich selbst aufgelegt haben; für die, welche Brod, Wasser, Wein und Kleider nur so brauchen, wie es der Natur und Vernunft gemäß ist; für die, welche den freundlichen Geber alles dessen, was sie hier genießen, mit dankbarem und gläubigen Herzen verehren, und auf die Zukunft hoffen.

Wie



Wie kann man nun wohl sagen, daß die strengsten Regeln einer solchen Religion, uns irgend einen Trost des Lebens raubten? Kann man nicht vielmehr mit Recht von diesen Regeln sagen, daß sie blos den Menschen verhindern, sich nicht mit Sande zu ersticken? Denn die Strengigkeit dieser Regeln bestehet blos in ihrer genauen Richtigkeit.

Wer wollte sich über die scharfe Strenge eines Gesetzes beschweren, welches ohne alle Ausnahme, Staub in die Augen zu streuen verböthe? Wer könnte es deswegen für zu hart halten, weil es ganz und gar keinen Abfall ließe? Dieses nun aber ist die Strenge, der Religion; sie fordert nichts auf das strengste, oder ohne alle Ausnahme von uns, als wo auch der geringste Ueß des untersagten Dinges schlimmer ist, und die kleinste Nachsicht uns Schaden thun kann.

Wenn die Religion die Rache in allen Fällen, ohne die geringste Ausnahme, verbietet, so kömmt es daher, weil alle Rache die Natur des Giftes hat; und wenn wir gleich nicht so viel davon zu uns nehmen, als unserm Leben ein Ende machen kann, so wird doch schon das wenige, das wir zu uns nehmen, die ganze Masse des Blutes so verderben, daß es schwerlich zur ersten Gesundheit wieder hergestellt werden kann.

Wenn die Religion eine allgemeine Barmherzigkeit befiehlt, wenn sie befiehlt unsern Nächsten, wie uns selbst zu lieben, unsern Feinden, ohne allen Vorbehalt, zu vergeben, und für sie

zu beten; so geschieht es deswegen, weil alle Grade der Liebe, Grade der Glückseligkeit sind, welche das göttliche Leben der Seele stärken und erhalten, und zu ihrer Gesundheit und Wohlfahrt eben so nothwendig sind, als taugliche Speise zur Gesundheit und zum Wohlstande des Körpers nothwendig ist.

Wenn die Religion Befehle wider das Sammeln irdischer Schätze hat, wenn sie uns bezieht mit Nahrung und Kleider zufrieden zu seyn; so geschieht es deswegen, weil ieder andre Gebrauch der Welt ein Mißbrauch derselben zu unsrer eignen Pein ist, und alle ihre Bequemlichkeiten in Stricke und Fallen zu unserm Verderben verkehret; es geschieht deswegen, weil so ein schlechtes und rechtes Leben uns vor den Sorgen und Martern des unruhigen Stolzes und Meides sichert, und uns geschickter macht, auf dem schmalen Wege zu bleiben, welcher zu dem ewigen Leben führt.

Wenn die Religion sagt: verkauffe, was du hast, und giebe den Armen, so geschieht es deswegen, weil man die Reichthümer nicht besser und vernünftiger brauchen kann, und weil wir uns auf keine andre Art glücklicher durch sie machen können; es geschieht deswegen, weil es der strengsten Billigkeit eben so gemäß ist, das, was wir nicht nöthig haben, andern zu geben, als billig es ist, selbst so viel davon zu genießen, als unsre Bedürfnisse erfordern. Denn wenn ein Mensch mehr zu seinem Unterhalte hat, als seine  
Natur

Natur fordert, ist es nicht etwas sehr niederträchtiges und unvernünftiges, diesen Ueberfluß lieber thörichter Weise zu verschwenden, oder seinen vollen Wanst damit zu pflegen, als ihn mit seinen armen Nebengeschöpfen zu theilen? Das Gesetz, unsern Reichthum so zu gebrauchen, ist daher ganz und gar kein zu strenges Gesetz der Religion; sondern ein vernünftiger Mann wird sich vielmehr derjenigen Religion erfreuen, welche ihn lehret, daß geben seliger ist, als nehmen; welche ihn lehret, daß Nahrung und Kleider, die er für Nothleidende sparet, ihm mehr Segen bringen, als die, womit er seinen eignen Leib speiset und kleidet.

Wenn die Religion von uns verlangt, daß wir manchmal fasten und unsern natürlichen Appetit verleugnen sollen, so geschieht es, den innern Kampf und Streit unsrer Natur zu schwächen, unsre Leiber zu geschicktern Werkzeugen der Reinigkeit zu machen, den guten Bewegungen der göttlichen Gnade mehr Gehorsam zu verschaffen, die Quellen unsrer Leidenschaften zu vertrocknen, die Hitze unsers Blutes zu kühlen, und unsern Geist zu göttlichen Betrachtungen aufgelegt zu machen; so daß dergleichen Enthaltungen, ob sie gleich dem Körper einige Pein verursachen, die Gewalt der körperlichen Begierden und Leidenschaften doch so schwächen, und unsern Geschmack an geistigen Freuden so stärken, daß selbst diese Strenghkeit der Religion, wenn sie mit gehöriger Klugheit besolgt wird

wird, den Trost und die Zufriedenheit unsers Lebens um ein großes vermehret.

Wenn uns die Religion zu wachen und zu beten befehlet, so geschieht es, weil wir überall mit Feinden umgeben sind, und des göttlichen Beystandes nöthig haben. Wenn wir unsre Sünden bekennen und beweinen sollen, so sollen wir es deswegen, weil dergleichen Bekenntnisse das Gemüth erleichtern und wieder munter machen; so wie Bürden und Lasten, wenn sie von den Schultern genommen werden, den Körper erleichtern und ihn wieder in einen behäglichern Stand setzen. Wenn wir fleißig und brünstig im Gebet seyn sollen, so sollen wir es deswegen seyn, damit wir unser wahres Gut nie aus den Augen lassen, der Seligkeit eines lebendigen Glaubens nie ermangeln, sondern beständig eine freudige Hoffnung und ein gegründetes Vertrauen auf Gott haben mögen. Wenn wir oft beten sollen, so sollen wir es, um oft die geheime und stille Freude zu genießen, die uns bloß und allein das Gebet geben kann, das uns mit der göttlichen Gegenwart vertraut macht, und unsre Seelen mit solcher Seligkeit erfüllt, als Wesen, die nicht im Himmel sind, nur immer empfinden können.

Wenn etwas in der Welt unsrer Sorgfalt würdiger wäre, wenn irgend eine geistliche Uebung, irgend ein Umgang mit Menschen, zu unserm Vortheile mehr gereichen könnte, als diese Vertraulichkeit mit Gott, so würde uns  
ein

ein solches Anhalten im Gebet nicht befohlen seyn. Wenn aber ein Mensch betrachtet, was er unterdese, da er sich zum Gebet einschließt, unterläßt, so wird er es für seine geringe Glückseligkeit achten, daß er so oft abgehalten wird, entweder gar nichts oder doch nichts taugliches zu thun; daß er so oft verhindert wird, seiner Faulheit nachzuhängen, unnütze Arbeit zu unternehmen, oder mit eiteln Besuchen die Zeit zu verderben. Wenn er bedenkt, daß alles, was in der Welt ist und darinn gethan wird, blos des Körpers und der körperlichen Bedürfnisse wegen ist, und gethan wird, so wird er Ursache genug haben, sich dieser Stunden des Gebets zu erfreuen, die ihn zu kräftigern Tröstungen leiten, die ihn über die armseligen Verbindungen hiernieden erheben, seinem Geiste eine Aussicht größrer Dinge eröffnen, und seine Seele zur Erwartung derselben gewöhnen.

Wenn uns die Religion befiehlt, gänzlich Gott zu leben, und alles zu seiner Ehre zu thun, so geschieht es deswegen, weil jede andre Art zu leben, ein Leben zu unserm eignen Schaden ist, das sich zu unsrer Schaam und Verwirrung enden muß.

Wie alles dunkel ist, was Gott nicht erleuchtet; wie alles sinnlos ist, was seinen Theil der Erkenntniß nicht von ihm hat; wie nichts lebt, als was durch ihn lebt; wie nichts ist, als was er seyn lassen will: so ist auch nichts groß und herrlich, als was vor Gott groß und herrlich ist.

Wir können zwar in der That von menschlicher Ehre, so wie vom menschlichen Leben und menschlicher Erkenntniß reden; wie wir aber gewiß wissen, daß das menschliche Leben nichts enthält, was unser eigen wäre, daß es nur ein von Gott abhängendes Leben ist, daß wir es nur in ihm leben; so muß auch die menschliche Ehre, wir mögen sie finden, wo wir wollen, einzig und allein eine Ehre seyn, die wir in und zu der Ehre Gottes genießen.

Dieses ist der Stand aller Geschöpfe, sie mögen Menschen oder Engel seyn; so wie sie sich nicht selbst hervorgebracht haben, so müssen sie auch nichts für sich selbst genießen; wenn sie groß sind, so müssen sie blos groß seyn, weil sie große Gaben von Gott erhalten haben; ihre Kräfte können blos ein Theil der göttlichen Kräfte seyn, die in ihnen wirken; ihre Weisheit kann blos ein Theil der göttlichen Weisheit seyn, die aus ihnen strahlet, und ihr Glanz und ihre Herrlichkeit kann blos ein Theil des Glanzes und der Herrlichkeit seyn, die Gott auf sie fallen läßt.

So wie es weder Menschen noch Engel giebt, die Menschen oder Engel wären, weil sie es hätten seyn wollen, sondern weil sie der Wille Gottes dazu, was sie sind, gemacht hat; so können sie auch nicht diese oder jene Glückseligkeit der Menschen oder Engel genießen, weil sie sie genießen wollen, sondern weil Gott will, daß dieses oder jenes die Glückseligkeit der Menschen, und dieses oder jenes die Glückseligkeit der Engel seyn soll. Wenn nun aber also Gott alles in allem

allem ist; wenn sein Wille also das Maass aller Dinge und aller Naturen ist; wenn nichts gethan werden kann, als was durch seine Kräfte gethan wird; wenn nichts gesehen wird, als was durch das von ihm verliehene Licht gesehen wird; wenn wir nichts zu befürchten haben, als was wir von seiner Gerechtigkeit zu befürchten haben; wenn wir nichts zu hoffen haben, als was wir von seiner Güte hoffen können; wenn dieses die Natur des Menschen ist; wenn sie vor sich selbst so ohnmächtig ist; wenn dieses der Stand aller Geschöpfe, sowohl im Himmel, als auf Erden, ist; wenn sie nichts sind, wenn sie nichts thun, wenn sie keine Pein leiden, keine Glückseligkeit empfinden können, als in so fern die Macht Gottes dabey im Werke ist; wenn dieses die Beschaffenheit aller Dinge ist, wie können wir nur den geringsten Schimmer von Freude oder Trost haben, wie können wir nur irgend eine Ruhe und Zufriedenheit genießen, wenn wir nicht gänzlich diesem Gott leben und nicht alles nach seinem Willen brauchen und thun? Ein Leben aber, welches Gott so gewidmet ist, welches bey allen unsern Handlungen gänzlich auf ihn sieht, welches seine Ehre zur beständigen Absicht hat, kann unmöglich traurig und trostlos seyn, sondern muß vielmehr in allem, was wir thun, neue Freude und neuen Trost erschaffen.

Will man Gegentheils sehen, wie glücklich diejenigen sind, welche nach ihrem eignen Willen leben, und sich mit den traurigen und melancholischen Geschäften eines Gott gewidmeten

P

Lebens

Lebens nicht vermengen wollen, so betrachte man den Knecht, welcher in dem Gleichnisse ein Pfund von seinem Herrn erhalten hatte.

Es war ihm ungelegen, sein Pfund dem Willen desjenigen gemäß zu brauchen, von welchem er es erhalten hatte, und wollte sich lieber auf eine Art glücklich machen, die er selbst für die beste hielt: Herr, sprach er, ich wußte, daß du ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesaet hast, und sammelst, da du nicht gestreuet hast; und fürchte mich, und ging hin, und verbarg dein Pfund in die Erde: siehe da hast du das Deine! Hierauf überzeugte ihn der Herr seines Unrechts aus seinen eignen Worten, und wies ihn mit diesem Urtheile von sich: werffet diesen unnützen Knecht in die Finsterniß hinaus, da wird seyn Heulen und Zähneklappen, [Matth. XXV. 24, 30].

Hier sieht man nun, wie glücklich sich dieser Mensch machte, der nicht gänzlich nach dem Willen seines Herrn handeln wollte. Nach seinem eignen Beständnisse dankten ihm Murren und Misvergnügen etwas bessers: ich wußte, sprach er, daß du ein harter Mann bist. Er hielt es für dienlicher, sich mit Furcht und bangen Erwartungen zu plagen; ich fürchte mich, sprach er. Er glaubte, bey eigner Arbeit und fruchtloser Bemühung es besser zu treffen; ich ging hin, sprach er, und verbarg dein Pfund in die Erde. Nachdem



er nun eine Zeitlang das Spiel seiner thörichten Leidenschaften, seiner quälenden Furcht, seiner fruchtlosen Arbeit gewesen war, wurde er mit Finsterniß, mit Heulen und Zähnkappen belohnet.

Und das wird auch die Glückseligkeit aller derer seyn, die eine strenge und erhabene Frömmigkeit, welche der rechte Gebrauch unsers Pfundes ist, für einen verdrüsslichen und melancholischen Stand des Lebens halten.

Sie können zwar eine Zeitlang frey von dem Zwange und den Vorschriften der Religion leben, anstatt dessen aber müssen sie unter der thörichten Herrschaft ihrer Leidenschaften stehen und dem Knechte in dem Gleichnisse gleich seyn, welcher in Murren und Niovergnügen, in Furcht und banget Erwartung lebte. Sie können der Arbeit gutes zu thun, ihre Zeit wohl anzuwenden, Schätze im Himmel zu sammeln, die Nackenden zu kleiden, und die Kranken zu besuchen, überhoben seyn; anstatt dessen aber müssen sie, wie dieser Knecht, vergebens arbeiten und sich umsonst quälen, so daß sie weder ihr eignes noch andrer Vestes dadurch befördern; sie müssen arbeiten, und graben, und es sich hauer werden lassen, um ihr Pfund in die Erde zu verbergen. Und wenn endlich der Herr kommt, so müssen sie, wie dieser Knecht, aus ihren eignen Reden ihres Unrechts überführt, und von ihren eignen Herzen angeklagt werden; und alles, was sie jemals von der Religion gesagt

P 3

oder

## 228 XI Hauptst. die größte Frömmigkeit

oder gedacht haben, muß die Gerechtigkeit ihrer Verdammung zur ewigen Finsterniß, zu Heulen und Zähnkappen, zu erhärten dienen.

Das ist der Lohn, welchen diejenigen davon tragen, die von der Strenge und Vollkommenheit der Religion nichts wissen wollen, um desto glücklicher leben zu können.

Will man auch Gegentheils eine kurze Beschreibung von der Seligkeit eines wohl angewandten und Gott gewidmeten Lebens sehen, so muß man den Mann in dem Gleichnisse betrachten, welchem sein Herr fünf Pfunde gegeben hat. Herr, sprach er, du hast mir fünf Pfunde gegeben; siehe da, ich habe damit andre fünf Pfunde gewonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: ey du frommer und getreuer Knecht, du bist mir über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude.

Hier sieht man, daß ein Leben, bey dem man gänzlich auf die gute Anlegung der Pfunde sieht, welches gänzlich Gott gewidmet wird, ein Stand der Seligkeit ist, in welchem alle Arbeiten einen glücklichen und gesegneten Ausgang gewinnen. Hier sind, wie in dem vorhergehenden Falle, keine unzufriednen Leidenschaften, kein Murren, keine eitle Surcht, keine fruchtlosen Bemühungen. Der Mann arbeitet und gräbt nicht vergebens, nicht ohne Nutzen, sondern seine fromme Arbeit geht glücklich  
in

in seinen Händen von statten, seine Glückseligkeit nimmt zu, der Segen von fünf Pfunden wächst zu einem Segen von zehn Pfunden, und er wird mit einem, ey du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude, empfangen.

Wie nun den Knechten in dem Gleichnisse keine andre Wahl frey steht, als entweder ihre Pfunde zur Ehre ihres Herrn zu brauchen und sich dadurch glücklich zu machen, oder sie nach ihrem eignen Gurdünken zu brauchen, und sich dadurch ins Elend zu stürzen, so stehet uns auch in dem Stande des Christenthums keine andre Wahl frey.

Alles was wir haben, alles was wir sind, alles was wir genießen, sind eben so viele Pfunde von Gott; brauchen wir sie nun zu den Absichten eines frommen und heiligen Lebens, so werden aus unsern fünf Pfunden zehne, und unsere Arbeit führet uns zur Freude unsers Herrn ein; misbrauchen wir sie aber zur Befriedigung unsrer Leidenschaften, und bringen die Gaben Gottes unserm Stolze und unsrer Eitelkeit zum Opfer, so werden wir hier in unnützer Arbeit und ängstlichen Bekümmernissen leben, die Religion als etwas melancholisches meiden, unsern Herrn als einen harten Mann verklagen, und uns endlich in ein ewiges Elend stürzen.

Wir können uns zwar eine Zeitlang mit Täumen, mit Tönen, mit Schatten von Glückseligkeit unterhalten, und von dieser und jener

230 XI Hauptst. die größte Frömmigkeit 2c.

Größe und Würde reden; trachten wir aber nach einer wirklichen Glückseligkeit, so ist kein andrer Weg dazu möglich, als wenn wir unsre Pfunde wohl anwenden, und die Kräfte und Fähigkeiten, die wir als Menschen haben, in dem gegenwärtigen Stande so fromm und heilig brauchen, daß wir in jener Welt mit den Kräften und Fähigkeiten der Engel beseligt werden können.

Wie wenig kennen also diejenigen das Wesen der Religion, das Wesen der Menschen und das Wesen Gottes, welche ein andächtiges Leben voll strenger Frömmigkeit für einen verdrüsslichen und trostlosen Stand halten; da es doch so deutlich und unwidersprechlich ist, daß man weder Trost noch Freude in irgend etwas andern auf der Welt finden kann.



## Zwölftes Hauptstück.

Die Glückseligkeit eines gänzlich Gott gewidmeten Lebens, wird ferner aus der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und den lächerlichen und armseligen Vergnügungen derjenigen, welche nach ihrem eignen Gutmüthen leben, erwiesen und in verschiedenen Charakteren vorgestellt.

Noch näher werden wir die Glückseligkeit eines Gott gewidmeten Lebens einsehen lernen, wenn wir die armseligen Bemühungen nach Glückseligkeit und die verächtlichen Lebensarten derjenigen betrachten, die sich von einer strengen Frömmigkeit nicht regieren lassen, sondern ihre Glückseligkeit auf andern Wegen suchen.

Wenn man das Leben derjenigen ansieht, welche nach keiner andern Regel, als nach ihrem eignen Gutmüthen leben; wenn man auf das Acht hat, was sie Freude und Größe und Glückseligkeit nennen; wenn man sieht, wie Lust und Reue bey ihnen abwechseln, und wie sie voller Unbestand von einer Täuschung zu der andern fliehen: so wird es uns zu einer großen Freude gereichen müssen, daß uns Gott einen so geraden und schmalen Weg, welcher zum Leben führet, angewiesen und uns nicht der Thorheit unsers eignen Verstandes überlassen hat, bey welcher wir uns mit den Schatten der Freude und Glückseligkeit, wie sie die Thorheit

## 232 XII Hauptst. fernere Erhärtung der

der Welt erfunden hat, hätten begnügen müssen. Ich sage erfunden hat, weil die Dinge, welche die Freude und Seligkeit der Welt ausmachen, nichts als bloße Erfindungen sind, die keinen Grund in der Vernunft und Natur haben, die zur wahren Glückseligkeit des Menschen nichts helfen, die weder seinen Körper, noch seine Seele vollkommener machen, und ihn von seinem wahren Zwecke nur abbringen.

Wenn, zum Exempel, jemand auf den Wegen des Ehrgeizes glücklich werden will, indem er sich durch irgend eine eingebildete Größe über andre Menschen erhebet: so ist dieses in der That eine eingebildete Glückseligkeit, welche in der Natur keinen Grund hat, und nichts als ein Selbstbetrug; gleich als ob ein Mensch glücklicher zu werden vermeinte, wenn er auf einer Leiter hinauf kletterte.

Wenn ein Frauenzimmer ihre Glückseligkeit in der schönen Farbe ihres Gesichts, in Jubelen und reichen Kleidern sucht, so ist dieses nichts als eine eingebildete Glückseligkeit, die der Natur und Vernunft eben so sehr zuwider ist, als wenn sie ein Klotz schmücken und mit aller Kleiderpracht auspuhen, und sich einbilden wollte, daß sie ihre Glückseligkeit das durch befördere. Ich nenne dergleichen Freuden und Glückseligkeiten der Welt eingebildete Glückseligkeiten, weil sie weder von Gott, noch von der Natur und Vernunft dazu bestimmt worden, und weil bloß unsre Blindheit und Eitelkeit das,

## Glückseligkeit eines frommen Lebens. 233

das, was darinn fröhlich, groß und glücklich scheint, erschaffen und erfunden hat.

Auf dergleichen eingebildete Glückseligkeiten nun, wünschte ich, daß ihr eure Augen werffen woltet, um daraus zu lernen, was für ein großes Gut die Religion ist, die uns von so vielen Thorheiten und eiteln Begierden befreiet, mit welchen die Gemüther derjenigen geplaget und gepeiniget werden, die von ihrer wahren Glückseligkeit in Gott abweichen.

Betrachtet den Status, und lernet, wie elend diejenigen sind, die sich der Thorheit ihrer Leidenschaften überlassen.

Status ist reich und gesund, beständig aber misvergnügt und durstig nach Glückseligkeit. So oft ihr ihn besucht, so oft werdet ihr finden, daß er einen neuen Anschlag im Kopfe hat, auf welchen er als auf etwas erpicht ist, daß seiner Zeit und seiner Mühe werthet und erspriesslicher für ihn sey, als alles vergangene. Alles, was ihm neu ist, nimmt ihn so sehr ein, daß er sich für höchst unglücklich halten würde, wenn man es ihm entziehen wollte. Sein sanguinisches Temperament und seine starken Leidenschaften versprechen ihm in allen Dingen so viel Glückseligkeit, daß er beständig betrogen wird, und nirgends die rechte Befriedigung findet.

Bei seinem ersten Eintritte in die große Welt, waren schöne Kleider seine Lust; alle sein Dichten und Trachten ging auf den besten Schneider und Perückenmacher, und es kam ihm

234 XII Hauptst. fernere Erhärtung der

nicht in die Gedanken, sich in etwas andern, als in der Kleiderpracht hervorzuthun. Er sparte kein Geld und trieb alle Artigkeiten des Puges, so weit sie sich nur immer treiben ließen. Doch da diese Glückseligkeit seiner Erwartung nicht gleich kam, so ließ er die reichen Stosse fahren, kleidete sich ganz schlecht, spottete über die Hieraffen und Stutzer, und legte sich mit großem Eifer aufs Spielen.

Dieses neue Vergnügen befriedigte ihn eine Zeitlang, und er beneidete keine andre Lebensart. Als er aber durch Verdrüsslichkeiten bey dem Spiele zu einem Zweykanipfe genöthiget wurde, in welchem er mit genauer Noth das Leben davon brachte, so ließ er die Würffel liegen, und suchte seine Glückseligkeit nicht länger unter den Spielern.

Das nächste was hierauf sich seiner herum-schweifenden Einbildungskraft bemächtigte, waren die Lustbarkeiten der Stadt, und ohngefehr ein Jahr hindurch hörte man ihn von nichts, als von Frauenzimmern, von Vorgemächern, von Geburtstagen, von Schauspielen, von Ballen und Asseembleen reden. Nachdem er aber auch dieser überdrüssig geworden, nahm er seine Zuflucht zum starken Trinken. Durch dieses machte er sich manche lustige Nächte und glaubte, stärkere Freude zu fühlen, als er jemals gefühlt hätte. Hierbey also nahm er sich vor, stille zu stehen, und seine Gedanken auf nichts anders zu richten; zu allem Unglücke aber fiel er



## Glückseligkeit eines frommen Lebend. 235

in ein Fieber, und ward aller starken Getränke so überdrüssig, daß er betrunken seyn nicht länger für eine Glückseligkeit halten wollte.

Sein folgender Anschlag auf Glückseligkeit führte ihn aufs Land, und zwei oder drei Jahr hielt er nichts für besser, als jagen; er legte sich mit allen Kräften darauf, und setzte in der kurzen Zeit über mehr Säune und Gräben, als er sonst gesehen hatte. Man sah ihn nie anders als in einem grünen Kleide; alle die das Waldhorn bliesen, beneideten ihn, und beständig war er in einem sehr ernstlichen Gespräche mit seinen Hunden begriffen. Wenn man ihn an einem unangenehmen Tage zu Hause fand, so hörte man ihn, sich auf dem Waldhorne üben, oder von den erstaunenden Begebenheiten bey der letzten Herze reden. Kaum aber hat Glatius die ganze Welt über die Erziehung und Abrichtung seiner Hunde vergessen, kaum hat er neue Hütten für sie, und neue Ställe gebauet, und sich eine neue Jagdgerechtigkeit erkauft, als ihm auf einmal wieder eine andre Glückseligkeit einfällt; er fing an das sinnlose Geräusche der Jagd zu hassen, verschenkte seine Hunde, und vertiefte sich eine Zeitlang in das Vergnügen zu bauen.

Er erfindet neue Arten von Taubenhäusern und bringt in seinen Scheuren und Ställen Erfindungen an, dergleichen man nie gesehen hat. Er wundert sich über den Unverstand der alten Bauherren, ist auf nichts als auf die

Aufnahme der Architektur bedacht, und die Thüren, die er anzieht, haben alle vor andern Thüren etwas voraus. Er versichert seine Freunde, daß ihn in seinem Leben nie etwas so ergötzt habe; daß er bei seinen Sieggeln und seinem Mauerwerke mehr Glückseligkeit fände, als er jemals am Tische gefunden; und daß er darauf denken werde, daß sich immer etwas finden möge, diese Beschäftigung, so lange als er lebe, fortzusetzen.

Das nächste Jahr darauf ließ er sein Haus unangebaut stehen, besaßte sich bei Jedermann über die Maurer und Zimmerleute und widmete sich gänzlich der Glückseligkeit des Herumreitens. Zu der Zeit sah man ihn beständig zu Pferde, und er schien mit dieser neuen Lebensart so außerordentlich zufrieden zu seyn, daß man hätte denken sollen, wenn man ihm nur sein Pferd und ein flaches Stück Land ließe, so würde er sich alles andre nehmen lassen. Eine Menge verschiedner Sattel und Reime, und eine öftere Veränderung der Pferde, vermehrten das Vergnügen dieser seiner neuen Lebensart um ein großes. Doch auch hiernit wahrte es nicht lange; er hatte sich und seine Pferde gar bald marode geritten, und die größte Glückseligkeit, die er sich nunmehr einbildete, war, außer Landes zu gehen und fremde Reiche zu besuchen. Diese Glückseligkeit nun übertraf alle seine Einbildung, und er war nur darüber verdrüsslich, daß er ein so feines Leben nicht eher angefangen. Doch wenige Monate darauf, kam er wieder  
nach

nach Hause; es war ihm unmöglich gewesen, die seltsamen und närrischen Sitten der Ausländer länger zu ertragen.

Nach diesem studirte er, ein ganzes Jahr, sehr fleißig; er lag früh und spät über seiner italienischen Grammatik, damit er so glücklich seyn möge, die Oper zu verstehen, wenn er irgend einmal eine hören sollte, und nicht wie das unvernünftige Volk seyn dürfe, die ein Verzagungen, sie wissen selbst nicht an was, sinden.

Status ist murrisch oder unfreundlich, nachdem seine Sachen stehen, wenn ihr ihn besucht. Kommt ihr gleich zu der Zeit, da er einer von seinen Lebensarten anide ist, so findet ihr einen recht ungezogenen, wunderlichen Menschen; kommt ihr aber gleich, wenn er seine Glückseligkeit zu reiten, angetreten hat, oder auf dem Waldhorne gut zu blasen anfängt, so wird er euch mit der größten Höflichkeit empfangen.

Munmehr ist Status in sehr seltsamen Umständen; er thut, was er noch nie in seinem Leben gethan hat, er überlegt und geht mit sich selbst zu Rathe. Er sinnt manchen langen Tag, was für eine von seinen schon versuchten Lebensarten er wieder vornehmen soll.

Doch plötzlich kommt ihm ein neuer Anschlag zu Hülfe. Er über sich im Wettlauffen, und lebt von nichts als Kräutern, damit es ihm eben so wenig an Athem fehlen möge, als den besten Wettläuffern im Königreiche.

Ich bin in Beschreibung dieser närrischen Lebensart deswegen so umständlich gewesen, weil ich hoffe, daß man aus jeder besondern Thorheit, die man hier gesehen hat, einen Grund für die Weichen und Schängel eines frommen Lebens wird nehmen können.

Wenn ich euch eine umständliche Beschreibung von allen Unzulätsfällen und Schrecknissen, welchen ein Leben zur See täglich ausgesetzt ist, vorlegen könnte, so würde ich euch die Glückseligkeit eines Lebens auf dem Lande desto fühlbarer machen, je umständlicher ich in meiner Beschreibung wäre.

Und so auch, je genauer ich die Thorheiten, Beängstigungen, Täuschungen und unruhigen Neaciden erziele und beschreibe, mit welchen ein den menschlichen Leidenschaften und weltlichen Genußmach gewidmetes Leben erfüllt ist, desto mehr müßt ihr für den Frieden, die Ruhe und wahre Zufriedenheit angenommen werden, deren die Seelen der Menschen durch die Religion theilhaft werden.

Wenn ihr nur von obngekehr einen Blick auf einen Wahnsinnigen, oder einen Narren werft, so wird es vielleicht wenig Eindruck auf euch machen; wenn ihr aber einige Tage lang auf sie Acht habt, und die klägliche Tollheit aller ihrer Handlungen betrachtet, so wird es ein sehr trübender Anblick werden, und ihr werdet euch, wegen des Gbrauchs eurer Vernunft und Sinnen, nicht oft genug glücklich preisen können.

Gleicher Weise wird es auch einen sehr kleinen oder gar keinen Eindruck auf euch machen, wenn man euch die Thorheit und den Wahnsinn eines der Welt gewidmeten Lebens nur als Haupt vorstellt: wenn man euch aber zeigt, wie dergleichen Leute alle Tage leben; wenn ihr die ununterbrochne Thorheit und Unsinzigkeit aller ihrer besondern Handlungen und Anschläge sehet, so wird es ein sehr rührender Anblick werden, und ihr werdet Gott nicht oft genug danken können, daß er euch eine größere Glückseligkeit gewiesen hat, nach welcher ihr streben sollt.

Je mehr närrisches und lächerliches also in den Charakteren von dieser Art ist, wenn sie nur anders nach dem Leben geschildert sind, desto nützlicher und lehrreicher sind sie, und schiden sich also nirgends besser hin, als in geistliche Bücher, die von der practischen Frömmigkeit handeln. Und so wie wir, in verschiednen Fällen, die Natur eines Dinges am besten durch das, was ihm entgegenesetzt ist, einsehen: so werden wir vielleicht auch die Vortreflichkeit der Weisheit, am besten durch die wilden Ausschweifungen der Thorheit kennen lernen.

Ich will also nach dieser Methode ein wenig weiter fortfahren, und mich bemühen, euch die Glückseligkeit eines frommen Lebens dadurch anzupreisen, indem ich euch noch in einigen andern Exempeln zeige, wie elend und armselig ein Leben ohne Frömmigkeit ist.

Vielleicht aber werdet ihr sagen, daß das lächerliche und unruhige Leben des Statuo nicht

das gewöhnliche Leben derjenigen sey, welche nach eigenem Gutdünken leben wollen und die strengen Regeln der Religion vernachlässigen; und daß es selblich kein so starker Grund für die Glückseligkeit eines frommen Lebens seyn könne, als ich daraus hätte machen wollen.

Darauf antworte ich, daß ich sehr besorge, es sey dies einer von den allgemeinsten Charakteren des Lebens, und daß ihn wenig Leute leben können, ohne etwas darin zu finden, das auch sie angeht. Denn wo werden wir den weisen und glücklichen Mann finden, welcher nicht verschiedene anscheinende Glückseligkeiten verfolgt, und die wahre Glückseligkeit bald hier, bald da, anzutreffen geglaubt hätte?

Und wenn die Menschen ihr Leben in besondere Absätze theilen und sich selbst fragen wollten, nach was sie gestrebt oder was sie vornehmlich vor Augen gehabt, als sie zwanzig Jahr alt gewesen; auf was ihre Gedanken und Begierden gegangen, als sie fünf und zwanzig, als sie dreyßig, als sie vierzig, als sie fünfzig Jahr, und so weiter, alt geworden, bis sie endlich auf ihr Sterbebette gekommen; so würden die allermeisten bekennen müssen, daß sie eben so verschiedenen anscheinenden Glückseligkeiten nachgestrebt haben, als man in dem Leben des Glanzenden gesehen hat.

Und so muß es auch nothwendig, mehr oder weniger, mit allen denen seyn, welche sich eine  
andere

## Glückseligkeit eines frommen Lebens. 241

andre Glückseligkeit als die vorstehende, die aus einer strengen und ordentlichen Frömmigkeit entspringt.

Gesetzt nun aber auch, vora zweyte, die meisten Menschen hätten keine so unruhigen und wankelhaften Neigungen, als *Plutus*; so ist doch der Unterschied nur dieser, daß *Plutus* beständig abwechselt, und etwas neues versucht, die andern aber mit einem Stande zufrieden sind. Sie lassen das Spielen nicht, um auf's Jagden zu verfallen; sondern sie sind in ihren Neigungen so beständig, daß einige nach keiner andern Glückseligkeit trachten, als Schätze zu sammeln, oder unter den Zeitvertreibern des Landlebens alt werden, und andre sich zu Trinken, ohne im geringsten nach einer andern Glückseligkeit verlangt zu haben.

Ist aber deswegen bey so einem Leben mehr Glückseligkeit, mehr Vernunft, als bey dem Leben des *Plutus*? Ist es nicht eben so etwas großes und wünschenswürdiges, nicht eben so etwas weises und glückliches, beständig eines mit dem andern abzuwechseln, als nichts als ein Geldsammler, nichts als ein Jäger, nichts als ein Spieler, nichts als ein Trunkenbold, das ganze Leben hindurch, zu seyn?

Kann die Religion deswegen als eine Last, als ein verdrüßlicher und melancholischer Stand angesehen werden, weil sie die Menschen von so einer Glückseligkeit, als diese, abzieht, und sie nach den Befehlen Gottes zu leben, nach der

Vollkommenheit ihrer Natur sich zu bearbeiten, und in einem ewigen Stande der Freude und Herrlichkeit gefchickt zu machen, anhält?

Doch wendet eure Augen nunmehr auf eine andre Seite, und laßt euch die wichtigen Freuden, die kindischen Glückseligkeiten der Seliciana lehren, wie weise diejenigen sind, und was für Täuschungen sie entgegen, deren Herz und Hoffnung auf die Glückseligkeit in Gott getrübt ist.

Ihr dürftet nur ein halbes Jahr mit der Seliciana leben, um alle die Glückseligkeiten kennen zu lernen, die sie, ihr ganzes Leben hindurch, genießen wird. Es wartet nichts auf sie, als eine armselige Wiederholung dessen, was auch nicht das erstemal gefallen kann, wenn man nicht eine sehr niedrige Seele und einen sehr großen Mangel an Gedanken hat.

Sie wird sich abermals sein anticken und ihre Besuche abwarten. Sie wird abermals die Farbe ihres Anzugs verändern, abermals einen neuen Kopfsputz haben, und abermals Pflasterchen ins Gesicht legen. Sie wird abermals sehen, wer auf der Schaubühne am besten agirt, und in der Oper am schönsten singt. Sie wird abermals in einem Tage zehn Besuche ablegen, und es abermals in einem Tage zehnmal versuchen, ein künstliches, feines und ungewöhnliches Gespräch von Nichts zu führen.

Sie wird sich abermals an einer neuen Mode vergnügen, und abermals über das Wiederauf-

kont.



## Glückseligkeit eines frommen Lebens. 241

Kommen einer alten verdrüsslich sehn. Sie wird abermals bey den Karten sitzen, abermals bis zu Mitternacht spielen, und abermals um neun Uhr noch im Bette sehn. Sie wird sich abermals durch heuchlerische Complimente künckeln, und abermals durch eingebildete Veleidigungen aufbringen lassen. Sie wird sich abermals über ihr gutes Glück im Spiele freuen, und sich abermals über den Verlust ihres Geldes beklagen. Sie wird sich abermals zu einem Geburtstage ansetzen, und abermals sehen, wie viel artige Gesellschaften dieses oder jenes Fest in der Stadt zusammengebracht hat. Sie wird abermals die Cabalen und Handel dieser und jener Familie hören, abermals von geheimen Liebesverständnissen Wind bekommen, und abermals die erste Nachricht von Heirathen, Zankereyen und Abcissen haben.

Wenn ihr sie munter, als gewöhnlich, aus dem Wagen steigen seht, wenn ihr sie in ihren Gesprächen mehr Witz verschickenden hört, wenn sie freudiger zu sehn scheint, als sie vergangne Woche war, so ist das die Ursache, weil ein außerordentlicher neuer Putz erfunden worden, oder eben eine ganz neue Lustbarkeit in der Stadt angekommen ist.

Dieses alles sind die wesentlichsten und ordentlichsten Stücke von Felicianens Glückseligkeit, und sie weiß keinen vergnügten Tag in ihrem Leben, der es nicht durch eines oder das andre von diesen Dingen geworden wäre.

Und um dieser Glückseligkeit willen, ist sie von jeher gegen die Gründe der Religion taub und viel zu munter und aufgeräumt gewesen, als daß sie hätte überlegen sollen, was, in Ansehung der Ewigkeit, recht oder unrecht sey, oder daß sie auf den Schall der verdrüsslichen Worte, dergleichen Weisheit, Frömmigkeit und Andacht sind, hätte merken sollen.

Und bloß aus Furcht, etwas von dieser Glückseligkeit zu verlieren, hat sie es nie gewagt, an die Unsterblichkeit ihrer Seele zu denken, ihre Verbindung mit Gott zu überlegen, und ihre Gedanken auf solche Freuden zu richten, welche Heilige und Engel, in dem Genuße und der Herrlichkeit Gottes, ewig glücklich machen.

Nun laßt uns aber hier die Anmerkung machen, daß so armthümlich ein solcher Zirkel von Glückseligkeit auch scheint, dennoch die meisten Frauenzimmer, welche, für ein lustiges Leben, dem Zwange der Religion entsagen, sich an sehr kleinen Theilen desselben müssen begnügen lassen. Weil sie Selbsterfüllungs Vermögen und Rang in der Welt nicht haben, so müssen sie den Trost eines frommen Lebens für einen sehr geringen Theil ihrer Glückseligkeit weggeben.

Und wenn ihr euch in der Welt umsehet, und das Leben derjenigen Frauenzimmer betrachtet, die durch keine Gründe zu bewegen sind, durch eine weise und fromme Aufführung gänzlich Gott zu leben, so werdet ihr finden, daß die allermeisten von ihnen, allen Trost der Religion verli-

verlieren, ohne den zehnten Theil von Felicianens Glückseligkeit zu gewinnen. Sie verschwenden größten Theils ihre Zeit und ihr Vermögen durch bloße Nachäffungen der Ergötzlichkeiten der Reichen, und schnappen und sehnen sich mehr nach den Täuschungen, die man nur durch sehr ansehnliche Reichthümer erkaufen kann, als das sie sie wirklich genießen sollten.

Wenn aber ein Frauenzimmer von hoher Geburt und großem Vermögen, welche das Evangelium gelesen hätte, lieber eine niedrige Magd in irgend einer frommen Familie, in welcher Weisheit, Frömmigkeit und Andacht alle Handlungen eines jeden Tages regieren, sehn, als auf dem Gipfel von Felicianens Glückseligkeit leben wollte; so würde ich sie weder für wahnwitzig noch melancholisch halten, sondern ich würde glauben, daß sie von dem Geiste des Evangelii eben so richtig urtheile, als sie urtheilen würde, wenn sie lieber der arme Lazarus vor der Thüre, als der reiche Mann seyn wollte, welcher sich mit Purpur und köstlichem Leinwand kleidete, und alle Tag herrlich und in Freuden lebte.

Doch wir wollen weiter gehen; und um es aus noch einem andern Beispiele zu erkennen, was für eine Glückseligkeit es ist, wenn man von der Religion regiert wird, und sich den Freuden und Hoffnungen eines frommen Lebens widmet, so betrachtet das armselige Leben des Succus, dessen größte Glückseligkeit, wenn er im Bette liegt, in

einem guten Schlafe, und, wenn er auf ist, in einer guten Mahlzeit besteht. Wenn er von Glückseligkeit spricht, so geschieht es allezeit in solchen Ausdrücken, die zu erkennen geben, daß er weiter an nichts, als an sein Vette und an seine Mahlzeit denkt.

Diese Eergfalt für seine Ruhe und sein Essen macht, daß Succus alle seine übrige Zeit, so wie es für beides am zuträglichsten ist, anwendet. Er wird sich keines Beschäftes unterziehen, das seine Kräfte mitnehmen, oder die Stunden seines Essens und seiner Ruhe unterbrechen könnte. Wenn er liest, so liest er länger nicht, als eine halbe Stunde, weil dieses hinlänglich ist, seinen Geist zu erquickern; auch wird er nichts anders lesen, als was ihn zu lachen machen kann, damit seinem Körper das Essen und die Ruhe desto besser bekommen möge. Will er sich aber ja einmal mit wichtigen Gedanken beschäftigen, so nimmt er seine Zuflucht zu einem nützlichen Werke von der Kochkunst der Alten. Succus ist ein Feind von allen politischen Streitigkeiten, weil er angemerkt hat, daß man unter den Whigs eben so gut esse, als unter den Tories.

Er redet von allen Dingen mit Mäßigung und Kaltsinnigkeit, und fürchtet sich eben so sehr, in Affect zu gerathen, als sich zu erkälten; weil er fest überzeugt ist, daß beides dem Magen schädlich sey. Wenn ihn ihn hinziehet, als gewöhnlich, sehr, so muß ihn eine sehr wichtige Materie:

## Glückseligkeit eines frommen Lebens. 247

Materie, als etwa ein streitiger Punkt aus der Rechtskunst, oder die Vertheidigung irgend eines guten Tisches, an welchem er sich öfters wohl sein lassen, dazu aufgefordert haben. Er hat aber mit beyden Materien schon so viel zu thun gehabt, und es ist ihm alles, was von beyden Seiten gesagt werden kann, schon so wohl bekannt, daß er gemeiniglich die Streitigkeiten mit vielem Nachdrucke entscheidet.

**Succus** ist ein sehr getreuer Unterthan, und sobald ihm ein Wein schmeckt, trinkt er des Königs Gesundheit von Grund des Herzens. Nichts wird ihm rebellische Gedanken beibringen können, es wäre denn daß die Regierung durch einen öffentlichen Befehl, Sasanen Zyer zu essen, verbieten ließe.

Alle Stunden, welche weder zur Ruhe noch zum Essen bestimmt sind, sieht Succus als verlorne Nebenstunden an. Aus dieser Ursache wohnt er nicht weit von einem Caffeehause und Weinhause, damit er, wenn er des Morgens aufsteht, nicht weit nach den Neuigkeiten gehen dürffe, und des Abends, wenn er sich wegbezieht, nicht weit nach seinem Bette habe. Man sieht ihn alle Morgen auf dem Caffeehause an seiner gewöhnlichen Stelle sitzen, und wenn er sich einmal aufmerksamer, als sonst, mit jemanden zu unterreden scheint, so kommt es daher, weil etwa einige Missethäter aus dem Gefängnisse gebrochen sind, oder eine gewisse Dame, die man noch nicht nennen kann, des Nachts

bestohlen worden. Wenn er nun alles gelernt hat, was er lernen kann, so geht er nach Hause, die Neuigkeiten mit dem Parviersungen, welcher ihn zu rasiren kommt, vollends aufs reine zu bringen.

Die andre müßige Zeit, die ihm auf dem Halbe liegt, ist vom Mittagessen, bis zum Abendessen. Und wenn ihm ja einmal melancholische Gedanken in den Kopf kommen, so ist es zu dieser Zeit, wenn er sein größtes Vergnügen eben genossen hat, und eine oder mehrere Stunden sich selbst überlassen ist. Er fürchtet sich zu schlafen, weil er gehört hat, daß der Schlaf nach dem Essen nicht gesund sey, und ist also gezwungen, einen sonst so willkommenen Gast abzuweisen.\*

Bald aber kommt ihm hier die eingeführte Gewohnheit, in der Karte zu spielen, zu Hülfe, bis es endlich Zeit wird, auf irgend eines oder das andre zum Abendessen zu denken.

Hierauf nimmt Succus seine Gläser vor, spricht von der Vertriebsart der englischen Staatsverfassung, und lebt demjenigen Minister am meisten, welcher die beste Tafel hält.

Des Sonntags Abends, hört man ihn dann und wann das lockere Leben der Stadtwirthin: ge verdammen; und das bitterste, was er wider sie vorbringt, ist dieses, daß er wirklich glaube, manche von ihnen wären so lüderlich, daß sie nicht einmal einen ordentlichen Tisch hätten, und in einer Woche kaum eine einzige ganze Nacht schliefen.

## Glückseligkeit eines frommen Lebens. 249

Um eilf Uhr bietet Succus allen eine gute Nacht und geht in großer Freundschaft fort. Nunmehr ist er im Bette, und schläft bis es Zeit ist, des Morgens wieder aufs Caffeehaus zu gehen.

Ihr könnt ein ganzes Jahr mit dem Succus leben, und werdet in seinem ganzen Leben doch weiter nichts, als dieses bemerken; einige wenige Glücke und Schwüre ausgenommen, deren er sich gelegentlich bedienet.

Und nun kann ich mich nicht enthalten, folgende Anmerkung zu machen.

So wie ich glaube, daß das sicherste Mittel, wahre Frömmigkeit jemanden beizubringen, dieses ist, wenn man ihm das Beispiel irgend eines erhabnen Bekenners der Religion betrachten läßt; so halte ich dafür, daß nach diesem kein sichrers Mittel ist, uns mit gleichem Eifer zu erfüllen, als wenn wir die Thorheit und Niederträchtigkeit und die armseligen Vergnügen eines Lebens ohne Religion in Erwägung ziehen. So wie wir durch jenes ermuntert werden, die Weisheit und die Größe der Religion zu lieben und zu bewundern; so werden wir durch dieses, gegen ein Leben ohne Religion furchtsam gemacht, und auf unsrer Hut zu seyn belehret.

Denn wer kann sich enthalten, Gott für die Mittel der Gnade, und für die Hoffnung der ewigen Herrlichkeit, zu danken, wenn er siehet, in was für mancherley Thorheit diejenigen sinken, die ohne dieselben leben? Wer

wollte sich nicht von Grund des Herzens auf alle Handlungen und Uebungen eines frommen Lebens befeßigen, und sich beständig fest und unbeweglich in den Werken des Herrn bezeigen. wenn er sieht, was für einer elenden Sinnlichkeit, was für armüseligen Absichten und was für groben Vergnügen diejenigen überlassen sind, welche ihre Glückseligkeit auf andern Wegen suchen? Denn wir mögen nun die Größe der Religion, oder die Niederigkeit aller andern Dinge, und die Geringschätzung aller andern Vergnügen betrachten: wir werden in der ganzen Natur der Dinge nichts finden, wo bey sich ein Geist, welcher heult, beruhigen könnte, als die Glückseligkeit in den Hoffnungen der Religion.

Ueberlegt es nunmehr selbst, wie unvernünftig es ist, wenn man behaupten will, daß ein Leben voll strenger Frömmigkeit ein verdrüsslicher und ängstlicher Stand seyn müsse. Denn kann man mit einigen Grunde sagen, daß die Pflichten und Einschränkungen der Religion unser Leben traurig und melancholisch machen, wenn sie uns blos solcher Glückseligkeiten berauben, als uns ietzt vor Augen gelegt worden?

Kann es etwas elles und beschwerliches seyn, in beständiger Ausübung der Barmherzigkeit, Andacht und Mäßigkeit zu leben, weise und tugendhaft zu handeln, so viel gutes zu thun, als in unsern Kräften steht, die göttlichen Vollkommenheiten nachzuahmen, und uns zu dem  
Genuss



Genuße Gottes vorzubereiten? Kann es etwas trauriges und verdrüßliches seyn, von Blindheit und Eitelkeit, von falschen Hoffnungen und eiser Furcht befreuet zu werden, in Heiligkeit zuzunehmen, den Trost eines guten Gewissens in allen unsern Handlungen zu fühlen, überzeugt zu seyn, daß Gott unser Freund ist, daß alles zu unserm Besten gerichen muß, und daß uns weder Leben noch Tod, weder Mensch noch Teufel einiges Leid zufügen können; sondern daß alles, was wir leiden und thun, wenn wir es Gott leiden und thun, daß unser Wachen und Gebet, unsre Werke der Liebe und Barmherzigkeit, in kurzem mit ewiger Herrlichkeit in dem Anschauen Gottes belohnet werden soll? Kann so ein Stand, wie dieser, für beschwerlich und ekel gehalten werden, weil ihm solche Glückseligkeiten, als *Glatus* und *Selicianæ* genießen, fehlen?

Wenn nun dieses nicht gesagt werden kann, so verliert man durch eine strenge Keünnigkeit kein wahres Vergnügen, keine wahre Glückseligkeit, und der Fromme findet in seinem andern Stande des Lebens etwas beneidenswerthes. Denn alle Kunst und Schachsmüdigkeit in der Welt, kann, ohne Religion, aus dem menschlichen Leben doch nichts mehr machen, und die Glückseligkeit desselben doch nicht höher bringen, als *Glatus* und *Selicianæ* gethan haben.

Der wichtigste Kopf, das größte Genie auf Erden, muß, wenn er nicht von der Religion re-  
girt

giert wird, in seinen Bemühungen nach Glückseligkeit eben so thöricht, eben so klein und eitel seyn, als der armselige Surcus.

Wenn sich ein Mensch, das ganze Leben hindurch, thörichter Weise bestreben wollte, seinen Durst dadurch zu löschen, daß er einen und eben denselben leeren Becher beständig vor den Mund hielte, so würdet ihr ganz gewiß seinen Unversand verspotten.

Wenn aber andre, welche bessere Gemüthsgaben und einen feinern Verstand hätten, und über die unsinnige Bemühung, den Durst aus diesem einem Becher zu löschen, lachten, ihren eignen Durst aus einer Menge vergoldeter und goldner leerer Becher zu löschen glaubten, würdet ihr sie wohl, wegen ihres feinern Verstandes, für weiser, für glücklicher, für besser halten?

Und dieses ist doch der ganze Unterschied, den man unter den Glückseligkeiten dieses Lebens findet.

Die stumpfe und träge Seele, kann sich vielleicht mit einem einzigen leeren Anschein von Glückseligkeit begnügen, und unaufhörlich den einen und eben denselben leeren Becher an seinen Mund halten. Nun aber laßt den witzigen Kopf, den tiefsinnigen Gelehrten, das große Genie, den verschlagenen Staatsmann, den artigen Hofmann allen ihren Verstand zusammen nehmen, und sie können euch weiter nichts, als nur mehrere und verschied-

verschiednere leere Anscheine von Glückseligkeit zeigen; gebt ihnen die ganze Welt in ihre Hände, laßt sie schneiden und schnitzen, sie werden weiter nichts, als eine größte Menge leerer Becher zu Stande bringen.

Wenn es euch nun nicht zu hart dünkt, um der Religion willen des Vergnügens der Sclernmercy beraubt zu seyn, so habt ihr keine Ursache, es euch etwas hartes dünken zu lassen, wenn ihr auch von jedem andern weltlichen Vergnügen zurückgehalten werdet. Denn forschet so tief nach, sehet euch so weit um, als ihr wollt, ihr werdet doch hier auf der Welt nichts finden, was edler und größer sey, als köstliches Essen und Trinken, wenn ihr euch nicht in der Weisheit und in den Gesetzen der Religion darnach umsehet.

Und wenn alles, was in der Welt ist, nur so viel leere Becher sind, was liegt daran, welchen von diesen Bechern ihr nehmet, oder wie viel ihr derselben nehmet und besinet?

Wenn ihr euch nur in dergleichen Betrachtungen einlassen wolltet, wenn ihr nur die Eitelkeit aller Stände des Lebens ohne Frömmigkeit erwegen, und überlegen wolltet, daß alle Wege der Welt blos und allein so viel verschiedene Wege des Irthums, der Blindheit und des Wahns sind: so würdet ihr gar bald finden, daß euer Herz weiser und besser dadurch geworden sey. Diese Betrachtungen würden eure Seele zu einer eifrigen Begierde nach jener wahren Selig-

Seligkeit erwecken, welche blos in der Zuflucht zu Gott gefunden wird.

Die Muster großer Frömmigkeit sind jetzt in der Welt nicht sehr gemein: ihr werdet schwerlich so glücklich seyn, eines vor Augen haben zu können, und eure Tugend durch die glänzenden Vollkommenheiten desselben anfeuern zu lassen. Das Elend und die Thorheit der weltlichen Menschen aber, kommt euch aller Orten zu Gesichte, und ihr könnt es überall sehen, wie armthümlich und eitel die Menschen, aus Mangel der Weisheit der Religion, ihr Leben verträumen.

Dieses ist die Ursache, warum ich euch so manche Charaktere von der Eitelkeit eines weltlichen Lebens vorgelegt habe; ich wollte euch nehmlich lehren, wie ihr euch die Verderbnisse eures Zeitalters zu Nutze machen, und wo nicht durch die Betrachtung dessen, was weise ist, wenigstens durch die Erblickung des Elends und der Thorheit, die da, wo keine Frömmigkeit ist, herrschet, weiser werden sollt.

Wenn ihr euer Nachdenken mit dergleichen Betrachtungen beschäftigen wolltet, so würdet ihr durch eure eigne Beobachtungen in diesen Lehren noch viel weiter kommen, und aller euer Umgang, alle eure Verbindung mit der Welt würde euch statt einer täglichen Ueberzeugung dienen, wie nothwendig es sey, nach einer größern Glückseligkeit zu streben, als uns die armseligen Vergnügen dieser Welt verschaffen können.

Ueber

Ueber die Vollkommenheit der göttlichen Eigenschaften nachzudenken, die Herrlichkeit des Himmels sich vorzustellen, die Freude der Heiligen und Engel zu erregen, die auf ewig in dem Glanze und der Seligkeit des göttlichen Anschauens leben; das sind Betrachtungen, welche nur Seelen machen können, die es in der Frömmigkeit schon zu etwas gebracht haben, und erfordern nicht, als gemeine Sähigkeiten.

Allein das Leere und Geringe aller weltlichen Glückseligkeit zu sehen und zu erregen; das Grobe der sinnlichen Lüste, die Armse-  
ligkeit des Stolzes, die Dummheit des Weis-  
ses, die Eitelkeit der Pracht, die Täuschun-  
gen der Ehre, die Blindheit unsrer Leidens-  
schaften, die Ungewissheit unsers Lebens, die  
Vergänglichkeit aller weltlichen Anschläge  
zu überlegen; das sind Betrachtungen, wozu  
ieder die Fähigkeit hat, und die geschickt sind, al-  
ler Gemüther zu rühren; sie erfordern kein tie-  
fes Nachdenken, kein spitzfindiges Nachgrübeln,  
sondern sie werden uns durch alle unsre Sinne  
eingescharft, und uns von allem, was wir sehen  
und hören, geprediget.

Dieses ist die Weisheit, welche öffentlich  
am Wege und an den Straßen ruffet  
und sich hören läßt, [Spruch. Sal. VIII. 1],  
welche durch alle Sinne in uns eindringt, und  
uns aller Orten durch alles, was wir sehen und  
hören, durch Geburt und Begräbniß, durch  
Krank-

Krankheit und Gesundheit, durch Leben und Tod, durch Plagen und Armuth, durch Elend und Eitelkeit, durch alle Veränderungen und Zufälle des Lebens, lehret; daß der Mensch auf nichts anders zu sehen habe, und daß kein andrer Endzweck in der Natur sey, nach welchem er streben müsse, als die Glückseligkeit, die sich einzig und allein auf die Hoffnungen und Erwartungen der Religion gründet.



### Dreizehntes Hauptstück.

Daß nicht allein ein eitles und sinnloses Leben, sondern auch die scheinbarste Art des Lebens, wenn sie von keiner großen Frömmigkeit regiert wird, ihr Elend, ihre Mängel und ihre Nichtigkeit den Augen der ganzen Welt gnugsam zeigt.

Dieses wird in verschiedenen Charakteren vorgestellt.

**E**s sind sehr merkwürdige Worte, welche unser Herr und Heiland zu seinen Jüngern sagte: selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören. Wir lernen daraus zweyerley: Erstlich daß die Trägheit und Dummheit des menschlichen Verstandes, in Ansehung geistlicher Dinge, so groß ist, daß sie süßlich dem Mangel der Augen und Ohren verglichen werden kann.

Zwey:

Zweytens, daß Gott an alle Orte und in alle Dinge so viel Bewegungsgründe und Ermunterungen zu einem guten Leben gelegt hat, daß die, welche nur so glücklich sind, ihre Augen und Ohren zu haben, nothwendig davon gerührt werden müssen.

Ob nun gleich in diesem Falle vornehmlich die waren, deren Sinne Zeugen von dem Leben, den Wundern und Lehren unsers Heilandes seyn konnten; so sind doch auch gewiß alle Christen letziger Zeit in eben diesem Falle. Denn die Gründe der Religion, die Ermunterungen zur Frömmigkeit, sind auf alle Dinge so deutlich geschrieben und eingegraben, fallen so stark in die Augen, und dringen bey allem, was uns vor- kömmt, so mächtig durch alle unsre Sinne; daß sie blos von Augen, welche nicht sehen, und von Ohren, welche nicht hören, nicht bemerkt werden können.

Was kann für ein größter Bewegungsgrund zu einem frommen Leben seyn, als die Eitelkeit und Armseligkeit aller weltlichen Vergnügen? Und wer ist der, welcher diese Eitelkeit und diese Armseligkeit nicht alle Tage seines Lebens sehen und fühlen mußte?

Was kann uns mehr ermuntern, auf Gott zu sehen, als die Leiden, die Trübsale, die Plagen dieses Lebens? Und wessen Augen und Ohren sind nicht tägliche Zeugen derselben?

Was für Wunder könnten unsre Sinnen stärker rühren, was für Vortheile vom Him-  
mel

mel könnten sich deutlicher gegen uns erklären, als das tägliche Sterben und Abscheiden unsrer Nebengeschöpfe?

Das einzige nothwendige also, oder der große Endzweck des Lebens, darf nicht erst durch mühsames Nachgrübeln, und durch tieffe Ueberlegungen entdecket werden; sondern er wird uns auf das nachdrücklichste durch die Erfahrung aller unsrer Sinnen eingeschärft, und alles prediget uns davon, was uns in unserm Leben vorkommt.

Wir dürfen nur sehen und hören wollen, und die ganze Welt wird für uns ein Buch der Weisheit und des Unterrichts werden; alles was in der Ordnung der Natur seinen Grund hat, alles was in dem Lauffe der Dinge zufällig ist, alle Irthümer, in die wir gerathen, alle Unfälle, die uns begegnen, alles Elend, alle Verachungen, die wir an andern sehen, werden für uns zu so vielen Ermahnungen und Warnungen, die uns eben so zuverlässig, als ein Engel vom Himmel, lehren, daß wir auf keinem andern Wege zur Glückseligkeit gelangen können, als wenn wir alle unsre Gedanken, alle unsre Wünsche und Bemühungen auf die Glückseligkeit eines andern Lebens richten.

Dieser rechte Gebrauch der Welt ist es, zu welchem ich euch, durch die Vorstellung aller Arten von menschlicher Thorheit, gern Anleitung geben möchte, damit ihr neue Gründe und Bewegungsurachen, den besten und größten Endzwecken



zwecken eurer Schöpfung gemäß zu leben, dar-  
aus hernehmen könnten.

Und wenn ihr nur beständig den Vorsatz ha-  
ben wolltet, euch die Thorheiten der Welt zu  
Nutze zu machen, und die Größe der Religion  
aus der Nichtigkeit und Eitelkeit aller andrer  
Lebenswandel kennen zu lernen; wenn ihr, sage  
ich, nur diesen Vorsatz beständig haben wolltet,  
so würdet ihr an jedem Tage, an jedem Orte, an  
jeder Person einen neuen Beweis von der Weiss-  
heit derjenigen finden, welche gänzlich Gott zu  
leben erwählt haben. Ihr würdet alsdenn  
durch alles, was euch in den Weg kommt, in eu-  
rer Religion immer mehr und mehr befestiget  
werden, und immer weiser und besser wieder  
nach Hause gehen.

Octavius ist ein gelehrter und wichtiger  
Mann, welcher sich in den meisten Theilen der  
Litteratur sehr wohl umgesehen hat, und in allen  
Europäischen Ländern bekannt ist. Als er sich  
vor einiger Zeit eben von einem auszehrenden  
Fieber wieder erhob, redete er gegen seine  
Freunde also.

Mein Stundenglas, sprach er, ist nun fast  
abgelaufen; und eure Augen sehen, wie viel  
Zeichen des Alters und des Todes ich an und  
um mir habe. Ich merke es deutlicher, als sich  
einer von euch Umstehenden einbilden kann, daß  
mein Leben zu Ende eilet, und glaube ganz ge-  
wiß, daß ich längstens in Jahr und Tag an mei-  
nem Ziele seyn werde.

Durch diese Rede wurden seine Freunde ungleich aufmerksamer, und hofften von einem so gelehrten Manne, welcher nur noch ein Jahr zu leben hätte, etwas sehr vortrefliches zu hören; als er folgender Gestalt fortfuhr. Ich habe daher, sprach er, allen Weinhäusern entsagt, weil der Wein, den man an diesen Orten bekommt, für meine abnehmende Gesundheit lange nicht gut genug ist. Ich muß in meinem Trinken nunmehr behutsam und zärtlich seyn, und darf mir nicht mehr so viel zutrauen, als ich mir zugetrauet habe. Und also bin ich entschlossen, mir selber einen kleinen Vorrath von dem besten Weine einzulegen, und wenn er mir auch noch so theuer zu stehen kommen sollte. Denn meine lieben Freunde, ich muß euch sagen, daß das Alter einen Mann in vielen Stücken weise zu seyn nöthiget, und uns von diesen und jenen Meinungen und Gewohnheiten abbringt.

Ihr wißt, wie sehr ich eine weitläufige Bekanntschaft geliebt habe, jetzt aber verdamme ich diesen Wahn. Drey oder vier muntre, lustige Gesellschafter ist alles, was ich nunmehr begehre, weil ich finde, daß ich bey meiner jetztigen schwächlichen Gesundheit ganz verdrüsslich werde, wenn ich entweder allein, oder in einer ernsthaften Gesellschaft bin.

Wenige Tage nachher, als Octavins sich gegen seine Freunde dergestalt erklärt hatte, fiel er wieder in seine vorige Krankheit, ward einer

Wärre:

Wärterinn übergeben, welche ihm die Augen zudrückte, noch ehe seine besessenen Weine ausliefen.

Der junge Eugenius, welcher bey dieser Rede zugegen war, ging als ein neuer Mensch nach Hause, und faßte den ernstlichen Vorsatz, sich gänzlich Gott zu widmen.

Niemals, sagt Eugenius, bin ich von der Weisheit und Wichtigkeit der Religion so stark gerührt worden, als da ich sahe, wie armselig und elend der gelehrte Octavius, aus Mangel derselben, die Welt verlassen mußte.

Wie oft habe ich seine große Gelehrsamkeit, seine Kenntniß der Sprachen, seine Einsicht in die Alterthümer, seine Geschicklichkeiten, seine angenehme Art, sich von allem auszudrücken, bewundert! Als ich aber sahe, wie armselig sich dieses alles endete, wie erbärmlich das letzte Jahr eines solchen Lebens war, und wie närrisch der Besizer aller dieser Vollkommenheiten reden mußte, weil er die Freuden und Erwartungen der Frömmigkeit nicht kannte; so wurde ich gänzlich überzeugt, daß man nichts als ein Leben voll wahrer Frömmigkeit bewundern und wünschen sollte, und daß nichts armseliger und trostloser sey, als ein Tod ohne so ein Leben.

Wie nun der junge Eugenius durch dieses Exempel dergestalt erleuchtet und erbauet wurde, so werdet auch ihr überall eine Menge von dergleichen Lehren und Warnungen antreffen,

wenn ihr nur etwas wenigens von keiner nachdenklichen Gemüthsart habt. Ihr werdet finden, daß die Gründe für die Weisheit und Glückseligkeit einer strengen Frömmigkeit, sich euch an allen Orten darbieten, und auf das mächtigste durch alle eure Sinne eindringen. Ihr werdet finden, daß die ganze Welt den Aufmerksamen prediget, und daß euch alles, was ihr antreffe, wenn ihr nur Oheer zu hören habt, einen Unterricht der Weisheit ertheilet.

Wenn wir nun zu diesen Lehren und Ermahnungen, die wir durch unsre Sinne, und durch die Erfahrungen des menschlichen Lebens bekommen, das Licht der Religion, und die großen Wahrheiten, die uns der Sohn Gottes gelehrt hat, hinzuthun, so wird es eben so ungeszwweifelt erhellen, daß für den Menschen nur eine Glückseligkeit bestimmt ist, als ungeszwweifelt es so erhellet, daß nur ein Gott ist.

Denn da uns die Religion lehret, daß unsre Seelen unsterblich sind, daß Andacht und Frömmigkeit sie zu dem ewigen Genuße Gottes führen werden; da sie uns lehret, daß weltliche und fleischliche Neigungen, sie in das ewige Elend zu den verdamnten Geistern stürzen: welche grobe Dummheit und Unvernunft ist es, den Namen der Freude und Glückseligkeit irgend einem andern Dinge als dem zu geben, was uns in dieser Freude und Glückseligkeit in Gott führen soll!

**Wenn**

Wenn alles mit unserm Körper unterginge, so möchte sich vielleicht für diese verschiedenen Arten von Glückseligkeit, von welchen ich so viel gesprochen wird, noch einiger Vorwand finden lassen; da wir aber mit dem Tode erst recht zu seyn anfangen, da alle Menschen in einer Welt, die von der gegenwärtigen ganz unterschieden ist, entweder ewig elend, oder ewig glücklich seyn sollen, da alle in der größten Ungewißheit, wie bald sie der Tod abfordern werde, dem Tode entgegen eilen, einige krank, andre gesund, einige wachend, andre schlafend, einige um Mitternacht, andre wenn der Hahn krähet, alle aber zu einer Stunde, die ihnen unbekannt ist, von hinnen müssen: ist es nicht un widersprechlich, daß niemand den andern an Freude und Glückseligkeit übertreffen kann, als in so fern er ihn in denjenigen Tugenden übertrifft, die ihm zu einem seligen Tode geschickt machen?

**Cognatus** ist ein ehrbarer und ordentlicher Geistlicher, welcher in der Welt einen guten Ruff hat, und von seinem Kirchspiele hochgehalten wird. Alle seine Kirchkinder sagen, er sey ein ehrlicher Mann, und verstehe sich besonders auf Schließung eines Contracts sehr wohl. Die Pächter hören ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn er von der bequemsten Zeit, mit dem Korne los zu schlagen, redet.

Er ist seit zwanzig Jahren ein genauer Beobachter des Marktpreises gewesen, und hat

sich durch eine gute Haushaltung ein ansehnliches Vermögen erworben.

Cognatus ist sehr orthodox, und veller Ehrerbietung gegen die englische Liturgie; und wenn er des Mittewocho und des Freytags keine Verslunde hält, so kömmt es daher, weil sein Vorgänger das Kirchspiel nicht dazu gewöhnt hat.

Da er seine Pfründen alle beyde nicht selbst versehen kann, so macht er es sich zu einem Gewissenspunkte, für die eine einen ehrbaren Vicarium zu halten, welchem er die Sorge für alle Seelen im Kirchspiele, so wohlfeil als möglich, verdinget.

Cognatus ist beständig ziemlich glücklich gewesen: nie aber hat es ihm an den Verdrüsslichkeiten und Plagen gefehlt, welchen die, die sich mit weltlichen Geschäften allzusehr verwickeln, unterworfen sind. Steuern und Gaben, Unglücksfalle, unsichere Hypothecken, schlimme Mietheleute und die schweren Zeiten, sind der beständige Stoff seiner Unterredungen, und eine gute oder schlimme Witterung hat auf seine Seele einen großen Einfluß.

Cognatus will aus keiner andern Ursache reich werden, als um einer jungen Anverwandtin, die er von den Einkünften seiner zwey Freunden in aller Galanterie erzogen hat, ein ansehnliches Vermögen zu hinterlassen.

Die Nachbarn betrachten den Cognatus als einen glücklichen Geistlichen, weil sie ihn, wie  
sie

sie sagen, in guten Umständen sehen; und einige sind dadurch gar bewogen worden, ihre Söhne der Kirche zu widmen, weil sie sehen, daß Cognatus so wohl gefahren, dessen Vater nur ein gemeiner Mann gewesen.

Wenn nun aber Cognatus, als er zuerst in den heiligen Stand trat, eingesehen hätte, wie abgeschmact es sey, durch das Evangelium reich werden zu wollen; wenn er sich das Beispiel einiger Väter der ersten Kirche vorgestellt hätte; wenn er die große Frömmigkeit des h. Augustinus, welcher keinen von seinen Verwandten von den Einkünften der Kirche bereichern wollte, vor Augen gehabt hätte; wenn er, anstatt zwanzig Jahr irdische Schätze zu sammeln, die Einnahme jedes Jahres zu christlichen Werken der Barmherzigkeit und Milde angewandt hätte; wenn er, anstatt seine Anverwandten durch allerley Schmuck, den der Apostel verbietet, zum Stolz zu reizen, eine Anzahl von Wittwen, Waisen und Unglücklichen gekleidet und erhalten hätte, die alle an einem Tage für ihn sprechen könnten; wenn er, anstatt der Mühe und Sorge, die ihm unsichere Hypotheken und schlimme Miethleute gemacht, den beständigen Trost gehabt hätte, daß er sich da Schätze gesammelt, wo sie die Wotten und der Rost nicht fressen, noch Diebe nachgraben und stehlen: hätte man alsdenn mit einigem Grunde sagen können, daß er den Geist und die Würde seines Ordens verkannt, oder irgend eine von

den Glückseligkeiten eingebüßt habe, die bey seinem heiligen Amte gefunden werden?

Wenn er, anstatt sich über das Glück einer guten Pfründe zu freuen, bedacht hätte, daß es einem Geistlichen eben so unanständig sey, mit heiligen Dingen Wucher zu treiben, als einen Arabinladen zu haben; wenn er bedacht hätte, daß es besser sey, seine Anverwandtinn mit irgend einer christlichen Arbeit zu beschäftigen, als sie durch den Wohlwilt eines Vicarii in ihrem Müßiggange zu erhalten; daß es besser sey, ihr weder seine Kleider, noch einen reichen Mann zu verschaffen, als zuzugeben, daß ein Amtsbruder, des Altars, dessen er pfleget, nicht genießen solle; wenn dieses der Geist des Cognatus gewesen wäre, würde man mit einigem Grunde sagen können, daß diese Regeln der Religion, diese strenge Frömmigkeit dem Cognatus irgend eine wirkliche Glückseligkeit gebracht hätten? Würde man sagen können, daß ein Leben, welches der Geist des Evangelii so regiert, ein verdrüßliches und melancholisches Leben, in Vergleichung des Vergnügens, eine Anverwandte reich zu machen, seyn müsse?

Wie nun dieses bey gegenwärtigem Falle nicht gesagt werden kann, so wird man auch bey jeder andern Lebensart, wenn man sie genau betrachtet, finden, daß ob sie schon noch so angenehm und glücklich zu seyn scheinet, die Frömmigkeit sich doch zu keinem Stücke derselben hinzuthun läßt,



läßt, ohne sie mit einer bessern Freude und Seligkeit zu beglücken.

Betrachtet nunmehr einen Stand des Lebens, welcher den Neid aller Augen auf sich zieht.

**Negotius** ist ein ehrbarer, vernünftiger Mann. Er lernte die Handlung bey einem Herrn, welcher ein sehr weitläuftiges Verkehre hatte; und durch seine Geschicklichkeit hat er sie zu einer weit wichtigern Beschäftigung gemacht, als sie jemals war. In den vergangenen dreysig Jahren hat er alle Wochen fünfzig bis sechzig Briefe geschrieben, und seine Correspondenz erstreckt sich durch alle Länder in Europa. Das allgemeine Beste der Handlung, scheint dem **Negotius** das allgemeine Beste des menschlichen Lebens zu seyn; alles, was er bewundert, alles was er, sowohl in der Kirche als in dem Staate, anpreiset oder verdammt, wird nach Maassgebung der Verbindung, in welcher es mit der Handlung steht, von ihm bewundert, angepriesen und verdammt.

Da ihm das Geld beständig zufließt, so wendet er es auch öfters zu verschiednen Ausgaben der Großmuth, und nicht selten so gar zu Werken der Liebe an.

**Negotius** ist beständig zu allen öffentlichen Auflagen bereit und willig; und wenn an dem Orte, wo er sich befindet, eine Summe Geldes zusammen gelegt werden soll, es sey nun, um den Preis bey einem Pferderennen dafür anzuschaffen, oder um einen Gefangnen aus dem Kerker

Kerker loszukauffen, so kann man sichere Rechnung darauf machen, daß er etwas dazu geben wird.

Er hat einer gewissen Kirche auf dem Lande ein schönes Geläute Klocken geschenkt; und man sieht in der Erwartung, daß er über lang oder kurz die Fronte des Rathhauses weit schöner werde bauen lassen, als man sie an irgend einem Orte finde. Denn dieses ist die großmüthige Art des Negotius, daß er nichts nur halb thut, was er thut.

Frägt man nun, was den Negotius von allen groben und ärgerlichen Lasteren bewahret habe, so ist es eben das, was ihn von einer strengen Frömmigkeit abgehalten hat, nemlich seine großen Geschäfte. Er hat beständig allzuviel wichtige Dinge in seinem Kopfe gehabt, seine Gedanken sind immer allzu sehr auf dieses und jenes gerichtet gewesen, als daß er in ein truchloses Leben hätte verfallen, oder die Nothwendigkeit einer innern gründlichen Frömmigkeit fühlen können.

Aus dieser Ursache hört er von den Vergnügen eines lockern Lebens, und von den Vergnügen der Frömmigkeit, mit einerley Gleichgültigkeit reden; und hat eben so wenig Lust in den einen, als in den andern zu leben, weil alle beyde mit der Denkungsart, und den vielen und mannigfaltigen Geschäften, welche seine Glückseligkeit ausmachen, nicht bestehen.

Wenn man den Negotius fragen wollte, wornach er in der Welt trachte, so würde er wegen

gen einer Antwort eben so sehr verlegen seyn, als wenn man ihn gefragt hätte, was diese oder jene Person davon denke. Denn ob er gleich beständig, was er thut, zu wissen scheint, und eine Menge Dinge in seinem Kopfe hat, welche die Bewegungsgründe zu seinen Handlungen sind; so wird er doch nichts von irgend einem allgemeinen Endzwecke des Lebens zu sagen wissen, welchen er mit Ueberlegung erwählt, und seiner Arbeit und Mühe würdig befunden hätte.

Er hat verschiedne verwirrte Begriffe in seinem Kopfe, welche schon seit langer Zeit darinn sind; als zum Exempel: daß es etwas Großes sey, mehr als andre Leute, zu thun zu haben, sich mit mehr Geschäften abzugeben, als hundertten von eben derselben Profession nicht obliegen, beständig reicher und reicher zu werden, und ein erstaunliches Vermögen vor seinem Tode zusammen zu bringen. Das, was dem Negotius das größte Leben und den meisten Muth zu machen scheint, und am wenigsten aus seinen Gedanken kömmt, ist die sichere Hoffnung, daß er reicher sterben werde, als ie einer gestorben ist, der mit ihm gleichen Handel getrieben.

Wenn sich die meisten Leute eine Glückseligkeit einbilden wollen, so denken sie an den Negotius, von welchem sie glauben, daß in seinem Leben alle Arten von Glückseligkeit zusammen kommen müßten; ehrbar, klug, reich, glücklich, großmüthig, wohlthätig.

Läßt uns derothalben seine Lebensart in einem andern, aber wahrern Lichte, betrachten.

Läßt uns annehmen, eben dieser Negotius sey ein fleißiger, arbeitsamer Mann, welcher alle Tage in eine Menge verschiedner Geschäfte tief verwickelt wäre; er tränke nicht und liebte auch sonst keine Ausschweifungen, sondern wäre in allen seinen Geschäften ordentlich und ehrbar. Läßt uns annehmen, daß er bey dieser Föhrung seines Handels alt werde, und daß der Endzweck und die Absicht aller seiner Arbeit, seiner Sorge und Unermüdblichkeit, blos diese gewesen wäre, in dem Besitze von mehr als hundert tausend Paar Stiefeln und Sporen, und eben so vieler Kleider zu sterben.

Läßt uns annehmen, daß der ehrbare Theil der Welt nach seinem Tode von ihm sage, er sey ein großer und glücklicher Mann, ein vollkommener Handelsmann gewesen, und habe hundert tausend Paar Stiefeln und Sporen in seinem Leben erworben.

Wenn nun dieses wirklich der Fall wäre, so glaube ich, würde man es ohne Bedenken zugeben, daß ein dergleichen beschäftigtes Leben, so elend und lächerlich sey, als man nur immer eines erdenken könne. Allein der würde sich in großer Verlegenheit befinden; welcher beweisen sollte, daß derjenige, der seine ganze Zeit in nichts als Geschäften und Verwirrungen zugebracht, damit er, wie man zu reden pflegt, hundert tausend Pfund reich sterben könne, nur im

Im geringsten weiser wäre, als der, welcher eben dieselbe Arbeit und Mühe übernommen, damit er so viel Paar Stiefeln und Sporen hinterlassen möge.

Denn wenn der Zustand und die Beschaffenheit unsrer Seele, unsre ganze Beschaffenheit ist; wenn der einzige Endzweck des Lebens dieser ist, so frey von Sünden und so stark in der Tugend zu sterben, als wir haben werden können; wenn wir die Welt eben so nackend verlassen müssen, als wir in dieselbe gekommen, und vor Christo und seinen heiligen Engeln geprüft werden sollen, ob wir der ewigen Glückseligkeit, oder des ewigen Elendes werth sind: was liegt daran, ob ein Mensch in der Welt etwas hat, oder ob er nichts hat? Was liegt daran, wie man die Dinge, die ein Mensch hinterlassen hat, nennt; ob man sie seine oder eines andern nennt; ob man sie Bäume und Gelder, oder Vögel und Federvieh nennt; ob man sie hundert tausend Pfund, oder hundert tausend Paar Stiefeln und Sporen nennt! Ich sage, nennt; denn die Dinge selbst, haben für ihn eben so wenig mehr zu bedeuten, als die Namen.

Nun ist es etwas sehr leichtes, die Thorheit eines Lebens einzusehen, in welchem man einzig und allein bemüht ist, eine solche Menge Stiefeln und Sporen zu erwerben. Allein man braucht keine tiefe Einsicht, keinen feinem Verstand, um auch die Thorheit eines Lebens einzuse-

gesehen, das man gänzlich anwendet, zehn Städte, ehe man stirbt, zu besitzen.

Denn wenn er nun alle seine Städte, oder alle seine Stiefeln erworben hat, so muß seine Seele doch an den für sie bestimmten Ort zu den abgeschiednen Geistern gehn, und sein Körper in einem Sarge begelegt werden, bis die letzte Trompete ihn zum Verichte fordert, wo die Frage seyn wird, wie demüthig, wie andächtig, wie leutselig, wie fromm, wie barmherzig, wie himmlisch wir, weil wir im Körper gewesen, geredt, gedacht und gehandelt haben? Wie kann man aber sagen, daß der, welcher sein ganzes Leben daran gewendet, hundert tausend Pfund zu erwerben, weiser für sich gehandelt habe, als der, welcher sich Mühe gegeben, hundert tausend Paar Sporen, oder andre Dinge, zusammen zu bringen.

Laßt uns aber nun weiter annehmen, Negotius habe, als er seine Handlung angefangen, das Evangelium mit Aufmerksamkeit und offenen Augen gelesen, und habe gefunden, daß ihm ein wichtiger Geschäfte obliege, als das, um deswillen er die Lehrjahre ausgestanden; daß es Dinge gäbe, welche den Menschen näher angehen, als alles, was unsre Augen sehen können, welche so herrlich sind, daß sie unsre Dichten und Trachten verdienen, so gefährlich, daß sie alle unsre Behutsamkeit nöthig haben, und so gewiß, daß sie einen gläubigen Arbeiter nie betriegen.

Laßt uns annehmen, er hätte bey Lesung dieses Buchs entdeckt, daß seine Seele ein wichtigerer

tigerer Theil von ihm sey, als sein Körper; daß es besser sey, an den Tugenden der Seele zuzunehmen, als einen fetten Leib und einen vollen Beutel zu haben; daß es besser sey, sich zu den himmlischen Wohnungen geschickt zu machen, als eine Menge schöner Häuser auf Erden zu besitzen; daß es besser sey, sich einer ewigen Glückseligkeit zu versichern, als Ueberfluß an Dingen zu haben, die er nicht behalten kann; daß es besser sey, in den Ausübungen der Demuth, Frömmigkeit, Andacht, Barmherzigkeit und Selbstverleugnung zu leben, als unbereitet zu sterben; daß es besser sey, unserm Heilande, oder irgend einem erhabnen Heiligen, gleich zu werden, als alle Kaufleute in der Welt, an Menge der Geschäfte, und an Glück, zu überreffen.

Läßt uns annehmen, Negotius habe alles dieses für wahr gehalten, und sich daher, gleich von dem Anfange seiner Handlung an, gänzlich Gott gewidmet, und den Vorsatz gefaßt, sein Gewerbe nicht weiter zu treiben, als in so weit es mit der wahren Andacht, Demuth und Selbstverleugnung bestehen kann, auch keine andre Absichten dabey zu haben, als sich selbst den nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, und allen seinen Nebengeschöpfen, an ihren Leibern und ihren Seelen, so viel gutes, als ihm möglich, zu thun.

Läßt uns also annehmen, anstatt in beständiger Verwirrung der Geschäfte zu leben, habe er

E

sich

sich öfters eingeschlossen, und alle Stunden des Gebets genau beobachtet; anstatt der unruhigen Begierden, immer reicher zu werden, sey seine Seele voll Liebe Gottes und himmlischer Neigungen gewesen, habe sich beständig gegen die weltlichen Lüste auf ihrer Hut gehalten, und der göttlichen Gnade entgegen gesehen; anstatt weltlicher Sorgen und Bemühungen, sey er besorgt gewesen, seine Seele gegen alle Anfälle der Sünde zu stärken; anstatt der kostbaren Pracht und des prahlenden Aufwands eines vornehmen Lebens, habe er alle Werke der Demuth und Niedrigkeit geliebt und ausgeübt; anstatt der großen Gastereien und vollen Tafeln, habe bloß der in seinem Hause die nöthige Erquickung gefunden, dem es daran gefehlet.

Läßt uns annehmen, seine Zufriedenheit habe ihn vor allen Arten des Neides bewahrt; seine Frömmigkeit habe ihn in allen Trübsaalen und Unglücksfällen dankbar gegen Gott gemacht; seine Barmherzigkeit habe ihn, reich zu werden, verhindert, indem er alle Gegenstände des Mitleids seines Vermögens genießen lassen.

Wenn nun *Negotius* von diesem Geiste des Christenthums wäre belebt worden, würde wohl ein Mensch sagen können, daß er die wahre Freude und Glückseligkeit des Lebens verlohren habe, indem er sich dergestalt nach dem Geiste des Evangelii gerichtet, und auf die Hoffnungen desselben gegründet hätte?

Kann man sagen, daß ein Leben, welches durch solche Tugenden exemplarisch gemacht wird,



wird, welches den Himmel beständig in Augen behält, welches die Seele hiernieden beides erfreuet und erhebet, und sie zu dem Anschauen Gottes in jener Welt geschickt macht, ein armseliges und trauriges Leben, in Vergleichung desjenigen, seyn müsse, das mit Sammlung vergänglichlicher Schätze verbracht wird, die uns eben so gewiß verlassen, als wir sie verlassen werden?

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beispiele von dieser Art anführen wollte, um daraus zu zeigen, wie wenig man verlieret, und wie viel man gewinnt, wenn man in jedem Stande des menschlichen Lebens eine strenge und genaue Frömmigkeit einführet.

Ich will es daher euren eignen Nachdenken überlassen, auf diesem Wege der Betrachtung weiter fortzugchen, und ich hoffe, daß ihr durch das, was bisher gesagt worden, hinlängliche Anleitung bekommen habt, euch fest zu überzeugen, daß eine wahre und erhabne Frömmigkeit so wenig irgend ein Leben mühsam und traurig machet, daß in ihr vielmehr die einzige Freude und Glückseligkeit eines jeden Standes in der Welt besteht.

Bildet euch eine Person ein, die an einer Verzebrung oder einer andern langwierigen unheilbaren Krankheit darnieder liegt.

Wenn ihr nun sehen solltet, daß eine solche Person alles, was sie thut, nach dem Geiste der Religion thäte; daß sie von ihrer Zeit, von ih-

ren Glücksgütern, von ihren Geschicklichkeiten keinen andern als den weisesten Gebrauch mache; daß sie jede Pflicht der Frömmigkeit in ihrer größten Vollkommenheit ausübe, und den Rest ihres Lebens so vortheilhaft, als möglich, anzulegen suche; daß sie sich allen Geschäften, außer den nothwendigsten, entzöge; daß ihr alle Thorheiten und Eitelkeiten der Welt zuwider wären; daß sie keinen Geschmack an Schmuck und Pracht hätte, sondern allen ihren Trost in den Hoffnungen und Erwartungen der Religion suchte: ihr würdet ganz gewiß ihre Klugheit preisen; ihr würdet gestehen, daß sie den sichersten Weg erwehlt habe, sich so freudig und glücklich zu machen, als ein Mensch in ihren Umständen seyn kann.

Wenn ihr Gegentheils sehen solltet, daß eben dieselbe Person, mit zitternden Händen, kurzem Athem, verfallenen Wangen und hohlen Augen, sich noch beständig, so lange sie noch reden könnte, mit Kauffen und Verkauffen beschäftigte; wenn ihr sehen solltet, daß sie an schönen Kleidern ihre Lust habe, ob sie gleich nicht mehr stehen und sich ankleiden lassen kann; daß sie ihr Geld lieber an Pferde und Hunde wende, als die Gebete der Armen für ihre Seele, welche nun bald ihren Körper verlassen muß, damit erkauffe: ihr würdet sie ganz gewiß, als einen thörichten und wahnwitzigen Menschen verdammen.

So leicht es nun ist die Vernunftmäßigkeit, Weisheit und Glückseligkeit eines gottseligen  
 Ge

Gemüths, an einem sterbenden Menschen einzusehen, so leicht werdet ihr auch, wenn ihr mit diesen Gedanken weiter gehen wollt, eben dieselbe Weisheit und Glückseligkeit eines gottseligen Gemüths, an jedem andern Stande des Lebens erkennen.

Denn wie bald kann ein Mensch, der jetzt gesund ist, sich in eben den Umständen befinden, in welchen sich ein Mensch befindet, der in einer ausgebreiteten Krankheit liegt? Wie bald kann er eben des Trostes und der Beruhigungen der Religion bedürffen, deren ieder Sterbende bedarf?

Und wenn es etwas weises und seliger ist, fromm zu leben, weil wir nicht über ein Jahr mehr zu leben haben, ist es nicht etwas noch weiser, und machen wir uns dadurch nicht noch glücklicher, wenn wir mehrere Jahre zu leben haben? Wenn ein Jahr Frömmigkeit ehe wir sterben, so wünschenswerth ist, müssen nicht mehrere Jahre Frömmigkeit noch wünschenswerther seyn?

Wenn ein Mensch fünf bestimmte Jahre zu leben hätte, so würde er unmöglich an alle fünf denken können, ohne von allen fünf den besten Gebrauch machen zu wollen. Wenn er sieht, daß sein Bleiben auf dieser Welt so kurz ist, so wird er nothwendig denken, daß diese Welt keine Welt für ihn sey; und wenn er sieht, wie nah er einer andern ewigen Welt ist, so wird er es sicherlich für sehr nothwen-

sich halten, sich besser Maassen zu derselben vorzubereiten.

So vernünftig nun die Frömmigkeit in solchen Umständen des Lebens scheint, eben so vernünftig, und noch vernünftiger muß sie in allen und jeden Umständen des Lebens einem Menschen, welcher denkt, vorkommen.

Denn wer anders, als ein Bahnwiriger, kann sich gewisse Rechnung darauf machen, daß er noch fünf Jahr leben werde?

Und wenn es vernünftig und nothwendig ist, unsern weltlichen Neigungen zu entsagen, und gänzlich Gott zu leben, weil wir gewiß wissen, daß wir nach fünf Jahren sterben werden; so muß es sicherlich noch weit vernünftiger und nothwendiger für uns seyn, in eben diesem Geiste zu leben, weil wir es nicht gewiß wissen, ob wir noch fünf Wochen leben werden.

Ferner, wenn wir zu den fünf Jahren noch zwanzig hinzuthun, welches aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr ist, als zu dem Leben der wenigsten, die bereits das männliche Alter erreicht haben, hinzugerhan werden wird; was für eine armselige Sache ist das? was für ein geringer Unterschied ist zwischen fünf, und fünf und zwanzig Jahren?

Es steht geschrieben, daß ein Tag bey Gott ist, wie tausend Jahr, und tausend Jahr, wie ein Tag; weil in Betrachtung seiner Ewigkeit dieser Unterschied nichts ist.

Da

Da wir nun alle erschaffen worden, ewig zu seyn, und in einer unendlichen Folge von Jahrhunderten auf Jahrhunderte zu leben, wo tausend Jahre und Millionen tausend Jahre, mit unserm ewigen Leben in Gott in keine Vergleichung kommen werden; so sind in Ansehung dieses ewigen Standes, welches unser wirklicher Stand ist, fünf und zwanzig Jahr eine eben so armselige Kleinigkeit, als fünf und zwanzig Tage.

Nun können wir aber wimmern mehr ein richtiges Urtheil von der Zeit, in so weit sie uns angeht, fällen, ohne die wahre Beschaffenheit unsrer Dauer dabey in Erwägung zu ziehen. Wenn wir zeitliche Wesen wären, alledenn könnte eine kleine Zeit mit Recht ein großer Theil in Ansehung unsrer genannt werden; da wir aber ewige Wesen sind, so ist der Unterschied von wenig Jahren so gut als nichts.

Wie wollen einmal sehen, es wären drey verschiedene Arten vernünftiger Wesen, die alle ihre verschiedene, aber bestimmte Dauer hätten; die eine Art lebe ganz gewiß nur einen Monat, die andre ein Jahr, und die dritte hundert Jahre.

Wenn nun diese Wesen zusammen kämen und mit einander von der Zeit sprechen sollten, so müßten sie ganz verschiedene Sprachen führen; eine halbe Stunde müßte denen, welche nur einen Monat zu leben haben, ganz etwas anders seyn, als was sie denen ist, die hundert Jahre leben sollen.

Da also die Zeit, in Betrachtung des Standes desjenigen, die sie genießen, ein so verschiedenes Ding ist, so müssen wir, wenn wir wissen wollen, was die Zeit in Ansehung unser ist, unsern Stand dabey betrachten.

Da nun unser ewiger Stand uns eben so gewiß ist, als uns unser gegenwärtiger Stand ist; da wir eben so gewiß ewig leben werden, als wir jetzt überhaupt leben: so ist es offenbar, daß wir weit von dem Werthe irgend einer besondern Zeit, die uns angeht, nicht anders, als in Vergleichung mit der ewigen Dauer, zu welcher wir erschaffen worden, urtheilen können.

Wenn ihr wissen wollt, was fünf Jahre für ein Wesen, welches hundert Jahre leben soll, zu sagen haben, so müßt ihr fünf gegen hundert halten, und auf das Verhältniß dieser beyden Zahlen Acht haben, wenn ihr richtig urtheilen wollt.

Also auch, wenn ihr wissen wollt, was zwanzig Jahre für ein Kind Adams zu sagen haben, so müßt ihr sie nicht mit einer Million Zeitalter, sondern mit einer ewigen Dauer vergleichen, gegen welche eine Menge Millionen noch kein Verhältniß haben; und alodenn nur werdet ihr richtig urtheilen, wenn ihr findet, daß zwanzig nichts sind.

Ueberleget also, wie sehr ihr die Thorheit eines Menschen verdammen würdet, welcher seinen Theil der zukünftigen Herrlichkeit darum verlieren wollte, um einen einzigen armse-  
ligen

ligen Tag vor seinem Tode, reich, oder groß, oder berühmt, oder in dem Genuße irgend eines Vergnügens zu seyn.

Wenn aber die Zeit kommen wird, da eine Menge Jahre einem jeden noch weit geringer vorkommen werden, als ihnen jetzt ein Tag vorkommt, was für eine Verdammung muß alsdann erfolgen, wenn man sieht, daß die ewige Glückseligkeit für noch weniger, als für den Genuß eines Tages, verlohren worden?

Warum scheint uns jetzt ein Tag eine Kleinigkeit zu seyn? Weil wir Jahre dagegen sehen können. Die Dauer von Jahren macht es, daß er uns wie nichts vorkommt.

Zu was für einer Kleinigkeit müssen also die Jahre eines Menschenalters werden, wenn wir uns gezwungen sehen, sie gegen die Ewigkeit zu setzen, wenn nichts als die Ewigkeit ist, womit wir sie vergleichen können!

In diesem Falle nun befindet sich jeder Mensch, sobald er den Körper verlassen hat; er sieht sich gezwungen, den Unterschied von Tagen und Jahren zu vergessen, und die Zeit nicht nach dem Laufe der Sonne, sondern in Vergleichung mit der Ewigkeit, abzumessen.

So wie die Fixsterne, weil wir uns in einer so erstaunlichen Weite von ihnen befinden, uns nur als helle Punkte vorkommen, so wird uns auch, wenn wir in der Ewigkeit seyn, und auf alle Zeit zurück sehen werden,

den, alle Zeit nicht anders als ein Augenblick vorkommen.

Alsdenn wird ein Wohlleben, ein Glück, eine Hobeit von funfzig Jahren, einem ieden, der darauf zurük sieht, als ein armseliger augenblicklicher Genuß vorkommen, und es wird ihn dünken, als sey er in seiner ersten Sünde dahin gerissen worden.

Diese wenigen Betrachtungen über die Zeit, sollen blos zeigen, wie armselig diejenigen denken und urtheilen, die sich deswegen um die Ewigkeit weniger bekümmern, weil sie vielleicht noch einige Jahre davon entfernt sind, als sie sich darum bekümmern würden, wenn sie sich nur wenige Wochen davon entfernt wüßten.





## Bierzehntes Hauptstück.

Betrifft denjenigen Theil der Andacht, welcher mit dem auf gewisse Stunden festgesetzten Gebete zu thun hat. Von dem täglichen Frühgebete des Morgens. Wie man die Formeln des Gebets einrichten und den Geist der Andacht stärken soll.

**N**achdem ich in den vorhergehenden Hauptstücken die Nothwendigkeit eines andächtigen Geistes, oder der Fertigkeit des Gemüths, bey jedem Stücke unsers gemeinen Lebens, bey Ausführung aller unsrer Geschäfte, bey dem Gebrauch aller erhaltenen Gaben, auf Gott zu sehen, gezeigt habe; so will ich nunmehr denjenigen Theil der Andacht betrachten, der mit den festgesetzten Zeiten und Stunden des Gebets zu thun hat.

Ich nehme es für ausgemacht an, daß ieder Christ, welcher sich seiner Gesundheit zu erfreuen hat, des Morgens früh auf ist; denn es ist weit vernünftiger, eine Person früh auf zu vermuthen, weil sie ein Christ ist, als weil sie ein Arbeitmann, ein Kaufmann, oder ein Bedienter ist, oder sonst Geschäfte hat, die auf sie warten.

Wir empfinden einen natürlichen Widerwillen gegen einen Mann, welcher im Bette liegt, wenn er bey seiner Arbeit, oder in seinem Laden

Laden seyn sollte. Wir können uns nicht einbilden, daß etwas gutes an einem seyn könne, welcher ein solcher Sklave der Trägheit ist, daß er seine Geschäfte darüber versäumt.

Dieses mag uns also lehren, wie häßlich wir in den Augen des Himmels erscheinen müssen, so oft wir im Bette, in Schlaf und Dunkelheit versenkt liegen, wenn wir Gott preisen sollten, und solche Sklaven unsrer Trägheit sind, daß wir unsre Andacht darüber versäumen.

Denn wenn der als ein träger Faulenzer zu tadeln ist, welcher lieber der verdrossenen Beschäftigung des Schlafs genießen, als den ihm zukommenden Theil weltlicher Geschäfte verrichten will; wie viel mehr muß der zu tadeln seyn, welcher lieber in dem Bette eingehüllt liegen, als sein Herz durch Gebet und Danksagung zu Gott erheben will?

Das Gebet ist der nächste Zutritt zu Gott, und der vollkommenste Genuß Gottes, dessen wir in diesem Leben fähig sind.

Es ist die edelste Übung der Seele, der erhabenste Gebrauch unsrer besten Fähigkeiten, und die genaueste Nachahmung der seligen Einwohner des Himmels.

Wenn unsre Herzen voll von Gott sind, und heilige Wünsche zu dem Throne der Gnade schicken, alsdenn befinden wir uns in unserm höchsten Stande, und sind auf dem obersten Gipfel der menschlichen Höheit; wir stehen nicht vor Königen und Fürsten, sondern in der Gegenwart

wart und vor dem Angesichte des Herrn aller Welt, und wir können nicht höher steigen, als bis der Tod in den Sleg verschlungen ist.

Gegentheils ist der Schlaf die armseligste und trügste Erquickung des Körpers, die man ganz und gar nicht als ein Vergnügen ansehen kann, weil man sie entweder in einem Stande der Unempfindlichkeit, oder unter den Thorheiten der Träume genießen muß.

Der Schlaf ist ein solcher träger, empfindungsloser Stand des Daseyns, daß wir so gar unter bloßen Thieren diejenigen am meisten verachten, welche die schläfrigsten sind.

Derjenige also, welcher lieber die träge Beschäftigkeit des Schlafs länger genießen, als früh mit seiner Andacht vor Gott treten will, ziehet die sinnloseste Erquickung des Körpers der erhabensten und edelsten Verrichtung seiner Seele vor; er zieht einen Stand, welcher auch bloßen Thieren zum Vorwurfe gereicht, derjenigen Uebung vor, welche die Herrlichkeit der Engel ist.

Vielleicht werdet ihr sagen, ob ihr gleich spät aufstündet, so verrichtetet ihr eure Andacht doch sogleich mit aller Sorgfalt, sobald ihr aufwäret.

Es mag seyn. Aber wie denn nun? Thut ihr wohl daran, daß ihr spät aufsteht, weil ihr euer Gebet verrichtet, sobald ihr auf seht? Ist es zu vergeben, daß ihr einen großen Theil des Tages in dem Bette verbringt, weil ihr bald darauf eure Andacht abwartet?

Es ist eben sowohl eure Pflicht zum Gebet aufzustehen, als zu beten, wenn ihr aufgestanden seid. Und wenn ihr spät zu eurem Gebete kommt, so bringet ihr Gott das Gebet eines trägen und faulen Anbeters dar, welcher zum Gebet aufsteht, so wie ein fauler Knecht zur Arbeit.

Ferner, wenn ihr euch einbildet, daß ihr eure Andacht mit der gehörigen Sorgfalt verrichtet, sobald ihr auf send, ob ihr gleich die Gewohnheit habt, spät aufzustehen, so betrüget ihr euch selbst; weil ihr eure Andacht nicht so abwarten könnt, als ihr sollt. Denn der, welcher sich dieses träge Vergnügen nicht versagen kann, sondern einen guten Theil des Morgens damit verdirbt, der ist, wenn er aufsteht, zum Gebet eben so wenig geschickt, als zum Fasten, zur Enthaltung, oder zu einer andern Art von Selbstverleugnung. Er wird zwar in der That eher eine Gebetsformel lesen, als diese Pflichten erfüllen können; aber in den wahren Geist des Gebets einzudringen, dazu ist er eben so wenig geschickt, als zum Fasten. Denn der übermäßige Schlaf macht unser ganzes Gemüth weichlich und vordrossen, und verhindert uns, an irgend etwas andern Geschmak zu finden, als was dem trägen Zustande unsrer Seele gemäß ist, und unsern natürlichen Lüssen eben so schmeichelt, als der Schlaf. Ein Mensch folglich, welcher ein Sklave dieser Trägheit ist, behält eben dieselbe Eigenschaft, auch wenn er auf ist; und ob er gleich nicht schläft, so fähle

er doch die Wirkungen des Schlafs, indem ihm alles, was faul, verdrossen und sinnlich ist, aus eben dem Grunde gefällt, warum ihm der Schlaf gefälle, und Gegentheils ihm alles, was Sorgfalt, Arbeit und Selbstverleugnung erfordert, aus eben dem Grunde zuwider ist, warum ihm das frühe Aufstehen zuwider ist. Wer in dieser Behäglichkeit des Schlafs eine Glückseligkeit findet, der wird gern alle Tage auf diese Art glücklich seyn wollen; und ob gleich nicht durch Hülfe des Schlafs selbst, wenigstens durch solche Ergödzungen, die dem Körper auf eben die Art schmeicheln, als der Schlaf, oder ihm doch so nahe kommen, als möglich. Die Erinnerung eines warmen Bettes kommt ihm nie aus den Gedanken, und es ist ihm lieb, wenn er sich in der Kirche nicht hungrig sitzen darf.

Nun wird man sich wohl nicht einbilden, daß ein solcher Mensch seinen Körper, dem er so gutlich thut, lasten könne; aber man hat eben so viel Recht, sich dieses einzubilden, als daß er seine Andacht gehörig verrichten, und in einem solchen sinnlosen Stande der Trägheit leben, und dem ohngeachtet die Freuden eines geistlichen Lebens empfinden könne.

Derum es wird sicherlich niemand behaupten wollen, daß er die wahre Glückseligkeit des Gebets kenne und fühle, der es nicht für werth hält, sich früh dazu aufzumachen.

Es ist natürlicher Weise unmöglich, daß ein Schlemmer wirklich andächtig seyn kann; er muß erst allen seinen sinnlichen Lüsteu absagen, ehe er die Glückseligkeit der Andacht schmecken kann.

Wer aber den Schlaf in eine träge Wollust verkehret, der verdirbt und verwirret seine Senses, die er zu einer Sklavinn der körperlichen Begierden, und zu allen andächtigen und himmlischen Besinnungen unfähig macht, eben sowohl als der, welcher die Bedürfnis des Essens zu einer Gelegenheit macht, sich beständig gütlich zu thun.

Ein Mensch, welcher zu viel isst und trinkt, empfindet zwar freylich keine solche Wirkungen davon, als die, welche in offenbar grober Schlemmerey und Unmäßigkeit leben; allein dieser Hana, sich beständig gütlich zu thun, ob er schon in den Augen der Welt nicht ärgerlich ist, noch sein Gewissen foltert, ist doch eine beständige Hindernis, daß er in der Tugend nicht zunehmen kann; er macht seine Augen zu Augen, welche nicht sehen, und seine Ohren zu Ohren, welche nicht hören; er erschafft in der Seele eine Neigung zur Sinnlichkeit, stärkt die Gewalt der Leidenschaften, und macht sie unfähig, in den wahren Geist der Religion einzubringen.

In eben diesem Falle nun befinden sich die, welche ihre Zeit mit Schlafen verbringen; ihr Leben wird zwar dadurch nicht so verwirret,

auch

auch ihr Gewissen nicht so verwundet, als durch die groben Sünden der Unmäßigkeit; aber es vertilget doch eben sowohl, als jede andre gemäßigte Wollust, ganz in der Stille, und nach und nach, den Geist der Religion, und versenke die Seele in einen Stand der Trägheit und Sinnlichkeit.

Wenn ihr die Andacht blos als das auf gewisse Stunden festgesetzte Gebet betrachtet, so könnt ihr sie vielleicht abwarten, ob ihr gleich euren Körper täglich pflegt. Wenn ihr sie aber als einen Stand des Herzens, als eine feurige Inbrunst der Seele betrachtet, die von dem Gefühl ihres Elends und Unvermögens tief durchdrungen ist, und nach dem Geiste Gottes mehr, als nach Ärgend etwas in der Welt, verlangt: so werdet ihr finden, daß der Geist der körperlichen Pflege, und der Geist der Andacht unmöglich bey einander bestehen können. Die Selbstverleugnung, nach allen ihren Arten, ist das wahre Leben und die Seele der Frömmigkeit; wer sie aber nun in einem so geringen Maasse besitzt, daß er nicht einmal zu seinem Gebete früh aufzustehn vermagend ist, der kann unmöglich von sich denken, daß er sein Kreuz auf sich genommen habe, und Christo nachgefolgt sey.

Welchen Sieg hat der über sich selbst gewonnen? Welche rechte Hand hat sich der abgehauen? Zu was für Prüfungen ist der vorbereitet? Was für ein Opfer kann der Gott zu bringen

gen bereit seyn, der nicht einmal so grausam gegen sich seyn kann, daß er so früh zum Gebet aufstehe, als der geschäftige Theil der Welt zu seiner Arbeit aufzustehen pflegt.

Es giebt Leute, die auch ohne Bedenken sagen werden, sie schliefen deswegen so lange, weil sie nichts zu thun hätten; und daß, wenn sie zu einem Geschäfte oder zu einem Vergnügen aufstehen müßten, sie nicht so viel Zeit mit Schlafen verlieren würden. Aber solchen Leuten muß man antworten, daß sie sich gewaltig irren, und daß sie sehr viel zu thun haben; sie haben ein **vorstocktes Herz** zu bessern; sie haben sich den ganzen Geist der Religion eigen zu machen. Denn von dem, welcher Geschäfte und Vergnügen für wichtiger hält, als die Andacht, und nichts zu thun zu haben glaubt, weil nichts als das Gebet auf ihn wartet, kann man mit Recht sagen, daß er **nicht** den ganzen Geist der Religion zu suchen habe.

Ihr müßt also nicht in Betrachtung ziehen, was für ein geringes Verbrechen es sey, **spät aufzustehen**, sondern ihr müßt erwegen, was für ein **großes Elend** es sey, den Geist der Religion nicht zu haben; ein Herz zu haben, das gegen die Vortheile des Gebets unempfindlich ist, und in solcher Weichlichkeit und Trägheit zu leben, die uns zu den meisten wesentlichen Pflichten eines wahren christlichen und geistlichen Lebens ungeschickt machen.



Dieses ist die einzige Art, von der Sünde, einen großen Theil seiner Zeit im Bette zu verbringen, gehörig zu urtheilen.

Ihr müßt die Dinge nicht bloß an und für sich selbst betrachten, sondern ihr müßt auch betrachten, was daraus erfolgt; welche Tugenden sie in euch unterdrücken, und welche Laster sie stärken. Denn jede üble Gewohnheit von dieser Art, entdeckt den Zustand der Seele, und verräth unsre ganze Gemüthsbeschaffenheit auf das deutlichste.

Wenn unser Heiland des Morgens früh zu beten gewohnt war, wenn er ganze Nächte im Gebet zubrachte; wenn die andächtige Hanna Tag und Nacht im Tempel blieb; wenn Paulus und Silas zu Mitternacht Gott priesen; wenn die ersten Christen verschiedene Jahrhunderte hindurch, außer den Vestunden des Tages, auch zu Mitternacht öffentlich in dem Tempel zusammen kamen, um Psalmen und Lobgesänge zu singen: ist es nicht offenbar, daß diese Uebungen und Gewohnheiten von dem Zustande ihrer Herzen zeugten? Waren es nicht deutliche Beweise von ihrer ganzen Gemüthsverfassung?

Und wenn ihr auf eine entgegengesetzte Art lebt, wenn ihr einen großen Theil des Tags verschlafft, wenn ihr es noch immer für zeitig genug haltet, euer Gebet zu verrichten; ist es nicht eben so offenbar, daß dieser Wandel auf gleiche Weise den Zustand eures Herzens, und die ganze Verfassung eures Gemüths verräth?

Wenn daher euer Lebenswandel auf dieser Pflege des Körpers beruhet, so habt ihr eben so viel Grund zu glauben, daß ihr den wahren Geist der Andacht nicht besizet, als ihr Grund zu glauben habt, daß die Apostel und Heilige der ersten Kirche wirklich andächtige Personen gewesen. Denn so wie ihr Lebenswandel ein Beweis ihrer Andacht war, so ist ein entgegengesetzter Lebenswandel ein eben so starker Beweis von dem Mangel der Andacht.

Wenn ihr die heil. Schrift leset, so findet ihr eine Religion darinn, die ganz Leben, und Geist und Freude in Gott ist, und vor allen Dingen verlangt, daß sich unsre Seelen über die irdischen Begierden erheben, und sich zu einem andern Körper, zu einer andern Welt, und zu andern Vergnügen vorbereiten sollen. Ihr findet die Christen darinn als Tempel des heil. Geistes vorgestellt, als Kinder des Lichts, als Anwartschafter auf eine ewige Krone, als wachsame Jungfrauen, die ihre Lampen beständig bereit halten, und auf die Ankunft des Bräutigams warten. Kann man aber von dem vermuthen, daß er diese Freude in Gott, diese Sorge für die Ewigkeit, diesen wachsamten Geist habe, der nicht einmal Inbrunst genug hat, zu seinem Gebete früh aufzustehen?

Wenn ihr euren Blick auf die Schriften und das Leben der ersten Christen wendet, so findet ihr in beeden eben den Geist, den ihr in der heil. Schrift findet. Alles ist Wirklichkeit, Leben  
und

und Thätigkeit. Wachen und Beten, Selbstverleugnung und Kreuzigung, war das gemeine Geschäfte ihrer Lebenswandlung.

Und alle und jede, die sich, von jener Zeit an bis auf gegenwärtige, gleich ihnen, in der Frömmigkeit hervorgethan haben, sind auch gleich ihnen Muster der Selbstverleugnung und Kreuzigung gewesen. Dieses ist der einzige Weg, welcher zu diesem Königreiche einführet.

Wie weit aber seyd ihr von diesem Wege des Lebens entfernt; oder vielmehr, was für einen entgegengesetzten Weg betretet ihr, wenn ihr, anstatt ihre Strenge und Selbstverleugnung nachzuahmen, nicht einmal fähig seyd, einer so elenden Lust zu entsagen, und zu eurem Gebete früh aufzustehen! Wenn Selbstverleugnungen und körperliche Leiden, wenn Wachen und Fasten, an dem Tage des Gerichts, unsre Ansprüche auf die ewige Herrlichkeit seyn sollen, wohin werden wir unsre Angesichter verbergen können, daß wir unsre Zeit in Faulheit und Weichlichkeit verschlummert haben?

Vielleicht besinnet ihr euch auf einen Vorwand, warum ihr diese Strenge des Fastens und der Selbstverleugnung, die bey den ersten Christen in Uebung war, nicht nachahmen könnt. Vielleicht bildet ihr euch ein, die menschliche Natur sey schwächer geworden, und der Unterschied der Himmelstegenden mache es für euch zur Unmöglichkeit, in diesen kältern Ländern eine gleiche Selbstverleugnung und Strenge zu beobachten.

Doch das ist nichts als ein Vornand; denn die Veränderung ist nicht in der äußern Beschaffenheit der Dinge, sondern in der innern Beschaffenheit unsrer Herzen. Wenn eben der Geist in uns wäre, welcher in den Aposteln und ersten Christen war, wenn wir die Wichtigkeit der Religion eben so empfänden, als sie von ihnen empfunden ward, wenn wir eben den Glauben, eben die Hoffnung hätten, so würden wir unser Kreuz auf uns nehmen, und uns selbst verleugnen, und ein eben so strenges und exemplarisches Leben führen, als sie führten.

Hätte der heil. Paulus in einem kältern Lande gelebt, hätte er einen schwachen Magen gehabt, und wäre öftern Unbäßlichkeiten unterworfen gewesen, so würde er dem Rathe, den er selbst dem Timotheus gab, gefolgt und ein wenig Wein unter sein Wasser gemischt haben.

Dem ohngeachtet aber würde er doch beständig in dem Stande der Selbstverleugnung und Kreuzigung geblieben seyn. Er würde noch immer von sich haben sagen können: ich lauffe, aber also, nicht als auf Ungewisse. Ich sechte also, nicht als der in die Luft streichet. Sondern ich heräube meinen Leib, und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde.

Doch laßt uns endlich einmal annehmen, es sey, wie ihr euch einbildet, eben nicht nöthig, daß ihr eben so nüchtern und wachsam, eben so bekümmert um euch selbst, eben so streng in Regierung

gierung eurer Leidenschaften, eben so behutsam gegen alle Gefahr, eben so unermüdet nach eurer Seeligkeit wäret, als die Apostel gewesen sind. Laßt uns annehmen, ihr brauchtet weniger Selbstverleugnung und Kreuzigung, euren Leib zu zähmen, und eure Seelen zu reinigen, als sie gebraucht haben; laßt uns annehmen, ihr dürftet eure Lenden nicht, wie sie, umgürtet, noch eure Lampen, wie sie, brennend und geschmückt halten: wollt ihr deswegen einen ganz entgegen- gesetzten Lebenswandel führen? Wollt ihr deswegen euer Leben zu einem Leben der Weichlichkeit und Trägheit machen, so wie ihr Leben ein Leben der Strenge und Selbstverleugnung war?

Wenn ihr also schon Zeit genug zu haben glaubt, euer Gebet und andre Pflichten zu verrichten, ob ihr gleich spät aufsteht; so laßt euch wenigstens das Frühaufstehen, als einen Beweis der Selbstverleugnung empfohlen seyn. Es ist aber ein so geringer Beweis derselben, daß man ganz sicher keinen einzigen andern von euch erwarten darf, wenn ihr euch nicht einmal zu diesem aufgelegt findet.

Wenn ich von euch verlangte, daß ihr der Leckerhaftigkeit eures Geschmacks, im Essen und Trinken, nicht nachhängen solltet, so würde ich mich nicht sehr dabey aufhalten, was für ein Verbrechen es sey, euer Geld auf solche Art zu verthun, ob es gleich ein sehr großes ist: sondern ich würde blos verlangen, daß ihr diesem Wege des Lebens deswegen entsagen solltet, weil

Z 4

ihr

ihr dadurch in der Sinnlichkeit und Lüsternheit bestärkt würdet, die euch unfähig machen, an den wesentlichsten Lehren der Religion einen Geschmack zu finden.

Aus gleicher Ursache will ich mich nicht viel dabei aufhalten, was für ein Verbrechen sey, so viel Zeit mit Schlafen zu verderben, ob es gleich ein sehr großes ist; sondern ich will, daß ihr blos deswegen dieser armseligen Lust entsagen sollt, weil sie die Seele weichlich und träge macht, und dem lebendigen, brünstigen und wachsamem Geiste der Selbstverleugnung so sehr zuwider ist, welcher nicht allein der Geist Christi und seiner Apostel, nicht allein der Geist der Heiligen und Märtyrer war, die jemals unter den Menschen gewesen sind, sondern auch der Geist aller derer seyn muß, die sich von dem allgemeinen Verderben der Welt nicht wollen anstecken lassen.

Von dieser Seite also müssen wir diese Gewohnheit angreifen; wir müssen sie nicht deswegen, weil sie dieses oder jenes Uebel nach sich zieht, verdammen, sondern wir müssen sie als eine allgemeine Angewohnheit verdammen, die sich durch unsre ganze Seele verbreitet, und uns in einer durchaus verwerflichen Gemüthsverfassung bestärkt.

Sie ist der Frömmigkeit entgegen; und zwar nicht so, wie ihr zufällige Vergehungen in dem Leben zuwider sind, sondern so, wie eine üble Zeitbeschaffenheit der Gesundheit entgegen ist.

Wenn

Wenn ihr Gegentheils des Morgens früh zum Gebete aufsteht, und dieses zu einem Beweise eurer Selbstverleugung, zu einer Art von Entsagung der Vollust, zu einem Mittel, die verlorrene Zeit einzubringen, und euren Geist an himmlische Dinge zu gewöhnen, macht; so werdet ihr finden, daß sehr große Vortheile daraus entspringen. Denn ob es gleich nur ein geringer Umstand des Lebens zu seyn scheint, so wird es doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Mittel zu einer großen Frömmigkeit werden; indem ihr dadurch die Wahrheit, daß Weichlichkeit und Trägheit zu fliehen sind, und Selbstverleugung ein Stück des Christenthums ist, beständig vor Augen behaltet, und zugleich angewöhnt werdet, über euch selbst zu herrschen, und nach und nach auch andern Vergnügen und Neigungen, welche mit der Seele streiten, zu entsagen.

Diese einzige Regel wird machen, daß ihr auch an andre denkt; sie wird eure Seele die Genauigkeit lieben lehren, so daß sie, auch die übrige Zeit des Tages den Regeln der Klugheit und Andacht zu unterwerfen, Verlangen tragen wird.

Vor allen aber wird euch ganz gewiß dieser Vortheil daraus zufließen, daß ihr dadurch geschickt gemacht und vorbereitet werdet, den heiligen Geist zu empfangen. Wenn ihr in dem Geiste der Religion den Tag also anfangt, und dem Schlasse entsagt, weil ihr der Weichlichkeit entsagen, und mit eurer Zeit sparsam seyn sollt:

so wird diese Verfassung euer Herz in einen guten Stand setzen und euch den Verstand des Heil. Geistes verschaffen; denn was so gepflanzt und begossen worden, dazu wird Gott ganz gewiß sein Gedeihen geben. Ihr werdet alledenn aus eurem Herzen reden, eure Seele wird munter und wacker seyn, das Gebet wird euch, gleich Speise und Trank, stärken, ihr werdet, was ihr saget, fühlen, und das zu begreifen anfangen, was die Frommen und Heiligen unter der Jubelstimmung der Andacht verstanden haben.

Wer sich durch das Gebet so vorbereitet, wer in solcher Gemüthsverfassung aufsteht, der befindet sich in einem ganz andern Stande, als der, welcher keine Regeln von dieser Art hat, sondern aufsteht, so wie es sich trifft, und er das Bette entweder überdrüssig ist, oder nicht länger schlafen kann. Wenn ein solcher bloß mit dem Munde betet, wenn sein Herz nichts von dem, was er saget, fühlt, wenn sein Gebet bloß aus Gewohnheit geschieht, und nichts als eine kaltsinnige Formel von Worten ist, die er bloß deswegen wiederhohlet, weil er bald damit fertig ist: so darf man sich ganz und gar nicht darüber verwundern; denn eine solche Gemüthsverfassung fließt ganz natürlicher Weise aus einer solchen Lebensart.

Da ich nunmehr hoffe, daß ihr von der Nothwendigkeit, des Morgens früh zu eurem Gebete aufzustehen, hinlänglich überzeugt seyn werdet, so will ich weiter gehn und euch die Methode vorle-



vorlegen, nach welcher ihr euer tägliches Gebet am besten einrichten könnt.

Ich will es nicht wagen, euch den Gebrauch gewisser besondern Gebetsformeln vorzuschreiben, sondern ich will euch blos von der Nothwendigkeit überzeugen, zu dieser und jener Stunde, auf diese oder jene Art zu beten.

Ihr werdet hier einige Anleitung finden; wie ihr euch selbst solche Formeln des Gebets machen könnt, als sich für euch schicken. Und wenn ihr es in dem Geiste der Andacht so weit gebracht habt, daß euer Herz beständig bereit ist, in seiner eignen Sprache zu beten, so will ich in diesem Falle auf die Nothwendigkeit entlehnter Formeln nicht dringen.

Denn ob ich gleich, bey dem öffentlichen Gottesdienste, eine gewisse Formel des Gebets für sehr nothwendig und nützlich halte, so habe ich doch nichts darwider einzuwenden, wenn jemand eine bessere Art, sein Herz ins geheim zu Gott zu erheben, ausfindig machen kann, als durch vorbereitete Formeln des Gebets. Meine Absicht geht blos dahin, denjenigen hierinn Anweisung zu geben, welche der Anweisung bedürfen.

So viel, glaub ich, ist gewiß, daß die christliche Gemeinde, zu den bestimmten Zeiten des Gebets, gewisse Gebetsformeln haben muß. Auch scheint es recht gethan zu seyn, wenn ieder mit einer Gebetsformel anfängt; und findet er, daß mitten unter der Andacht, sein Herz die Kräfte gewinnt,

in

in neuere und höhere Töne der Andacht auszusprechen, so kann er seine Gebetsformel auf einige Zeit verlassen, und dieser Inbrunst seines Herzens folgen, bis er abermals des Bestandes seiner gewöhnlichen Gebete bedarf.

Dieses scheint die wahre Freyheit der privat Andacht zu seyn; sie soll zwar unter der Anleitung einer gewissen Gebetsformel stehen, aber sie muß doch nicht so daran gebunden seyn, daß es ihr nicht frey stehen sollte, neue Ausdrücke zu brauchen, die ihr von der Inbrunst des Herzens angeboten werden, und oftmals weit rührender und weit vermögender sind, die Seele zu Gott zu führen, als irgend andre Ausdrücke, deren man sich ehemals bedienet.

Wer nur einiger Maassen darauf Achtung gegeben hat, was in seinem Herzen vorgeht, wird wissen, daß es, in Ansehung der Andacht, sehr veränderlich ist. Manchmal sind unsre Herzen so munter, und fühlen den Schauer der göttlichen Gegenwart so lebhaft, und sind von der Reue über unsre Sünden so durchdrungen, daß wir uns in keiner andern Sprache, als in der Sprache der Thränen ausdrücken können.

Manchmal scheint das Licht des göttlichen Antlitzes so glänzend auf uns, manchmal sehen wir in die unsichtbare Welt so tief hinein, und werden von den Wundern der göttlichen Liebe und Gnade so sehr gerühret, daß unsre Herzen in einer Sprache anbeten, die weit höher, als  
die

die Sprache der Worte ist, und wir solche Entzückungen der Andacht fühlen, die bloß gefühlt werden können.

Manchmal aber sind wir in unsre Körper so versunken, und gegen das, was unsre Seelen angeht, so kältsinnig und unempfindlich, daß unsre Gebete für unsre Herzen viel zu erhaben sind; wir können den Formeln unsrer Andacht nicht nachfolgen, und fühlen in unserm Herzen kaum die Hefte von dem, was wir mit unserm Munde bekennen; wir danken und preisen Gott mit abgefaßten Worten, aber unser Herz hat wenig Antheil daran.

Es ist daher sehr nöthig, daß wir gegen diese Unbeständigkeit unsrer Herzen auf unsrer Hut sind, und beständig solche Gebetsformeln bey der Hand haben, die den meisten Eindruck auf unser Herz gemacht haben, wenn es sich in seiner guten Verfassung befunden, und es also auch am sichersten ermuntern können, wenn es in einen Stand der Unempfindlichkeit versunken ist. Denn da Worte die Kraft haben, unsre Herzen bey aller Gelegenheit zu rühren, da einerley Sache, verschieden ausgedrückt, auch einen verschiednen Eindruck auf unsre Gemüther macht, so ist es vernünftig, daß wir uns dieses Vortheils der Sprache bedienen, und beständig solche Formeln von Ausdrücken in Bereitschaft haben, die unsre Seelen am gewissten bewegen und ermuntern, und sie mit den gehörigen Gesinnungen erfüllen.

Das

Das erste, was ihr thun müßt, wenn ihr auf euren Knien liegt, ist dieses, daß ihr die Augen zuschließt, und mit einem kurzen Stillschweigen: eure Seele vor das Antlitz Gottes stellet. Dieses, sag ich, müßt ihr thun, wenn ihr anders keine besser Methode wißt, euch aller gemeinen Gedanken zu ent schlagen, und euer Herz gegen die göttliche Allgegenwart so empfindlich zu machen, als möglich.

Wenn nun aber diese Zusammenfassung des Geistes nothwendig ist und wer darf behaupten, daß sie es nicht sey? wie armselig müssen die ihre Andacht verrichten, die in einer beständigen Eilfertigkeit sind, die ihr Gebet plötzlich anfangen, und sich kaum die Zeit verstaten, es mit der gehörigen Ernsthaftigkeit und Aufmerksamkeit herzusagen! Das heißt Gebete plaudern, und nicht beten.

Ferner: wenn ihr euch, so weit es sich thun läßt, gewöhnet, beständig an eben demselben Orte zu beten; wenn ihr diesen Ort der Andacht widmet, und euch nicht erlaubt, etwas gemeines an demselben zu verrichten; wenn ihr euch nie an demselben einfindet, als zu der Zeit, da ihr eure Andacht haben wollt; wenn ihr ein kleines Zimmer, oder wenn dieses nicht seyn kann, nur einen besondern Theil eines Zimmers, auf diese Art von dem gemeinen Gebrauche absondert: so wird diese Art von Heiligung, dieser Gott geweihte Ort, einen Eindruck auf euer Gemüth machen, und Empfindungen in euch erwecken,

die

die eurer Andacht sehr zu statten kommen werden. Denn wenn ihr einen auf diese Art geweihten Ort in eurem Zimmer habt, so wird es gewisser Maassen einer Capelle, oder einem Gotteshaus se gleichen; und ihr werdet dadurch angehalten werden, beständig in dem Geiste der Religion zu wandeln, wenn ihr euch in demselben befindet, und es wird euch nie an weisen und heiligen Gedanken fehlen, wenn ihr allein darinn seyd. Euer Zimmer wird Empfindungen in euch erwecken, wie ihr habt, wenn ihr nahe an einem Altare steht; und ihr werdet euch sorgfältig in Acht nehmen, in der Nähe dieses Ortes, welches der Ort der Andacht und der heiligen Gemeinschaft mit Gott ist, irgend etwas Thorisches zu denken oder zu thun.

Wenn ihr euer Gebet anfangt, so braucht viele und verschiedene Ausdrücke von den Eigenschaften Gottes, die euch die Größe und Macht des göttlichen Wesens so fühlbar, als möglich, machen können.

Fanget derohalben ohngefähr mit solchen Worten an: O Wesen aller Wesen, Brunnquell alles Lichts und aller Herrlichkeit, gütiger Vater der Engel und Menschen, dessen Geist überall gegenwärtig ist, und allen Engeln im Himmel und allen Geschöpfen auf Erden, Leben, Licht und Freude giebt &c.

Denn diese Vorstellungen der göttlichen Eigenschaften, die uns einiger Maassen die Majestät

istheit und Größe Gottes zeigen, sind ein vorzügliches Mittel, unsre Herzen zu der lebhaftesten Anbetung und Verehrung zu erheben.

Woher kommt es, daß die meisten Menschen von unserm gewöhnlichen Kirchengebete bey Begräbnissen so sehr gerührt werden: O heiliger Herr und Gott, o mächtiger Herr, o heiliger gnadiger Erlöser, übergieb uns nicht den Quälen des ewigen Todes? Es kommt daher, weil so viele große Ausdrücke mit einander verbunden werden, die uns eine so lebhaftre Beschreibung von der Größe der göttlichen Majestät machen, daß natürlicher Weise jedes empfindliche Gemüth dadurch gerührt werden muß.

Ob nun gleich das Gebet nicht in seinen Worten und gesuchten Ausdrücken besteht; so sind doch, wie die Worte überhaupt eine gewisse Gewalt haben, in unsrer Seele Gedanken zu erwecken, also auch diese Worte, welche von Gott auf die erhabenste Art reden, welche die Macht und Allgegenwart Gottes auf das vollständigste ausdrücken, und Gedanken in uns erregen, die sich zu der Größe und Verehrung Gottes am besten schicken, die nützlichsten und erbaulichsten Worte in unsern Gebeten.

Wenn ihr eines von euren Gebeten an unsern Heiland richtet, so laßt es ohngefähr in solchen Ausdrücken abgefaßt seyn: O Heiland der Welt, Gott von Gott, Licht von Licht; du Glanz der Herrlichkeit deines Vaters,  
du

du vollkommenstes Ebenbild seiner Person; du A und O, du Anfang und Ende aller Dinge; du, der du die Macht des Satans zerstöret, und den Tod überwunden hast; du, der du in das Allerheiligste eingegangen; der du zur Rechten des Vaters, weit über alle Throne und Fürstenthümer erhaben, sitzt, und der Vorgesprecher der ganzen Welt bist; du Richter über Leben und Tod, der du plötzlich in der Herrlichkeit deines Vaters herabkommen und allen Menschen den Lohn ihrer Werke geben wirst, sey du mein Licht und mein Friede :c.

Denn dergleichen Ausdrücke, welche so vielerley Eigenschaften des Wesens und der Macht unsers Heilandes, beschreiben, sind nicht allein eigentliche Stücke der Anbetung, sondern erfüllen auch unsre Herzen, wenn sie mit einiger Aufmerksamkeit wiederholet werden, mit der größten Inbrunst der wahren Andacht.

Ferner, wenn ihr irgend eine besondere Gnade von unserm Heiland bittet, so geschehe es ohne gefehr auf folgende Art:

O heiliger Jesus, Sohn des hochgelobten Gottes, der du für die Sünden der Welt gebunden, und gegeißelt, und an das Kreuz genagelt worden, laß mich mit dir gekreuziget seyn. und erfülle meine Seele mit deinem heiligen, demüthigen und geduldigen Geiste. O du

u

Brunn:

Brunnquell aller Gnaden, der du dich des Schwächers am Kreuze erbarmtest, erlöse mich von der Schuld eines sündigen Lebens; der du sieben Teufel von der Maria Magdalena austriebest, treibe alle böse Gedanken, alle schlimme Neigungen aus meinem Herzen. O Geber des Lebens, der du den Lazarus vom Tode erwecktest, erwecke meine Seele von dem Tode und der Finsterniß der Sünde. Du, der du den Aposteln die Gewalt über unreine Geister gabest, gieb mir Gewalt über mein Herz. Du, der du unter deinen Schülern erschienenest, als die Thüren verschlossen waren, erscheine du mir in dem verborgnen Innersten meines Herzens. Du, der du den Aussatz heiltest, die Kranken gesund machtest und den Blinden das Gesicht wieder schenkest, reinige mein Herz, heile die Gebrechen meiner Seele, und erfülle mich mit himmlischem Lichte.

Dergleichen Anrufungen nun haben einen doppelten Nutzen. Erstlich sind sie statt so vieler Beweise, daß wir die Wunder Christi glauben, und werden dadurch zu eigentlichen Stücken der Anbetung und Verehrung.

Zweytens stärken und vermehren sie den Glauben unsrer Gebete, indem sie uns so mancher Proben von der Macht und Güte, die wir zu unserm Verstande anrufen, vor Augen legen.

Denn



Denn wer Christum als einen, welcher Teufel ausgetrieben und Todte erweckt hat, anruft, der hat einen kräftigen Bewegungsgrund, ernstlich zu beten, und auf seinen Beystand gläubig zu hoffen.

Um ferner unsre Gebete mit den vortreflichsten Ausdrücken der Andacht anzufüllen, wird es gut seyn, folgende Regel zu beobachten:

So oft ihr bey Lesung der heiligen Schrift oder eines andern geistlichen Buchs, eine Stelle antrefft, die euer Gemüth mehr als gewöhnlich rühret, und eure Herzen aufs neue zu Gott ziehet, so versucht diese Stelle in eine Gebetsformel zu verwandeln, und merkt sie unter euren andern Gebeten an.

Auf diese Weise werdet ihr eure Gebeter öfters vermehren können, und euch einen Vorrath von den besten Formularen sammeln, das Verlangen eurer Herzen Gott zu erkennen zu geben.

In allen festgesetzten Stunden des Gebets wird es sehr nützlich seyn, wenn ein Theil eurer Andacht bestimmt, und ein Theil frey gelassen ist.

Ein Theil derselben soll bestimmt seyn; nemlich der Hauptinhalt eures Gebets zu dieser oder iener festgesetzten Zeit. Uebrigens aber kann es euch frey stehen, noch andre Gebete hinzuzuthun, nachdem es die Beschaffenheit eurer Umstände erfordert.

Zum Exempel: da der Morgen gleichsam der Anfang eines neuen Lebens ist; da euch

Wort in der Zeit gleichsam aufs neue in die Welt treten läßt, so schickt es sich sehr wohl, daß eure erste Andacht ein Lob und eine Danksagung Gottes, gleich als für eine neue Erschaffung ist, und ihr ihm Seel und Leib, alles was ihr seyd, und alles was ihr habt, zu seinem Dienst und zu seiner Ehre darbringet, und widmet.

Betrachtet also jeden Tag als eine Auferstehung vom Tode, als einen neuen Genuß des Lebens; erbildet jede aufgehende Sonne mit solchen Empfindungen der Güte Gottes, als ob sie und alle Dinge, aufs neue für euch erschaffen wären, und unter dem freudigen Gefühl eines so großen Segens, laßt euer Herz einen so gütigen und herrlichen Gott loben und preisen.

Lob und Danksagung also, woben ihr euch selbst Gott zu einem Opfer darbringt, laßt beständig den bestimmten und festgesetzten Inhalt eures ersten Morgengebets fern; und alsdenn bedienet euch der Freiheit, verschiedene andre Gebete hinzuzuthun, die nach der zufälligen Verschiedenheit eurer Umstände, und der zufälligen Verschiedenheit eurer Herzen, vor jedesmal die nöthigsten und nützlichsten sind.

Denn einer von den größten Vortheilen der privat Andacht, besteht darin, daß wir unser Gebet nach diesen zwei Stücken gehörig und genau einrichten können, nemlich nach der Verschiedenheit unser Umstände, und der Verschiedenheit unser Herzen.

Unter der Verschiedenheit unsrer Umstände wird die Verschiedenheit unsers äußerlichen Standes verstanden; als da sind Krankheit, Gesundheit, Schmerzen, Verlust, Unruhen, besondre göttliche Gnadenbereinigungen, oder besondre Gerichte Gottes; desgleichen alle Arten der Wohlgevoogenheit, der Beleidigungen oder Vorwürfe von andern.

Da nun diese Dinge wichtige Stücke unsrer Lebensumstände sind, die beständig mit ihnen ungleich, abwechseln; so kann unsre Andacht doppelt nützlich für uns werden, wenn sie alle Abwechselungen unsrer Umstände in Acht nimmt, und sie zu so viel verschiedenen Gelegenheiten, sich näher zu Gott zu wenden, macht: zu Danksgungen, zu Ergebenen in den Willen Gottes, zu Bitten, oder was sonst der besondern Verfassung, in welcher wir uns befinden, gemäß ist.

Und der, welcher jede Veränderung seiner Umstände zu einem Anlasse macht, sich mit besondern, nach dieser Veränderung eingerichteten Bitten, an Gott zu wenden, wird bald finden, daß er ein vorzügliches Mittel erwählt habe, nicht allein mit Inbrunst zu beten, sondern auch so zu leben, wie er betet.

Das zweite Stück, worauf wir den Abfassung unsrer Gebete zu sehen haben, ist die Verschiedenheit unsrer Herzen, worunter die verschiedne Beschaffenheit der Neigungen und Gesinnungen unsrer Herzen verstanden wird; als

da sind, Liebe, Freude, Friede, Gemüthsruhe, Traurigkeit des Geistes, Angst, Mißvergnügen, aufsteigende Bewegungen des Muthes und des Ehrgeizes, finstre und verzweifelte Gedanken, Groll, Zorn und Murren.

Da nun diese Neigungen und Eigenschaften, wegen der Schwachheit unsrer Natur, auch in den frommsten Gemüthern, mehr oder weniger mit einander abwechseln: so müssen wir beständig den gegenwärtigen Zustand unsers Herzens zu einem Anlasse, uns bewegen insbesondere an Gott zu wenden, machen.

Wenn wir uns in der angenehmen Stille lieblicher und ruhiger Leidenschaften, der Liebe und Freude an Gott, befinden, so müssen wir Gott für den Heiß so vieler Glückseligkeit, den ertheilichen Theil der Dankagung darbringen, und ihn für den gütigen Väter derselben dankbarlich erkennen.

Äußern wir uns Gegenstands unter der Last verdäglichster Leidenschaften, mit Traurigkeit des Geistes, mit Angst und Mißvergnügen erfüllt, so müssen wir uns vor Gott demüthigen, unsre Unwürdigkeit bekennen, unsre Unruhe vor ihm anerkennen, ihn bitten, daß er in seiner Zeit die Last unsrer Schwachheiten verringern, und uns von den Leidenschaften befreien wolle, die der Reinigkeit und Vollkommenheit unsrer Seele zuwider sind.

Vermittele diese Aufmerksamkeit nun auf die gegenwärtige Beschaffenheit unsers Herzens,  
und

und der darnach getroffenen Abfassung unsrer Gebete, werden wir nicht allein mit den Mängeln unsrer Seele gehörig bekannt, sondern auch in der Art und Weise, ihnen abzuhelpen, wohl geübet werden.

Durch diese kluge und weise Anwendung unsrer Gebete, wird uns keiner von den Vortheilen entgehen, die sie uns verschaffen können; und die größte Veränderlichkeit unsrer Herzen, wird zu einem Mittel werden, eine größre Mannigfaltigkeit heiliger Neigungen wirksam zu machen.

Aus alle dem nun, was bisher gesagt worden, wird man leicht einsehen, daß die, welche die großen Vortheile der Andacht genießen wollen, auf die eigne Abfassung ihrer Gebete viel Sorgfalt zu wenden haben.

Was den einigen Theil ihrer Gebete anbelangt, welcher beständig von einemley Inhalte seyn soll, so können sie sich dabey der Hülfe von andern abgefasster Gebetsformeln, bedienen; in demjenigen Theile ihrer Gebete aber, welchen sie beständig nach den gegenwärtigen Umständen ihres Lebens, nach der gegenwärtigen Beschaffenheit ihres Herzens einrichten sollen, müssen sie ihre eignen Empfindungen zu Hülfe nehmen, und solche Bitten, Danksaugungen und Ergebungen in den Willen Gottes, darnach abfassen, als ihr gegenwärtiger Zustand insbesondere erfordert.

Selig sind die, die sich hieraus ein ernstliches Geschäft machen!

Wenn nun also diejenigen benderley Geschlechtes, welche Zeit und Muße haben, und oft aus Verlegenheit, wie sie ihre Zeit anwenden sollen, zu armseligen Ergötzlichkeiten, zu müßigen Besuchen, zu lächerlichen Zeitvertreiben gezwungen werden, um die langweiligen Stunden, die ihnen schwer über dem Haupte hängen, los zu werden; wenn solche Leute, sag ich, eine gewisse Zeit zur Andacht aussehten und allen Hülfsmitteln, zur Ordentlichkeit des Geistes zu gelangen, nachforschten; wenn sie die besten Gebetsformeln sammelten, und die stärksten Stellen aus den Gebeten in der heil. Schrift zusammen trügen; wenn sie die Seufzer, die Bitten, die Danksaamungen, die Bekenntnisse, welche hier und da in den Psalmen zerstreuet sind, zusammen schrieben, und sie unter gehörige Abtheilungen brächten, um die Flammen ihrer Andacht dadurch zu unterhalten; wenn ihr: Gedanken öfters damit beschäftigt würden, wenn sie bald darüber nachdachten, bald sie auswendig lernten, und sie sich eben so geläufig machten, als ihre eignen Gedanken: wie inbrünstig würden sie beten, wenn sie mit solchen Vorbereitungen zum Gebet kämen!

Und wie viel besser würde es seyn, die müßige Zeit so anzuwenden, als mit den armseligen Zeitverlürzungen des Spiels und der Besuche sein Leben zu verschleudern.

Wie viel besser würde es seyn, die Lobgesänge und Lieder der Heiligen inne zu haben, und die Seele

Seele zu lehren, wie sie sich zu Gott erheben müsse, als das Herz mit den wilden Einbildungen, und lustigen Gedanken anstößiger Dichter, zu verderben und zu verwildern.

Ob nun gleich Leute, welche Zeit und Muße haben, zu einer solchen Abwartung der Andacht insbesondere berufen sind, so müssen doch auch die, welche viel Arbeit und Geschäfte haben, nicht glauben, daß sie dieser, oder einer bessern Methode, ihre Andacht zu stärken, entubrigt seyn können.

Denn je häufiger und größer ihre Geschäfte sind, desto notwendiger ist ihnen eine deralei-chen Methode, um zu verhindern, daß ihre Herzen nicht ganz und gar davon eingenommen werden, und unter den weltlichen Neigungen erliegen, sondern beständig einen Geschmack an himmlischen Dingen behalten. Und wenn nur auch eine sehr kleine Zeit zu dieser Absicht angewendet wird, so wird sie doch sehr große Dinge thun, und mächtige Wirkungen hervorbringen.

Und blos daher, weil man die Andacht in diesem Lichte nicht betrachtet, weil man sie nicht als etwas betrachtet, das man mit Sorgfalt ernähren und unterhalten muß, als etwas, das ein Theil unsrer Geschäfte seyn, und mit allem Fleiße, mit Anwendung aller Kunst und aller der besten Hülfsmittel, verstärkt werden soll; blos daher, sag ich, weil man sie in diesem Lichte nicht betrachtet, kommt es, daß so wenige da:

# 314 XIV Hauptst. vom Gebet.

mit gesegnet sind, und so viele unbekannt mit dem  
Geiste der Andacht leben und sterben, dessen sie,  
durch einen klugen Gebrauch der gehörigen Mittel,  
in einem hohen Grade hätten genießen können.

Dem obgleich der Geist der Andacht ein Ge-  
schenk Gottes ist, und aus eignen Kräften nicht  
erhalten werden kann, so wird er doch denen am  
meisten geoben, und niemals vorenthalten,  
die sich durch einen weifen und fleißigen Ge-  
brauch der gehörigen Mittel, zu Empfangung  
desselben vorbereiten.

Man sieht mit Ersäunen, wie eifrig die  
Menschen ihre Gaben, ihre Schatzkammern,  
Zeit, ihre Zeit, ihr Nachdenken, ihre Se-  
rtezeiten gebrauchen, wie sehr sie in allen  
Mitteln ihre Zuflucht nehmen, wenn sie  
in weltlichen Dingen nach etwas streben; und  
wie sehr sie die Gegenwart, wie nachlässig, wie  
so rasch sie sind, wie wenig sie ihre Gaben, ih-  
re Schatzkammern und Schatzkammern brauchen,  
ihre Andacht zu vermehren und pflegen.

Mundanus ist ein Mann, der vortheilhafte  
Gaben und einen aufklärten Verstand hat.  
Er ist schon ziemlich alt, und hat mit seinem  
Gewerbe eine große Rente gemacht. Jeder  
Theil der Handlung, jede Art von Geschäften,  
die ihm vorkommen, hat von ihm gewisse  
Verpflichtungen erhalten: alles was er thut,  
sucht er auf die beste Weise zu thun, und treibt  
alles so hoch, als es sich nur immer treiben läßt.  
Mundanus liebt in allen Dingen die größte  
Beil-



Vollkommenheit. Sein gesunder und durchdringender Verstand, seine richtige Denkart läßt ihn überall auf die Abschaffung der Unvollkommenheiten bedacht seyn.

Er weiß alle Mängel und Irrthümer der gemeinen Methoden in der Handlung, oder in dem Bauwesen, oder in Verbesserungen des Landes, oder in Manufacturen. Die Stärke seines aufklärten Verstandes, welche durch beständige Uebung in diesen Dingen, und durch die Gewohnheit, seine Gedanken, um sie desto besser zu überlegen, öfters schriftlich zu entwerffen, und alles und jedes auf alle mögliche Art zu versuchen, noch immer zunimmt, hat ihn zu einem großen Meister in den meisten Geschäften des menschlichen Lebens gemacht.

Und auf diesem Wege ist Mundanus beständig fortgegangen und hat mit jedem Jahre an Einsicht und Ueberlegung zugenommen.

Das einzige, worauf er mit seinen Verbesserungen nicht gefallen ist, und was von seinem durchdringenden Verstande keinen Nutzen gehabt hat, ist seine Andacht. Diese ist noch in eben dem armseligen Zustande, in welchem sie sich befand, als er sechs Jahr alt war; und der alte Mann betet noch immer die kleinen Formulare, die ihm seine Mutter des Abends und des Morgens wiederholen ließ.

Dieser Mundanus, welcher schwerlich den geringsten Hausrath habe, oder die kleinste Nüchternwürdigkeit in seine Hand nahm, ohne

zu überlegen, wie es nützlicher gemacht oder gebraucht werden könne, hat sein ganzes Leben hindurch eben die Gebete gebraucht, die er als ein Kind her sagte, ohne jemals zu überlegen, wie er besser und öfter beten könne; ohne zu überlegen, wie sehr der Geist der Andacht der Verbesserung bedürfte, zu wie viel Hülfsmitteln ein weiser und vernünftiger Mann seine Zupflucht nehmen müsse, und wie nothwendig es sey, unsre Gebete zu erweitern, zu verändern, und nach den besondern Umständen unsers Lebens einzurichten.

Wenn Mundanne ein Gebetbuch sieht, so würdigt er es eben so wenig einer Betrachtung, als ein ABC Buch, weil er sich erinnert, von seiner Mutter so manche Jahre beten gelehrt zu haben, eben als er buchstabiren lernte.

Wie armlich und jämmerlich ist nun die Aufführung dieses verständigen Mannes, welcher in allen Dingen so viel Einsicht und Ueberlegung zeigt, und nur in dem einzigen nicht, welches die ganze Weisheit des Menschen ist.

Und wie elend ahmen sehr viele diese Aufführung mehr oder weniger nach!

Alles dieses aber scheint aus einer seltsamen, eingewurzelten Nachlässigkeit herzukommen, welche die Menschen zu überlegen verhindert, was die Andacht eigentlich ist. Denn wenn sie nur einmal so weit kämen, daß sie darüber nachdächten, oder sich einige dahin abzielende Fragen

gen vorlegten, so würden sie bald sehen, daß es mit dem Geiste der Andacht wie mit jeder andern Einsicht und Kenntniß beschaffen sey, welche blos durch Mühe und Fleiß, und durch den Gebrauch der erforderlichen Hülfsmittel wachsen und zunehmen.

Clasicus ist ein gelehrter Mann, welcher in den besten Schriftstellern des Alterthums sehr wohl bewandert ist. Er hat sie so oft gelesen, daß er sich ihren Geist eigen gemacht, und die Art eines jeden sehr sinnreich nachahmen kann. Alle ihre Gedanken sind seine Gedanken, und er kann sich in ihrer Sprache vollkommen ausdrücken. Er ist ein so großer Freund von dieser Ausbreitung des Verstandes, daß er einen jungen Studirenden selten ohne seinen guten Rath von sich lassen wird.

Clasicus sagt seinem jungen Menschen, daß er sich nicht einbilden müsse, genug gethan zu haben, wenn er blos Sprachen gelernt; sondern daß er sich täglich mit den besten Schriftstellern unterhalten, sie abermals und abermals lesen, und durch beständige Vertraulichkeit mit ihnen, ihres Geistes theilhaft zu werden, trachten müsse, und daß er ihnen auf keine andre Weise gleich werden könne, als wenn er sich zu einem Manne von Geschmack und Urtheilskraft bilde.

Wie weise würde Clasicus gewesen seyn, und wie viel Gutes würde er in der Welt gestiftet haben, wenn er eben so richtig von der Andacht gedacht hätte, als er von der Gelehrsamkeit denkt.

Er hat in der That nie von der Andacht anständig oder verächtlich geredet, weil er überhaupt gar nicht an sie denkt, oder von ihr redet. Sie leidet von ihm nichts, als Verabsäumung und Veringschätzung.

Beide Testamente, das alte und das neue, würden schwerlich einen Platz unter seinen Büchern bekommen, wenn man sie nicht beyde griechisch haben könnte.

Clasicus glaubt seine Achtung gegen die heil. Schrift genugsam zu zeigen, wenn er euch sagt, daß er, außer ihr, kein anders geistliches Buch habe.

Ihr thut sehr wohl, Clasicus, daß ihr die Bibel allen andern geistlichen Büchern vorzieht; wer hierinn nicht eurer Meinung ist, muß keinen Verstand haben.

Wenn ihr aber außer der Bibel, weil sie das beste geistliche Buch ist, kein anders haben wollt, woher kommt es, Clasicus, daß ihr euch nicht mit nur einem von den besten Büchern der Griechen und Römer begnügt? Woher kommt es, daß ihr so hungrig und begierig nach allen ihren Büchern seyd? Woher kommt es, daß ihr das Verstandniß des einen für ein nothwendiges Hülfsmittel zu dem Verstandnisse des andern haltet? Woher kommt es, daß ihr euch so viel Mühe gebt, und so viel Zeit und Geld daran wendet, verstümmelte Perioden und Fragmente der Alten wieder herzustellen?

Woher

Woher kommt es, daß ihr so viele Ausleger über den Cicero, den Horaz und den Homer, und keinen einzigen über das Evangelium leset? Woher kommt es, daß eure Liebe gegen den Cicero und Ovidius, euch auch alle die mit Vergnügen lesen läßt, die wie diese Alte schreiben; da gleichwohl eure Achtung für das Evangelium keine Begierde in euch erwecket, auch diejenigen Bücher zu lesen, aus welchen der wahre Geist des Evangelii athmet?

Wie kommt es, daß ihr eurem jungen Studierenden sagt, er müsse sich nicht damit begnügen, die Schriftsteller blos zu verstehen, sondern müsse sie alle, ohne Unterlaß, lesen, welches das einzige Mittel sey, in ihren Geist einzudringen, und seinen Geschmack nach dem ihrigen zu bilden?

Warum muß denn nur die einzige Bibel auf eurer Studierstube seyn? Ist der Geist der Heiligen, die Frömmigkeit der Nachfolger Jesu Christi, nicht ein eben so gutes und nöthiges Hülfsmittel, in das Innere und den Geist des Evangelii einzudringen, als es das Lesen der Alten ist, sich den Geist des Alterthums eigen zu machen?

Wird blos der Geist der Dichtkunst durch das fleißige Lesen der Redner und Dichter erlangt? Und muß der Geist der Andacht nicht auf eben die Weise erlangt werden, nemlich durch öfters Lesen der heiligen Gedanken und frommer Sätze andächtiger Männer?

Soll nur euer junger Dichter jeder Zeile nachdenken, die seiner Phantasie neue Schwingen geben, und seiner Einbildungskraft zur Richtschnur dienen kann? Und ist es nicht eben so vernünftig, daß der, welcher in dem göttlichen Leben, das ist, in der Liebe himmlischer Dinge, zunehmen will, jedem Seufzer der Andacht nachforsche, welcher die heilige Hitze seiner Seele erregen und entflammen kann?

Ihr gebt eurem jungen Redner den Rath, die besten Reden zu übersehen, viele derselben dem Gedächtnisse einzuverleiben, und seine Gabe in diesem Stücke öfters zu üben, damit er eine Fertigkeit richtig zu denken, und zu reden erlangen möge; und hat man denn nicht eben diesen Nutzen, eben diesen Vortheil auch von den geistlichen Büchern zu erwarten? Soll sie der Mensch nicht auf eben die Weise brauchen, damit die Andacht, und die Erhebung heiliger Gedanken zu Gott, zur Fertigkeit in ihm werde?

Die Ursache nun, warum Clasicus von der Andacht nicht so vernünftig denkt und urtheilet, ist diese, weil er sie niemals anders, als unter dem Begriffe einer Wiederholung gewisser **Formulare**, zu denken pflegt. Es ist ihm noch in seinem Leben nicht in die Gedanken gekommen, sich die Andacht als eine Beschaffenheit des Herzens, als eine der Verbesserung bedürftige Fähigkeit des Gemüths, welche eben so, wie der Verstand und die Urtheilskraft, wachsen und zunehmen, und durch den fleißigen

und

und ordentlichen Gebrauch der erforderlichen Hülfsmittel, eben so gebildet werden müsse, wie jede andre Fähigkeit der Seele gebildet wird. Und blos aus Mangel dieser Ueberlegung kömmt es, daß er sich sein ganzes Leben hindurch mit den bloßen Buchstaben des Gebets begnügt, und dagegen sich eifrigst bestrebt hat, in den Geist der heidnischen Dichter und Redner einzubringen.

Es ist sehr zu beklagen, daß sehr viele Gelehrte dieser außerordentlichen Thorheit mehr oder weniger schuldig sind: daß sie so nachlässig sind, ihre Andacht zu verstärken, und so begierig nach andern armseligen Vollkommenheiten, als ob es eine weit edlere Geschicklichkeit sey, ein Epigramm in der Wendung des Martials zu schreiben, als in dem Geiste des heil. Augustinus zu beten, zu danken und Gott anzurufen.

Gleichwohl scheint, diese Thorheit zu übersehn, und die Menschen mit einem ganz andern Geiste zu erfüllen, weiter nichts erforderlich darzu zu seyn, als der bloße Glaube an die Wahrheit des Christenthums.

Und wenn ihr den Mundanus und Clasicus, oder einen andern Handelsmann und Gelehrten, fragen solltet, ob die Frömmigkeit nicht die höchste Vollkommenheit des Menschen, oder die Andacht das größte Gut der Welt sey, so würden beyde mit ja antworten, oder die Wahrheit des Evangelii leugnen müssen.

Denn irgend eine Vollkommenheit gegen die Andacht setzen, oder glauben, daß irgend ein Ding, oder alle Dinge in der Welt, mit ihrer Vortreflichkeit verglichen werden könnten, ist eben so abgeschmackt, als wenn ein Weltweiser eine Mahlzeit der größten Erweiterung seiner Einsicht vorziehen wollte.

Denn so wie die Weltweisheit blos auf die Erweiterung unsrer Einsichten geht, so sucht auch das Christenthum weiter nichts, als den gefallen Menschen wieder zu einem göttlichen Leben, zu solchen Fähigkeiten der Heiligkeit, zu solchen Graden der Andacht zu erheben, die ihn geschikt machen können, unter die heiligen Einwohner des Himmelsreichs aufgenommen zu werden.

Wer dieses von dem Christenthume nicht glaubt, muß für einen Ungläubigen gehalten werden; und wer auch nur so viel davon glaubt, der hat Glauben genug, ein richtiges Urtheil von dem Werthe der Dinge zu fällen, sich ben geundem Gemüthe zu erhalten, und alle Versuchungen zu überwinden, die ihm von der Welt in den Weg gelegt werden.

Es ist Zeit, dieses Hauptstück zu schließen. Kurz; die Andacht ist nichts anders, als die rechte Furcht vor Gott, und die rechte Gesinnung gegen ihn.

Alle Uebungen also, welche unsre wahre Furcht vor Gott stärken und vermehren, alle Wege des Lebens, die zur Unterhaltung, zur Erhe-



Erhebung und Befestigung unsrer Gesinnungen gegen ihn, dienen, müssen wir für so viele Hülfsmittel, uns mit Andacht zu erfüllen, ansehen.

Und da das Gebet die eigentliche Nahrung dieser heiligen Flamme ist, so müssen wir alle Sorge und Mühe darauf wenden, dem Gebet seine völlige Kraft zu geben; und zwar dieses, durch milde Werke, durch Selbsterleuchtung, durch heiliges Lesen, durch eigne Verfertigung unsrer Gebete, oder wenigstens durch den Gebrauch der besten bereits verfertigten Gebete, durch Verlängerung der Zeit und Beobachtung der Stunden des Gebets, durch Veränderung, Ausdehnung und Bequemung unsrer Andacht nach den besondern Umständen unsers Lebens und der Verfassung unsers Gemüths.

Die, welche mehr Zeit und Muße haben, scheinen zu einer ausnehmenden Beobachtung dieser heiligen Regeln eines andächtigen Lebens vornehmlich berufen zu seyn. Und die, welche wegen der dringenden Nothwendigkeit ihres Standes, und nicht aus eigener Wahl, nur wenige Zeit darauf zu verwenden haben, müssen von dieser wenigen Zeit einen so guten Gebrauch machen, als sie nur immer können.

Denn dieses ist der sicherste Weg, wenn aus der Andacht ein andächtiges Leben entstehen soll.



## Fünfzehntes Hauptstück.

Von dem Singen bey unsrer privat Andacht. Von der Vortreflichkeit und dem Nutzen dieser Art der Andacht. Wie stark sie auf unser Herz wirkt; und wie man sie auf die beste Weise verrichten soll.

---

**I**n dem vorhergehenden Hauptstücke hat man gesehen, was man zu Erweckung und Stärkung der Andacht für Mittel und Methoden brauchen müsse, wie früh man das Gebet anfangen, und was der Inhalt der ersten Morgenandacht seyn soll.

Noch ist etwas übrig, dessen Beobachtung nicht bloß als etwas taugliches und dienliches, sondern als etwas zu empfehlen ist, das ohne großen Schaden der Andacht nicht unterlassen werden kann. Und dieses ist; alle unsre Gebete mit einem Psalmen anzufangen.

Dieses ist so billig, und der Andacht so zuträglich, und wirkt so stark auf unser Herz, daß man mit Recht darauf, als auf eine gemeine Regel für alle Menschen, dringen kann.

Ich will nicht sagen, daß man einen Psalmen lesen soll, sondern ich verlange ausdrücklich, daß man ihn singen soll. Denn das Singen ist eben sowohl der eigentliche Gebrauch eines Psalmens, als das andächtige Stehen  
der

## XV Hauptst. von dem Singen bey x. 325

der eigentliche Gebrauch eines Gebetsformulars ist. Und ein Psalm, der blos gelesen wird, hat sehr viel ähnliches mit dem Gebete, das man blos ansieht.

Dieses Singen der Psalmen nun, wie es in einigen Kirchen gebräuchlich ist, ist von der Beschaffenheit, daß alle Menschen dazu aufgelegt sind. Die Abänderung der Stimme, welche der Gesang eines Psalmens erfordert, ist so gering und natürlich, daß jedermann dazu geschickt ist, und ist gleichwohl hinlänglich, die Freudigkeit des Herzens zu erwecken und zu erhalten.

Ihr müßt also dieses Singen eines Psalms, als einen nöthigen Anfang eurer Andacht, und als etwas betrachten, das alles, was gut und heilig in euch ist, erwecket, daß eure Geister zu ihrer eigentlichen Pflicht ermuntert, euch in die beste Stellung gegen den Himmel setzet, und alle Kräfte eurer Seele zur Anbetung und Verehrung stimmt.

Denn nichts kann euch den Weg zu eurem Gebete so wohl bahnen, nichts kann die Schläfrigkeit des Herzens mehr zerstreuen, nichts kann die Seele von den armseligen und kleinen Leidenschaften mehr reinigen, nichts kann euch den Himmel so weit eröffnen, und euer Herz demselben so nahe bringen, als diese Lobgesänge.

Sie verschaffen eine freudige Empfindung Gottes, sie erwecken heilige Begierden, sie leh-

### 326 XV Hauptst. von dem Singen

ren, wie ihr bitten sollt, und vermögen Gott, euch eure Bitten zu gewähren. Sie entzündeten eine heilige Flamme; sie machen euer Herz zu einem Altare, euer Gebet zu Weihrauch, und bringen es als einen lieblichen Geruch vor den Thron der Gnade.

Den Unterschied zwischen dem Lesen und Singen eines Psalms, wird man leicht begreifen, wenn man den Unterschied zwischen dem Lesen und Singen eines gemeinen Liedes, an welchem man Gefallen hat, betrachtet. Wenn ihr es blos lest, so gefällt es euch blos, und das ist alles; wenn ihr es aber singt, so genießt ihr es, ihr fühlt alle seine Annehmlichkeiten, es hat sich eurer bemächtigt, es reißt eure Leidenschaften mit sich fort, und ihr fühlt in euch eben den Geist, welcher in den Worten desselben zu liegen scheint.

Wenn ihr zu jemanden sagt, ihr hättet ein Lied, das man nicht nöthig habe zu singen, das man blos lesen dürfe; so würde man nicht wissen, was ihr wolltet, und würde euch für eben so abgeschmackt halten, als wenn ihr ihm gesagt hättet, daß er eine Speise blos anschauen, und sehen solle, ob sie gut sey, ohne daß er sie genießen dürfe: denn ein Lobgesang, welcher nicht gesungen wird, ist jedem andern guten Dinge sehr gleich, das man nicht braucht.

Ihr werdet vielleicht sagen, das Singen sey eine besondere Fähigkeit, die nur gewissen Leuten gegeben wäre, und ihr hättet zur Musik weder Stimme noch Gehör.

Wenn

Wenn ihr gesagt hättet, das Singen sey eine allgemeine Fähigkeit, in welcher die Menschen, so wie in allen Dingen, mehr oder weniger von einander unterschieden wären, so würdet ihr der Wahrheit weit näher gekommen seyn.

Denn wie sehr sind die Menschen in der Fähigkeit zu Denken von einander unterschieden, welche doch nicht nur allen Menschen gemein, sondern sogar das wahre Wesen der menschlichen Natur zu seyn scheint. Wie leicht und geschwind können manche Leute jede Sache überlegen; und wie schwer wird es hingegen andern, auch die leichteste Sache zu überdenken? Wie deutlich können sich manche Leute über die abstractesten Materien ausdrücken; und wie verirrt reden hingegen andre von den allergeheimsten Dingen.

Niemand aber verlangt deswegen des Nachdenkens, der Ueberlegung, des Redens entübrigt zu seyn, weil er die Fähigkeiten nicht dazu hat, die gewisse andre Leute haben. Es kann aber iemand mit eben so gutem Rechte glauben, daß er gar nicht über Gott nachdenken, gar nicht seine Pflichten überlegen, gar nicht von den Mitteln der Gnade reden dürfe, weil er die Fähigkeiten dazu in keinem besondern Grade besitze; als ein andrer glauben kann, daß er Gottes Lob zu singen überhoben seyn könne, weil er kein feines Gehör und keine musikalische Stimme habe.

Denn wie nur das Reden, und nicht das amnuthige Reden zum Gebet erfordert wird;

### 328 XV Hauptst. von dem Singen

wie nur das Beugen und nicht das galante Beugen ein Stück der Anbetung ist: so wird auch nur das Singen, und nicht das künstliche seine Singen zu Preisung des göttlichen Lobes erfordert.

Wenn sich ein Mensch des Betens enthalten wollte, weil seine Stimme einen widrigen Ton hat: so würde er eine eben so gute Entschuldigang vor sich haben, als der, welcher sich des Singens der Psalmen enthält, weil er seine Stimme nur sehr schlecht abändern kann. Und wie das Reden eines Menschen, wenn es auch auch noch so widrigen Ton hat, doch den Endzwecken seiner Andacht hinlängliche Genüge leisten kann; so kann auch das Singen eines Menschen, ob es gleich gar nicht unmusikalisch ist, dennoch den Endzwecken, warum wir uns in Gott freuen und ihn preisen sollen, hinlängliche Genüge leisten.

Zweytens würde dieser Einwurf von einiger Wichtigkeit seyn, wenn ihr zu Erbauung anderer singen solltet; aber dieses ist der gegenwärtige Fall nicht, sondern man fordert blos von euch, daß ihr das Lob Gottes bey eurer privat Andacht singen sollt.

Wenn ein Mensch, der eine sehr schlechte Stimme, und eine sehr widrige Art zu reden hat, in einer Versammlung das Wort führen sollte, so würde er sich vollkommen mit seiner schlechten Stimme, und mit seiner widrigen Art zu reden, entschuldigen können. Aber es würde sehr abgeschmackt

schmactt seyn, wenn er aus eben dieser Ursache auch seine privat Andachten verabsäumen wollte.

Und eben so ist es mit dem Singen bewandt; ihr habt vielleicht die Fähigkeit nicht, zu andrer Erbauung zu singen, und dieses ist Grundes genug, euch deswegen zu entschuldigen; wenn ihr aber aus dieser Ursache der Pflicht, Gott ins geheim auf diese Weise zu preisen, überhoben zu seyn glaubt, so macht ihr euch einer sehr großen Ungereimtheit schuldig: denn das Singen wird eben so wenig wegen der Musik, die dabey gemacht wird, als das Gebet wegen der seinen Worte, die es enthält, erfordert, sondern es soll weiter nichts als der natürliche und eigentliche Ausdruck eines sich in Gott freuenden Herzens seyn.

Unser Heiland und seine Apostel sangen einen Lobgesang, es ist aber sehr glaublich, daß sie sich vielmehr in Gott gefreuet, als schöne Musik gemacht haben.

Lebet nur so, daß sich eure Herzen wirklich in Gott freuen, daß sie von dem Lobe Gottes lebhaft gerührt werden, und ihr werdet bald finden, daß es euch bey dieser Verfassung des Herzens weder an Stimme noch an Gehör fehlen wird, die Melodie eines Psalms zu treffen. Jedweder Mensch findet sich zu einer oder der andern Zeit geschickt, einiger Maassen zu singen; es giebt gewisse freudige Zeiten und Veranlassungen, die alle und jede fähig machen, ihr Gefühl derselben mit einer Art von Harmonie aus-

jzudrücken. Die Freude, die sie empfinden, zwingt sie, ihre Stimme Antheil daran nehmen zu lassen.

Wer also sagt, daß es ihm an der Stimme oder an dem Gehör, einen Psalmen zu singen, fehle, der betriegt sich sehr, es fehlet ihm an dem Geiste, der sich wirklich in Gott freuet; die Unempfindlichkeit ist in seinem Herzen, und nicht in seinen Ohren, und wenn sein Herz eine wahre Freude in Gott empfindet, wenn es an dem, was in den Psalmen ausgedrückt ist, einen lautern Geschmack gewinnt, so wird er es sehr anmuthig finden, die Bewegungen seines Herzens durch die Bewegungen seiner Stimme auszudrücken.

Das Singen, so wie es zu einer Kunst geworden ist, und das Lauffen der Stimme durch diese oder jene Reihe von Tönen, nebst einer künstlichen Beobachtung des Tacts, bedeutet, ist in der That weder natürlich, noch die Wirkung einer natürlichen Verfassung des Gemüths; und in diesem Verstande ist es eben so wenig allen Menschen gemein, als jene seltsamen ausgefünfelten Bewegungen, in welchen das seine Tanzen bestehen soll.

Aber das Singen, wenn es eine Bewegung der Stimme, die den Bewegungen des Herzens gemäß ist, und eine Abänderung ihrer Töne, wie sie die Bedeutung der Worte erfordert, bedeutet, ist eben so natürlich und allen Menschen eben so gemein, als ihnen das laute Reden  
bey



bey zornigen Drohungen, oder das sachte Reden ist, wenn sie niedergeschlagen sind und um Vergebung bitten wollen.

Es können also alle Menschen singen, so wie alle Menschen denken, reden, lachen und wimmern können. Denn das Singen ist eben so wenig eine Erfindung, als Traurigkeit und Freude Erfindungen sind.

Denn jede Verfassung des Herzens, setzt auch den Körper natürlicher Weise in eine ihr gemäße Verfassung, durch welche sie sich den Augen andrer verräth. Wenn ein Mensch zornig ist, oder ihn andre verächtlich sind, so darf es ihn niemand erst lehren, wie er seine Leidenschaften durch den Ton seiner Stimme ausdrücken soll. Die Verfassung seines Herzens, bringt ihn von selbst auf den gehörigen Gebrauch seiner Stimme.

Wenn es also nur wenige Sänger göttlicher Lieder giebt, wenn man das Volk zu diesem Stücke der Andacht zu vermahnen unterläßt; so kommt es daher, weil nur wenige Herzen zu der Höhe der Andacht gelangt sind, daß sie bey dem Lobe Gottes Bewegungen der Freude und des Vergnügens empfinden.

Bildet euch ein, ihr wäret in dem Gefolge des Moses gewesen, als er durch das rothe Meer geführt wurde; ihr hättet gesehen, wie sich die Wasser von einander getheilet, und auf beyden Seiten aufgethürmet; ihr hättet gesehen, wie es zur Rechten und Linken gleich Mauern geian-

den,

# 332 XV Hauptst. von dem Singen

den, um euch durch zu lassen, und wie es endlich über eure Feinde daher gefallen: glaubt ihr wohl daß es euch alsdenn an Stimme oder an Gehör würde gefehlt habe, mit Mose zu singen: der Herr ist meine Stärke und Lobgesang, und ist mein Heil ic? Ich weiß gewiß euer eigen Herr sagt euch, daß bey solcher Gelegenheit alle Menschen würden haben singen können. Lernet also h'eraus, daß es das Herz ist, welches die Lüne zum Preise Gottes anstimmt, und daß, wenn ihr eben diese Worte nicht mit Freuden sing n könnt, es diese Ursache hat, weil ihr von der Erlösung der Welt durch Jesum Christum, nicht eben so gerührt seyd, als die Juden waren, oder ihr selbst, nach dem Durchzuge durch das rothe Meer, würdet gewesen seyn.

Daß es ~~die~~ Verfassung des Herzens sey, die uns geneigt macht, uns durch eine besondere Art des Singens, zu erfreuen. kann gar leicht durch verschiedene Beobachtungen erwiesen werden. Ein alter Wüstling wird, nach der Sprache der Welt, weder Stimme noch Gehör haben, wenn ihr weiter nichts als einen Psalmen oder ein Lied zum Preise der Tugend singen wollt; wenn ihr aber in lustigen Liedern das Lob seiner ehemaligen Ausschweifungen anstimmt, so wird er, ob er gleich keinen Zahn mehr im Munde hat, doch bald zeigen, daß es ihm weder an der Stimme noch am Gehör fehle, diese Musik zu verstärken. Ihr erwecket alsdenn sein Herz, und es wird ihm eben so natürlich,

nürlich, dergleichen Worte zu singen, als zu lachen, wenn er lustig ist. Und so wird es mit jedem Gesange seyn, welcher das Herz rühret; wenn ihr die herrschende Leidenschaft eines Menschen besinget, so zwingt ihr ihn, seine Stimme mit euren Tönen zu verbinden.

Wenn ihr also einen Menschen finden könnt, dessen herrschende Neigung die Andacht ist, dessen Herz voll von Gott ist, so wird er mit Vergnügen in die Lobgesänge einstimmen, welche den Gott verherrlichen, der die Freude seines Herzens ist, ob er gleich weder Stimme noch Gehör zu irgend einer andern Musik hat. Wenn ihr also auf eine gefällige Art dieses Stück der Andacht ausüben wollt, so braucht ihr nicht sowohl die Töne und Noten zu lernen, als vielmehr euer Herz vorzubereiten; denn so gewiß es ist, was unser Heiland sagt, daß aus dem Herzen arge Gedanken, Mord &c. entspringen, so gewiß ist es auch, daß aus unsern Herzen heilige Freuden, Lob und Danksagungen entspringen. Wenn ihr einmal mit David sagen könnt: Mein Herz ist bereit, Gott, mein Herz ist bereit; so wird es euch sehr leicht und natürlich werden, auch mit ihm hinzuzufügen: ich will singen und loben.

Laßt uns, zweyten, nun einen andern Grund für diese Art der Andacht in Erweckung ziehen. So wie das Singen eine natürliche Wirkung der Freude des Herzens ist, so hat es auch eine natürliche Kraft, uns fröhlich zu machen.

Seele und Leib sind mit einander so vereinigt, daß eines auf das andre wirkt. Gewisse Gedanken und Empfindungen in der Seele bringen diese oder jene Bewegungen oder Handlungen in dem Körper hervor; und gewisse Bewegungen und Handlungen des Körpers Gegentheils, haben eben dieselbe Kraft, diese oder jene Gedanken und Empfindungen in der Seele hervorzubringen. Wie also das Singen eine natürliche Wirkung der Freude des Gemüths ist, so ist es auch zugleich eine eben so natürliche Ursache derselben; und wie die Andacht des Herzens natürlicher Weise in äußerliche Handlungen des Gebets ausbricht, so sind die äußerlichen Handlungen des Gebets zugleich auch natürliche Mittel, die Andacht des Herzens zu erwecken.

Dieses findet bei allen Neigungen und Verfassungen des Gemüths Statt; so wie die innere Verfassung des Gemüths gewisse äußerliche Handlungen, die ihnen gemäß sind, hervorbringt, so haben eben diese äußerlichen Handlungen auch gleiche Gewalt, eine innere Verfassung des Gemüths, die ihnen gemäß ist, zu verursachen.

So wie der Zorn zornige Worte hervorbringt, so reizen auch wiederum zornige Worte den Zorn.

Wir werden folglich, wenn wir auch nur blos und allein die menschliche Natur betrachten, finden, daß das Singen der Psalmen zur Er-

weckung



weckung der Freude in Gott eben so nöthig und nützlich sey, als es das Gebet zur Erweckung des Geistes der Andacht ist. Ein ieder Bewegungsgrund zu dem einen, ist vollkommen ein eben so starker Bewegungsgrund zu dem andern.

Wenn ihr derothalben die Ursachen und die Nothwendigkeit des Singens der Psalmen einsehen wollt, so müßt ihr die Ursachen und die Nothwendigkeit des Lobes und der Freude in Gott betrachten; denn das Singen der Psalmen ist eine eben so eigentliche Uebung und Nahrung des Geists der Danksagung, als das Gebet die eigentliche Uebung und Nahrung des Geists der Andacht ist. Und ihr dürft mit eben so gutem Grunde glauben, daß ihr ohne Gebet, so andächtig seyn könnt, wie ihr seyn sollt, als daß ihr ohne das Singen der Psalmen, euch so in Gott freuen könntet, wie ihr sollt; denn dieses Singen ist eben so wohl die natürliche Sprache des Lobes und der Danksagung, als das Gebet die natürliche Sprache der Andacht ist.

Die Vereinigung der Seele und des Leibes ist keine Vermischung ihrer Wesen, so wie wir sehen, daß Körper mit einander vereinigt und vermischt sind, sondern sie besteht einzig und allein in ihren beyderseitigen Vermögen auf einander zu wirken.

Wenn sich zwey Personen in einem solchen Stande des Einflusses auf einander befänden, daß keine von denselben sich bewegen, oder denken,

ken, oder fühlen, oder etwas begehren könnte, ohne zugleich die andre in eben diese Umstände zu setzen, so könnte man ganz eigentlich sagen, daß sie sich in dem Stande der genauesten Vereinigung befänden, ob ihre Wesen gleich mit einander nicht vereinigt wären.

Dieses nun ist die Vereinigung der Seele und des Leibes; das Wesen des einen kann mit dem Wesen des andern nicht vermischt oder vereinigt werden: sondern sie stehen beyde nur in einem solchen Stande der Verknüpfung, daß alle Handlungen und Leiden des einen, auch zu gleicher Zeit die Handlungen und Leiden des andern sind. Die Seele kann nichts denken oder empfinden, es muß der Körper mit daran Theil nehmen; und in dem Körper kann keine Handlung oder Bewegung vorgehen, die nicht zugleich einiger Maassen die Seele mit in Bewegung setze.

Wie nun blos und allein der Wille Gottes der Grund und die Ursache aller Kräfte und Wirkungen ist, die wir in der Welt sehen; wie die Sonne Licht und Wärme ertheilt, nicht weil sie ein natürliches Vermögen dazu hat; wie sie auf einer Stelle unbeweglich bleibt und andre Körper sich um sie herum bewegen, nicht weil es in der Natur der Sonne ist, daß sie stille stehen muß, und in der Natur der andern Körper, daß sie sich um sie herum bewegen müssen; sondern blos und allein, weil es der Wille Gottes ist, daß sie so beschaffen seyn sollen: wie  
das

das Auge das Werkzeug des Sehens ist, nicht weil die Häutchen und Feuchtigkeiten des Auges ein natürliches Vermögen, das Sehen hervorzubringen, haben: wie die Ohren die Werkzeuge des Gehörs sind, nicht weil der Bau der Ohren eine natürliche Gewalt über den Schall hat; sondern blos und allein, weil es der Wille Gottes ist, daß wir auf diese Weise sehen und hören sollen: so ist auch auf gleiche Art blos und allein der Wille Gottes, und nicht die Natur der menschlichen Seele, oder des menschlichen Körpers, die Ursache von beyder Vereinigung.

Wenn ihr nun diesen kurzen Abriss von der Vereinigung des Leibes und der Seele gehörig einsehet, so werdet ihr die Ursache und Nothwendigkeit aller äußerlichen Stücke der Religion, großen Theils daraus erkennen.

Diese Vereinigung unsrer Seelen und Körper ist die Ursache, warum wir, beides so wenig und so viel über uns selbst vermögen. Dieser Vereinigung muß man es zuschreiben, daß wir so wenig über unsre Seelen vermögen; denn da wir die Wirkungen der äußerlichen Gegenstände auf unsre Körper nicht verhindern können, und auch die Ursachen außer uns, nicht in unsrer Gewalt haben, so haben wir auch die innere Verfassung unsers Gemüths nicht immer in unsrer Gewalt; weil eben so, wie die äußern Gegenstände ohne unsre Erlaubniß auf unsre Körper wirken, auch unsre Körper auf unsre Seelen,

vermöge der Gesetze ihrer Verbindung, wirken. Daher nun, wie wir sehen, kommt es, daß wir so wenig über uns selbst vermögen.

Andern Theils muß man es auch eben dieser Verbindung zuschreiben, daß wir so viel über uns selbst vermögen. Denn da unsre Seelen in vielen Stücken von unsern Körpern abhängen; da wir eine große Gewalt über unsre Körper haben, deren äußerliche Handlungen auf unserm Willen beruhen; da wir uns folglich zu gewissen körperlichen Fertigkeiten geschickt machen können, welche ähnliche Fertigkeiten in der Seele hervorbringen; da wir unsre Körper lassen, und uns von den Gegenständen, die unsre Leidenschaften entzünden, entfernen können: so haben wir eine große Gewalt über die innere Verfassung unsrer Seelen. Da wir ferner Meister von unsern äußerlichen Handlungen sind, da wir uns selbst zu den äußerlichen Handlungen des Lesens, des Betens, des Singens und dergleichen zwingen können, da alle diese körperlichen Handlungen eine Wirkung auf die Seele haben, da sie natürlicher Weise zur Bildung dieser oder jener Neigungen in unserm Herzen abzielen: so haben wir, indem wir von diesen äußerlichen körperlichen Handlungen Meister sind, eine große Gewalt über die innere Verfassung unsers Herzens. Und daher ist es dieser Vereinigung zuzuschreiben, daß wir so viel über uns selbst vermögen.

Hieraus nun kann man die Nothwendigkeit und den Nutzen des Singens der Psalmen, und  
aller



aller äußerlichen Handlungen der Religion, erkennen; denn da der Körper so viel Gewalt über die Seele hat, so ist es un widersprechlich, daß alle die körperlichen Handlungen, welche die Seele in Bewegung setzen, von großem Gewicht in der Religion seyn müssen: nicht als ob eine wahre Anbetung, oder Frömmigkeit, in diesen Handlungen selbst wäre, sondern weil sie geschicht sind, denjenigen Geist zu erwecken und zu nähren, in welchem die wahre Verehrung Gottes besteht.

Ob derothalben gleich der Sitz der Religion in dem Herzen ist, so ist es dennoch, weil unsre Körper eine Gewalt über unsre Herzen haben, und weil die äußerlichen Handlungen, beides aus dem Herzen kommen und in das Herz gehen, offenbar, daß äußerliche Handlungen eine große Gewalt über die Religion, deren Sitz in dem Herzen ist, haben.

Wir müssen uns daher, zur Erweckung und Befestigung der Frömmigkeit in unserm Herzen, eben sowohl der äußerlichen Hülfsmittel, als der innern Betrachtung bedienen.

Diese Lehre kann gar leicht allzuweit getrieben werden; denn wenn man auf allzuviel äußerliche Mittel der Anbetung dringt, so wird eine Art des Aberglaubens daraus, und diese Ausschweifung muß eben so sorgfältig vermieden werden, als die auf der entgegengeetzten Seite. Denn da der Religion ihr Sitz in dem Herzen angewiesen worden, so haben einige diesen Le-

grif so weit ausgedehnt, daß sie allem lauten Gebete, und andern äußerlichen Handlungen der Verehrung entsagt, und alle Religion in einen Quietisimum, oder mystische Gemeinschaft mit Gott in der Stille, aufgelöset haben.

Dieses nun sind zwey Uebertreibungen, welche der wahren Religion gleich nachtheilig sind, und weder wider die innerliche noch äußerliche Anbetung eingewendet werden dürfen. So wenig als man sagen soll, daß ich zu diesem Quietismo anreize, weil ich die Religion in das Herz setze; eben so wenig soll man auch sagen können, daß ich dem Aberglauben das Wort rede, weil ich die Vortheile der äußerlichen Handlungen der Anbetung zeige.

Denn da wir weder ganz Seele, noch ganz Körper sind; da wir sehen, daß keine von unsern Handlungen weder der Seele allein, noch dem Körper allein zugeschrieben werden kann; da wir sehen, daß bey allen unsern Fertigkeiten beydes unsre Seelen und unsre Körper wirksam seyn müssen: so ist offenbar, daß wenn wir zu Fertigkeiten der Andacht, oder zu der Freude in Gott, gelangen wollen, wir nicht allein nachdenken und unsre Seelen beschäftigen. sondern auch unsre Körper in allen den äußerlichen Handlungen üben müssen, die sich zu diesen innern Gesinnungen schicken.

Wenn wir unsre Seelen wirklich vor Gott niederwerfen wollen, so müssen wir unsre Körper zu demüthigen Stellungen gewöhnen; wenn wir

wir wahre Inbrunst verlangen, so müssen wir das Gebet zur beständigen Arbeit unsrer Lippen machen. Wenn wir allen Stolz und alle heftige Leidenschaften aus unsern Herzen verbannen wollen, so müssen wir uns selbst zu allen äußerlichen Handlungen der Geduld und Sanftmuth zwingen. Wenn wir die innern Bewegungen des Vergnügens und der Freude in Gott fühlen wollen, so müssen wir alle die äußerlichen Handlungen derselben ausüben, und unsre Herzen durch unsre Stimmen aufmuntern.

Nunmehr werdet ihr also die Ursache und Nothwendigkeit des Singens der Psalmen klarlich einsehen; weil nemlich die innern Empfindungen durch äußerliche Handlungen unterstützt werden müssen, so sind die äußerlichen Handlungen der Freude nothwendig, um die innerliche Freude des Gemüths zu erwecken und zu unterhalten.

Wenn jemand deswegen das Gebet unterlassen wollte, weil er findet, daß die Bewegungen seines Herzens selten mit den Worten, welche er spricht, übereinkommen; so würdet ihr ihn einer großen Ungereimtheit beschuldigen. Ihr würdet es vielmehr für sehr vernünftig halten, daß er sein Gebet fortsähe, und alle Stunden des Gebets genau beobachte, weil dieses das wahrrscheinlichste Mittel ist, der Unempfindlichkeit und Verdrossenheit seines Herzens abzuhelfen.

Und so geht es großem Theils mit dem Singen der Psalmen. Die Leute singen oft, ohne

## 34 2 XV Hauptst. von dem Singen

eine innere Freude zu fühlen, die den Worten, welche sie aussprechen, gemäß wäre; sie werden daher darinn nachlässig, oder versäumen es gar, und überlegen nicht, daß sie eben so abgeschmackt handeln, als der, welcher das Gebet verabsäu-riet, weil sein Herz nicht genug davon gerührt wird. Denn es ist gewiß, daß dieses Singen ein eben so natürliches Mittel ist, Regungen der Freude in unserm Gemüthe zu erwecken, als das Gebet ein natürliches Mittel ist, die An-dacht anzukommen.

Ich habe mich bey dieser Materie ein wenig lange aufgehalten, weil sie bey der wahren Re-ligion von großer Wichtigkeit ist. Denn keine Verfassung des Gemüths ist so heilig, so vor-züglich und so eigentlich vollkommen, als die Dankbarkeit gegen Gott; und folglich ist in der Religion auch nichts wichtiger als das, was diese Verfassung des Gemüths in Übung erhält und stärket.

Ein mürrischer unzufriedner Geist, wel-ches manchmal der Geist derjenigen ist, die in An-sehung der Religion sehr sorgfältig zu seyn schei-nen, ist gleichwohl von allen Verfassungen dieje-nige, welche der Religion am meisten zuwider ist, denn sie leugnet den Gott, welchen sie anzube-ten vorgeben. Denn der verleugnet Gott völ-lig, der ihn nicht als ein unendlich gütiges Wes-sen anbetet.

Wenn ein Mensch nicht glaubt, daß die gan-ze Welt Gottes Familie ist, in welcher nichts von ohnge-

ohngefehr geschieht, sondern alles durch die Vorsicht eines Wesens geordnet und regieret wird, welches ganz Liebe und Güte gegen sein Geschöpf ist; wenn dieses ein Mensch nicht von Grund des Herzens glaubt, so kann man nicht sagen, daß er wirklich an Gott glaube. Und wer nur so viel Glauben hat, der hat Glauben genug, die Welt zu überwinden, und beständig gegen Gott dankbar zu seyn. Denn der, welcher glaubt, daß alles, was ihm begegnet, das Beste ist, was ihm begegnen kann, wird sich unmöglich über den Mangel irgend eines Dinges beschweren, welches noch besser wäre.

Wenn ihr derothalben in Murren und Klagen lebt, und euch über alle Zufälle des Lebens beschweret, so kommt es nicht daher, weil ihr ein schwaches unvermögendes Geschöpf seyd, sondern weil euch der erste Grund der Religion, ein rechter Glaube an Gott, fehlt. Denn so wie die Dankbarkeit ein ausdrückliches Bekenntniß der Güte Gottes gegen euch ist, so sind Murren und Unzufriedenheit, eine eben so ausdrückliche Beschwerde über den Mangel der Güte Gottes gegen euch.

Wollt ihr, auf der andern Seite, wissen, wer der größte Heilige in der Welt ist? Nicht der ist es, welcher am meisten betet, oder am meisten fastet; nicht der ist es, welcher das meiste Almosen giebt, oder die größte Mäßigkeit, Keuschheit oder Gerechtigkeit zeigt; sondern der ist es, welcher beständig dankbar gegen Gott

### 344 XV Hauptst. von dem Singen

ist, welcher alles will, was Gott will, welcher alles als ein Merkmal der göttlichen Güte aufnimmt, und ein Herz hat, das beständig bereit ist, Gott dafür zu preisen.

Gebet und Andacht, Fasten und Reue, Nachdenken und Einsamkeit, Sacramente und Sakramenten, sind alle nichts als Mittel, die Seele so göttlich und mit dem Willen Gottes so gleichförmig, als nur möglich, zu machen, und sie mit Lob und Danksagung für alles, was von Gott kommt, zu erheben. Dieses ist die Vollkommenheit aller Tugenden; und alle Tugenden, die nicht dahin ab zielen, oder nicht daraus entspringen, sind nichts als falsche Rathen einer nicht zu Gott bekehrten Seele.

Ihr dürft euch also nun nicht wundern, daß ich auf das Singen eines Psalms den aller eueren Andacht so dränge, da ihr sehet, daß euer Herz dadurch in der Fröude und Dankbarkeit gegen Gott gebildet werden soll, in welcher die höchste Vollkommenheit eines göttlichen und heiligen Lebens besteht.

Wenn euch jemand den sichersten und kürzesten Weg zu aller Glückseligkeit und aller Vollkommenheit sagen wollte, so müßte er euch sagen, daß ihr es euch zum Gesetz machen solltet, Gott für alles und jedes, was euch begegnet, zu danken und zu loben. Denn so viel ist gewiß; welches anscheinendes Unglück euch auch immer zustoßt, das verkehret ihr in Segen, sobald ihr Gott dafür danket und preiset. Könntet ihr also auch Wunder thun, so könntet

könntet ihr doch nicht mehr für euch ausrichten, als ihr durch diese dankbesessene Gemüthsverfassung ausrichtet, welche mit bloßen Worten heilet, und alles, was euch betrifft, in Glückseligkeit verwandelt.

Wenn ihr derothalben auf euer ewiges Wohl nur so ernstlich bedacht seyn wölltet, daß ihr euch diese Dankbesessenheit als den Endzweck aller eurer Religion vorsezt; wenn ihr euch nur fest einprägen wölltet, daß dieses die Verfassung sey, auf welche ihr mit allen euren Andachten zielen müßtet, so würdet ihr alsdenn etwas klares und augenscheinliches haben, wornach ihr euch in allen euren Handlungen richten könntet, ihr würdet alsdenn die Wirkung eurer Tugenden leicht bemerken, und von eurem Wachsthum in der Frömmigkeit sicher urtheilen können. Denn nur in so ferne ihr aller Selbstliebe, und allen Neigungen eures eignen Willens entsaget, und die Glückseligkeit nirgend anders sucht, als in der dankbaren Aufnahme aller und ieder euch zustossender Dinge, nur in so ferne kann man sicher schließen, ob ihr in der Frömmigkeit zugenommen habt.

Denn ob dieses gleich die höchste Eigenschaft, nach der ihr streben könnt, und das edelste Opfer ist, das der größte Heilige Gott darbringen kann, so ist es doch an keine Zeit, an keinen Ort, an keine besondere Gelegenheit gebunden, sondern es ist beständig in eurer Gewalt, und kann die Übung eines jeden Tages seyn. Denn

### 346 XV Hauptst. von dem Singen

die gemeinen Zufälle eines jeden Tages sind schon hinlänglich, diese Eigenschaft zu erwecken und wirksam zu machen, und können satte sam zeigen, in wie weit ihr bey allen euren Handlungen von dieser Dankbesessenheit regieret werdet.

Und eben aus dieser Ursache ermahne ich euch zu dieser Methode bey eurer Andacht, damit ieder Tag ein Tag der Danksagung werde, und der Geist der Unzufriedenheit und des Mürrrens in euer Herz nicht eindringen könne, welches mit dem Lobe Gottes durch das Singen beschäftigt wird.

Man wird vielleicht nach diesem allen einwenden, daß ob schon der große Vortheil und die vortrefliche Wirkung dieses andächtigen Gebrauchs augenscheinlich sey, er sich doch ganz und gar nicht für die privat Andacht zu schicken schiene, weil er schwerlich beobachtet werden könnte, ohne unsre Andacht andern erkennbar und kund zu machen, und also unser Gebet gleichsam auszusprechen.

Hierauf nun antworte ich, erstlich, daß es in sehr vieler Leute Vermögen steht, so geheim zu seyn, als sie nur immer wollen; diese also sind von erwehnter Entschuldigung ausgeschlossen, die für andre eine Entschuldigung seyn kann, für sie aber keine ist. Dergleichen Personen folglich mögen sich dieser vortreflichen Andacht so zu Nutzemachen!



Zweytens, sind sehr viel Leute, als Bediente, Lehrlinge, Gefangene, Familien in kleinen Häusern, vermöge ihrer Umstände, gedrungen, beständig in Gegenwart und vor dem Angesichte andrer Personen zu seyn.

Sollen nun diese deswegen ihr Gebet versäumen, weil sie nicht, ohne gesehen zu werden, beten können? Sind sie nicht vielmehr verbunden, noch fleißiger darinn zu seyn, damit andre nicht Zeugen ihrer Nachlässigkeit seyn mögen, und durch ihr Exempel verführt werden?

Was nun von der Andacht überhaupt gesagt wird, muß auch sicherlich von dem Singen der Psalmen gesagt werden, welches blos ein Stück der Andacht ist.

Die Regel hierbey ist diese: betet nicht, um von andern gesehen zu werden; wenn euch aber eure Umstände nöthigen, beständig vor den Augen andrer zu seyn, so hütet euch mehr dafür, daß ihr nachlässig erfunden werdet, als daß man euch eure Zuflucht zum Gebet nehmen sieht.

Drittens kommt die ganze Sache überhaupt darauf hinaus. Entweder ihr könnt mit dieser andächtigen Uebung so geheim seyn, daß euch niemand behorchen kann; oder ihr könnt es nicht seyn. Könnt ihr es seyn, so fällt der Einwurf von sich selbst weg: könnt ihr es nicht seyn, so müßt ihr den Zwang, worinn ihr euch befindet, und die Unvermeidlichkeit eures Standes, als ein Gefängniß ansehen; und alledenn habet ihr

ihr einem vortheilhaften Bespieler nachzufolgen, den heil. Paulus und Silas nemlich nachzuahmen, welche **GOTT** im Gefängnisse lobten, obgleich ausdrücklich dabey gesagt wird: und es hörten sie die Gefangenen. Diese heiligen Männer also, ließen sich durch die Furcht, sie möchten von andern gehört werden, von dieser Art der Andacht nicht abhalten; und wenn solalich jemand, es sey in dem Gefängnisse, oder außer dem Gefängnisse, in ähnliche Umstände geräth, was kann er bessers thun, als diesem Bespieler nachzufolgen?

Ich kann mich von dieser Schriftstelle nicht weenden, ohne zu wünschen, daß ein frommer Leser betrachten möge, wie nachdrücklich wir in derselben zu dieser Übung der Psalmen ermuntert werden. Und der Gebrauch dieser zwey großen Heiligen für eine starke Empfehlung desselben sey.

Von diesem ihrem schweren Unfälle, im Gefängnisse, in Ketten unter dem schmerzlichen Gefühl der erlittenen Sträupung, mitten unter den Schrednissen der Nacht, konnten sie nichts gödtlicheres, nichts heiligeres thun, als **GOTT** loben.

Und sollten wir, nach alle diesem, wohl noch eine Ermunterung zu diesem heiligen Gebrauche nöthig haben? Sollen wir den Tag ohne Danksagungen vorbeystreichen lassen, die sie auch nicht einmal des Nachts unterlassen wollten? Sollen ihnen Gefängniß, Ketten und Sinnen

stein

sterniß Lobgesänge eingeben, und wir sollen in unsern Kammern nicht singen!

Ferner wollen wir nicht unangemerkt lassen, daß inzwischen, da diese zwey heiligen Männer mit dem erhabensten Theile der Andacht beschäftigt waren, und das auf Erden thaten, was die Engel im Himmel thun, schnell ein großes Erdbeben entstand, also, daß sich bewegten die Grundfeste des Hefängnisses, und von Stund an alle Thüren aufgerhan, und alle Bande los wurden, [Apostlg. XVI. 26.].

Und sollen wir nunmehr wohl noch nach Bewegungsgründen zu dieser heiligen Übung fragen, da wir, anstatt der Gründe, hier Wunderwerke sehen, um uns zu überzeugen, wie viel sie bey Gott vermöge?

Könnte uns Gott durch eine Stimme von Himmel ausdrücklicher zu solchen Lobgesängen ermuntern, als durch dieses Beispiel, wie gewiß er die, welche sie anstimmen, erhöere, befreye und belohne!

Doch dieses im Vorbeygehen. Ich lehre zu dem vorhabenden Einwurfe zurück, und antwor- te viertens: daß das Geheime unsrer Andacht nicht dadurch aufgehoben wird, daß wir Zeugen derselben haben, sondern dadurch, daß wir diese Zeugen suchen.

Wenn euch also niemand hört, als die, von welchen ihr euch nicht absondern könnt, so seyd ihr  
ihr

### 350 XV Hauptst. von dem Singen

ihre eben so wohl im Verborgnen, und euer Vater, welcher in das Verborgne sieht, wird euch eben so gewiß belohnen, als ob ihr nur von ihm allein gesehen würdet.

Sünstens senet das privat Gebet, in so fern es dem öffentlichen entgegen gestellt wird, nicht voraus, daß es ganz und gar seinen Zeugen haben müsse. Denn Ehemänner und Ehefrauen, Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder, Herren und Diener, Vormünder, und Mündel sollen unter einander die Zeugen dieser Andacht seyn, welche man eigentlich die privat Andacht nennen kann. Es ist nichts weniger als unsere Pflicht, diese Andacht vor solchen nahen Anverwandten zu verbergen.

In allen den Fällen also, in welchen solche Anverwandte manchmal ihre privat Andacht zusammen, und manchmal jeder die seine besonder, verrichten, kann das Singen der Psalmen im geringsten nicht damit streiten.

Unser Heiland befehlt uns, wenn wir saßten unser Haupt zu saßten und unser Angesicht zu waschen, damit wir nicht für den Leuten mit unserm Saßten scheinen, sondern für unserm Vater, welcher verborgen ist.

Dieses aber will nur so viel sagen, daß wir mit unserm Saßten kein öffentliches Gepränge vor der Welt machen sollen.

Denn

Denn wenn niemand in geheim faslet, oder wenn man von niemanden sagen kann, daß er in geheim fasle, als von dem, der keinen Jeu von dem seinem Fasten hat; so kann niemand in geheim fasten, als der, welcher gar nicht gar vor sich lebet: denn in einer Familie müssen es alle wissen, wer von ihnen faslet. Die Geheimhaltung des Fastens also, erfordert nicht, daß durchaus niemand etwas davon wissen darf; sondern nur, daß man es nicht selbst der Welt bekannt machen soll.

Der fromme Hauptmann, Cornelius, von welchem die Schrift sagt, daß er viel Almosen gegeben und immer zu Gott gebetet, sagte zu dem heil. Petrus: ich habe vier Tage gefastet, bis an diese Stunde. (Apost. 9. 2).

Daß aber dieses Fasten hinlänglich geheim und Gott annehmlich war, erhellet aus der Erscheinung des Engels mit welcher der heilige Mann zu der Zeit beglückt ward.

Daß es aber nicht so geheim gewesen, daß ganz und gar niemand etwas davon geruht, erhellet aus der Nachricht überhaupt, die davon gegeben wird, und besonders aus dem, was nachher hernach erzählt wird: und er rief zu seinen seiner Hausknechte, und einen hochachtbaren kriegesfähigen Kriegsknecht, von denen, die auf ihn warteten; daß also das Fasten des Cornelius seiner Familie so wenig unbekannt geblieben, daß vielmehr seine Soldaten und seine Hausknechte, die auf ihn warteten, das wi-

sine

seine guten Werke haben und daran Theil nehmen, selbst dadurch gottesfürchtig geworden waren.

Die ganze Sache ist die. Ein großer Theil der Menschen kann so geheim seyn, als sie wollen; diese solahich mögen diese andächtige Erhebung ihrer Herzen zu Gott ja nicht unterlassen! Und da die Geheimhaltung und Vortreflichkeit des Fastens dadurch nichts verliert, weil es dem und jenem bekannt ist; so kann es auch der Geheimhaltung und Vortreflichkeit eurer Andachten nicht schaden, ob euch schon dieser und jener aus eurer Familie singen hört.

Ein andrer großer Theil der Menschen können unmöglich verschiedene ihrer Andachten ohne Zeugen verrichten; diese also mögen das Singen eines Psalms zu der Zeit ja nicht unterlassen, wenn es die, mit welchen sie leben, wissen müssen, daß sie ihr Gebet nicht versäumen. Denn was kann es schaden, wenn man weiß, daß ihr zu der Zeit einen Psalmen singet, während welcher man weiß, daß ihr in eurem Gebete begriffen seyd?

Denn wer wollte das nicht oft des Tages thun, was der heil. Paulus und Silas auch zur Mitternacht nicht unterließen? Und wenn es euch, bei diesem euren Singen befallen sollte, daß sich die Grundfeste des Gefängnisses bewege, und die Thüren aufgethan wurden, als der heil. Paulus sang, so wird es eurer Andacht gewiß nicht nachtheilig seyn.

Und

Und endlich, da wir sehen, daß unsre Einbildungen über unsre Herzen eine große Gewalt haben, und uns durch ihre Vorstellungen lebhaft rühren, wird es sehr nützlich für euch seyn, wenn ihr, bey dem Anfange eurer Andacht, euch solche Vorstellungen macht, die euer Herz zu erheben, und es in eine dem Gebete, das ihr Gott bringen wollt, gemäße Verfassung zu setzen, fähig sind.

Brauchet, zum Exempel, ehe ihr euren Psalmen zum Lobe Gottes anstimmt, eure Einbildungskraft auf diese Art:

Halte dich still, und bilde dich ein, ihr sähet den Himmel offen, und das glorreiche Meer von Cherubim und Seraphim um den Thron Gottes stehen. Bildet euch ein, ihr hörtes die Musik der englischen Stimmen, welche weder Tag noch Nacht, das Lob desjenigen, der da ist, und war, und seyn wird, zu singen aufhören.

Helfe eurer Einbildung durch Stellen aus der Schrift, dergleichen folgende ist. [Offenb. VII. 4]. Darnach sahe ich, und siehe eine große Schaar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden, und Völkern, und Sprachen, vor dem Stuhl stehende und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen. Und schrien mit großer Stimme und sprachen: Heil sey dem, der auf dem Stuhl sitzt, unserm Gott und dem Lamm.

Und alle Engel stunden um den Stuhl, und um die Aeltesten, und fielen vor dem Stuhl auf ihr Angesicht, und beteten Gott an, und sprachen: Amen, Lob und Ehre, und Weisheit, und Dank, und Preis, und Kraft und Stärke sey unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Denket Merüber so lange nach, bis euch eure Einbildung über die Wolken geführt, bis sie euch unter diese himmlische Wesen versetzet, und ein drünstiges Verlangen in euch erweckt hat, an ihrer ewigen Musik Antheil zu nehmen.

Wenn ihr euch nur an diese Methode gewöhnet, und eure Einbildung mit dergleichen Vorstellungen beschäftigen wollt, so werdet ihr bald finden, daß es ein vortrefliches Mittel ist, den Geist der Andacht in euch zu erwecken.

Sanget also beständig euren Psalm, oder Lobgesang mit diesen Einbildungen an, und bei jedem Verse desselben bildet euch ein, ihr befinDET euch selbst in jener himmlischen Gesellschaft, ihr stimmtet mit in das Chor der Engel, deren Töne sich mit den euren, so wie die euren sich mit den andern, verbanden, und sanget das mit einer schlechten und schwachen Stimme auf Erden, was die Engel im Himmel singen.

Serner bildet euch manchmal ein, ihr wäret einer von denen gewesen, welche mit unserm Heilande, als er einen Lobgesang anstimmte, zu  
gleich



gleich gesungen. Stellet euch, so viel wie möglich vor, welche Majestät aus seinen Augen gestrahlet: bildet euch ein, ihr hättet, mit seiner Herrlichkeit umringet, dicht bey ihm gestanden. Und dann überlegt, wie sehr euer Herz würde sehn entflammt worden, was für Entzückungen der Freude ihr würdet gefühlt haben, wenn ihr zugleich mit dem Sohne Gottes gesungen hättet. Ueberleget, mit welcher Lust und Andacht ihr würdet gesungen haben, wenn ihr wirklich in diesem glücklichen Stande gewesen wäret, und für was für eine Straffe ihr es würdet gehalten haben, wenn ihr dabey hättet schweigen müssen. Dieses überlegt und lernet daraus, mit welcher Rührung ihr eure Psalmen und Lobgesänge singen sollt.

Ferner bildet euch manchmal ein, ihr hättet den heil. David, die Harfe in den Händen, und die Augen gen Himmel gewendet, gesehen; ihr hättet es mit angehört, wie er in der Entzückung, der ganzen Schöpfung, der Sonne und dem Monde, dem Lichte und der Finsterniß, dem Tage und der Nacht, den Menschen und den Engeln, zugerufen, sich mit seiner jauchzenden Seele zum Preise des Herrn der Heerschaaren zu verbinden.

Bleibet bey dieser Einbildung so lange stehen, bis ihr wirklich mit diesem göttlichen Sänger zu singen glaubt, und laßt euch einen solchen Gesellschaften lehren, wie ihr euer Herz in dem folgenden

# 356 XV Hauptst. von dem Singen ꝛc.

genden Psalmen gehörig zu Gott erheben sollt, mit welchem ihr beständig eure Morgenandacht anfangen könnt.

- Psal. CXLV. Ich will dich erheben, mein Gott, du König, und deinen Namen loben immer und ewiglich.

Die folgenden Psalmen, als der 34te, der 96te, der 103te, der 111te, der 146te, der 147te, sind von solchem Inhalte, daß sie die Herrlichkeit Gottes auf das wundervollste abschildern, und ihr könnt daher jeden derselben, welcher euch am besten gefällt, zu der bestimmten Stunde gebrauchen, oder könnt auch aus allen die schönsten Stellen nehmen, und diese auf eine Art zusammen setzen, wie es sich für eure Andacht am besten schickt.



## Sechzehntes Hauptstück.

Preiset die Andacht um neun Uhr des Morgens an, welches in der Schrift die dritte Stunde des Tages heisset. Der Inhalt dieser Gebete ist die Demuth.

**I**ch komme nunmehr zu einer andern Stunde des Gebets, welche in der Schrift die dritte Stunde des Tages genannt wird; nach unserer Art aber die Stunden zu zählen, ist es die neunte Stunde des Morgens.

Der fromme Christ muß sich um diese Zeit für verbunden halten, sein Gebet vor Gott zu erneuern, und sich abermals zu dem Throne der Gnade zu wenden.

Es findet sich zwar in der That kein ausdrücklicher Befehl in der Schrift, unsre Andacht in dieser Stunde zu wiederholen; allein man muß bedenken, daß auch kein ausdrücklicher Befehl darinn vorkömmt, den Tag mit Gebet anzufangen und zu beschließen. Wenn dieses uns also berechtigen kann, die Andacht zu dieser Stunde zu verabsäumen, so kann es uns auch eben sowohl berechtigen, die Andacht beides zu Anfang und am Ende des Tages zu verabsäumen.

Wenn aber der durchgängige Gebrauch der Heiligen zu allen Zeiten, wena die Gewohnheit der frommen Juden und ersten Christen einigen Nachdruck bey uns hat, so haben wir Ursache genug,

nug, diese Stunde zu einer beständigen Stunde der Andacht zu machen.

Wir sehen aus der Schrift, daß diese Stunde sowohl bey den Juden, als bey den Christen, der Andacht gewidmet gewesen, und wenn wir uns also zu denen rechnen wollen, deren Herz Gott gewidmet ist, so müssen wir diese Stunde nicht verben streichen lassen, ohne mit unsrer Andacht vor Gott zu erscheinen. Doch auch außer diesen wichtigen Beyspielen ist schon die bloße Vernunftmäßigkeit dieses Gebrauchs hinlänglich, euch zur genauen Beobachtung desselben aufzumuntern.

Denn wenn ihr des Morgens zu guter früber Zeit aufsteht, so wird zwischen eurer ersten Andacht und dieser Stunde ein satzamer Abstand seyn, und ihr werdet euch lange genug mit andern Dingen beschäftigt haben, um zu dem größten von allen euren Geschäften zurückzukehren, nemlich zur Erhebung eurer Seelen und Meinungen zu Gott.

Wenn ihr aber zu spät aufgestanden seyd, daß ihr eure erste Andacht kaum zu dieser Stunde anfangen könnt, zu welcher ihr schon in eurer zweyten begriffen seyn solltet, so könnt ihr daraus sehen, daß die weidliche Verlängerung des Morgenschlafs keine geringe Sache ist, weil sie euch in eurer Andacht so weit zurück setz, und euch der Segens und der Gnadenbezeugungen beraubt, welche durch öfteres Gebet erlangt werden.

Denn

Denn wenn das Gebet bey Gott etwas vermag, wenn es die Banden der Sünde auflöset, wenn es die Seele reiniget, wenn es unsre Herzen verbessert, und den Beystand der göttlichen Gnade zu uns herab zieht; wie kann das für eine geringe Sache gehalten werden, was uns eine Stunde des Gebets entziehet?

Bildet euch ein, ihr stündet irgendwo noch in der Luft, als ein Zuschauer alles dessen, was in der Welt vorgeht; bildet euch ein, ihr fähet auf einen Blick alle die Andachten, mit welchen die Christen jeden Tag vor Gott erscheinen. Bildet euch ein, ihr bemerktet, daß einige derselben, so wie die ersten Christen, eine fromme Eintheilung des Tages und der Nacht beobachteten, daß sie keine Stunde des Gebets versäumten, daß sie Psalmen sangen, und Gott zu allen den Zeiten anrufften, zu welchen die Heiligen und Märtyrer ihre Gnadengaben von Gott herabbeteten.

Bildet euch ein, ihr fähet andre ohne alle Regel, sowohl in Ansehung der Zeit zum Gebete, als der Öftern Wiederholung desselben, leben; ihr fähet sie ihre Andacht früher oder später verrichten, so wie es ihnen Schlaf und Trägheit erlaubten.

Wenn ihr dieses nun sehen solltet, so wie Gott es sieht, was glaubt ihr wohl, daß dieser Anblick für Regungen in euch erwecken werde? Was für ein Urtheil würdet ihr wohl über diese verschiedene Gattungen von Menschen ergehen lassen? Könntet ihr wohl denken, daß die,

welche ihre Regeln der Andacht so genau beobachten, durch ihre Genauigkeit nichts gewinnen sollten? Könntet ihr wohl denken, daß ihre Gebete eben so aufgenommen werden, und ihnen nicht mehr Segen verschaffen würden, als die Gebete derer, welche sich lieber in Trägheit pflegen, als die Stunden und Regeln der Andacht beobachten wollen?

Könntet ihr wohl die einen für eben so aufrichtige Diener Gottes halten, als die andern? Könntet ihr euch wohl einbilden, daß die, welche in ihrem Leben so unterschieden sind, nicht auch nach dem Tode einen Unterschied ihres Standes zu erwarten haben sollten? Könntet ihr es wohl für eine gleichgültige Sache halten, welchen von diesen Leuten ihr am ähnlichsten seyd?

Alles nicht, so foract, wie ihr ie eher ie lieber zu der Zahl der Kronen, zu der Gemeinschaft der Heiligen gehören möget, unter welcher ihr, wenn ihr die Welt verlasset, erfunden zu werden wüßdet.

Und ob schon die bloße Anzahl und Wiederholung unsrer Gebete, von sehr geringem Werthe ist, so können wir gleichwohl, weil das gehäufig und andächtig verrichtete Gebet das natürlichste Mittel ist, unsre Herzen zu bessern und zu reinigen, und weil das Anhalten im Gebet uns in der Schrift eben so sehr empfohlen wird, als das Gebet selbst, versichert seyn, daß, wenn wir fläßig und anhaltend im Gebet sind, wir

wir die besten Mittel ergriffen haben, uns der größten Vortheile eines frommen Lebens zu versichern.

Und von demjenigen Begehren, welche sich durch Nachlässigkeit, Trägheit und Wohlleben zur Beobachtung gewisser Regeln und Stunden der Andacht ungeschickt machen, können wir gewiß glauben, daß sie sich selbst des Segens und der Gnadenbezeugungen berauben, welche eine genaue und inbrünstige Andacht von Gott verschafft.

Da nun dieses fleißige Anhalten im Gebet in der Schrift gegründet ist, und uns durch das Beispiel aller wahren Anbeter Gottes empfohlen wird; so müssen wir uns wegen Unterlassung desselben nie für entschuldigt halten, als wenn wir zeigen können, daß wir unsre Zeit mit Geschäften zubringen, die Gott angenehm, als unser Gebet sind.

Au allerwenigsten aber müssen wir uns einbilden, daß Trägheit, Nachlässigkeit, Vergötzungen und Zeitvertreibe uns auf irgend eine Art entschuldigen können, wenn wir in Beobachtung unsrer Andacht nicht strenge und fleißig genug sind.

Wenn ihr den Geist der Andacht habt, so wird es euch angenehm seyn, von Zeit zu Zeit euch zum Gebete wenden zu können, weil dieses die Seele in einem heiligen Genusse Gottes erhält, unsre Leidenschaften in göttliche Liebe verwand-

dest, und unsre Herzen mit stärkerer Freude und mächtigerem Troste erfüllt, als in irgend einem andern Dinge auf der Welt zu finden ist.

Wenn ihr aber den Geist der Andacht nicht habt, so seyd ihr zu diesem Fleiße im Gebete um so viel mehr verbunden, damit das wahre Gefühl der Andacht in eurem Herzen erweckt, und in Übung erhalten werde.

Da wir nun sehen, daß der Geist des Christenthums und das Beispiel der Heiligen aller Zeiten, diese Eintheilung des Tages in gewisse Stunden des Gebets von uns fordern; so wird es euch sehr nützlich seyn, wenn ihr eine rechte Wahl unter den Dingen trefft, die der Inhalt eurer Gebete seyn sollen, und für jede Stunde des Gebets eine besondere Materie festsetzet, die ihr nach Beschaffenheit eurer Umstände verändern oder erweitern könnt.

Auf diese Weise werdet ihr die beste Gelegenheit haben, euch auf alle Stücke derjenigen Tugend oder Gnadengabe, die ihr zu dem besondern Inhalte des Gebets gemacht habt, weitläufig und besonders einzulassen; und wenn ihr also nach allen ihren Stücken darum bittet, und sie alle Tage zu dem Inhalte eines ganzen Gebets macht, so werdet ihr gar bald euer Herz sehr verändert finden, und es wird euch unmöglich seyn, jeden Tag eures Lebens um alle Stücke dieser oder jener Tugend so unablässig zu bitten, und gleichwohl die übrige Zeit des Tages ihr zuwider zu leben.

Wenn



Wenn ein weltlich gesinnter Mann jeden Tag wider alle weltliche Neigungen beten wollte; wenn er eine weitläufige Beschreibung aller Versuchungen des Geistes machen, und Gott um Beystand, sie alle zu überwinden, anflehen wollte, so würde er gar bald sein Gewissen so sehr gerührt finden, daß er entweder dieses Gebet, oder sein weltliches Leben, unterlassen müßte.

Eben so ist es auch mit allen andern Stücken beschaffen; und wenn wir bitten und nichts erhalten, so kommt es daher, weil wir nicht so bitten, wie es sich gehört, weil wir in Valteln und allgemeinen Formeln bitten, welche die Tugenden bloß nennen, ohne ihre besondern Theile zu beschreiben, und weil sie für unsre Umstände nicht besonders eingerichtet sind, auch keine Veränderung in unserm Herzen hervorbringen können. Wenn ein Mensch aber alle Stücke einer Tugend in seinem Gebete berührt, so wird sein Gewissen dadurch erweckt, und er erschrickt, sich so weit davon entfernt zu sehen. Und dadurch eben wird er zur Anbrunst im Gebete angereizt, wenn er wahrnimmt, wie viel ihm noch von derjenigen Tugend fehlet, um die er Gott insondondere anflehet.

Ich habe in dem vorhergehenden Hauptstücke die Vortreflichkeit des Lobes und der Danksagung gezeigt, und beides in dem Inhalte eurer ersten Morgenaudacht angepriesen.

Und weil der Stand der Demuth der wahre Stand der Religion ist; weil die Demuth das Leben und die Seele der Frömmigkeit, der Grund und die Stütze einer jeden Tugend und eines jeden guten Werks, die stärkste Versicherung aller heiligen Neigungen ist; so will ich euch die Demuth, als den besten Inhalt eurer Andacht, zu dieser dritten Stunde des Tages, empfehlen, und ernstlich wünschen, daß ihr keinen Tag wohl vollbracht zu haben glauben möget, an welchem ihr nicht früh in dieser demüthigen Verfassung vor Gott erschienen, und ihn angerufen, euch den Tag über in dem Geiste der Sanftmuth und Niedrigkeit wandeln zu lassen.

Diese Tugend ist zur gebührenden Verfassung unsrer Seele so nothwendig, daß sich ohne dieselbe ein vernünftiges und frommes Leben auch nicht denken läßt. Wir können eben so wohl ohne Augen und ohne Athem leben, als in dem Geiste der Religion einhergehen, ohne den Geist der Demuth zu haben.

Und ob nun gleich diese Tugend die Seele und das Wesen aller Pflichten der Religion ist, so ist sie doch, überhaupt zu reden, von allen Tugenden diejenige, die von den Christen in gemein, am wenigsten verstanden, am wenigsten geachtet, am wenigsten begehret und gesucht wird.

Niemand hat mehr Ursache gegen die Anfälle des Stolzes auf seiner Hut zu seyn, als die,  
wel:

welche in einem frommen Leben schon einige Progressen gemacht haben. Denn der Stolz kann eben sowohl durch unsre Tugenden, als durch unsre Laster wachsen, und er sticht sich in unser Herz bei aller Gelegenheit ein.

Jede gute Gedanke, die wir haben, jede gute Handlung, die wir thun, stellet uns dem Stolze bloß, und setzt uns den Anfällen der Eitelkeit und Selbstliebe aus.

Nicht allein die Schönheit unsrer Person, nicht allein die Glücksgüter, oder unsre natürlichen Gemüthsgaben und Vorzüge des Lebens, sondern selbst unsre Andachten und Almosen, unsre Fasten und Erniedrigungen, unterwerfen uns den starken Versuchungen dieses bösen Geistes.

Und dieses ist eben die Ursache, warum ich jede fromme Person so ernstlich ermahne, jeden Tag mit Uebungen der Demuth anzufangen, damit sie unter dem Schutze dieser guten Führerin ihren Weg sicher fortsene, und nicht das Opfer ihrer eignen Progressen in den Tugenden werde, welche die Menschen vom Verderben erretten sollen.

Die Demuth besteht nicht darin, daß wir eine üblere Meinung von uns selbst haben, als wir verdienen, oder daß wir uns tieffer heruntersetzen, als wir herunter zu setzen sind; sondern so, wie jede Tugend auf Wahrheit gegründet ist, so ist auch die Demuth auf eine wahre und  
rich-

richtige Empfindung unsrer Schwachheit, unsers Elends und unsrer Sünde gegründet. Nur der, welcher diese Empfindung seines Zustandes gehörig fühlt und darinn lebt, nur der lebt in Demuth.

Unsre Schwachheit erhellet aus der Unfähigkeit, irgend etwas aus unsern eignen Kräften zu thun. Unserm natürlichen Stande nach, sind wir gänzlich ohne alles Vermögen; wir sind zwar wirklich thätige Wesen, allein wir können nicht anders als vermöge derjenigen Kraft handeln, die uns alle Augenblicke aufs neue von Gott geliehen wird.

Wie können aus eigener Kraft eben so wenig eine Hand rühren, oder einen Fuß fortsetzen, als wir die Sonne bewegen, oder die Wolken aufhalten können.

Wenn wir ein Wort sprechen, so fühlen wir, daß wir von uns selbst eben so wenig Vermögen dazu haben, als wir Vermögen haben, einen Todten zu erwecken. Denn wir handeln eben so wenig aus eigener Macht, oder aus eignen Kräften, wenn wir ein Wort sprechen, oder einen Laut hervorbringen, als die Äpfel aus eigener Macht, oder aus eignen Kräften handeln, wenn ein Wort aus ihrem Munde Teufel austreibt, und Krankheiten heilt.

So wie sie blos die Macht Gottes geschickt machte, mit solchem Nachdrucke zu sprechen, so macht auch uns blos die Macht Gottes geschickt, überhaupt zu sprechen.

Wie

Wir finden in der That, daß wir sprechen können, so wie wir finden, daß wir leben; die wirkliche Ausübung des Sprechens aber, ist eben so wenig in unsrer eignen Gewalt, als der wirkliche Genuß des Lebens.

Dieses ist die abhängende, hülflose Armseligkeit unsers Standes; welche ein großer Bewegungsgrund zur Demuth ist. Denn da wir weder von uns selbst sind, noch etwas von uns selbst thun können, so machen wir uns, wenn wir auf irgend etwas, das wir sind, oder auf irgend etwas, das wir thun, stolz sind, und uns die Ehre deswegen selber zuschreiben, beydes des Stehlens und des Lüzgens schuldig. Wir machen uns des Stehlens schuldig, indem wir uns selber Dinge beylegen, welche Gott zugehören. Wir machen uns des Lüzgens schuldig, indem wir unsern wahren Zustand verleugnen, und etwas zu seyn vorgeben, was wir doch nicht sind.

Der zweyte Bewegungsgrund zur Demuth ist das Elend unsers Zustandes.

Das Elend unsers Zustandes erschelt aber daraus, daß wir diese geborgten Kräfte unsrer Natur, zur Pein und Marter unsrer selbst, und unsrer Nebengeschöpfe misbrauchen.

Der allmächtige Gott hat uns den Gebrauch der Vernunft anvertrauet, und wir misbrauchen sie zur Verwirrung und zum Verderben unsrer Natur. Wir vernünfteln uns selbst in alle Arten der Thorheit und des Elends, und machen unser Leben zu einem Spiele thörichter  
und

und ausschweifender Leidenschaften, indem wir nach eingebildeter Glückseligkeit unter allen Arten von Gestalten suchen, uns selber tausend Bedürfnisse erschaffen, unsre Herzen mit falscher Hoffnung und Furcht aufziehen, die Welt gleich unvernünftigen Geschöpfen brauchen, einander beneiden, und mit unruhigen Leidenschaften und unvernünftigen Zänkereyen, einander plagen und martern.

Es darf ein ieder nur auf sein Leben zurück sehen, und überlegen, wie er seine Vernunft gebraucht, wie wenig er sie zu Rathe gezogen, und wie selten er ihr gefolgt; was für thörichte Leidenschaften, was für eitle Gedanken, was für unnöthige Arbeit, was für ausschweifende Anschläge den größten Theil seines Lebens weggenommen; wie thöricht er in seinen Worten und seinem Umgange gewesen; wie selten er aus Ueberlegung etwas gutes gethan, und wie oft er durch den bloßen Zufall abgehalten worden, übel zu thun; wie selten er mit sich selbst zufrieden, und wie oft andre mit ihm unzufrieden gewesen; wie oft er seine Rathschlüsse geändert; wie oft er das, was er haßte, lieb gewonnen, und was er liebte, zu hassen angefangen; wie oft er über Kleinigkeiten erzürnt und entzündet worden; wie oft ihm einerley Dinge gefallen und mißfallen, und wie unabläßig er eine Eitelkeit mit der andern abgewechselt. Nur aus diesem Gesichtspuncte darf ein Mensch sein Leben betrachten, und er wird bald Gründe genug finden, die ihm das Geständniß aus-

auspressen, der Stolz sey nicht für den Menschen gemacht.

Er darf nur bedenken, daß wenn die Welt alles von ihm wüßte, was er selbst von sich weiß; wenn man sähe, was für Eitelkeit und Leidenschaft sein Inneres regierten, und was für verborgne Neigungen seine besten Handlungen verstellen und verderben, so würde er eben so wenig verlangen, wegen seiner Güte und Weisheit geehrt und bewundert zu werden, als ein ungesunder, verfaulter Körper, wegen seiner Schönheit bewundert und geliebt zu werden, verlangen kann.

Dieses ist so wahr, und den Herzen der allermeisten Menschen so bekannt, daß ihnen nichts schrecklicheres widerfahren könnte, als wenn sie ihre Herzen den Augen aller Zuschauer so bloß gestellt wissen sollten.

Und vielleicht giebt es wenig Menschen in der Welt, welche nicht lieber sterben, als alle ihre geheime Thorheiten, alle ihre Irthümer des Verstandes, alle Eitelkeit ihrer Gemüther, die Unlauterkeit aller ihrer Anschläge, die Heftigkeit ihrer eiteln und unordentlichen Leidenschaften, ihr Misvergnügen, ihren Haß, ihren Neid, ihre Plagen, der Welt bekannt gemacht haben wollten.

Und soll der Stolz wohl noch in einem Herzen ernährt werden, das von seinem eignen elenden Zustande so überzeugt ist?

Soll ein Geschöpf, welches die Scham unmöglich würde aussprechen können, wenn es der Welt ~~nach~~ seiner wahren Beschaffenheit bekannt würde; soll ein solches Geschöpf, weil seine Schande nur Gott, und den heiligen Engeln, und seinem Gewissen bekannt ist, es wagen dürfen, in dem Angesichte Gottes und der heiligen Engel, eitel und auf sich selbst stolz zu erscheinen?

Wenn wir drittens, noch hierzu die Scham und Schuld der Sünde fügen, so werden wir einen noch größern Bewegungsgrund zur Demuth finden.

Es würde kein Geschöpf, wenn es schon in Unschuld gelebt hätte, deswegen ein Recht erlangt haben, auf sich selbst stolz zu seyn, weil es, als ein Geschöpfe, alles, was es ist, oder hat, oder thut, von Gott ist, hat und thut, und daher alle Ehre, die es sich annahm, bloß und allein Gott zukommt.

Wenn aber ein sündiges Geschöpf, welches unter dem Jorne des großen Verrichters der ganzen Welt liegt, und nichts als Straffe und Marter, wegen des schändlichen Mißbrauchs seiner Kräfte, von ihm verdienet; wenn ein solches Geschöpf auf irgend etwas, das es ist, oder thut, stolz ist, so kann man mit Recht sagen, daß es auf seine Schande stolz ist.

Wie ungeheuer und schändlich aber die Natur der Sünde sey, erhellet hinlänglich aus dem



dem großen Veröhnopfer, durch welches wir allein von der Schuld derselben gereinigt werden konnten.

Es wurde nichts geringers darzu erfordert, die Schuld unsrer Sünden von uns zu nehmen, als der martervolle Tod des Sohnes Gottes. Hätte er nicht unsre Natur angenommen, so würde unsre Natur auf ewig von Gott getrennt und unfähig geblieben seyn, vor ihm zu erscheinen.

Und wie ist es möglich, daß noch einiger Stolz bey uns Statt finden kann, da wir Theilhaber einer solchen Natur sind?

Haben uns unsre Sünden ihm so häßlich und abscheulich gemacht, daß er auch nicht einmal unser Gebet und unsre Reue eher annehmen können, als bis der Sohn Gottes selbst Mensch, und der leidende Bersprecher für unser ganzes Geschlecht geworden; wie können wir in diesem Zustande hohe Gedanken von uns selbst haben? Können wir an unsrer eignen Würde Vergnügen finden, da wir nicht einmal würdig sind, ohne die Vermittelung des Sohnes Gottes, um Vergebung unsrer Sünde zu bitten?

Und so tief ist der Grund zur Demuth gelegt, in diese beweinenswürdigen Umstände unsers Standes nehmlich, welche deutlich zeigen, daß es ein eben so großes Vergehen wider die Wahrheit und das Wesen der Dinge sey, wenn ein Mensch, in diesen Umständen, einen Anspruch auf irgend einen Grad der Ehre, machen will,

als wenn er vorgeben wollte, er habe sich selbst erschaffen. Wenn ein Mensch auf etwas, das sein eigen ist, stolz seyn will, so muß er auf sein Elend und seine Sünde stolz seyn; denn dieses ist das einzige, was ihm eigenthümlich zu gehört.

kehret eure Augen gen Himmel und bildet euch ein, ihr sähet alles, was daselbst geschieht; bildet euch ein, ihr sähet die Cherubim und Seraphim und alle die glorreichen Einwohner dieses Orts, alle zu einem Werke vereinigt; wie sie nicht ihre eigene *Ehre* suchen, wie sie nicht nach ihrer eignen Erhebung trachten, wie sie nicht ihre eignen Vollkommenheit bewundern, wie sie nicht ihr eigen Lob singen, wie sie nicht sich selbst hoch schätzen und andre verachten, sondern wie sie alle mit einerley Werke beschäftigt und alle in einerley Freude selig sind; wie sie ihre Kronen vor dem Throne Gottes niederwerffen, und ihn allein für würdig erkennen, Preis, Ehre und Kraft zu nehmen. [Offenb. IV. 10. 11].

Als denn kehret eure Augen auf die gefallene Welt, und überleget, wie unvernünftig und häßlich es für solche arme Würmer, für solche elende Sünder, sich an ihrer eignen eingetildeten Herrlichkeit zu vergnügen, da inzwischen die erhabensten und glorreichsten Söhne des Himmels, keine andre Größe und Ehre suchen, als die, alle Ehre, Größe und Herrlichkeit Gott allein zuzuschreiben.

Der Stolz ist blos ein Verderben der gefallenen Welt, und findet unter keinem andern Wesen Statt; er kann blos da bestehen, wo Unwissenheit und Sinnlichkeit, Lügen und Salschheit, Lüste und Unreinigkeit herrschen.

Lasset einen Menschen, wenn er mit seiner eignen Figur am zufriedensten ist, seine Augen auf ein Crucifix werfen, und unsern Erlöser betrachten, wie er mit ausgestreckten Armen ans Kreuz genagelt ist; und alsdenn laßt ihn überlegen, wie abgeschmact es sey, wenn ein Herz voller Stolz und Eitelkeit zu Gott betet, und sich in seinem Gebete auf Martern eines so sanftmüthigen und gekreuzigten Erlösers gründen will.

Dieses sind die Betrachtungen, welche ihr oft anstellen müßt, damit ihr dadurch geschickt gemacht werdet, vor Gott und den Menschen in einem solchen Geiste der Demuth einherzugehen, als sich für den schwachen, elenden und sündigen Stand aller derer schickt, welche von dem gefallenen Adam abstammen.

Wenn ihr nun durch dergleichen allgemeine Betrachtungen, euren Verstand von der Vernunftmäßigkeit der Demuth überzeugt habt, so müßt ihr euch nicht damit begnügen, und glauben, ihr wäret also schon demüthig, weil euer Verstand die Vernunftmäßigkeit der Demuth erkennt, und sich wider den Stolz erklärt. Sondern ihr müßt euch unmittelbar darauf, an die

Ausübung dieser Tugend selbst machen, gleich einem jungen Anfänger, welcher noch alles zu lernen hat, welcher auf einmal nur sehr wenig, und noch dazu mit großer Schwierigkeit lernen kann. Ihr müßt bedenken, daß ihr nicht allein diese Tugend zu lernen habt, sondern daß ihr, als ein Lehrling, eure ganze Zeit über darinn weiter gehen, nach größern Graden derselben streben, und alle Tugend Handlungen der Demuth ausüben müßt, so wie ihr alle Tugend Handlungen der Andacht ausübet.

Ihr würdet euch nicht einbilden, daß ihr deswegen andächtig wäret, weil euer Verstand das Beten billiget, und ihr euch öfters für die Andacht vortheilhaft erkläret. Wie viel Leute aber bilden sich ein, demüthig genug zu seyn, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil sie die Demuth oft empfehlen, und sich wider den Stolz mit vielem Nachdrucke erklären?

Cäcus ist ein reicher Mann, der eine gute Lebensart und seine Gaben hat. Er hat sich in den Putz verliert, und ist auf alle Kleinigkeiten bedacht, die seiner Person irgend eine Zierath mehr geben können. Er ist gegen alle seine Untergebene aufgeblasen und gebietherisch, er ist von allem, was er sagt und thut, eingenommen, und kann sich unmöglich einbilden, daß ein Verstand, wie der seinige, irren könne. Er kann keinen Widerspruch ertragen, und entdeckt die Schwäche eures Verstandes, sobald ihr euch ihm widersetzt. Er verändert alle Dinge in sei-

nem Hause, seine Kleider, und seine Equipage, sobald ihm etwas Zierlichs vorkömmt. Cäcus würde sehr religiös gewesen seyn, wenn er nur nicht beständig geglaubt hätte, er wäre es schon.

Nichts ist dem Cäcus verhasster, als ein stolzer Mensch; und zu allem Unglücke ist er hietz inn so scharfsichtig, daß er bey allen Menschen Spuren der Eitelkeit entdeckt.

Gegentheils liebt er demüthige und bescheidne Personen ganz außerordentlich. Die Demuth, sagt er, ist so eine liebenswürdige Eigenschaft, daß sie uns unsre Hochachtung abdringt, wir mögen sie antreffen, wo wir wollen. Es ist gar keine Möglichkeit, die geringste Person, welche sie besitzt, zu verachten, oder den größten Mann, welchem sie fehlet, hochzuschätzen.

Cäcus bildet sich eben so wenig ein, daß er stolz sey, als er sich einbildet, daß es ihm an Sinnen fehlen sollte; und die Ursache hiervon ist die, weil er beständig fühlet, daß er die Demuth so sehr liebet, und wider den Stolz so aufgebracht ist.

Es ist wahr, Cäcus, ihr redet aufrichtig, wenn ihr sagt, daß ihr die Demuth liebet und den Stolz verabscheuet. Ihr seyd kein Heuchler, ihr redet die wahren Gesinnungen eures Gemüths; allein laßt euch auch zugleich dieses gesagt seyn, Cäcus, daß ihr blos an andern die Demuth liebet, und den Stolz hasset. Ihr habt in eurem ganzen Leben an keine andre De-

muth, und an keinen andern Stolz gedacht, als an den, welchen ihr an andern Leuten gesehen.

Der Fall, worinn sich Cacus befindet, ist ein sehr gewöhnlicher Fall; es leben nicht wenige Leute in allen Thorheiten des Stolzes, und hängen aller Eitelkeit nach, die sich ihrer Gemüther bemächtigen kann; gleichwohl aber kommen sie auch nicht einmal auf die Vermuthung, daß sie von Stolz und Eitelkeit regieret würden, weil sie wissen, wie sehr ihnen stolze Leute zuwider sind, und wie ungemein ihnen Demuth und Verschcheidenheit gefallen, sie mögen sie finden, wo sie wollen.

Alle ihre Reden zum Vortheile der Demuth, alle ihre Spötereien wider den Stolz, betrachten sie als so viele wahre Uebungen und Wirkungen ihres demüthigen Geistes.

In der That aber sind dieses nichts weniger, als Handlungen oder Beweise der Demuth, sondern sie sind vielmehr sichere Merkmale des Mangels derselben.

Denn je stolzer einer selbst ist, desto unerträglich wird ihm die geringste Spur des Stolzes an andern seyn; und je weniger Demuth einer selbst hat, desto mehrere wird er von andern verlangen, und desto lieber wird er sie an andern finden.

Ihr müßt also hier ein ganz ander Maaß annehmen, und euch nur in so weit für demüthig halten, als ihr alle Beweisstücke der Demuth  
euch

euch selbst auflegt, und sie niemals von andern verlangt. Ihr müßt nur in so ferne von euch glauben, daß ihr den Stolz hasset, in so ferne ihr ihn bey euch selbst nicht Statt finden lasset, noch an andern Personen tadelt.

Dieses nun zu bewerkstelligen, dürft ihr blos bedenken, daß Stolz und Demuth nichts für euch zu bedeuten haben, als in so ferne sie euer eigen sind; daß sie euch weder schädlich noch nützlich seyn können, als in so ferne sie die Eigenschaften eures eignen Herzens sind.

Daß ihr also die Demuth liebt, dieses kann euch zu nichts helfen, als in so ferne ihr es gerne seht, daß eure eignen Gedanken, Worte und Werke von ihr regiert werden. Und daß ihr den Stolz hasset, dieses kann euch weiter keinen Vortheil bringen, und ist auch weiter keine Vollkommenheit an euch, als in so ferne ihr euch hütet, irgend einen Grad derselben in eurem eignen Herzen zu dulden.

Um nun in der Ausübung der Demuth einen guten Anfang zu machen, müßt ihr es für ganz gemacht annehmen, daß ihr stolz seyd, und daß ihr, euer ganzes Leben hindurch, mit dieser unvernünftigen Neigung mehr oder weniger behaftet gewesen.

Ihr müßt also glauben, daß der Stolz eure größte Schwachheit ist, daß ihm euer Herz sehr ergeben ist, und daß er sich so unablässig in dasselbe einzustahlen sucht, daß ihr ja wohl auf eu-

rer Hut sehn, und seine Angriffe in allen guten Handlungen befürchten müßt.

Und das ist es, was die meisten Menschen, besonders Anfänger in einem frommen Leben, mit gutem Grunde der Wahrheit von sich denken kennen.

Denn es ist kein ander Laster in unsrer Natur so tief eingewurzelt, und keines bekömmet fast von allen Dingen, die wir denken oder thun, so viel Nahrung, als der Stolz. Es werden wenig Dinge in der Welt seyn, die wir nöthig haben, oder gebrauchen, es werden sich wenig Handlungen oder Pflichten des Lebens finden, an welchen der Stolz nicht Mittel finden sollte, einigen Antheil zu nehmen. Wir mögen uns also mit unsrer Andacht zu Gott wenden, wenn wir wollen, wir können immer gewiß seyn, daß wir einen großen Theil Stolz zu bereuen haben.

Wenn es euch also zuwider ist, diese Meinung von euch selbst zu hegen, und wenn ihr euch unter die nicht rechnen wollt, welche von der Krankheit des Stolzes geheilet zu werden bedürfen, so könnt ihr es so gewiß glauben, als ob es euch ein Engel vom Himmel gesagt hätte, daß euch mehr nicht, als noch eure ganze Demuth, fehlt.

Denn das ist das größte Merkmal eines eingewurzelten Stolzes, wenn man, schon demüthig genug zu seyn, glaubt. Wer Gott schon



genug zu lieben vermeint, der zeigt, daß ihm diese heilige Leidenschaft gänzlich unbekant ist; und wer schon Demuth genug zu besitzen meinet, der zeigtet gleicher Maassen, daß man ihn noch nicht einmal einen Anfänger in der Ausübung der wahren Demuth nennen kann.



## Siebzehntes Hauptstück.

Zeiget wie schwer die Ausübung der Demuth, durch den allgemeinen Lauf und Geist der Welt gemacht werde, und wie sehr das Christenthum, der Welt entgegen zu leben, von uns fordere.

**E**in ieder, der sich an die Ausübung dieser Tugend der Demuth macht, muß sich, wie ich zuvor gesagt habe, als einen Anfänger betrachten, welcher etwas zu lernen hat, das seinen vorigen Eigenschaften und Neigungen zuwider ist, und blos durch eine tägliche und beständige Uebung erlangt werden kann.

Er hat nicht nur blos so viel zu thun, als der, welcher irgend eine neue Kunst, oder Wissenschaft zu lernen hat, sondern er muß auch sehr vieles erst wieder verlernen. Er muß seinen eignen Geist, welcher sich lange Zeit selbst bestimmet und gebildet hat, vergessen und ablegen; er muß die Wege von Fäden

schaften und Meinungen, welche ihm die Mode, der Lauf und der Geist der Welt natürlich gemacht haben, aufgeben und sich völlig von ihnen los machen.

Er muß seinen eignen Geist ablegen; denn da wir in Sünden geboren sind, so gehört auch der Stolz zu diesen Sünden, welcher uns eben so natürlich ist, als die Selbstliebe, und unaufhörlich aus derselben entspringt. Und dieses ist eine von den Ursachen, warum das Christenthum so oft, als eine neue Geburt und als ein neuer Geist vorgestellt wird.

Er muß die Meinungen und Leidenschaften aufgeben, die er von der Welt angenommen hat, weil die Mode und der Lauf der Welt, von welchem wir, ehe wir noch von dem Werthe der Dinge ein richtiges Urtheil fällen können, gleich als von einem Strome dahin gerissen werden, in mancherley Betrachtung der Demuth zuwider ist: so daß wir also das, was uns der Geist der Welt gelehrt hat, wieder verlernen müssen, ehe wir von dem Geiste der Demuth regiert werden können.

Der Teufel wird in der Schrift der Fürst dieser Welt genannt, weil er viel Gewalt in derselben hat, und weil viele von ihren Regeln und Grundjahren von diesem bösen Geiste, dem Vater aller Lügen und Falschheit, erfunden worden, um uns von Gott zu trennen und unsrer Rückkehr zur Seligkeit vorzunehmen.

Nach

Nach dem Geiste und dem Lauffe dieser Welt nun, deren verdorbne Luft wir alle eingeathmet haben, werden viel Dinge für groß und rühmlich und wünschenswerth angesehen, die es doch so wenig sind, daß die wahre Größe und Ehre unsrer Natur darinn besteht, sie nicht zu begehren.

Einen Ueberfluß an Gütern besitzen; Häuser und reiche Kleider haben; mit Prung und Pracht bedienet werden; schon von Person seyn; Würden und Titel führen; unsern Nebengeschöpfen vorgezogen werden; über den Gehorsam und die Ehrenbezeugungen andrer zu gebieten haben; mit Bewunderung angesehen werden; unsre Feinde mit Gewalt überwinden; sich alle unterwerfen, die sich uns widersetzen; sich in so vielem Glanze darstellen, als nur möglich ist; hoch und köstlich leben, und essen, und trinken; und sich auf die theuerste Art vergnügen: das sind die großen, die rühmlichen, die wünschenswerthen Dinge, auf welche der Geist der Welt die Augen aller Menschen richtet; und es fürchtet sich mancher, stille zu stehen, und diesen Dingen nicht nachzugeben, weil ihn eben diese Welt für einen Thoren halten möchte.

Die Geschichte des Evangelii, ist fast nichts als die Geschichte des Sieges Christi über diesen Geist der Welt; und die Anzahl der wahren Christen, ist einzig die Anzahl derer, welche dem Geiste Christi gefolgt sind, und diesem Geiste der Welt entgegen gelebt haben.

Wer

Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein; und ferner: alles was von Gott gehoben ist, überwindet die Welt. Trachtet nach dem, das droben ist, und nicht nach dem, das auf Erden ist; denn ihr seyd gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Dieses ist die Sprache des ganzen neuen Testaments. Dieses ist das Merkmal des Christenthums; ihr sollt gestorben seyn, das ist, ihr sollt dem Geiste und dem Laufe der Welt abgestorben seyn, und in dem Geiste Christi ein neues Leben leben.

Der Klarheit und Deutlichkeit dieser Lehren aber unachtet, nach welchen wir der Welt also so entsagen sollen, leben und sterben gleichwohl ein großer Theil der Christen als Sklaven der Gewohnheiten und des Laufs der Welt.

Wie viele sind von Stolz und Eitelkeit auf Dinge aufgeblasen, die sie ganz und gar nicht einmal würden in schätzen wissen, wenn sie nicht von der Welt bewundert würden?

Würde sich wohl ein Mensch zehn Jahr länger mit der mühseligsten Arbeit plagen, um noch zwey Pferde mehr vor seine Kutsche spannen zu können, wenn er nicht wüßte, daß die Welt eine Kutsche mit sechs Pferden ungemein sehr bewundere? Wie bekümmert sind viel Leute, ihre Häuser nicht prächtig genug meubliert zu haben, oder nicht kostbar genug gekleidet zu seyn, bloß aus der einzigen Ursache, die Welt werde sie

### Demuth nach d. gem. Laufe der Welt. 383

sie sonst nicht gehörig achten, und sie mit dem niedrigsten Pöbel in eine Classe setzen?

Wie oft würde nicht der und jener der Aufgeblasenheit und schlechten Gemüthsart anderer nachgegeben und ein demüthiges Wesen gezeigt haben, wenn er es nur wagen dürfte, in den Augen der Welt für einen so Kleinmüthigen Mann zu gelten?

Wie mancher würde seinen Groll unterdrücken, und eine Beleidigung vergeben, wenn er nicht befürchten müßte, die Welt möchte ihm seine Versöhnlichkeit übel auslegen?

Wie mancher würde die christliche Mäßigkeit und Mäßigkeit nach ihrer größten Vollkommenheit ausüben, wenn ihm nicht für das Urtheil bange wäre, welches die Welt über so ein Leben zu fällen pflegt?

Andre haben sehr oft den Vorsatz, nach den Regeln der christlichen Vollkommenheit zu leben, welche bloß dadurch wieder davon abgeschreckt werden, weil sie überlegen, was die Welt wohl von ihnen sagen werde.

So sehr fesseln die Eindrücke, welche wir in dem Umgange mit der Welt annehmen, unsere Gemüther; wir wagen es nicht, in den Augen Gottes und der heiligen Engel vorzüglich zu erscheinen, bloß weil wir uns fürchten, in den Augen der Welt für Klein gehalten zu werden.

Und hieraus entspringen die größten Schwächen der Demuth, weil sie in keinem andern Gemüth

### 384 XVII Hauptst. die Schwierigkeit der

Demüthe Statt finden kann, als in einem solchen, welches der Welt abgestorben ist, und alle Begierde nach ihren Ehren und Hoheiten aufgegeben hat; daß man also, um wirklich vermüthig zu seyn, alle die Begriffe wieder verlernen muß, die man das ganze Leben hindurch, von diesem verderbten Geiste der Welt gelernt hat.

Ihr könnt den Anfällen des Stolzes eher nicht widerstehen, die sanftmüthigen Beschinnungen der Demuth können in eurer Seele eher nicht Platz finden, als bis ihr der Gewalt der Welt über euch, Einhalt gethan, und euch des blinden Gehorsams gegen ihre Befehle entlediget habt.

Und wenn ihr einmal so weit gekommen seyd, daß ihr in dem Strome der weltlichen Gewohnheiten und Neigungen, ohne mit fortgerissen zu werden, stille stehen, und den wahren Werth der Dinge, welche in der Welt am meisten gelten, und am meisten bewundert werden, untersuchen könnt, so seyd ihr eurer Freyheit um ein großes näher gekommen, und habt einen sehr guten Grund zur Verbesserung eures Herzens gelegt.

Denn so groß auch die Macht der Welt ist, so beruht sie doch nur blos und allein auf einem blinden Gehorsame, und wir dürfen nur die Augen aufthun, um uns von ihrer Gewalt frey zu machen.

Fraget wen ihr wollt, Gelehrte oder Ungelehrte, ein ieder wird es wissen und bekennen, daß der allgemeine Lauf und Geist der Welt, nichts als Thorheit und Ausschweifung ist.

Wer wird nicht zugeben, daß die Weisheit der Philosophie, und die Frömmigkeit der Religion allezeit nur einer kleinen Anzahl von Menschen eigen ist? Und zeigt dieses nicht ausdrücklich und offenbar, daß der Geist und die Neigungen der Welt weder der Weisheit der Philosophie, noch der Frömmigkeit der Religion gemäß sind.

Die Welt scheint also durch ihr selbst eignes Bekennniß genugsam verdammt zu seyn, und es einem denkenden Manne sehr leicht zu machen, daß er ein gleiches Urtheil darüber fällt.

Und ich hoffe auch nicht, daß man es für einen harten Befehl halten wird, wenn man, um demüthig zu seyn, seinen Gehorsam von diesem Geiste der Welt, der den Thoren und Eiteln Befehl giebt, abziehen und seine Urtheile nach der Weisheit der Philosophie und der Frömmigkeit der Religion abfassen soll. Wer würde sich ein Bedenken machen, einen solchen Tausch zu thun?

Noch einmal, um eure Furcht und Hochachtung für die Welt zu verringern, so bedenkt, wie bald euch die Welt hintansetzen, ja so wenig an euch denken oder Achtung für euch haben wird, als für das elendeste Thier, das in einer Grube umkriecht.

Eure Freunde, wenn sie können, mögen euch mit einigen Verzügen begraben und ein Denkmal aufrichten, welches die Welt unterrichtet, daß euer Stand unter diesem Steine liegt. Euer Plan ist schon wieder durch einen andern angefüllt, die Welt ist in eben derselben Verfassung, wie zuvor, ihr seid aus ihrem Besichte verwischt, und so sehr von der Welt vergessen, als wenn ihr niemals zu ihr gehört hättet.

Denkt an die Reichen, Großen und Gelehrten, die ein großes Aufsehen gemacht haben, und in der Hochachtung der Welt erhaben waren: viele unter ihnen starben zu eurer Zeit, und schon sind sie versunken, verlohren, vergangen, und eben so bey der Welt vergessen, als wenn sie nur so viel Wasserblasen gewesen wären.

Denkt ferner, wie viel arme Seelen den Himmel verlohren haben, und jetzt eine unglückliche Ewigkeit erwarten, weil sie sich einer Welt aufgegeben und ihr gedient haben, die sich ohne sie eben so glücklich schämt, eben so lustig ist, als sie war, da sie sich noch drinnen befanden.

Verlohn' es sich also wohl der Mühe, den geringsten Grad der Tugend zu verlohren, da mit man einem so stillen Herrn und einem so stillen Freunde, als die Welt ist, gefallen möge!

Verlohn' es sich der Mühe, daß wir die Knie vor einem solchen Götzen, wie diesem, beugen, der sobald weder Augen, noch Ohren, noch ein Herz



Hertz für uns haben wird: anstatt daß wir diesem großen, und heiligen, und mächtigen Gott dienen, der alle seine Diener zu Gefährten seiner eignen Herrlichkeit macht?

Soll die Furcht einer falschen Welt, die keine Liebe für euch hat, bey euch über die Furcht desjenigen Gottes siegen, der euch einzig erschaffen hat, der euch in alle Ewigkeit mit Liebe und Seligkeit erfüllen wird?

Endlich müßt ihr erwegen, was für eine Aufführung die Bekenntniß des Christenthums von euch in Absicht auf die Welt fordert.

Dieses aber ist in folgenden Worten deutlich ausgedrucket: Der sich selbst für unsre Sünde gegeben hat, daß er uns errettete von der gegenwärtigen argen Welt. [Gal. I. 4]. Das Christenthum schließt also eine Rettung von der Welt in sich; und derjenige, der es bekennet, bekennet sich zu einem Leben, das jedem Dinge und jeder Neigung, die dieser argen Welt eigen ist, widerspricht.

Johannes erklärt diese Entzogenheit der Welt folgender Maassen: Sie sind von der Welt darum reden sie von der Welt, und die Welt höret sie. Wir sind von Gott. [1 Joh. IV. 5]. Dieß ist die Beschreibung der Nachfolger Christi; und es ist Beweis genug, daß diejenigen sich nicht zu den wahren Christen zählen dürfen, die, ihren Herzen und Neigungen nach, in dieser Welt gehören. Wir wissen, sagt eben dieser Apostel, daß wir von

### 388 XVII. Hauptst. die Schwierigkeit der

Götter sind, und die ganze Welt liegt im Irren. (Cap. V. v. 19). Eheiden können also nur in so ferne wissen, daß sie von Göttern sind, in so ferne sie wissen, daß sie nicht von der Welt sind: das ist, wenn sie nicht den Weizen und dem Geiste der Welt gemäß leben. Denn alle Wege, und Grundsätze, und Klugheit und Neigung der Welt liegt im Irren. Und der ist einzig Gottes, oder aus Gott in Christo Jesu gebühren, der die Welt überwunden hat, das ist, welcher erwählt hat, durch den Glauben zu leben und seine Handlungen nach den Grundsätzen einer von Gott durch Christum Jesum geoffenbarten Weisheit zu regieren.

Paulus nimmt es für eine den Christen so bekannte Wahrheit an, daß sie nicht länger hienieden anhaften werden, als lebten sie in dieser Welt, das er sogar hienaus, als aus einem unseugbaren Grundsatze, auf die Abschaffung der Gedächtnisse des Jüdischen Gesetzes schließt: So ist er denn nun abgestorben seyd mit Christo den Sargen der Welt, was laßt ihr euch den fangen mit Sargen, als lebte ihr noch in der Welt: (Col. II. 20). Es könnte darinnen kein Zweifel liegen, wenn es nicht der Apostel für unseugbar annahm, daß die Christen über-eugt wären ihre Bekennnisse erfordert allen Neigungen und Begierden dieser Welt abzustreichen zu seyn, als Bürger eines neuen Jerusalems zu leben, und ihren Wandel im Himmel zu suchen.

Unser

Unser theuerster Heiland selbst hat diesen Punkt in folgenden Worten vollkommen bestimmt: Sie sind nicht von dieser Welt, so wie ich nicht von dieser Welt bin. Dieses ist der Zustand des Christenthums, in Absicht auf diese Welt. Wenn ihr nicht also aus der Welt, oder ihr zuwider seyd, so fehlet euch das entscheidende Kennzeichen des Christenthums: ihr gehört Christo nur alsdenn an, wenn ihr außer der Welt seyd, so wie er außer ihr war.

Wir können uns, wenn wir wollen, durch eitle und schmeichelnde Auslegungen dieser Worte selbst betrügen, aber sie werden und müssen doch allzeit in ihrer ersten Einsicht und Richtigkeit von einem jeden angenommen werden, der sie in eben dem Geiste liest, in welchem sie unser Seligmacher gesprochen hat. Denn sie in einem geringern und weniger bedeutendem Verstande ~~annehmen~~, ist nichts anders, als die fleischliche Weisheit diese Lehre hinweg erklären lassen, durch welche sie selbst sollte zerstöret werden.

Der Christen größter Sieg über die Welt ist, ganz und gar in dem Geheimnisse Christi über das Kreuz enthalten. Hierdurch und hieraus lehrte er die Christen, wie sie aus der Welt kommen und sie besiegen sollten, und was sie thun mußten, um seine Jünger zu werden. Alle Lehren, Sacramente, und Einsetzungen des Evangelii sind blos so viel verschiedene Auslegungen des Verstandes, und Anwendungen der Wohlthat dieses großen Geheimnisses.

### 390 XVII Hauptst. die Schwierigkeit der

Der Stand des Christenthums schließt weiter nichts, als eine gänzliche unumschränkte Uebereinstimmung mit demjenigen Geiste in sich, den Christus in dem geheimnißvollen Opfer seiner Selbst am Kreuze bezeugt hat.

Jedermann ist also nur in so fern ein Christ, als er an diesem Geiste Christi Antheil nimmt. Aus diesem Grunde drückt sich auch der heil. Paulus selbst so feurig aus: Es sey aber ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi: Doch warum rühmet er sich? Vielleicht weil Christus an seiner Statt gelitten, und ihn von dem Leiden befreiet hat? Nein, keinesweges; sondern weil ihn das Bekenntniß des Christen zu der Ehre ruft, mit Christo zu leiden und der Welt unter Schmach und Verachtung abzustehen, so wie er an dem Kreuze gethan. Denn er setzt unmittelbar hinzu: durch welchen mir die Welt gekreuziget ist, und ich der Welt. [Gal. VI. 14]. Hieraus erbillet, was die Ursache seines Ruhmens in dem Kreuze Christi sey, weil es ihn nehmlich zu einem gleichen Tode und Kreuzigung der Welt ruft.

Also war das Kreuz Christi, in den Tagen Pauli, der Ruhm der Christen; nicht in dem Verstande, als ob sie sich nicht schämten, den für ihren Herrn zu erkennen, der gekreuziget worden war, sondern in so fern, als sie sich einer Religion rühmten, welche nichts anders, als eine Lehre des Kreuzes war, die sie

## Demuth nach d. gem. Laufe der Welt. 391

zu eben den Leiden, zu eben dem Opfer ihrer selbst, zu eben der Entfagung der Welt, zu eben der Sanftmuth und Demuth, zu eben der Geduld in Schande, Trübsalen und Verachtung, zu eben dem Absterben aller Größe, Ehre und Glückseligkeit dieser Welt ruhte, die Christus an dem Kreuze zeigte.

Damit wir uns einen rechten Begriff vom Christenthume machen, so dürfen wir nicht unsern Erlöser betrachten, wie er an unsrer Statt leidet, sondern wie er uns selbst vorstellt, wie er in unserm Namen, und mit so einem besondern Verdienste handelt, daß er unsre Vereinigung mit ihm Gott angenehm mache.

Er lichte, und opferte sich selbst, damit er unser Leiden und das Opfer unsrer selbst bey Gott annehmungswürdig mache. Wir müssen mit Christo leiden, gekreuziget werden, sterben und auferstehn: sonst hilft uns seine Kreuzigung, sein Tod und seine Auferstehung nichts.

Die Nothwendigkeit einer solchen Gleichförmigkeit mit alle demjenigen, was Christus that und um unserswillen duldete, ist aus dem ganzen Verhältnisse der Schrift klar.

Erstlich, was sein Leiden betreffe, so ist dieses die einzige Bedingung, unter welcher wir durch dasselbe sollen selig werden, dulden wir mit ihm, so werden wir mit ihm herrschen.

Zum andern, was seine Kreuzigung anbelangt. Dieweil wir wissen, daß unser al-

### 392 XVII Hauptst. die Schwierigkeit der

ter Mensch samt ihm gekreuziget ist. 16. [Röm. VI. 6]. Hier sehen wir, daß Christus nicht an unsrer Statt gekreuziget ist: sondern daß, wosern nicht unser alter Mensch wirklich samt ihm gekreuziget wird, uns das Kreuz Christi nichts helfe.

Drittens, ist in Ansehung des Todes Christi die Bedingung diese: Sind wir mit Christo gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden. [v. 7]. Wenn also Christus allein todt ist, wenn wir nicht mit ihm todt sind, so sind wir aus dieser Schriftstelle eben so gewiß, daß wir auch nicht mit ihm leben werden.

Zuletzt, was die Auferstehung Christi anbelangt, so wirt uns die heil. Schrift, wie wir an der Wohlthat derselben Theil nehmen können: Seyd ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. [Col. III. 1].

Also sehet ihr, wie deutlich die heil. Schrift unsern Erlöser darstellt, als denjenigen, der uns selbst vorstellte, in unserm Namen thut und leidet, und uns bindet und verbindet, uns in allem, was er für uns gethan und gelitten, ihm gleichförmig zu machen.

Um dieser Ursache willen, sagt unser Heiland von seinen Jüngern, und in ihnen von allen Gläubigen, sie sind nicht von dieser Welt, so wie ich nicht von dieser Welt bin. Denn alle wahre Gläubigen leben dem Leiden, der Kreuzigung,

gung, dem Tode und der Auferstehung Christi gemäß, nicht länger nach dem Geiste und Laufe dieser Welt, sondern ihr Leben ist mit Christo verborgen in Gott.

Dies ist der Stand der Trennung von der Welt, zu welchem alle Christen berufen sind. Sie müssen allen weltlichen Lüste so sehr entsagen, und sich also durch die Dinge eines andern Lebens regieren lassen, daß sie zeigen, daß sie wahrhaftig und wirklich mit Christo gekreuziget, gestorben und auferstanden sind. Es ist aber eben so nothwendig, daß alle Christen sich dieser großen Veränderung des Geistes unterwerfen, also in Christo neue Creaturen sind, als es nothwendig war, daß Christus um unsrer Seligkeit willen leiden, sterben und wieder auferstehn mußte.

Wie weit aber der Christen Leben über die Wege dieser Welt hinausgesetzt ist, dieß ist vorstreichlich von dem heil. Paulo in diesen Worten beschrieben: Darum von nun an kennen wir niemand nach dem Fleische. Und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleische, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Darum ist iemand in Christo, so ist er eine neue Creatur. Das alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden. [2 Cor. V. 16].

Der enige, der die Kraft und den Geist dieser Worte fühlt, kann schwerlich davon eine menschliche Auslegung ertragen. Denn man,

### 394 XVII Hauptst. die Schwierigkeit der

sagt er: das ist, seit der Tod und die Auferstehung Christi, der Stand des Christenthums, ein so glorreicher Stand geworden, daß wir se'it Christum nicht mehr in dem Fleische auf Erden betrachten, sondern als einen Gott der Herrlichkeit im Himmel; so betrachten wir uns selbst nicht als Menschen in dem Fleisch, sondern als Mitglieder einer neuen Gesellschaft, die ihr ganzes Herz, alle ihre Begierden und ihren Wandel im Himmel haben sollen.

Also ist es das Christenthum, welches uns aus und über die Welt gehet hat: und wir scheuen in unserm Verufe, sobald wir in die Neigungen der Welt fallen.

Nun aber, gleichwie es der Geist der Welt war, der unsern gesegneten Erlöser an das Kreuz nothete: also muß auch iederman, wer den Geist Christi hat, und sich der Welt entgegen setzet, wie er that, gewiß auf eine oder die andre Art wieder durch die Welt gekreuziget werden.

Denn das Christenthum lebt noch in eben der Welt, wo es Christus aufgerichtet hat: und diese zwey werden in beständiger Feindschaft leben, bis das Reich der Finsterniß gänzlich zerstöret ist.

Hättet ihr mit unserm Heilande, als sein wahrer Jünger gelebt, so würdet ihr auch gekreuziget worden seyn, wie er: und wenn ihr jetzt in seinem Geiste lebet, so wird euch die Welt eben so feind seyn, als sie ihm war.

Wäret



Wäret ihr von der Welt, sagt unser Erlöser, so hätte die Welt das ihre lieb: Dieweil ihr aber nicht von der Welt seyd, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt. [Joh. XV. 19].

Wir können die wahre Bedeutung dieser Worte verlihren, wenn wir sie blos als eine historische Beschreibung desienigen Zustandes betrachten, in welchem sich dazumal unser Herland und seine Jünger befanden. Doch auf diese Art liest man die Schrift als einen todten Buchstaben; da sie uns doch auf das genaueste den Stand der wahren Christen, zu dieser und allen andern Zeiten, bis an das Ende der Welt beschreibet.

Denn da das wahre Christenthum nichts anders, als der Geist Christi ist, so mag nun dieser Geist in der Person Christi selbst, oder in seinen Aposteln, oder in seinen Nachfolgern zu jeder Zeit sich zeigen; er bleibt allezeit eben derselbe: und es mag diesen Geist haben, wer da will; er wird von der Welt, so wie er, gehasset, verachtet und verdammet werden.

Denn die Welt wird allezeit ihr eignes lieben, und nichts anders, als ihr eignes: Dieses ist so gewiß und unveränderlich, als der Streit zwischen Licht und Finsterniß.

Wenn Jesus sagt, so euch die Welt hasse, so setzt er nicht etwan diesen Trost hinzu, daß irgend einmal ihr Haß aufhöret, oder daß sie sie nicht

### 396 XVII Hauptst. die Schwierigkeit der

nicht allezeit hassen werde; er giebt dieses als eine Ursache an, warum sie es ertragen sollen, So wiſſet, daß sie mich vor euch gehasset hat und zeigt damit, daß er es war, das ist, sein Geist, welcher, weil er der Welt entgegen ist, damals und allezeit, von ihr muß gehasset werden.

Ihr werdet vielleicht sagen, daß die Welt jetzt christlich geworden ist, zum wenigsten der Theil davon, worinnen wir leben; und dahero dürfte man die Welt nicht mehr dem Christenthume entgegen gesetzt betrachten, als wie es mit dem Heidenthume war.

Ich gebe es zu, die Welt bekennet jetzt das Christenthum. Doch wird wohl jemand sagen, daß die christliche Welt der Geist Christi sey? Sind denn ihre allgemeine Neigungen die Neigungen Christi? Sind die Leidenschaften der Sinnlichkeit, die Selbstliebe, der Stolz, der Neis und Ehrgeiz, die Hoffarth, dem Geiste des Evangelii jetzt weniger zuwider, da sie unter den Christen herrschen, als da sie unter den Heyden waren? Oder will man behaupten, daß die Neigungen und Begierden der heydniſchen Welt verlohren gegangen sind?

Betrachtet zum andern, was man unter der Welt verstehen muß. Es wird uns dieses von Johanne sehr vollständig beschrieben. Alles was in der Welt ist, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben ic. [1 Joh. II. 16]. Dieß ist eine genaue und vollständige Beschreibung

hung der Welt. Nun, sagt ihr, diese Welt ist aber christlich geworden! Doch wenn alles dieses noch vorhanden ist, so ist sie eben die Welt, wie sie jetzt ist, und eben die Feindin des Christenthums, die sie in den Tagen Johannis war.

Johannes verdammt diese Welt, weil sie nicht von dem Vater wäre: sie mag also nun äußerlich das Christenthum bekennen, oder es offenbar verfolgen, sie bleibt allezeit in eben dem Stande des Widerspruchs mit dem wahren Geiste und der Heiligkeit des Evangelii.

Und in der That ist die Welt, durch das Bekenntniß des Christenthums ein weit gefährlicher Feind, als sie vorher war, weil sie durch ihre Gunstbezeugungen mehr Christen zu Grunde gerichtet hat, als sie jemals durch die heftigsten Verfolgungen gethan.

Wir gefehle also, daß wir die Welt in einem Stande einer geringern Feindschaft oder Widersehung des Christenthums, als sie zu den ersten Zeiten des Evangelii war, betrachten dürfen, wir müssen sie vielmehr jetzt als einen weit größern und gefährlichern Feind, als sie in diesen Zeiten war, fürchten.

Sie ist ein größrer Feind, weil sie größere Mache über die Christen durch ihre Güter, Reichthümer, Ehrenstellen, Belohnungen und Schutz hat als sie durch das Feuer und die Wut ihrer Verfolger hatte.

Sie ist ein weit gefährlicher Feind, weil sie den Schein der Feindschaft verlohren hat. Ihr äußerliches Bekenntniß des Christenthums macht, daß man sie nicht länger für einen Feind hält, und also läßt sich der größte Theil der Menschen leicht bereden, sich selbst aufzugeben, um von ihr beherrscht und geleitet zu werden.

Wie vieler Gewissen bleibt, um keiner andern Ursache willen, ruhig, als weil sie unter dem Anschein der christlichen Welt sündigen?

Wie viele Befehle des Evangelii bleiben von ihnen unbemerkt; und wie gleichgültig werden sie von vielen, aus keiner andern Ursache, als weil sie von der christlichen Welt unbemerkt zu seyn scheinen, gelesen?

Wie viel Gefälligkeiten thun nicht die Menschen der christlichen Welt, ohne Bedenken, oder Reue, welche sie gewiß, wenn sie blos die Heyden von ihnen gefodert hätten, als der Heiligkeit des Christenthums zuwider, würden abgeklägt haben?

Wer würde wohl zufrieden seyn, wenn er sähe, wie sehr sein Leben dem Evangelio zuwider ist, wenn er nicht sähe, daß er lebt, wie die christliche Welt pfleget?

Welcher Leser des Evangelii würde wohl ermangeth. sich von der Nothwendigkeit der grossen Selbstverleugnung, Demuth und Armut des Geistes zu überzeugen, wenn nicht das Ansehen der Welt die Lehre des Kreuzes verbanner hätte?

Es hat dannenhero niemand mehr, als ein guter Christ, Ursache, bey dem Ansehen der christlichen Welt argwöhnisch zu seyn, und sich darwider beständig zu waffnen.

Alle Stellen der heil. Schrift, welche die Welt dem Christenthume zuwider vorstellen, und die unsre Trennung von derselben, als von einem Mammon der Ungerechtigkeit, und einem Ungeheuer der Gottlosigkeit, ersodern, müssen in eben dem strengen Verstande in Absicht auf die gegenwärtige Welt genommen werden.

Denn die Veränderung, die die Welt erlitten, hat blos ihre Methoden verändert, nicht aber ihre Macht, die Religion zu zerstören, zu ringert.

Die Christen hatten von der heydnischen Welt nichts, als den Verlust ihres Lebens, zu fürchten: doch da die Welt ihr Freund geworden, so macht sie es ihnen schwer, ihre Religion zu retten.

Da Stolz Wollust. Geiz und Ehrgeiz blos das Ansehn der heydnischen Welt hatten, so wurden die Christen dadurch in den entgegen gesetzten Tugenden desto aufmerksamer. Doch da Stolz, Wollust, Geiz und Ehrgeiz das Ansehn der christlichen Welt haben, so sind die Privatchristen in der äußersten Gefahr, nicht allein bey der Ausübung derselben alle Scham, sondern auch selbst den wahren Begriff der Gottseligkeit des Evangelii, zu verlieren.

## 400 XVII Hauptst. die Schwierigkeit der

Es ist dannenhero kaum eine Möglichkeit, euch von der gegenwärtigen Welt zu erretten, wo ihr sie nicht, als eben dieselbe ruchlose Feindinn der wahren Heiligkeit, betrachtet, wie sie uns in der Schrift vorgestellt wird, und wenn ihr euch nicht selbst überzeuget, daß es eben so gefährlich ist, sich ient, da sie christlich ist, nach ihren Neigungen und Leidenschaften zu richten, als vormals, da sie heydnisch war.

Denn fraget euch nur selbst, ist die Frömmigkeit, die Demuth, die Nüchternheit der christlichen Welt, die Frömmigkeit, die Demuth und Nüchternheit des christlichen Geistes? Wo dieß nicht ist, wie könnt ihr durch irgend eine Welt mehr verderbet werden, als wenn ihr euch nach der, die christlich ist, richtet?

Traucht ein Mensch mehr, seine Seele der Gnade Gottes unfähig zu machen, als wenn er lüstern und begierig nach Ehre ist? Aber wie kann ein Mensch dieser Neigung entsagen, ohne daß er zugleich dem Geiste und der Neigung der Welt entsaget, in welcher ihr ient lebet?

Wie kann sich ein Mensch des Geistes Christi unfähiger machen, wenn er einen falschen Werth auf Reichthümer setzet; und wie kann er gleichwohl sich in dem Werthe, den er derauf setzet, mehr betrogen, als indem er dem Ansehn der christlichen Welt folget?

Ja, selbst in jedem Range und Posten des Lebens, er mag die Gelehrsamkeit oder die Geschäfte betreffen, entweder in der Kirche oder

im Staate, kann man sich nie zu dem Geiste der Religion erheben, ohne daß man den allgemeinen Neigungen und dem Betragen dererjenigen entsagt, die von eben demselben Range und Geschäfte sind, als ihr selbst.

Und obgleich die menschliche Klugheit sich sehr weise dünkt, wenn sie uns von der Nothwendigkeit vorredet, das Sonderbare zu vermeiden, so wird doch derjenige, der nicht die Schwachheit waget, ein Sonderling zu seyn, sehr oft die wesentlichsten Pflichten der christlichen Frömmigkeit unterlassen.

Diese Betrachtungen werden, wie ich hoffe, euch diese Schwierigkeiten überwinden, und diesen Versuchungen widerstehen helfen, welche das Ansehn und die Mode der Welt wider die Ausübung der christlichen Demuth erheben hat.



## Achtzehntes Hauptstück.

Zeigt, wie schwer die Auferziehung, die die Menschen insgemein in der Jugend erhalten, die Lehren der Demuth in der Ausübung machet. Der Geist einer besondern Erziehung wird in dem Charakter des Paternus dargestellt.

---

Eine andre Schwierigkeit in der Ausübung der Demuth entsteht aus unsrer Erziehung. Wie alle werden meistens schlecht erzogen, und alsdenn unserm eignen Laufe in einer verderbten Welt überlassen; und also ist es kein Wunder, wenn wir so selten Beispiele einer großen Frömmigkeit sehen.

Ein großer Theil der Welt geht verloren, weil er in Familien, die keine Religion haben, gebohren und erzogen wird: und hier werden sie lasterhaft und unordentlich, weil sie denjenigen gleich werden, in deren Gesellschaft sie gleich anfangs leben.

Doch dieß ist noch nicht die Sache, die ich meine; die Auferziehung, auf die ich hier meine Absicht habe, ist selbst diejenige, die Kinder insgemein von tugendhaften und ehrbaren Eltern, und von gelehrten Aufsehern und Hofmeistern empfangen.

Hätten wir die Vollkommenheit beh behalten, in der Gott den ersten Menschen schuf, vielleicht



## XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der :c. 403

leicht wäre die Vollkommenheit unsrer Natur zum selbstzweignen Unterrichte eines jeden zu reichend gewesen. Doch, gleichwie Krankheiten und Seuchen die Arzneymittel und Aerzte nothwendig gemacht haben, so hat auch die Veränderung und Unordnung unsrer vernünftigen Natur die Nothwendigkeit der Erziehung und Aufsicht eingeföhret.

Gleichwie aber der einzige Endzweck des Arztes ist, die Natur wieder in ihren eignen Zustand zu setzen, also ist auch der einzige Endzweck der Aufzucht, unsrer vernünftigen Natur zu ihrem eignen Stande zu verhelfen. Die Erziehung muß also als die Vernunft betrachtet werden, die man jemanden anders borget, um, so viel als möglich ist, den Verlust der ursprünglichen Vollkommenheit zu ersetzen. Und so wie die Arzneykunst mit Recht die Kunst zur vorigen Gesundheit zu verhelfen genennet wird, so darf man auch die Erziehung in keinem andern Lichte betrachten, als in so fern sie die Kunst ist, dem Menschen den Gebrauch seiner Vernunft wieder zu verschaffen.

Nun aber da die Unterweisung jeder Kunst oder Wissenschaft auf den Entdeckungen der Weisheit, der Erfahrung und den Grundsätzen verschiedner großen Leute beruht, die darin gearbeitet haben: so ist auch diese menschliche Weisheit oder der rechte Gebrauch unsrer Vernunft, zu welchem junge Leute durch ihre Erziehung sollten geruffen werden, nichts anders,

ders, als die besten Erfahrungen und die feinsten Schlüsse der Menschen, die sich selbst, dem Dienste der Weisheit und der Verbesserung der menschlichen Natur gewidmet haben.

Und also sollte alles, was die größten Zeiligen und Menschen auf dem Sterbebette; wenn sie zu dem vollständigsten Lichte und zur wahren Ueberzeugung gelangt waren, oder sich zum höchsten Grade der Vernunft erhoben hatten, alles, was sie von der Nothwendigkeit der Gottseligkeit, der Vortreflichkeit der Tugend, der Pflicht gegen Gott, der Nichtigkeit der Reichtümer, der Eitelkeit der Welt gesagt haben; alle die Aussprüche, Urtheile, Schlüsse und Grundsätze der weisesten Philosophen, wenn sie zum höchsten Stande der Weisheit gestiegen waren, diese sollten, sage ich, die allgemeynen Lehren des Unterrichts vor junge Gemüther seyn.

Dieses ist der einzige Weg den jungen und unwissenden Theil der Welt für die Weisheit und Erkenneniß der weisen und der alten fähiger zu machen.

Eine Erziehung, die nicht ganz hierauf abzielt, ist eben so sehr vom Zwecke entfernt, als eine Arzneykunst, die wenig oder gar keine Absicht auf die Wiederherstellung der Gesundheit hat.

Die Jünglinge, die in der Schule des Pythagoras, Socrates, Plato und Epictetus waren, wurden also auferzogen. Ihre  
tägli.

tägliche Unterweisungen und Unterrichte waren eben so viel Vorlesungen über die Natur des Menschen, seinen wahren Endzweck, und den rechten Gebrauch seiner Kräfte: über die Unsterblichkeit der Seele, seinen Verhältniß gegen Gott, die Schönheit der Tugend, den Wohlgefallen der göttlichen Natur daran; über die Würde der Vernunft, die Nothwendigkeit der Mäßigkeit, Tapferkeit und Großmuth, und der Schande und Thorheit der Begierden, wenn man ihnen den Zügel läßt.

Nun aber da das Christenthum, die moralische und religiöse Welt gleichsam neu geschaffen, und alles, was vernünftig, weise, heilig und wünschenswerth ist, in sein wahres Licht gesetzt hat; so sollte man erwarten, daß die Erziehung der Jugend eben so sehr durch das Christenthum sollte verbessert worden seyn, als der Glaube und die Lehren der Religion.

Da sie einen solchen neuen Zustand der Dinge eingeführet, uns so vollständig von der Natur des Menschen, von dem Endzwecke seiner Schöpfung, von dem Stande seiner Bedingung unterrichtet hat; da sie alles Gute und Ueble so genau bestimmt, und uns die Mittel, unsrer Seelen zu reinigen, Gott zu gefallen, und ewig glücklich zu werden, gelehret hat; so sollte man natürlicher Weise glauben, daß ein jedes christliches Land an solchen Schulen einen Ueberfluß hätte, wo sie nicht allein einige wenige Fragen und Antworten aus dem Catechismo lern-

#### 406 XVIII. Hauptst. die Schwierigkeit der

ten, sondern wo man die Jugend bildete, anführte und in einem solchen äußerlichen Lebenswandel übte, wie ihn die höchsten Vorschriften, die strengsten Regeln, und die erhabensten Lehren des Christenthums erfordern,

Eine Auferziehung unter dem Pythagoras, oder Sokrates hatte keinen andern Endzweck, als die Jugend zu unterrichten, wie sie denken, urtheilen, thun und solchen Vorschriften des Lebens folgen sollten, wie Pythagoras und Sokrates gewohnt waren,

Und ist es nicht eben so vernünftig, vorauszusetzen, daß eine christliche Erziehung keine andre Absicht haben sollte, als die Jugend zu lehren, wie sie denken, urtheilen, thun, und den strengsten Gesetzen des Christenthums gemäß leben sollte?

Endlich sollte man glauben, daß man in allen christlichen Schulen bey der lernenden Jugend darauf, daß sie ihr Leben in dem Geiste des Christenthums, in einer solchen Strenge des Wandels, in einer solchen Enthaltsamkeit, Nüchternheit, Demuth und Andacht, als das Christenthum erfordert, anfangen möchten, nicht nur mehr, sondern hundertmal mehr, als auf irgend etwas in der Welt, sehen sollte.

Denn unsre Auferziehung sollte unsre Schutzengel nachahmen, unsern Gemüthern nichts eingeben, als was weise und heilig ist: und uns jede eitle Begierde unsrer Herzen, und ie-

den

den falschen Schluß unsers Verstandes entdecken und besiegen helfen.

Doch unsre Auferziehung ist leider nicht von dieser Art.

Die erste Neigung, die wir in Kindern zu erwecken suchen, ist Stolz; eine eben so gefährliche Leidenschaft, als die Wollust. Wir wecken sie zu eitlen Gedanken von sich selbst auf, und thun alles mögliche, ihre Gemüther mit einer Empfindung ihrer eignen Geschicklichkeit aufzuschwellen.

Wir mögen sie zu einer Lebensart bestimmen, zu welcher wir wollen, so suchen wir uns des Feuers und der Eitelkeit ihrer Gemüther zu bedienen, und ermahnen sie zu ieder Sache durch verdorbene Bewegungsgründe. Wir wecken sie zu ihren Unternehmungen durch Gründe des Nachsichers und Ehrgeizes, durch Ruhm, Neid und das Verlangen, sich hervorzuthun, auf, damit sie andre weit übertreffen, und in den Augen der Welt glänzen mögen.

Wir wiederholen und trichtern ihnen diese Bewegungsgründe so lange ein, bis sie es für einen Theil ihrer Pflicht halten, stolz, neidisch, eitel und rühmrädisch auf ihre eignen Vollkommenheiten zu seyn.

Und wenn wir sie nun gelehrt haben, sich ja zu hüten, daß sie nicht von einem andern übertroffen werden, keinen Nebenbubler zu leiden, nach jedem vortheilhaften Augenblicke des

Benfalls zu dürften, mit nichts als den höchsten Vorzügen zufrieden zu sehn; alsdenn fangen wir an in ihnen Trost zu fühlen, und der Welt mächtige Dinge von Jünglingen von einem so glorreichen Geiste zu versprechen.

Wenn Kinder zum geistlichen Stande bestimmt sind, so stellen wir ihnen einen großen Redner vor, dessen feine Predigten ihn zur Bewunderung unsrer Zeit gemacht und ihn durch alle Würden und erhabene Posten der Kirche geführt haben.

Wir muntern sie auf, diese Ehrenstellen stets vor Augen zu haben, und die Belohnungen ihres Fleißes von ihnen zu erwarten.

Ist der Jüngling zum Handel bestimmt: so ermahnen wir ihn, auf alle die reichen Leute von eben demselben Handel zu sehn, und wohl zu betrachten, wie viel von ihnen jetzt in Staatscarossen herum fahren, die in eben so niedrigen Umständen, wie er, angekommen haben. Wir erwecken seinen Ehrgeiz, und bemühen uns seinem Verstande eine rechte Wendung durch die wiederholte Erzählung zu geben, wie sehr reich der oder jener Kaufmann gestorben sey.

Soll er ein Rechtsgelehrter werden, so stellen wir ihm große Minister, Kanzler und geheime Räte vor. Wir erzählen ihm, was für ansehnliche Einkünfte, und was für ein großer Benfall eine feine Wissenschaft der Rechte begleiten. Wir ermahnen ihn, sich diese Dinge ansehn zu lassen, in  
sich

## Demuth weg. d. gewöhnl. Erziehung. 409

sich selbst den Geist der Nacheiferung zu erheben, und mit nichts geringern, als mit den höchsten Ehrenstellen des Staats, zufrieden zu seyn.

Daß dieses die Beschaffenheit unsrer besten Erziehung ist, braucht gar keines Beweises: es ist zu bekannt, und ich glaube, es giebt wenig Eltern, die sich nicht darüber freuen würden, ihre Kinder täglich auf diese Art unterrichtet zu sehen.

Und nachgehends beklagen wir uns noch über die Wirkungen des Stelzes; wir wundern uns, wenn wir erwachsene Leute durch Ehrgeiz, Neid, Verachtung andrer, und Begierden nach Ruhm getrieben und davon beherrscht sehen, und bedenken nicht, daß man, ihre ganze Jugend hindurch, alle ihre Handlungen und allen ihren Fleiß auf eben dieselben Grundsätze führte.

Ihr lehret ein Kind, sich ja zu hüten, daß es nicht übertroffen werde, daß es nach Vorzügen und Beifälle dürsten müsse; ist es nun ein Wunder, daß es seine ganze Lebenszeit auf eben diese Weise zu handeln fortfährt?

Wenn nun aber ein junger Mensch in so ferne ein Christ seyn soll, daß er sein Herz durch die Lehren der Demuth zu regieren wisse, so möchte ich wohl wissen, zu was für einer Zeit er anfangen soll: oder wenn er ja einmal anfangen soll, warum wir ihn in ganz entgegen gesetzten Neigungen auferziehen.

# 410 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

Wie trocken und arm muß die Lehre der Demuth einem jungen Menschen klingen, der zu allen seinen Fleiß durch Ehrgeiz, Neid, Racheifer und einem Verlangen nach Ruhme und Vorzügen angepornet worden? Und wenn er nicht als ein Mann nach diesen Grundsätzen handeln soll, warum rufen wir ihm zu, in seiner Jugend darnach zu handeln?

Man hält den Neid insgemein für die unedelste, niederträchtigste und gottloseste Leidenschaft, die nur in das Herz eines Menschen kommen kann.

Ist dieses also wohl eine Neigung, die man den Gemüthern junger Leute einflößen, sie darin nahren und aufrichten sollte?

Ich weiß, man giebt vor, es sey nicht der Neid, sondern der Racheifer, den man in den Gemüthern junger Leute zu erwecken suche.

Alein dieß ist vergebens. Denn wenn die Kinder gelehret werden, keinen neben sich zu leiden, und sich es für einen Schimpf anzurechnen, wenn sie jemand von ihrem Alter übertrasse, so lehren wir ihnen ja deutlich und gerade Was neidisch zu seyn. Denn es ist unmöglich, sich etwas für einen Schimpf anzurechnen, oder mit Nebenbuhlern zu streiten, ohne zugleich vom Neide wider alle diejenigen zu entbrennen, die uns zu übertreffen, oder irgend einen Vorzug vor uns zu gewinnen scheinen. Also ist dasjenige, was den Kindern gelehrt wird, ein  
recht



recht fruchtbarer Neid, den man bloß mit einem weniger verhassten Namen bedeckt.

Anderne, wenn der Neid also offenbar nicht beträchtlich ist, und es einzig der Racheifer seyn soll, den man in Kindern zu erwecken sucht, so sollte man wahrhaftig große Sorge tragen, den Kindern auch den Unterschied unter diesen beiden wohl bezubringen, damit sie den einen als ein großes Laster verabscheuen, und den andern zu ihren Herzen hinzu lassen möchten.

Doch wenn man es untersuchen wollte, so würde die Feinheit des Unterschieds zwischen Neid und Racheifer zeigen, daß es leichter sey, sie in Worten zu unterscheiden, als sie in der Handlung von einander abzusondern.

Wenn man auch den Racheifer auf die beste Art beschreiben will, so ist er doch nichts anders, als eine gekünstelte Auspugung des Neides, oder vielmehr der scheinbarste Theil dieser schwarzen und giftigen Leidenschaft.

Und ob es gleich leicht ist, sie in dem Begriffe abzusondern, so wird doch der scharfsinnigste Philosoph, der sonst die Kunst zu unterscheiden noch so wohl versteht, gewiß finden, daß, wenn er sich selbst dem Racheifer überläßt, er selbst tief im Neide versunken sey.

Denn der Neid ist nicht eine ursprüngliche Neigung, sondern die natürliche, notwendige und unvermeidliche Wirkung des Racheifers, oder ein Verlangen nach Ruhn.

Also

## 412 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

Also richtet derjenige, der die eine in die Gemüther der Menschen pflanzt, nothwendig die andre auch auf. Und man kann auf keine andre mögliche Art den Neid zerstören, als wenn man den Macheifer, oder die Ruhmbegierde ausrottet. Denn die eine erhebt sich, oder fällt allezeit nach dem Verhältnisse der andern.

Ich weiß, man sagt, zur Vertheidigung dieser Art der Erziehung, daß der Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nothig wäre, junge Leute zum Fleiße anzutreiben; und daß, wenn wir ihnen die Lehren der Demuth einprägen wollten, wir ihre Seelen erniedrigen, und sie in Faulheit und Müßiggang versenken würden.

Doch diejenigen, die dieses behaupten, sehen nicht ein, daß diese Ursache, wenn sie einiges Gewicht hat, eben so vollgültig und stark ist, erwachsene Leute abzuhalten, daß sie ja nicht die Lehren der Demuth auf sich wirken lassen, damit sie nicht ihre Seelen erniedrigen, oder sich selbst in Faulheit und Müßiggang versenken mögen.

Denn wer sieht nicht, daß Leute von mittlerm Alter eben so sehr den Besland des Stolzes, des Ehrgeizes und der eiteln Ruhmbegierde nöthig haben, als Kinder, um zu Unternehmungen und zum Fleiße angereizt zu werden? Und es ist gewiß, daß die Lehren der Demuth den Absichten solcher Leute weit mehr zuwider, und ihren Gemüthern schmerzhafter sind, als sie bey jungen Gemüthern zu seyn pflegen.

Diese

## Demuth weg. d. gewöhnl. Erziehung. 413

Diese Ursache also, die man angiebt, warum Kinder nicht in den Grundsätzen einer wahren Demuth sollen auferzogen werden, ist eine eben so gute Ursache, warum man dieselbe Demuth auch niemals von erwachsenen Leuten fordern sollte.

Drittens, laßt diejenigen, die da glauben, man würde die Kinder, wenn sie nicht also erzogen würden, ins Verderben stürzen, dieses überlegen.

Können sie wohl glauben, daß wenn ihre Kinder von unserm gesegneten Heilande und seinen heil. Aposteln hätten sollen auferzogen werden, daß ihre Gemüther in Faulheit und Müßiggange würden versunken seyn.

Oder können sie zweifeln, daß solche Kinder nicht würden in den tiefften Gründen einer strengen und wahren Demuth seyn auferzogen worden? Oder können sie sagen, daß unser theuerster Erlöser, der der sanftmüthigste und demüthigste war, der jemals auf Erden gewesen, durch seine Demuth sey gehindert worden, das größte Beispiel würdiger und glorreicher Handlungen zu seyn, dergleichen jemals von Menschen gethan geworden?

Können sie sagen, daß seine Apostel, die in der Demuth ihres Meisters lebten, deswegen aufhörten herrliche und thätige Werkzeuge zu seyn, um aller Welt gutes zu thun?

Einige wenige Gründe, wie diese, sind hinreichend, den ganzen elenden Vorwand einer Aufz-

414 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

Auferziehung in Stolz und Ehrgeiz zu ertheilen.

Paternus lebte ungefähr vor zweyhundert Jahren, er hatte nur einen Sohn, den er selbst in einem eignen Hause auferzog. Als sie einst beisammen in dem Garten saßen, da der Knabe zehn Jahr alt war, sieng Paternus also zu ihm an.

Die wenige Zeit, die du in der Welt gewesen bist, mein Kind, hast du ganz mit mir zugebracht: meine Liebe und Zärtlichkeit zu dir, hat verursacht, daß du auf mich, als deinen einzigen Freund und Wohltäter, und als die Ursache aller deiner Zufriedenheit und Freude, siehst: dein Herz, ich weiß es, würde für Schmerzen brechen, wenn dir der Gedanke einfiel, daß dieses der letzte Tag wäre, den ich mit dir leben sollte.

Aber, mein Kind, ob du dich gleich für ungemeyn glücklich hältst, weil du von meiner Hand geführt wirst, so bist du doch unter den Händen und unter der zärtlichen Aufsicht eines weit größern Vaters und Freundes, als ich bin, dessen Liebe zu dir weit größer ist, als die meinige, und der dich mit so viel Glückseligkeiten überhäuft, als dir kein Sterblicher geben kann.

Der Gott, den du mich täglich anbeten siehst, den ich täglich anrufe, sowohl dich, als mich, und alle Menschen zu segen, dessen wunderbare Thaten in denen Schriften aufgezeichnet sind, die du täglich liesest. Dieser Gott, der Himmel

und Erden geschaffen, der über die alte Welt eine große Fluth goß, der den Noah in dem Kasten errettete, der der Gott Abraham, Isaac und Jakob war, den Hiob in seinen größten Leiden segnete und pries, der die Israeliten aus den Händen der Aegyptier befreiete, der der Beschützer Josephs, Moses, Josua und des heiligen Daniels war, der seinen Sohn Jesus Christus, das menschliche Geschlecht zu erlösen, sandte: dieser Gott, der alle diese großen Dinge gethan, der so viel Millionen Menschen erschaffen, der da lebte und starb, ehe du geboren warst, bey dem die Seelen der Todlichen, die aus diesem Leben geschieden, jetzt leben, den unzählige Menge Engel im Himmel anbeten; dieser große Gott, der der Schöpfer der Welten, der Engel und Menschen ist, der ist auch dein liebender Vater und Freund, dein gütiger Schöpfer und Erhalter, von ihm, und nicht von mir, empfiengst du vor zehn Jahren dein Daseyn, eben zu der Zeit, da ich diese kleine zarte Ulme pflanzte, die du hier siehst.

Ich selbst habe nur halb das Alter dieser schattichten Eiche, unter welcher wir sitzen; viele unsrer Väter haben unter ihren Zweigen gegessen, wir alle von uns haben sie nach der Reihe die unsre genannt, ob sie gleich steht, und ihre Besitzer fallen sieht, so wie ihre Blätter abfallen.

Du siehst, mein Sohn, dieses weite und große Firmament über unsern Häuptern, wo die

Sonne, der Mond und die Sterne wechselweise erscheinen. Wenn du zu irgend einem von diesen Körpern, die eine so ungeheure Weite von uns entfernt sind, solltest geführt werden, so würdest du wieder andre eben so weit über dir entdecken, als du hier die Sterne über der Erde erhaben siehst. Du magst auf oder niederwärts gehen, nach Osten, Westen, Süden oder Norden, du wirst einerley Höhe ohne einen Gipfel finden, und einerley Tiefe ohne einen Abgrund.

Nun aber, mein Kind, ist Gott so groß, daß alle diese Körper zusammen genommen, nur ein kleines Sandkorn in seinen Augen sind. Und dennoch sorgt dieser große Gott und Vater aller Welten, und aller Geister eben so sehr für dich, als ob er sonst keinen Sohn, außer dich hätte, oder als ob er sonst keine Kreatur zu lieben und zu beschützen hätte, als dich allein. Er zählt die Haare auf deinem Haupte, er wacht über dich, wenn du schläfst und wenn du wachst, und er hat dich schon vor tausend Gefahren behütet, von denen weder du, noch ich das geringste weiß.

Wie armselig ist meine Macht, und wie wenig bin ich vermögend, dasjenige für dich zu thun, was du so oft gesehn hast. Deine letzte Krankheit hat dir gezeigt, wie wenig ich in diesem Zustande für dich habe thun können; und die häufigen Schmerzen deines Hauptes sind deutliche Proben, daß es nicht in meiner Macht war, sie zu heben.

Ich kann dir Speise und Arzneyen bringen, doch steht es nicht bey mir, sie auch in deine Stärke und Nahrung zu verkehren; Gott ist es als ein, der dieses für dich thun kann.

Dannenhero, mein Kind, fürchte, liebe und bete Gott an. Deine Augen können ihn in der That noch nicht sehen, doch alle Dinge, die du siehst, sind so viel Kennzeichen seiner Macht und Gegenwart, und er ist dir näher, als irgend etwas, das du sehen kannst.

Nimm ihn zu deinem Herrn, und Vater, und Freunde an, blicke auf ihn, als die Quelle und Ursache alles desjenigen Guten, das du aus meinen Händen empfängst, und verehere mich bloß als den Ueberbringer und Diener der Güter, die dir Gott giebt. Und er, der meinen Vater segnete, ehe ich geboren war, der wird dich auch segnen, wenn ich todt bin.

Deine Jugend und noch zu kleine Erkenntniß ist bloß mit meiner Familie bekannt, und darum denkst du, daß außer ihr kein Glück sey.

Aber mein Kind, du gehörest zu einer weit größern Familie, als die meine ist, du bist ein junges Glied von der Familie dieses allmächtigen Vaters aller Völker, der unendliche Ordnungen von Engeln, und unzählbare Geschlechter von Menschen geschaffen hat, damit sie einst Mitglieder einer und eben derselben Gesellschaft im Himmel seyn möchten.

Du thust wohl, daß du Ehrerbietung und Gehorsam für mein Ansehn hast, weil mir Gott

D d

über

#### 418 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

über dich Macht gegeben hat, dich in seiner Furcht aufzuheben, und für dich dasjenige zu thun, was für ihre Kinder, wie die Schrift erzählt, die heiligen Väter gethan haben, die jetzt in Ruhe und Frieden bey Gott sind.

Ich werde in kurzer Zeit sterben, und dich Gott und die selbst überlassen, und wenn mir Gott meine Sünden vergiebt, so werde ich zu seinem Sohne Jesu Christo kommen, und mit ihnen unter den Patriarchen, Propheten, Heiligen und Märtyrern leben, wo ich für dich beten und auf deine selige Ankunft an eben demselben Orte hoffen will.

Dannenhero, mein Kind, denke diesen wichtigen Dingen nach, und deine Seele wird durch dieses Nachdenken groß und edel werden.

Laß deine Gedanken oft diese Gärten, diese Felder und Landgüter verlassen, um Gott und den Himmel nachzudenken, und dein Herz zu den Engeln und den Geistern der Frommen zu erheben, die in Licht und Herrlichkeit leben.

Da du gewohnt gewesen bist, auf mich in allen deinen Handlungen zu sehen, und dich allezeit geschäftet, etwas zu thun, ehe du zuvor meinen Willen darüber erkannt hattest; so laß es jetzt die zu einer Regel deines Lebens seyn, auf Gott in allen deinen Handlungen zu sehn, jedes Ding in seiner Furcht zu thun, und dich alles dessen zu enthalten, was seinem Willen nicht gemäß ist.

Frage



Trage ihm allezeit in deinem Gemüthe, lehre deine Gedanken, ihn an jedem Orte zu verehren, denn es ist kein Ort in der Welt, wo er nicht ist.

Gott hält ein Buch des Lebens, worinnen die Handlungen aller Menschen geschrieben sind; dein Nahme ist auch darinnen, mein Kind, und wenn du stirbst, wird dieses Buch vor Engeln und Menschen aufgeschlagen liegen, und du wirst, nachdem deine Handlungen befunden werden, entweder zu der Glückseligkeit der Heiligen, die vor dir gelebt haben, aufgenommen, oder unter die gottlosen Seelen verstossen werden, die Gott in Ewigkeit nicht sehen werden.

Gott, mein Kind, ist ganz Liebe, Weisheit und Güte; und jedes Ding, das er gemacht hat, und jede Handlung, die er thut, ist eine Wirkung davon. Dannenhero kannst du Gott nur in so ferne gefallen, als du dich bemühest, in Liebe, Weisheit und Güte zu wandeln. So wie alle Liebe, Weisheit und Güte von Gott kommt, so kann uns auch nichts anders, als Liebe, Weisheit und Güte zu Gott führen.

Wenn du dasjenige liebst, was Gott liebt, so handelst du mit ihm, so vereinigest du dich selbst mit ihm. Dieses ist der wahre und richtige Weg; denke was Gott liebet, und liebe du es auch von ganzen Herzen.

Vor allen Dingen, mein Kind, verehere und bete Gott an, denke von ihm erhaben, sprich von ihm ehrerbietig, preise seine Vorsehung, ver-

# 420 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

ehre seine Macht, besuche fleißig seinen Dienst, und bete zu ihm öfters und standhaft.

Nächst diesem, liebe deinen Nächsten, welches alle Menschen sind, mit solcher Zärtlichkeit und Neigung, als du dich selbst liebst. Denke, wie Gott alle Menschen liebt, wie gnädig er ihnen ist, was für Zärtlichkeit er für sie hat, wie sorgfältig er sie erhält, und alsdenn bemühe dich, die Welt also zu lieben, wie sie Gott liebt.

Gott wollte gern, daß alle Menschen glücklich wären, dannenher wolle und verlange du eben dieses. Alle Menschen sind große Beweisthümer der göttlichen Liebe, dannenhero laß alle Menschen auch Beweisthümer deiner Liebe seyn.

Doch vor allen Dingen, mein Sohn, merke dich: thue niemals etwas aus einem Vorzugstreite, oder Neid, oder Macheifer, oder Eitelkeit. Niemals thue etwas darum, damit du andre übertreffen, sondern damit du Gott gefallen mögest, und weil es sein Wille ist, daß du alles so gut machst, als es in deinem Vermögen steht.

Denn wenn es dir einmal eine Freude ist, alle andre zu übertreffen, so wird es dir auch nach und nach eine Freude seyn, andre Leute nicht so gut zu sehen, als du selber bist.

Verbanne dannenhero jeden Gedanken von Eigenliebe und Eigenlob, und gewöhne dich selbst, dich über alle Vortreflichkeiten und Vollkommenheiten deiner Nebengeschöpfe zu erfreuen,  
und

und über eine ihrer guten Handlungen eben so vergnügt zu seyn, als über deine eignen.

Denn so wie Gott an ihren guten Thaten, sowohl als an den unsern, einen Wohlgefallen hat, so mußt du auch ein Verlangen haben, daß alles, was weise, heilig und gut ist, in einem eben so hohen Grade von andern möge vollzogen werden, als von dir selbst.

Laß dieses also deinen einzigen Bewegungsgrund und Antrieb zu allen guten Handlungen, zu einem anständigen Fleiße und Geschäfte seyn, daß du jedes Ding auf eine so vollkommene und vortrefliche Weise thust, als dir möglich ist, aus dieser einzigen Ursache, weil es Gott wohlgefällt, der deine Vollkommenheit verlangt, und alle deine Thaten auf ein Buch schreibt. Wenn ich sterbe, mein Sohn, so wirst du Besitzer meines ganzen Vermögens, welches um einen großen Theil das Nothdürftige einer Familie übersteiget. Dannenhero, so wie du liebreich gegen die Seelen der Menschen bist, und ihnen eine gleiche Glückseligkeit mit dir im Himmel wünschst, so sey auch gegen ihre Körper liebreich, und bemühe dich, sie so glücklich zu machen, als du selbst auf dieser Erde bist.

Da Gott alle Dinge zum allgemeinen Besten der Menschen geschaffen hat, so wende deuenigen Antheil, der davon auf dich gefallen ist, zum allgemeinen Besten aller so an, wie Gott selbst alles würde wollen angewandt haben.

## 422 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

Vor allen Dingen, mein Sohn, thue denjenigen Gutes, die es am meisten verdienen, hernach aber ermahne dich auch, allen Gutes zu thun. Die größten Sünder empfangen täglich Proben von Gottes Güte, er ernährt und erhält sie, damit es sie gereuen und sie zu ihm widerkehren mögen: ohne deswegen Gott nach, und halte ihnen einzigen für zu böse, um ihm deinen Trost und deine Mildthätigkeit zu entziehen, wenn du siehst, daß er derselben nothig hat.

Ich lerne dir das Lateinische und Griechische, nicht eben daß ich die Begierde bey dir erwecken möge, ein großer Kunsttrichter, ein feiner Dichter, oder ein beredter Redner zu werden: ich wünsche nicht, daß dein Herz irgend eine Begierde darnach empfinde; denn das Verlangen nach diesen Vollkommenheiten ist eine Eitelkeit der Seele, und diejenigen, die sie begehren, sind meistens eitle Leute. Denn die Begierde nach einer Sache, die nicht ein wirkliches Gut ist, verringert die Anwendung des Gemüths in Erhaltung derjenigen, welche es in der That ist.

Sondern ich lehre dich diese Sprachen, daß du zur gehörigen Zeit die Geschichte der vergangenen Zeiten aufschlagen und daraus die Wege der göttlichen Verschöpfung über die Welt lernen magst. Daß, wenn du die Schriften der alten Weisen liest, du leben magest, wie Weisheit und Tugend die Lebensart der größten Männer aller

aller Zeitalter gewesen sind, und deine Seele durch ihre weisen Sprüche befestigen.

Läß dannenhero Wahrheit und Aufrichtigkeit die einzige Zierde deiner Sprache seyn, und sin-  
dite nichts so sehr, als wie du vor allen Dingen  
so denken mögest, wie sie es verdienen, wie du  
allezeit das Beste wählen, nach der Vernunft  
und Ordnung leben, und in jedem Theile deines  
Lebens dem Willen Gottes gemäß handeln  
mögest.

Denke darauf, wie du dein Herz ganz mit der  
Liebe Gottes und der Liebe des Nächsten anfüllen  
mögest, und dann' sorge nicht, weder ein tiefer-  
rer Gelehrter, noch ein feinerer Herr zu seyn,  
als dich diese Neigungen machen werden. Da  
die wahre Religion nichts anders ist, als die  
einfache Natur durch die richtige Vernunft re-  
gieret, so liebt und fordert sie auch eine größte  
Gleichheit und Einfältigkeit des Lebens. Der-  
rowegen verlaube alles überflüssige Gepränge  
von Zierrath und Equipage, und laß dein Haus  
mit mäßigen doch anständigen Bequemlichkeiten  
versehen seyn. Siehe nicht darauf, was dir dein  
Vermögen gewähren könnte, sondern was die  
Vernunft verlangt.

Läß deinen Anzug mäßig, reinlich und be-  
scheiden seyn, nicht damit du die Schönheit dei-  
ner Person auslegest, sondern daß du deine Ge-  
müthsbescheidenheit zeigest, daß dein äußerlicher  
Schmuck der innerlichen Nüchternheit und Eins-  
falt deines Herzens gleiche. Denn es ist im

#### 424 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

höchsten Grade vernünftig, daß du nur ein Mann umfassen gefest seyst, und auswendig so erscheinst, wie du inwendig bist.

Was dein Essen und Trinken anbetrifft, so beobachte darinnen die höchsten Regeln der christlichen Mäßigkeit und Mäc̄ternheit: betrachte deinen Leib blos, als den Diener und Verwalter der Seele; und nähre ihn einzig so, wie er ihr die demüthigsten und gehorsamsten Dienste leisten mag.

Aber, mein Sohn, dieses, woran ich dich täglich erinnern will, so lange als ich bey dir lebe, betrachte als das Vornehmste.

Hasse und verachte allen menschlichen Ruhm, denn er ist nichts weiter, als menschliche Thorheit. Er ist die größte Schlinge, und der größte Verräther, den du zu deinem Herzen zulassen kannst.

Liebe die Demuth in allen ihren Ausfichten, übe sie nach allen ihren Theilen aus, denn es ist der edelste Stand der Seele des Menschen; sie wird dein Herz und deine Neigungen gegen Gott rechtschaffen machen, und dich mit jeder gütlicher und liebevoller Regung gegen die Menschen erfüllen.

Laß dannenhero jeden Tag einen Tag der Demuth seyn, laß dich zu allem Unvermögen und Schwachheiten deiner Nebengeschöpfe herab, bedecke ihre Fehler, liebe ihre Vorzüge, muntre ihre Tugenden auf, steh ihnen in ihrem Mangel bey, erfreue dich in ihrem Glücke, habe Mitlei-

## Demuth weg. d. gewöhnl. Erziehung. 425

den mit ihnen im Unglück, nimm ihre Freundschaft an, übersieh ihre Unfreundlichkeit, vergieh ihrer Bosheit, sey ein Knecht der Knechte, und steige so weit herab, auch die geringsten Pflichten den niedrigsten unter den Menschen nicht zu versagen.

Trachte nach nichts so sehr, als nach deiner eignen Reinigkeit und Vollkommenheit, und habe keinen andern Ehrgeiz, als jede Unternehmung auf eine so vernünftige und religiöse Weise zu thun, daß es dir angenehm seyn muß, daß Gott überall zugegen ist und alle deine Handlungen sieht und beobachtet. Die größte Prüfung der Demuth ist ein demüthiges Betragen gegen diejenigen, die dir an Alter, Vermögen und Stande gleich sind. Dammhero sorge vor allen Dingen für die Bewegungen deines Herzens gegen diese Art von Leuten. Laß dein ganzes Bezeigen gegen sie durch eine ungeschmünkte Liebe regieret werden. Habe kein Verlangen, irgend einen deines gleichen unter dich zu stoßen, doch sey auch nicht auf diejenigen erzürnt, die sich von ihnen über dich hinweg setzen. Sind sie stolz, so müssen sie an einer sehr üblen Gemüthsart krank seyn, und also denn verdienen sie dein zartes Mitleiden: vielleicht findet deine Sanftmuth eine Gelegenheit sie zu heilen. Doch wenn auch deine Demuth keine gute Wirkung haben sollte, so wird sie doch für dich selbst das größte Gut seyn, das du dir nur verschaffen kannst.

## 426 XVIII Hauptst. die Schwierigkeit der

Erinnere dich, daß nur ein Mensch in der Welt ist, mit dem du einen beständigen Streit haben und allezeit im Kampfe seyn mußt, ihn zu übertreffen, und das bist du selbst.

Die Zeit der Ausübung dieser Lehren, mein Kind, wird bald vorüber seyn, die Welt wird dir bald durch die Hände schlüpfen, oder du wirst vielmehr durch sie schlüpfen: es scheint mir nur der andre Tag zu seyn, seit ich eben diesen Unterricht, den ich jetzt dir überlasse, von meinem theuren Vater empfang. Und der Gott, der mir Ohren zu hören gegeben, und ein Herz, dasjenige anzunehmen, was mir mein Vater sagte, der wird, wie ich hoffe, auch dir seine Gnade geben, diese Lehren werth zu halten, und ihnen zu folgen.

Auf diese Art zog Paternus seinen Sohn auf.

Kann man wohl glauben, daß eine Erziehung, wie diese, die Gemüther inner Leute schwächen und erniedrigen, und die Welt irgend einer würdigen und vernünftigen Arbeit berauben werde?

Weil gefehlt: es ist vielmehr nichts so vermögend, die Seele zu adeln und zu erheben, und sie zu der heldenmüthigsten Ausübung aller Tugenden zuzubereiten.

Denn wer wird nicht zugestehen, daß die Liebe Gottes, das Verlangen, ihm zu gefallen, die Liebe unsers Nächsten, die Liebe zur Wahrheit, Vernunft und Tugend, die Betrachtung der Ewig:



Ewigkeit, und die Belohnung der Frömmigkeit, nicht weit stärkere Bewegungsgründe zu großen und guten Handlungen sind, als ein kleines ungewisses Lob des Volks.

Im Gegentheil ist in der That nichts, das das Gemüthe mehr schwächt, und es zur Verderbtheit und Sklaverei herab zieht, nichts, das uns weniger zu Herren unsrer eignen Handlungen, oder weniger vermögend macht, der Vernunft zu folgen, als die Liebe des Ruhms und der Ehre.

Denn da Ruhm und Ehre öfters Dingen und Personen ohne Verdienst und nur in so ferne gegeben wird, weil sie allgemein gelobet und geehret werden, und weil sie meistens dem Eigensinne, den Moden und lasterhaften Neigungen der Welt schmeicheln: so muß derjenige, der blos aus Begierde nach Lob und Beyfalle handelt, jeden andern Grundsatz fahren lassen: er muß schwarz weiß nennen, bitter für süße, und süße für bitter ausgeben, und die niedrigsten und kriechendsten Dinge thun, um nur Beyfall zu erhalten.

Denn in einer verdorbenen Welt, wie diese ist, müssen sich würdige Handlungen blos durch ihren eignen Werth erhalten, weil sie oft, anstatt erhoben und geehret zu werden, zum Vorwurfe gemacht und verfolgt werden.

Derwegen ist die Erziehung der Kinder, die man man auf Antrieb des Nachseifers oder der Ruhmbegierde in einer Welt banet, wo  
der

## 428 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

der Ruhm an sich selbst falsch ist, und meistens allgemein ungerecht ertheilet wird, eben so viel als die natürliche Aufrichtigkeit und Stärke ihrer Gemüther verheeren, und ihnen ein Gewicht geben, welches sie öfterer zu niederträchtigen und leidenden Handlungen herabzieht, als zu großen und erhabenen Handlungen erhebet.



### Neunzehntes Hauptstück.

Zeiget, wie sehr die gewöhnliche Erziehung der Töchter es ihnen schwer macht, den Geist der christlichen Demuth anzunehmen. Wie unglücklich sie durch eine solche Erziehung verführt und hintergangen werden. Der Geist einer bessern Erziehung wird in dem Charakter der Eusebia vorgestellt.

**D**iejenige Wendung des Gemüths, die man den Töchtern in der Erziehung beizubringen, und worzu man sie aufzumuntern sucht, macht es für sie unglaublich schwer, sich in eine solche Empfindung und Ausübung der Demuth zu setzen, als der Geist des Christenthums erfordert.

Die rechte Erziehung dieses Geschlechts ist für das menschliche Leben von äußerster Wichtigkeit. Nichts ist für das allgemeine Beste der ganzen Welt mehr unsrer Wünsche werth.  
Denn

Denn obgleich Weibspersonen sich nicht auf den Handel oder auf Geschäfte der Welt legen, so ist ihnen doch, als Müttern und Hausfrauen, die auf einige Zeit die Sorge der Erziehung ihrer Kinder von beiden Geschlechtern auf sich haben, ein so wichtiger Theil anvertrauet, der für das menschliche Leben von der größten Folge ist. Um dieser Ursache willen können gute und böse Frauenspersonen eben so viel Gutes oder Böses in der Welt stiften, als gute oder böse Männer in den wichtigsten Geschäften des Lebens.

Denn wie die Gesundheit und Stärke oder Schwäche unsrer Körper sehr von der Lebensart in unsrer Jugend abhängt: also haben wir auch nicht weniger die Gesundheit oder Thorheit unsrer Gemüther denen ersten Neigungen und Denkungsarten zu danken, die wir mit Begierde von der Liebe, Härlichkeit, dem Ansehn, und dem beständigen Umgange unsrer Mütter annehmen.

Wir nennen unsre erste Sprache unsre Muttersprache; mit eben so viel Rechte sollten wir unsre ersten Neigungen unsre Mutterneigungen nennen; und vielleicht würde es leichter seyn, unsre Muttersprache zu vergessen, als uns von diesen Neigungen loszureißen, die wir in unsern Säuglingsjahren lernten.

Es ist dannenhero sehr zu bejammern, daß dieses Geschlecht, von welchem so viel abhängt, denen die erste Bildung so wohl unsrer Körper,  
als

# 430 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

als unsers Geistes anvertrauet ist, nicht allein im Stelze, sondern auch in dem einsältigsten und verächtlichsten Theile desselben, außerzogen wird.

Es ist wahr, man erlaubt ihnen nicht, sich mit uns in Wettstreit über die stolzen Preise der Künste und Wissenschaften, der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit einzulassen, ob ich gleich einen großen Verdacht habe, daß sie uns darinnen sehr oft übertreffen würden: aber wir ziehen sie zu der Bemühung nach Schönheit und Puge, und die ganze Welt vereinigt sich, sie an nichts anders denken zu lassen. Väter, Mütter, Freunde und Verwandte scheinen keinen andern Wunsch für das kleine Mädchen zu haben, als daß sie eine schöne Haut, eine feine Gestalt, eine artige Kleidung haben, und biszum Entzücken tanzen möge.

Denn aber, wenn die Zärtlichkeit für unsre Person, das Verlangen nach Schönheit, und die Liebe zum Puz ein Theil des Stolzes ist, (wie er denn gewiß der verächtlichste Theil desselben ist,) so scheint der erste Schritt zur weiblichen Demuth eine Reue über ihre Erziehung zu verlangen.

Denn man muß einräumen, daß gute Eltern, überhaupt gesprochen, niemals mehr in ihre Töchter verliebt sind, als wenn sie sehen, daß sie in sich selbst nur allzu verliebt und auf eine solche

solche Art gepuzt sind, die der Ernsthaftigkeit und Mäßigkeit des christlichen Lebens zum größten Vorwurfe gereicht.

Und was die Sache am meisten beklagenswürdig macht, ist dies, daß Frauenpersonen nicht nur durch diese Erziehung verderben, sondern daß wir auch demjenigen Theil der Welt verderben, der außerdem die meisten Proben einer großen und erhabenen Frömmigkeit ablegen würde.

Denn ich glaube, man kann es sicher zugeben, daß dieses Geschlecht, was den größten Theil bekräftigt, eine feinere Empfindung, einen heiterern Geist, eine leichtere Fähigkeit und sanftere Neigungen, als das andre, besitzt.

Wären aber alle diese Eigenschaften, durch eigenthümliche Bemühungen, und ernsthaftere Arten der Erziehung gebessert, so würden sie es, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu weit höhern Graden der Frömmigkeit bringen, als unter dem allgemeinen Haufen der Männer gefunden werden.

Um dieser Ursache willen rede ich auch bei dieser Gelegenheit mit so viel Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit, weil es zu beklagen ist, daß Personen, die von Natur so geschickt sind, große Muster der Gottseligkeit zu seyn, durch eine fehlerhafte Erziehung, armselige und kostbare Beispiele der größten Eitelkeit sind.

Die Kirche hat in den ersten Zeiten in diesem Geschlechte die angesehensten Heiligen gehabt;

# 432 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

habt; und man kann vernünftiger Weise glauben, daß es bios ihrer elenden und eiteln Erziehung zu schreiben ist, daß diese Ehre ihres Geschlechts größtentheils nur auf die ersten Jahrhunderte eingeschränkt ist.

Das Verderben der Welt unterstützt sie in ihrer großen Eitelkeit, und die Männer scheinen auf sie aus keinem andern Gesichtspunkte zu sehen, als auf so verschiedne gemahlte Götzen, die ihre Begierden reizen und befriedigen sollen: also, daß wenn nun Frauenzimmer eitle, leichte und kindische Creaturen sind, sie sich damit entschuldigen können, daß sie nicht allein ihre Erziehung also gemacht, sondern auch der größte Theil der Welt sie also haben wolle.

Doch alodenn sollten sie überlegen, daß die Freunde ihrer Eitelkeit nicht auch Freunde von ihnen sind; sie sollten überlegen, daß sie für sich selbst leben, daß sie einen eben so großen Antheil an der vernünftigen Natur, als die Männer, haben; daß sie auf die Vernunft eben so viel Anspruch und eben so viel Verbindlichkeit haben, nach den allerhöchsten Vollkommenheiten einer christlichen und gründlichen Tugend zu streben, als die ernsthaftesten und weisesten unter den christlichen Weltweisen.

Sie sollten überlegen, daß man sie verrathen, betrogen, und um ihre einzige Vollkommenheit gebracht, wenn man sie jemals gelehrt,

gelehrt, daß etwas an ihnen eine Zierde sey, was nicht eine Zierde an den weisesten unter den Männern ist.

Man sagt insgemein, daß Weibspersonen von Natur kleine, eitle Gemüther haben; aber dieß kommt mir eben so falsch und unvernünftig vor, als wenn man sagen wollte, daß Fleischher von Natur grausam wären; denn so wie ihre Grausamkeit gar nicht ihrer Natur zuzuschreiben ist, sondern blos ihrer Art zu leben, die ihre Natur verändert hat; also ist auch das Kleine und Eitle, das man in den Gemüthern des weiblichen Geschlechts will bemerkt haben, eben so, wie die Grausamkeit der Fleischher, eine Neigung, die sie durch diejenige Lebensart angenommen haben, welche sie zu führen gewöhnt und angehalten worden.

Endlich muß ich auch dieß noch hinsetzen, daß wir nichts auf ihre Natur schieben dürfen, bis wir zuvor Sorge getragen, daß sie nicht durch ihre Erziehung verderbt worden.

Auf der andern Seite, wenn es wahr wäre, daß sie von Natur eitle und leichtsinnige Geschöpfe wären, um wie viel tadelnswürdiger müßte diese Erziehung seyn, die recht ausgedacht zu seyn scheint, diese Thorheit und Schwachheit ihrer Gemüther zu befestigen und zu vermehren?

Denn wenn es bey einem Frauenzimmer eine Tugend wäre, stolz und eitel auf sich selbst zu seyn, so könnten wir keine bessern Mittel finden,

# 434 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

dieser Leidenschaft in ihr zu erwecken, als diejenigen sind, die wir jetzt in ihrer Erziehung beobachten.

Marbilde ist ein feines Frauenzimmer, von guter Lebensart, großem Verstande, und viel Religion. Sie hat drei Töchter, die durch sie selbst sind erzogen worden. Sie will sie sonst keinem Menschen, oder irgend einer Art von Schule anvertrauen, aus Furcht, daß sie etwas Uebels lernen möchten. Sie ist allezeit bey dem Tanzmeister zugegen, so lange er sie unterrichtet, damit sie alles höret, was ihnen gesagt wird. Sie hat sie so oft in der heiligen Schrift lesen lassen, daß sie einen großen Theil auswendig wiederholen kann: und es wird schwerlich ein gutes Buch zur Unterhaltung der Andacht gefunden werden, das sie nicht in ihrem Kabinette hat.

Hätte Marbilde in den ersten Tagen des Christenthums gelebt, da es noch in der Vollständigkeit und Deutlichkeit seiner Lehren ausgeteilt wurde, so wäre sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine von seinen größten Heiligen gewesen. Doch da sie zu verderbten Zeiten gebohren worden, da es an Mustern der christlichen Vollkommenheit fehlet, und man schwerlich eine Frömmigkeit höher, als die übrige sieht: so hat sie auch verschiedne Fehler, und theilet sie auch alle ihren Töchtern mit.

Marbilde ist niemals in ihrem Leben mittelmäßig gekleidet gewesen; und nichts gefällt ihr



ihr in ihrem Anzuge, was nicht reich ist, und schön ins Auge fällt.

Ihre Töchter sehen ihren großen Eifer in der Religion, doch sie sehen auch eine gleiche Bemühung für alle Arten von feinem Putz. Sie sehen, daß sie nicht nachlässig in ihrer Andacht ist, doch sie sehen sie noch sorgfältiger, ihre ansehnliche Sarve zu erhalten, und den Veränderungen zuvorzukommen, womit ihr Zeit und Alter drehen.

Sie fürchten sich, ihr zu begegnen, wenn sie die Kirche versäumt haben; aber sie fürchten sich noch mehr sie zu sehen, wenn sie sich nicht so enge, als möglich, geschnürt haben.

Sie zeigt ihnen oft ihr eignen Bildniß, welches man von ihr nahm, als sich ihr Vater in sie verliebte. Sie erzählt ihnen, wie sehr ihn die Liebe zerstörte, als er sie das erstemal sah, und daß sie niemals eine so feine Haut würde gehabt haben, wenn nicht ihre gute Mutter darauf Achtung gegeben, die eine ausnehmende Sorgfalt dafür trug.

Mathilde ist so auf alle Künste, ihren Anzug zu verschönern, aufien, daß sie fast jeden Tag einen neuen Einfall hat, und keinen Schmuck, von der reichsten Juwelle an bis zu der geringsten Blume, unversucht gelassen. Sie ist so eigensinnig und kritisch in ihrem Urtheile, so empfindlich bey dem kleinsten Versehen, daß das Kammermädchen oft ihre Tochter dech

# 436 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

bis viermal in einem Tage an oder auskleiden muß, ehe sie damit zufrieden ist.

Was das Auflegen der Schminkeplästerchen anbelangt, so behält sie sich dieses selbst vor; denn sie sagt, wenn sie nicht mit Verstande aufgelegt würden, so wären sie dem Gesichte mehr nachtheilig, als vortheilhaft.

Die Kinder sehen die Neigung ihrer Mutter so deutlich, daß sie schon sich zu thun, weit mehr Gefallen am Putze zu haben, und weit verführter in alle kleine Zierathen zu seyn, als sie wirklich sind, blos um ihre Gewogenheit zu erhalten.

Sie sah, daß sie einst ihre älteste Schwester bis zum Thränen brachte, und auf das heftigste wegen ihrer Hartnäckigkeit ausschalt, weil sie sich unterstien, zu sagen, daß sie es für besser hielt, den Nacken zu bedecken, als so weit bloß zu gehen, wie es die icheige Mode erfordert.

Sie mißt ihnen ihre Speise zu, und ist in dem Essen und Trinken sehr eigensinnig; denn sie erzählt ihnen, wie viel artige Gesichter sie zu ihrer Zeit, aus Mangel einer solchen Sorgfalt hat verderben sehen. Wenn ein Blätterchen in ihren Gesichtern aufschießt, so ist sie in einem großen Schrecken, und sie selbst gerathen ihrentwegen in Furcht, als wenn sie gleich eine noch so große Sünde begangen hätten.

Wenn sie anfangen, ein wenig vollblütig und gesund auszusehen, so läßt sie geschwind den

den Arzt zu Hülfe rufen: und wenn Arznei oder Aderlaß verhindern, daß ihre Farbe nicht zu gemein oder roth wird, so glaubt sie, daß sie recht wohl gebraucht werden.

Durch diese Mittel werden sie zu armen, bleichen, kränklichen Geschöpfen, aus Mangel der Lebensgeister kriegen sie Vapours, sie schreyen bey den geringsten Zufällen, fallen in Ohnmacht bey dem geringsten Umstande, der sie erschreckt, und sind kaum vermögend, die Last ihrer schönsten Kleider zu tragen.

Die älteste Tochter lebte so lange, als sie konnte, unter dieser Zucht, und starb im zwanzigsten Jahre ihres Alters.

Als ihr Körper geöffnet wurde, fand man, daß ihr die Rippen in die Leber gewachsen, und ihre Eingeweide durch das allzustarke Einschnüren sehr verlegt waren: denn ihre Mutter ließ sie so scharf zusammen pressen, daß ihr oft die Thränen in die Augen traten, wenn sie ihr Mädchen anzog.

Ihre jüngste Tochter lief mit einem Spieler davon, einem Manne der sehr wohl ausseh, und in der Art sich zu Fleiden und im Tanzen nicht seines gleichen hatte.

Mathilde sagt, sie würde sich über diesen Zufall zu Tode grämen, wenn sie nicht ihr Gewissen überzeugte, daß sie auf keine Art etwas dazu beigetragen hätte. Sie beruft sich auf ihr Kabinett, auf ihre Gebetbücher, diese sollen Zeug-

## 438 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

gen seyn, wie viel sie sich Mühe gegeben, ihre Kinder zu einer wahren Gottesfurcht und Andacht zu erziehen.

Ob ich gleich hierdurch gar nicht behaupten will, daß keine Tochter auf eine bessere Art, als diese, auferzogen würden, denn ich hoffe, es giebt ihrer noch verschiedene: so glaube ich doch auch sicherlich, daß der größte Theil von ihnen nicht einmal sowohl erzogen, oder zu so viel Religion angehalten wird, als in dem gegenwärtigen Beispiele.

Ihre Gemüther werden also zu sehr gewöhnet, für nichts, als ihre Schönheit und ihren Puz, zu sorgen, und, wie in dem gegenwärtigen Falle, ihren eiteln Begierden nachzuhängen, ohne daß sie einmal allezeit solche Regeln der Frömmigkeit empfangen, sich ihnen zu widersetzen. Wenn dannenhero die wahre Frömmigkeit, Demuth, und ein bescheidenes Gefühl ihrer selbst bey diesem Geschlechte so sehr vermisst wird, so ist es eine deutliche und natürliche Folge einer eiteln und verderbten Erziehung.

Und wenn sie sich oft den ersten Thoren, Stutzern und feinen Tänzern in die Arme werfen: so ist es kein Wunder, wenn ihnen dasjenige an Männern gefällt, was man sie gelehrt hat, an sich selbst zu bewundern.

Und wenn man sie endlich das wenige von der Religion verlieren sieht, was sie in ihrer Jugend gelernt haben, so darf man sich eben so wenig darüber wundern, als wenn man eine  
 kleine

Kleine Blume unter dem wilden Unkraute ersticket und getödtet sieht.

Denn ein persönlicher Stolz, eine gezwungene Eigenliebe, ein Vergnügen über die eigene Schönheit, und eine Härlichkeit für die Kleiderpracht sind Neigungen, die entweder als Religion in der Seele tödten müssen, oder durch sie müssen getödtet werden; sie können eben so wenig beisammen bestehen, als Gesundheit und Krankheit.

Einige, die übereilt urtheilen, werden vielleicht hier sagen, daß ich zu streng mit dem schönen Geschlechte verfare.

Doch vernünftiger Personen werden leicht wahrnehmen, daß ich dich Geschlecht ganz verschone, und blos ihre Erziehung beurtheile; ja, daß ich nicht allein sie verschone, sondern auch mich ihrer Sache annehme, ihre Ehre vertheidige, ihre Vollkommenheiten der Welt zeige, ihre natürlichen Neigungen lobe, und nur diejenige Auferziehung verdamme, die ihrem Vortheile so zuwider ist, ihre Ehre so erniedriget, und den Männern das Glück ihrer so vortheilhaften Gemüthsgaben und Neigungen raubet.

Ich gestehe es, ihre Erziehung kann ich unmöglich schonen, aber die einzige Ursache ist, weil sie ihre größte Feindin ist, weil sie die Welt um so viel Glückseligkeit, und die Kirche um so viel Heilige bringt, als wahrscheinlicher Weise von Personen könnte erwartet wer-

den, die durch ihre natürlichen Neigungen zu aller Sanftmuth und Zärtlichkeit so sehr gebildet, und durch die Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Verstandes so geschickt sind, alles, was heilig, tugendhaft und göttlich ist, zu betrachten, zu lieben und zu bewundern.

Wenn man aber hier einwenden wollte, daß ich ihre Erziehung mit allzugroßen Bewürfen beschwere, und daß sie dadurch nicht so viel Schaden leiden, als ich mir einbilde:

So diene zur Antwort, daß wenn ich gleich nicht im Stande bin, den dadurch verursachten Schaden auf das genaueste zu bestimmen, so ist doch ihre klare und natürliche Absicht, Schaden zu thun, hinlänglich genug, die uneingeschränkteste Verdammung derselben zu rechtfertigen.

Doch wenn jemand, der sich etwan einbildet, daß kein persönlicher Stolz oder zärtliche Eigenliebe bei denen einigen darunter liegt, die sich mit Schminkpflasterchen belegen, und sich mit so viel Glitzergerath und Kunst ausgeputzt haben, wissen will, wie allgemein das weibliche Geschlecht unter dieser Erziehung leidet:

Der mag nur, wo es ihm gefällt, folgenden Versuch anstellen.

Er mag nur irgend einem Frauenzimmer seine Meinung von ihr wissen lassen: ich will nicht, daß er ihr dieselbe gerade unter das Gesicht sagen, oder ihr sonst auf eine unhöfliche Art öffentlich erklären soll: sondern er mag den ansän:  
digen,

digsten, geheimsten und freundschaftlichsten Weg erwählen, den er selbst für gut hält, ihr seine Meinung wissen zu lassen; daß er nehmlich glaubt, sie sey weder artig, noch daß sie sich wohl putze, noch auch, daß ihr ihre schönen Kleider wohlthünden. und ich getraue mir zu sagen, daß sehr wenig sein geputzte Frauenzimmer seyn werden, die ihn nicht um seiner bloßen Meinung willen, und wenn sie gleich niemand außer ihnen selbst weiß, auf das ärgste hassen werden: ja, es wird nicht lange werden, so wird er die Früchte ihres Zorns erfahren.

Doch wenn ihm ein solcher Versuch nun zeigt, daß es sehr wenig Frauenzimmer gebe, die seine Freundschaft ertragen können, wenn sie erfahren, daß er eine solche Meinung von ihnen hat, so ist es gewiß Zeit, sie zu bedauern, und über eine Erziehung zu klagen, die ihre Herzen so allgemein verdorben hat.

Denn ob es gleich schwer ist, von den Herzen anderer zu urtheilen, so sprechen sie doch, so bald sie ihren Zorn und Unwillen über etwas erklärt haben, über sich selbst das Urtheil. Wenn ein Frauenzimmer einem Manne nicht vergeben kann, der sie nicht für schön hält, oder der sich einbildet, daß ihr ihr Putz eben keine große Zierde verschaffe, so entdeckt sie unfehlbar den Zustand ihres Herzens, und wird durch ihr eignes, nicht durch ein ander Urtheil verdamm't.

## 442 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

Denn wir werden niemals über andre böse, als wenn ihre Meinung von uns derjenigen zuwider ist, die wir von uns selbst haben.

Ein Mann, der keinen Anspruch auf die Gelehrsamkeit macht, ist niemals über diejenigen unwillig, die ihn nicht für einen Gelehrten halten: Wenn also ein Frauenzimmer keine hohe Meinung von ihrer eignen Person und ihrem Putze hat, so würde sie auf diejenigen gewiß nicht erzürnt seyn, die nicht hierinnen ihrer Meinung sind.

Derwegen sind die allgemeinen schlimmen Wirkungen dieser Erziehung nur allzusehr bekannt, als daß man den geringsten vernünftigen Zweifel zulassen darf.

Doch die Möglichkeit, Töchter auf eine vorzuziehlendere Art zu erziehen, mag der folgende Charakter erklären.

Eusebia ist eine fromme Wittwe, von guter Herkunft und wohl erzogen: sie hat ein hübsches Vermögen für fünf Töchter, die sie so auferzieht, als ob es ihr von Gott anvertrauet wäre, fünf Jungfrauen vor das Reich des Himmels geschickt zu machen. In ihrer Familie ist eben die Einrichtung, als in einem zur Religion bestimmten Hause, und alle ihre Anordnungen gehen dahin, eine beständige richtige Andacht darinnen zu unterhalten.

Sie, ihre Töchter und ihre Mägde, kommen den Tag über zu gewissen Verstunden zusammen; sie singen, und beten und ihre übrige  
Zeit



Zeit bringen sie in solchen guten Werken und unschuldigen Vergnügen zu, die sie geschickt machen, wieder zu ihren Gesängen und Gebeten zurückzukehren.

Sie liebet sie, als ihre geistlichen Kinder, und sie lieben sie als ihre geistliche Mutter, mit einer solchen Liebe, die die zärtlichste Freundschaft weit übersteiget.

Sie hat einen Theil ihres Vermögens unter sie vertheilet, damit eine jede vor sich, außerdem, was sie selbst darzu bestimmt hat, nützlich seyn, und auf ihren eignen Antheil für arme und Kranke Personen des Kirchspiels sorgen möge.

Eusebia hält sie zu allen Arten von Arbeit an, die sich für ein Frauenzimmer schicken, als Nähen, Stricken, Spinnen, und allen übrigen Theilen der Haushaltung: und zwar nicht bios zu ihrem Vergnügen, sondern damit sie sich und andern einst dienen, und von den Versuchungen, die ein müßiges Leben begleiten, mögen gerettet werden.

Sie sagt ihnen, daß sie sie lieber zu der Nothwendigkeit, ihren Unterhalt durch ihre eigne Arbeit zu verdienen, gebracht, als reich zu sehen wünschte, damit sie sich dadurch selbst wegen der Arbeit entschuldigen könnten. Denn ob ihr gleich, sagt sie, im Stande seyd, den Armen ohne eure Arbeit beizustehen, so werdet ihr doch durch dieselbe in Stand gesetzt, ihnen noch weit mehr beizustehen.

Wenn

#### 444 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

Wenn Eusebia so frey von Sünden gelebt hat, als es für die menschliche Natur möglich ist, so ist gewiß die Ursache, weil sie allezeit wider alle Angriffe des Stolzes wachsam gewesen und sich verwahrt hat. Und wenn sich ihre Tugenden über andrer ihre so hoch erheben, so geschieht es blos dadurch, weil sie alle auf eine tiefe Demuth gegründet sind.

Meine Kinder, sagt sie, als euer Vater starb, hatten meine Freunde viel Mitleid mit mir, weil er mir allein die Sorge für eine Familie überließ, und die Verwaltung unsers Vermögens ganz auf mir lag.

Doch mein eigener Schmerz war auf eine ganz andre Ursache gegründet: ich bejammerte, daß ich mich selbst eines so getreuen Freundes beraubet, und ein solches herrliches Beispiel der christlichen Tugenden den Augen seiner Kinder sollte entrißen sehen, ehe sie von dem Alter waren, es zu lieben, und ihm zu folgen.

Denn was die weltlichen Sorgen anbetrifft, wovon meine Freunde glaubten, daß sie so schwer auf mir lägen, so kommt es meistens auf uns an, wie wir sie machen wollen, und sie fallen gleich hinweg, sobald wir uns selbst kennen.

Wenn eine Person im Traume durch seltsame Erscheinungen beunruhiget wird, so ist seine Angst gleich vorüber, wenn er erwachet, und sieht, daß es blos die Phantasie eines Traums war.

Eben so, wenn eine richtige Erkenntniß unsrer selbst unsre Gemüther erheitert, so macht sie  
eine

eine eben so große Veränderung in unsern Gedanken und Sorgen, als wenn wir von der Wanderschaft eines Traums erwachen.

Wir halten einen Menschen für unsinnig, oder melancholisch, der sich einbildet, er sey von Glas, und deswegen in beständiger Angst ist, daß er nicht zerbreche: oder der sich von Wachs zu seyn glaubt, und sich nicht getrauet, die Sonne auf sich scheinen zu lassen.

Aber, meine Kinder, es giebt Dinge in der Welt, die man für Weisheit, Artigkeit, Gröfse, Glückseligkeit und seine Erziehung hält: welche aber eine eben so große Unwissenheit unsrer selbst zeigen, und eben sowohl für Unsinn sollten gehalten werden, als wenn sich ein Mensch einbildet, er sey von Glas, oder Eis.

Ein Frauenzimmer, das in der Welt nicht ohne schöne Kleider erscheinen mag, die es für eine Glückseligkeit hält, ein Gesicht von angenehmer Farbe, und eine zarte und feine Haut zu haben, die eher sterben, als arm werden, und für ihren dürftigen Unterhalt zu arbeiten, gezwungen seyn wollte, diese kennet sich eben so wenig, als derjenige, der sich von Glas zu seyn dünket.

Deswegen sind auch alle meine Unterredungen mit euch dahin gegangen, euch mit euch selbst bekannt zu machen, und euch an solche Bücher und Andachten zu gewöhnen, die euch in dieser allergrößten Kenntniß unterrichten möchten.

Ihr

## 446 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

Ihr würdet es für schwer halten, wenn ihr die Familie nicht kennen söllet, in welcher ihr gehöret seyd, von was für Vorfahren ihr stammet, oder was ihr für ein Vermögen zu gewarsten habt. Aber, meine Kinder, ihr könnt vielleicht alles dieses aufs genaueste wissen, und doch in Ansehung eurer selbst so unwissend seyn, wie derjenige, der sich selbst von Wachs zu seyn gienbte.

Denn ob ihr gleich alle von meinem Leibe gehöret, und nach eures Vaters Mahnen genennet seyd, so seyd ihr doch alle zusammen, bloß *se Geister*. Ich will hierdurch nicht so viel gesagt haben, als ob ihr keine Körper hättet, die Speise und Trank Schlaf und Kleidung benöthigt wären, sondern, daß dasjenige alles, was Ihr genennet zu werden verdienet, nichts anders als Geist sey. Ein geistiges und vernünftiges Wesen seiner Natur nach, das allen fleischlichen und körperlichen Wesen eben so zuwider ist, als das Leben dem Tode; das nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und bestimmt ist, immerdar zu leben, *niemals weiter aufzuhö- ren, sondern des Lebens, der Vernunft, der Erkenntniß in Gegenwart Gottes und der Gesellschaft der Engel und seligen Geister in alle Ewigkeit zu genießen.*

Jedes Ding, daß ihr nur nennt, ist, außer diesem Geiste, wie eure Kleidung, etwas, das ihr nur auf eine Weile zu brauchen habt, und alsdenn muß es zu Ende gehen, sterben und

ver-

verschwinden, und für euch nichts weiter seyn, als die Kleider und Körper andrer Leute.

Aber, meine Kinder, ihr seyd nicht allein auf diese Art Geister, sondern ihr seyd auch gefallene Geister, die ihr Leben in einem Stande der Verderbniß und der Unordnung, voller bösen Neigungen und Leidenschaften angefangen haben, die die Vernunft eurer Seele verblenden und verfinstern, und euch zu dem, was schädlich ist, reizen.

Eure Körper sind nicht allein elend und hinfällig, wie eure Kleider, sondern sie sind wie angestechte Kleider, die euch mit Krankheiten und Seuchen anfüllen, indem sie die Seele mit verborrenen Neigungen und eiteln Begierden untermücken.

Also besteht alles von uns gleichsam in zwey Wesen, die auch zwey Herzen in sich haben; durch das eine sehen, empfinden und bewundern wir Vernunft, Reineigheit und Heiligkeit; durch das andre sind wir zu Stolz, Eitelkeit und sinnlichen Vergnügungen geneigt.

Diesen innerlichen Krieg fühlen wir täglich mehr oder weniger in uns: und wenn ihr etwas wissen wollt, das der ganzen Welt nöthig ist, so ist es dies: alles dasjenige, was in unsrer Natur vernünftig, heilig und göttlich ist, zu erhalten und vollkommner zu machen, hingegen was Eitelkeit, Stolz und Sinnlichkeit ist, welche aus der Verderbniß unsers Zustandes entsprin-

448 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der  
entspringen, zu züchtigen, zu entfernen und aus-  
zurotten.

Könnst ihr zweifeln, meine Kinder, wenn ihr  
einen Blick auf diese Welt werft, und seht, was  
für Gewohnheiten, Moden Freuden, Un-  
ruhen, Entwürfe und Neigungen die Herzen  
und die Tugenden der Menschen beschäftigen, daß  
dem also sey, wie ich euch gesagt habe?

Doch laßt euch diese Dinge nicht rühren, die  
Welt ist ein großer Traum, und nur wenig  
Menschen sind darinnen wache.

Wir bilden uns ein, daß wir in Dunkelheit  
fallen, wenn wir sterben; doch ach! der meiste  
Theil von uns ist bis dahin im Dunkeln, und  
die Augen unsrer Seelen fangen erst alsdenn an  
zu sehen, wenn unsre körperlichen Augen geschlos-  
sen sind.

Ihr seht also euren Stand, meine Kinder;  
es kommt euch zu, diesen Geist, der in euch ist,  
zu verherrlichen, zu verbessern und vollkommener  
zu machen, es kommt euch zu, ihn zu dem Rei-  
che des Himmels zuzubereiten, ihn mit der Liebe  
Gottes, und der Tugend zu nähren, ihn mit gu-  
ten Werken zu schmücken, und ihn so heilig und  
himmlisch zu machen, als es möglich ist. Euch  
kommt es zu, ihn vor den Irthümern und Ei-  
telleiten der Welt zu verwahren; ihn von den  
Verderbnissen des Körpers, von diesen falschen  
Freuden, und sinnlichen Begierden zu retten,  
zu welchen ihn der Körper verleitet.

Es ist eure Pflicht, eure Seelen mit frommen Lesen und heiligen Betrachtungen, mit Wachen, Fasten und Beten zu unterhalten, damit ihr diesen ewigen Stand, den ihr mit dem Ende dieses Lebens antretet, schmecken, empfinden, und darnach verlangen möget.

Was eure Körper anbetrifft, so müßt ihr sie als elende vergänglichliche Wesen ansehen, die gegenwärtig siech und verdorben sind, und bald in den allgemeinen Staub hinfallen werden. Ihr müßt über sie, als über Feinde wachen, die allezeit euch zu reizen und zu verführen suchen, und mithin niemals ihrer Meinungs und ihrem Rathe folgen; ihr müßt sie als den Platz und die Wohnung eurer Seelen ansehen, und sie deswegen rein, unbesleckt und keusch halten: ihr müßt sie als Diener und Werkzeuge der Handlungen betrachten, und ihnen also Nahrung, Ruhe und Kleidung geben, damit sie stark und gesund seyn mögen, die Pflichten eines wohlthätigen, nützlichen und frommen Lebens zu erfüllen.

Wenn ihr also lebet, so lebet ihr, wie ihr selbst: sobald ihr aber weniger Achtung für eure Seelen, oder mehr für eure Körper habt, als sich geziemet: sobald ihr mehr darauf bedacht seyd, eure Person zu schmücken, als eure Seelen vollkommener zu machen, so seyd ihr weit unsinniger, als derjenige, der lieber ein reiches Kleid, als einen gesunden Leib, haben möchte.

Um dieser Ursache willen, meine Kinder, habe ich euch nichts gelernet, was euch auf einige

## 450 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

Art gefährlich seyn könnte. Ich habe euch von allem zurückgehalten, was euch zu Schwachheit und Thorheit verleiten könnte: und euch niemals überredet, in der Welt etwas für schön, außer einer schönen Seele, etwas für glücklich, außer der Gnade Gottes, oder irgend etwas für wünschenswerth zu halten, außer allein das Vermögen, in der Welt so viel Gutes zu thun, als euch möglich ist.

Anstatt der eiteln und oft unbescheidnen Beschäftigung gewisser Schauspiele und Opern, habe ich euch gelehrt ein Vergnügen in dem Besuche des Kranken und Armen zu empfinden. Was Musik, Tanzen und andre Zeitvertreibe für viele in der Welt sind, das sind euch Gebet, Andacht und Lieder. Eure Hände sind nicht beschäftigt, die Haare zu kräuseln und eure Personen zu schmücken: sondern Kleider für die Entblößeten zu verfertigen. Ihr habet nicht euer Vermögen an euch selbst verschwendet, sondern es durch euren Fleiß noch vermehret, um andern desto mehr Gutes zu thun.

Anstatt gezwungner Bildungen, geschminkter Gesichter, bühlerischer Mienen und affectirter Bewegungen, habe ich euch gelehrt, eure Körper durch einen bescheidnen Anzug zu verbergen, und den Augen der Welt an euch nichts vorzulegen, als Reinigkeit, Aufrichtigkeit und Demuth in allem euern Betragen.

Ihr wißt, meine Kinder, die hohe Vollkommenheit und die großen Belohnungen  
der



des ledigen Standes; ihr wißt, wie sehr er von weltlichen Sorgen und Unruhen befreiet, und Mittel und Gelegenheit giebt, es in einem göttlichen Leben weit höher zu bringen: dannenhero liebet, ehret und haltet diesen Stand hoch; danket Gott für alle die glorreichen Gesellschaften von heiligen Jungfrauen, die von Anbeginn des Christenthums in den verschiedenen Zeitaltern der Kirche, den Sorgen und Freuden des Ehestandes entsaget haben, um beständige Vergnügungen der Einsamkeit, der Betrachtung und des Gebets zu seyn.

Doch da jedes seine eigne Gabe von Gott empfangen hat, wie ich denn in euch selbst die größte Glückseligkeit eines verheiratheten Standes empfinde; so überlasse ich es auch eurer eignen Wahl, entweder so zu thun, wie ich gethan habe, oder auch nach höhern Graden der Vollkommenheit in einem jungfräulichen Leben zu trachten.

Ich verlange nichts, ich nöthige euch zu nichts, als daß ihr dieses Leben so gut, als möglich, führen, und in jedem Stande des Lebens, den ihr erwählen werdet, nach der Vollkommenheit streben möget.

Betrachtet euch dannenhero niemals selbst, als Personen, die da müssen gesehen, bewundert und von Mannspersonen angebetet werden, sondern als arme Sünder, die sich selbst von den Eitelkeiten und Thorheiten einer elenden Welt, durch Demuth, Andacht und Selbstverleugnung retten sollen. Lernet vor euch

## 452 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

selbst und vor den Dienst Gottes zu leben; und laßt nichts von der Welt bey euch einigen Werth haben, außer dasjenige, was euch nahe zum Dienst Gottes ziehen, und ein Mittel eurer künftigen Glückseligkeit seyn kann.

Betrachtet, wie nachdrücklich ihr zu einem tugendhaften Leben berufen seyd, und was für große und herrliche Dinge Gott für euch gethan hat, um eure Liebe für alles zu erwecken, was seine Ehre befördern kann.

Denket an die Eitelkeit und Kürze des menschlichen Lebens, und laßt Tod und Ewigkeit oft eure Gemüther beschäftigen; denn diese Gedanken werden eure Seelen befestigen und erheben; euch weise und verständig, und das Kleine aller menschlichen Dinge recht fühlbar machen.

Denkt an die Glückseligkeit der Propheten und Apostel, der Heiligen und Märtyrer, die sich jetzt in der Gegenwart Gottes freuen, und sich selbst in dem Besitze der ewigen Herrlichkeit sehen. Und denkt, wie wünschenerwerth es sey, zu wachen und zu beten, und Gutes zu thun, wie sie thaten, daß, wenn ihr sterbet, euer Loos unter ihnen seyn möge.

Ihr möget also verheyrathet oder unverheyrathet seyn, so sehet euch selbst als Mutter oder Ehemann an, als Freunde und Verwandte aller derjenigen an, die eure Hülfe bedürfen; vergewisset euch niemals nöthig zu seyn, weil andre einen Mangel an demjenigen leiden, was eure Händ; vor sie machen können.

Diese

Diese nützliche, liebevolle, demüthige Beschäftigung eurer selbst, befehle ich euch mit dem größten Ernste, als den wesentlichsten Theil eines weisen und frommen Lebens an. Denn außer dem Guten, das ihr dadurch andern erweist, wird auch jede Tugend eures Herzens dadurch ungemein erhöht werden.

Denn nach dem Lesen, der Betrachtung und dem Gebete ist nichts, das unsre Herzen so sehr für thörichte Leidenschaften in Sicherheit setzt, nichts das die Gestalt unsrer Seele so heilig und weise erhält, als eine nützliche und demüthige Beschäftigung unsrer selbst.

Betrachtet also niemals eure Arbeit als eine Unterhaltung, die euch von der Zeit helfen, und sie euch nur so lange vertreiben soll, als es euch gefällt; sondern betrachtet sie als etwas, das euch und andern dienen soll; wodurch ihr einige bescheidne Absichten des Lebens erreichen, die Zeit retten und kaufen, und sie zu eurem Vortheile anwenden wolle, da die Werke aller Menschen durchs Feuer sollen geprüft werden.

Da ihr noch klein waret, so überließ ich euch einem kleinen Zeitvertreibe, um an gewissen nachschuldigen Dingen vor euch selbst ein Vergnügen zu finden: jetzt aber, da ihr zur Erkenntniß Gottes und eurer selbst herangewachsen seid: da eure Seelen mit dem Werthe und der Kostbarkeit der Tugend bekannt, und durch die großen Lehren der Religion erhoben geworden, so ist es eure Pflicht, nichts mehr als Kinder zu thun;

## 454 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

sondern alles was armselig, eitel und thöricht ist, zu verachten: nunmehr müßt ihr die Arbeit eurer Hände der Frömmigkeit eurer Herzen gemäß einrichten, und um eben desselben Endzwecks willen und mit eben denselben Geiste, mit dem ihr wachet und betet, euch selbst beschäftigen.

• Denn wenn ihr irgend etwas Gutes durch eure Arbeit schaffen könnt, wenn ihr euch nützlich für andre zu beschäftigen im Stande seyd, wie einfältig, wie sehr der Religion zuwider wäre es, wenn ihr dasjenige zu einem bloßen Zeitvertreibe machen wolltet, was ihr eben so leicht zu einer Uebung der größten Liebe machen könntet?

Was würdet ihr von der Weisheit desjenigen halten, der seine Zeit darauf wenden wollte, Wasser abzuriechen, die kein Mensch nutzen könnte, bloß deswegen, daß er sich an der Reinigkeit und Verschiedenheit der Farben ergötzen wollte, da er mit weniger Arbeit und Aufwand dem Mangel dererjenigen könnte zu statten kommen, die nichts zu trinken haben?

Er würde abm auf eine eben so kluge Art beschäftigt seyn, als diejenigen, die sich selbst die Zeit mit solchen verdrüßlichen Dingen vertreiben, die sie weder brauchen, noch von denen sie kaum wissen, zu was sie nützen, wenn sie vollendet sind: da sie mit weniger Arbeit und Ausgaben so viel Gutes thun könnten, als derjenige, der den Nackenden kleidet, oder den Kranken besucht.

Macht

Macht euch derowegen ein Vergnügen daraus, euch nach dem Mangel der Dürftigsten zu erkundigen, und laßt eure Hände in Verrichtung solcher geringen und ordentlichen Dinge vor sie beschäftigt seyn, als ihre Nothdurft erfordert. Wenn ihr also eure Arbeit zu einem Geschenke und Dienste des Armen macht, so wird euer ordentliches Gewerbe in einen Gottesdienst verwandelt werden und Gott so annehmlich seyn, als eure Andachten.

Und da die Liebe die größte aller Tugenden ist, so wie sie allezeit die Hauptneigung der größten Heiligen gewesen; so kann nichts eure Liebe in den Augen Gottes so liebenswürdig machen, als diese Art ihr eure Arbeit zuzusehen.

Die Demuth dieser Beschäftigung also wird vor euch so vortheilhaft, als die Liebe derselben seyn. Sie wird euch für allen eiteln und stolzen Gedanken eures eignen Standes und Vorzugs im Leben, und für der Art, mit den Armen, als mit Geschöpfen von ganz andrer Gattung, zu verfahren, gänzlich bewahren. Wenn ihr euch selber zu dieser Arbeit und dem Dienste der Armen, als die Jesum Christum selbst vorstellen, gewöhnnet, so werdet ihr bald euer Herz von der größten Sanftmuth und Niedrigkeit gegen sie gerührt finden. Ihr werdet ihren Stand hochachten, es für eine Ehre halten, ihnen zu dienen, und niemals mehr mit euch selbst zufrieden seyn, als wenn ihr auf das demüthigste in ihrem Dienste beschäftigt seyd.

Dieses wird euch zu wahren Schülern eures sanften Herrn und Meisters machen, der nicht in die Welt kam, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und ob er gleich Herr von allen Geschöpfen seiner eignen Hände, doch unter ihnen war, als einer, der da diente.

Das Christenthum hat alsdenn seine herrliche Wirkungen auf eure Herz gethan, wenn es also euren Geist verändert, und allen Stolz des Lebens von euch entfernt und gemacht hat, daß ihr, in der Demüthigung eurer selbst unter die niedrigsten eurer Nebengeschöpfe, ein wahres Vergnügen finden könnet.

Lebet also, meine Kinder, so wie ihr euer Leben angefangen habt, in demüthiger Arbeit vor das Beste andrer: und laßet euch Staatsbesuche und eitle Bekanntschaften so wenig Zeit rauben, als möglich ist. Machet euch keine alberne Freundschaften, oder eitle Zärtlichkeiten für gewisse einzelne Personen eien, sondern liebt die am meisten, die am meisten eure Liebe auf Gott und euer Mitleiden auf die ganze Welt lenken.

Doch hauptsächlich, vermeidet den Umgang mit galanten Thoren und Stüzern, und haßet nichts mehr, als die leeren Geschwänze, Schmeicheleyen und Complimenten dieser Art von Leuten: denn sie sind die Schande ihres eignen Geschlechtes, und müssen der Abscheu des andern seyn.

Wenn ihr ausgeht, so laßt Demuth, Bescheidenheit und ein anständiges Betragen den ganzen Staat

Staat seyn, den ihr mit euch nehmt: und laßt Zärtlichkeit, Mitleiden und ein gutes Herz die ganze Lebensart seyn, die ihr. überall zeigt.

• Wenn übel reden, lästern und verleumden die Unterhaltung der Gesellschaft ist, in die ihr von ungesehr kommt, so bewahret euer Herz und eure Zunge: seyd darüber so sehr beleidigt, als ob ihr unter Fluchen und Schwören wäret, und begehret euch so bald, als möglich, fort.

Solltet ihr die Absicht haben zu heirathen, so laßt es euch doch nie eher einfallen, bis ihr den Mann findet, der diejenigen Vollkommenheiten besitzt, welche ihr an euch zu erlangen gearbeitet habt; der auf gleiche Weise ein Freund aller eurer Tugenden ist, und mit dem ihr besser leben könnt, als wenn euch sein Beispiel fehlte.

Liebet die Armuth, und haltet die Armen, sowohl um verschiedner andrer Ursachen willen, als auch insbesondre deswegen hoch, weil unser theuerster Heiland selbst einer aus ihnen war, und weil ihr euch eben so viel Freunde und Fürsprecher für euch bey Gott an ihnen macht.

Besuchet sie und acht fleißig mit ihnen um: ihr werdet oft Redlichkeit, Unselb. Gedult, Standhaftigkeit und eine große Freumigkeit unter ihnen finden: und wo dieses nicht ist, so werdet ihr sie vielleicht durch euer gutes Exempel bessern.

# 458 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

Erfreuet euch über jede Gelegenheit, wo ihr eine demüthige Handlung thun, und die Sanftmuth eures Geistes üben könnet: es sey nun, indem ihr, wie die Schrift es ausdrückt, der Heiligen Füße waschet, das ist, indem ihr denjenigen helfet und dienet, die unter euch sind; oder indem ihr dererjenigen Stolz und Hochmuth ertraget, die eures gleichen, oder über euch sind. Denn es ist nichts vortrefflicher, als Demuth; sie ist die reiche Quelle aller Tugenden, und alles was milde und gut ist, fließt von sich selbst daraus.

Dannenhero, meine Kinder, betet um Demuth, übet sie aus, und verwerfet alles, es mag in der Kleidung, oder Auführung, oder im Umgange seyn, was den Schein des Stolzes hat.

Strebet nach allem, was liebenswerth ist, aber thut nichts deswegen, daß ihr gelobet werdet; und denket an keine Belohnungen für alle Arbeiten der Liebe und der Tugend, als bis Christus mit allen seinen heiligen Engeln kommen wird.

Hauptsächlich aber, meine Kinder, hütet euch vor allen eiteln und stolzen Gedanken über eure selbstige Tugenden. Denn sobald als die Menschen sich von dem gemeinen Wege der Welt absondern, und ihre Eitelkeiten verachten, so stellt ihnen der Teufel gleich die Höhe ihrer eignen Vollkommenheiten vor, und ist mit ihren guten Werken zufrieden, wenn er sie nur darauf stolz machen kann.

Dan:



## Demuth b. d. gew. Erzieh. d. Töchter. 459

Dannenhhero wachet über eure Tugenden mit einem eifersüchtigen Auge, und verwerfet eben so sehr jeden eiteln Gedanken, als ihr alle-gottlose Vorstellungen fliehet: denn bedenket, was würde es nicht für ein Verlust vor euch seyn, wenn die Frucht aller eurer guten Werke durch die Eitelkeit eurer eignen Seelen sollte verschlungen werden.

Verachtet deswegen diejenigen nicht, die nicht euren Lebensregeln folgen wollen; sondern zwingt eure Herzen, sie zu lieben und für sie zu Gott zu beten, und laßt allezeit die Demuth euch zuliopeln, daß ihr von diesen Regeln vielleicht morgen weichen würdet, wenn euch Gott eurer eignen Kraft und Weisheit überlassen wollte.

Wenn ihr nun Tage und Wochen wohl angewandt habt, so gestattet euren Herzen nicht, irgend etwas als euer eigenes Werk zu betrachten, sondern gebt in allen der göttlichen Gnade die Ehre, die euch durch solche Gesetze eines heiligen Lebens hindurch geführt hat, da ihr nicht vermögend waret, sie durch eure eignen Kräfte zu beobachten: und hütet euch, daß ihr ja den nächsten Tag nicht als solche anfanget, die es schon in der Jugend weit gebracht, und große Dinge thun können, sondern als arme Anfänger, die den täglichen Beystand Gottes nöthig haben, um sie von den gröbsten Sünden zu retten.

Euer lieber Vater war ein demüthiger, warsamer, frommer und weiser Mann. So lange  
seine

460 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

seine Krankheit ihm erlaubte, mit mir zu reden, so war sein Gespräch hauptsächlich auf gute Erziehung gerichtet. Er kannte die Früchte der Demuth, er sah das Verderben, welches der Stolz in unserm Geschlechte anrichtet, und deswegen beschwer er mich mit den zärtlichsten Ausdrückungen, der Mode, die Töchter in Stolz und Weichlichkeit und in der Sorge für ihre Schönheit und ihren Putz zu erziehen, gänzlich zu entsagen; sondern sie in dem richtigsten und einsältigsten Verhalten eines demüthigen, heiligen und fleißigen Lebens zu unterrichten.

Er lehrte mir eine vortrefliche Regel der Demuth, die er alle Tage seines Lebens ausübte; welche darinnen bestand: seinen Morgen vorbey zu lassen, ohne an eine Schwachheit und Gebrechlichkeit unser selbst zu denken, die uns bestärzt und innerlich schamoth machen, und uns eine geringere Meinung von uns selbst beibringen möge.

Denket dannenhero, meine Kinder, daß die Seele eures verstorbenen Vaters, der leht bey Gott ist, durch meinen Mund zu euch spreche; und laßt das doppelte Verlangen, eures Vaters, der verstorben ist, und meiner selbst, weil ich noch bey euch bin, euch bewegen, Gott zu lieben, und eure eigene Vollkommenheit zu untersuchen, die Demuth zu üben, und mit einer unschuldigen Arbeit und Liebe, allen euren Nebenmenschen, so viel Gutes er euren, als euch möglich ist, bis euch Gott in ein anders Leben rufet.

Also

## Demuth b. d. gew. Erzieh. d. Töchter. 461

Also erzog die fromme Wittwe ihre Töchter.

Der Geist dieser Erziehung spricht vor sich selbst so deutlich, daß ich, wie ich hoffe, nicht nöthig habe, etwas zu ihrer Rechtfertigung zu sagen. Wenn wir es sowohl ~~in~~ leben sehen, als in Büchern lesen könnten, so würd' die Welt bald die glücklichen Wirkungen davon empfinden.

Eine Tochter, die also erzogen ist, würde ein Segen für diejenige Familie seyn, in die sie käme: eine geschickte Gefährtin vor einen weisen Mann, die ihn in der Führung seines Lebens, und in der Erziehung seiner Kinder glücklich machen würde.

Diejenige aber, die nicht zur Heyrath geneigt wäre, oder nicht eine Wahl ihrem Wunsche gemäß treffen könnte, würde wissen, wie sie in einem ledigen Stande zu großen und vortreflichen Absichten leben sollte.

Selbst eine sehr gemeine Kenntniß von dem Geiste des Christenthums scheint hinlänglich zu seyn, uns zu überzeugen, daß keine Erziehung einem jungen Frauenzimmer zum wahren Vortheile gereichen könne, als diejenige, wodurch sie zu einem demüthigen Fleiße, zu einer großen Redlichkeit im Leben, zu einer genauen Bescheidenheit in der Kleidung, in Sitten und in der Aufführung, und zu einer wahren Andacht erzogen wird. Denn was soll ein christliches Frauenzimmer sonst seyn, als eine aufrichtige, unaffectirte, bescheidene, demüthige

## 462 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

müthige Creatur, die alles und jedes in ihrem Anzuge und ihrer Aufführung vermeidet, was durch sie die Augen der Zuschauer auf sich ziehen, oder die Leidenschaften unverschämter und wolthätiger Personen reizen kann?

Wie unbekannt muß derjenige mit dem Evangelio fern, der nicht weiß, daß es dieß zum Geiste einer frommen Weibsperson erfordert?

Unser geseegneter Heyland sagt, wer ein Weib ansieh, et ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. [Math. V. 28].

Kann wohl eine Erziehung, welche die Gemüther der Frauenzimmer auf die Künste und Zierrathen des Puzes und der Schönheit lenket, stärker verdammet werden, als durch diese Worte? Denn wahrhaftig, wenn das Auge so leicht und gefährlich verführet wird, so ist jede Kunst und jeder Zierrath, dessen Absicht natürlichster Weise zu verführen ist, genugsam verdammet.

Und wie kann ein frommes Frauenzimmer etwas aus gerechterer Ursache verabscheuen und vermeiden, als dasjenige, was ihre Person mehr zu einer Nachstellung und Versuchung andrer macht? Wenn die Begierde und bühlerische Augen der Tod der Seelen sind, können sich Frauenzimmer wohl für unschuldig halten, die mit entbloßten Brüsten, geschminkten Gesichtern, und jedem Schmucke des Puzes die Augen zur Wollust einladen?

So wenig sie aber bey einem solchen Vertragen einigen Anspruch auf die Unschuld machen können, so wenig können sie auch die Grenzen ihrem Verbrechen bestimmen. Denn da sie nicht einmal wissen, wie sehr und wie oft sie andern Leuten Gelegenheit zur Sünde gegeben haben, so können sie niemals wissen, wie hoch ihnen ihre Missethat mag angerechnet werden.

Dieses sollte, meinen Gedanken nach, jedes fromme Frauenzimmer zur Gnüge von jedem Dinge abschrecken, wodurch sie andern die Gelegenheit zu üppigen Begierden geben kann.

Der heil. Paulus, da er von einer ganz unschuldigen Sache redet, schließt folgender Maßen: Sehet aber zu, daß diese eure Freyheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen. — Und wird also über deinem Erkenntniß der schwache Bruder unkommen, um welches willen doch Christus gestorben ist. Wenn ihr aber also sündiget an den Brüdern, und schlaget ihr schwaches Gewissen, so sündiget ihr an Christo. Darum so die Speiße meinen Bruder ärgert, wollt ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte. [1 Cor. VIII. 9. 11. 12. 13.].

Ist nun aber dieses der Geist des Christenthums; verlanget er, daß wir uns von so gesetzmäßigen, unschuldigen und thätlichen Dingen enthalten sollen, sobald wir unsre schwachen Brüder

#### 464 XIX Hauptst. die Schwierigkeit der

Brüder zum Irthume verführen können: so kann man es wahrhaftig nicht für einen zu übertriebenen oder unnöthigen Beweispunkt vor Frauenzimmer halten, daß sie solche Dinge vermeiden, die nicht nur nicht unschuldig, noch nützlich sind, sondern ihre eigne Herzen zu verderben, und böse Begierden bey andern zu erregen abzielen.

Wahrhaftig, jedes fromme und christliche Frauenzimmer sollte in dem Geiste des Apostels sagen, wenn Schmucke und Anstrich oder jeder eitle Zierrath meiner Person, ein natürliches Mittel ist, schwachen und unachtsamen Augen einen Anstoß zu verursachen, so will ich allen diesen Künsten, so lange als ich lebe, entsagen, damit ich nicht meine Nebenbeschöpfe zur Sünde reize.

Ich will nun diesen Inhalt von der Demuth verlassen: denn ich habe, dünkt mir, genug gesagt, um euch die Nothwendigkeit zu empfehlen, sie zum beständigen und vornehmsten Gegenstande eurer Andacht in dieser Versammlung zu machen.

Ich habe die Natur und Nothwendigkeit der Demuth, und ihre große Wichtigkeit zu einem gottseligen Leben betrachtet. Ich habe euch gezeigt, wie viele Schwierigkeiten wider sie aus untern natürlichen Reizungen, dem Geiste der Welt und der allgemeinen Erziehung beyder Geschlechter entstehen.

Diese Betrachtungen werden euch, wie ich hoffe, unterrichten, wie ihr euer Gebet darum auf

aufs beste einrichten möget; und euch von der Nothwendigkeit überzeugen, keinen Tag, ohne ein ernsthaftes Gebet zu Gott um den ganzen Geist der Demuth, vorbeystreichen zu lassen: ihn feurig anzusehen, jeden Theil eurer Seele damit zu erfüllen, sie zur regierenden und beständigen Gewohnheit eurer Seele zu machen, damit ihr sie nicht allein empfinden, sondern auch fühlen möget, daß alle übrigen Neigungen daraus entspringen: ja daß ihr keine andre Gedanken, keine Begierden, keine Absichten als solche haben möget, welche die Früchte eines demüthigen, sanften und niedrigen Herzens sind.

Damit ihr allezeit arm, klein, und niedrig in euren Augen erscheinet, und zufrieden seyn möget, wenn andre eben diese Meinung von euch haben.

Damit der ganze Lauf eures Lebens, eure Ausgaben, euer Haus, eure Kleidung, eure Art zu essen, zu trinken, Umgang zu haben, und alles was ihr thut, so viel beständige Proben einer wahren ungeheuchelten Demuth eures Herzens seyn mögen.

Damit ihr auf nichts sehen, euch nichts zueignen, nichts übel aufnehmen möget: sondern durch alle Handlungen und Zufälle des Lebens heiter und ruhig, als vor Gott, einher gehet, ganz auf ihn sehet, ganz für ihn wirksam seyd; keinen eitlen Beyfall suchet, keine Beleidigungen oder Beschimpfungen hoch empfindet, sondern alles

466 XX. Hauptst. die allgem. Liebe, als der  
in dem sanften und demüthigen Geiste eures  
Herrn und Heilandes Jesu Christi thut und  
aufnimmet.



### Zwanzigstes Hauptstück.

Befiehlt die Andacht um zwölf Uhr an,  
welche in der Schrift die sechste Stunde  
des Tages genennet wird. Diese öftere  
Wiederholung des Gebets ist für alle  
Gattungen von Leuten gleich nöthig. Die  
allgemeine Liebe wird hauptsächlich zum  
Gegenstande des Gebets auf diese Stunde  
anbefohlen. Von der Fürbitte, als einer  
Handlung der allgemeinen Liebe.

**E**s werden vielleicht einige glauben, daß diese  
Betstunden zu oft kommen; daß sie blos  
von Leuten können beobachtet werden, die nichts  
zu thun haben, daß man sie aber nicht denen Men-  
schen überhaupt aufdringen könne, welche die  
Sorgen der Familien, der Handlung, oder  
Amtoverrichtungen auf sich hätten, noch  
auch den Vornehmen, deren Staat und Si-  
gurg in der Welt eine solche öftere Andacht nicht  
zulassen würde. Dieses schiedte sich blos vor  
Mönche- und Nonnenklöster, oder solche  
Leute, die eben so wenig in der Welt, als diese, zu  
thun hätten.

Hiere



## Inhalt d. Gebets in d. zwölfst. Stunde. 467

Hierauf dienet zur Antwort.

Erstlich, daß diese Art der Andacht gar niemanden als unumschränkt nothwendig dürfe aufgedrungen, sondern jedermann angepriesen werden, als die beste, glücklichste und vollkommenste Art zu leben.

Da aber eine große und exemplarische Andacht eben so wohl die größte Glückseligkeit und Vollkommenheit eines Kaufmanns, Soldaten, oder eines Mannes vom Stande ist, als sie die größte Glückseligkeit und Vollkommenheit des eingezogensten Lebens ausmacht, so ist sie eben so geschickt ohne dem geringsten Abbruch der einen Art von Menschen, als der andern anbefohlen zu werden.

Der Weltmann und der Handelsmann mögen und müssen den größten Theil ihrer Zeit auf eine andre Art, als der fromme Mönch in dem Kloster, oder der tiefsinnige Einsiedler in der Wüste, zubringen: doch, gleichwie der Mönch und Einsiedler, wenn sie sie nicht ganz und gar der Andacht widmen, die Absichten ihrer Entfernung verlieren; also verfehlet auch der Weltmann und Kaufmann den großen Endzweck des geselligen Lebens, und lebet zu seinem Verlaste in der Welt, wenn nicht die Andacht ihre erste und regierende Neigung ist.

Es ist den Menschen sehr anständig und rühmlich, wenn sie sich der Handlung und andrer Verrichtungen annehmen; es ist auch billig, daß Leute vom Stande vor ihr Ver-

mögen und ihre Familien sorgen, und auch solche Ergänzungen genießen, die ihrem Stande gemäß sind. Aber ieder Weltmann und Handelsmann verlieret die größte Glückseligkeit seiner Schöpfung, er beraubet sich einer Sache, die größer ist, als alle Bedienungen, Vorzüge und Freuden der Welt, wenn er eben so wenig vor die Erdmüdigkeit und Andacht, als vor sonst etwas in der Welt lebet.

Die Leute von Geschäften und Figur in der Welt haben also gar keine Entschuldigung vor sich. Erstlich hieß dieses sich um einer Sache willen entschuldigen, die der größte Endzweck des Lebens ist; und eben so viel Ursachen ausfindig machen, warum man sich so wenig nützlich, als Gott und der Welt dienstgeflissen zu seyn brauchte.

Anderno, vertiefen sich die meisten Menschen von Geschäften und Figur zu sehr in weltliche Handel; ja weit mehr, als die Ursachen des menschlichen Lebens oder die Nothwendigkeiten der Welt es erfordern.

Kauf- und Handwerkerleute, zum Exempel, sind zehnmal mehr in die Geschäfte verwickelt, als es nöthig wäre. Der Mangel der Zeit zur Andacht ist also durchaus keine vernünftige Entschuldigung: es ist vielmehr ihr eigen Verbrechen, welches eben so sehr sollte beurtheilet werden, als eine strafbare Entschuldigung des Ganes und Ehrgeizes.

Der Adel und Personen von Stande überlassen sich entweder den Staatsgeschäften,  
oder



## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 469

oder den Befriedigungen ihrer Leidenschaften in einem wollüstigen und üppigen Leben: soll man aber diese Dinge für erlaubte Verbindungen in der Andacht gelten lassen, so müßte man die Andacht für einen sehr elenden Umstand des Lebens halten.

Wosern nicht Leute vom Stande zeigen können, daß sie einen andern Gott, als den Vater unsers Herrn Jesu Christi; eine andre Natur, als diejenige, die wir von Adam empfangen haben; eine andre Religion, als die christliche, haben, so ist es unseus, ihren Stand, ihre Würde und ihre Vergnügungen, als Ursachen vorzuschützen, warum sie nicht ihre Seelen, durch eine genaue und regelmäßige Andacht, vor Gott zubereiten.

Denn da Frömmigkeit und Andacht die gemeinen unveränderlichen Mittel sind, alle Seelen in der Welt, die da sollen gerettet werden, zu retten, so ist vor den Vornehmen, den Soldaten und den Handwerkern nichts übrig gelassen, als Sorge zu tragen, daß ihre verschiedenen Stände, durch Sorge und Wachsamkeit, durch Betrachtungen und Gebet, zu Ständen einer genauen und gründlichen Gottseligkeit gemacht werden.

Wenn ein Kaufmann sich den allzugroßen Geschäften entgegen hätte, um ruhig den Dienst Gottes abzuwarten, und dessentwegen nach seinem Tode statt fünfzig tausend, zwanzig tausend Pfund hinterlasse, würde man wohl behaupten

470 XX Hauptst. die allgem. Liebe, als der

können, daß er seines Rufs verfehlet, oder mit Verluste aus dieser Welt gegangen wäre?

Wenn ein Junker weniger Sächse getödtet, weniger Bälle, Spieltrische und lustige Gesellschaften besucht hätte, weil er einen bestimmten Theil seiner Zeit der Entfernung, dem Nachdenken und der Andacht gewidmet hätte; bildet man sich wohl ein, daß er bey seinem Abschiede aus der Welt, den Verlust derjenigen Stunden bedauern werde, die er auf die Sorge und Verbesserung seiner Seele verwandt hat.

Wenn ein Handwerksmann, der nach der christlichen Vollkommenheit strebet, und sich selbst öfters von seinem Geschäfte entfernt, anstatt daß er seinen Kindern ein Vermögen hinterläßt, um es in Schwelgerey und Müßiggange durchzubringen, ihnen dafür die Sorge überließ, durch ihre eigne ehrliche Arbeit ihr Leben zu erhalten: würde man wohl sagen können, daß er sich die Welt schlecht zu Nuzge gemacht, weil er seinen Kindern gezeiget hat, daß seine Absicht mehr auf das, was ewig ist, gegangen, als auf dasjenige, was so bald ein Ende hat?

Weil derowegen die Andacht nicht allein die beste und würdigste Beschäftigung in einem Kloster, sondern auch die beste und würdigste Beschäftigung aller Menschen, als Menschen, und in einem jeden Stande des Lebens ist, so sind diejenigen, die sich deswegen zu entschuldigen glauben, weil sie Leute vom Stande, von Vermögen

Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 471

mögen und Geschäften sind, nicht weißer, als diejenigen, die da wünschen, wegen der Gesundheit und Glückseligkeit entschuldiget zu seyn, weil sie Leute vom Stand und Vermögen wären.

Ich kann nicht einsehen, warum ieder Vornehme, Kaufmann oder Soldat, diese Fragen nicht ernsthaft an sich selbst thun sollte:

Was ist wohl das Beste vor mich, auf das ich in allen meinen Handlungen sehen, und wornach ich trachten sollte? was muß ich thun, um die größte Pflicht des menschlichen Lebens zu erfüllen? Welche Wege sollte ich wohl wünschen, daß ich genommen hätte, wenn ich die Welt verlassen werde?

So weise aber zu seyn, und so viel Gebrauch von seiner Vernunft zu machen, scheint nur ein geringer und nothwendiger Theil der Weisheit zu seyn. Denn wie können wir wohl Anspruch auf den Verstand machen, wenn wir es nicht wagen, nach demjenigen, was solche Fragen von uns erfordert, unser Leben ernsthaft zu betrachten, Rücksicht davon zu geben und es zu regieren?

Soll ein Edelmann seine Geburt für eine zu hohe Würde halten, um zu solchen Fragen, als diesen, herabzusteigen? oder soll ein Handwerker sein Gewerbe für zu groß halten, als daß er sich um sich selbst bekümmern könne?

Man wird gewiß in seikem Leben nicht mehr Andacht brauchen, als die Antwort dieser wenigen Fragen Zeit erfordert.

Jede Andacht, die nicht demjenigen, der sie ausübet, zu größerem Vortheile gereichet, als irgend sonst eine Sache, die er während der Zeit thun könnte: jede Andacht, die nicht ein unendlich größeres Gut verschaffet, als durch die Unterlassung desselben erhalten wird, muß ohne Umstand aufgegeben werden, das braucht gar keiner Frage.

Aber wenn Leute in einer so großen Unwissenheit leben, daß sie niemals diese Fragen an sich selbst thun, sondern auf gerathe wohl los leben, ohne zu fragen, was und warum sie es thun? ohne jemals den Werth, die Schätzbarkeit, oder die Absicht ihrer Handlungen zu untersuchen, ohne zu betrachten, was Gott, Vernunft, Ewigkeit und ihre eigne Glückseligkeit von ihnen erfordern: so gereichet es der Andacht zur Ehre, daß sie niemand verabsäumen kann, als diejenigen, die so unüberlegt leben, und die nicht nach dem, was das Beste und ihrer Wohlfahrt am würdigsten ist, zu forschen wagen.

Es ist gewiß, Claudius, ihr seyd ein Mann vom Stande und Vermögen, ihr habet die Rolle eines solchen Standes in dem menschlichen Leben zu spielen: ihr seyd nicht berufen, wie Elias ein Prophet, oder, wie der heil. Paulus, ein Aepel zu sein.

Doch

## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 473

Doch werdet ihr euch deswegen nicht selbst lieben? werdet ihr eure eigne Glückseligkeit nicht suchen und darnach ringen, weil ihr nicht berufen seyd, andern darüber zu predigen?

Man würde es für sehr abgeschmactt halten, wenn jemand nicht seine Gesundheit hochschätzen wollte, weil er nicht ein Arzt wäre; noch die Erhaltung seiner Glieder, weil er nicht Weinbräute heilte. Doch für euch, Claudius, ist es noch weit abgeschmactter, den Wachsthum eurer Seele in der Frömmigkeit deswegen zu verabsäumen, weil ihr kein Apostel oder Bischoff seyd.

Betrachtet den Inhalt dieser Schriftstelle: **Wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen: wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geirächte tödtet, so werdet ihr leben.** Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. [Röm. VIII. 13. 14.]. Glaubt ihr denn, daß die Stelle nicht alle Menschen angeht? Findet ihr hier vor Leute von Stande und Vermögen eine Ausnahme? Wird nicht ein geistliches und demüthiges Leben hier zur allgemeinen Bedingung gemacht, unter welche alle Menschen zu Kindern Gottes werden sollen? Wollt ihr also die Sünden des Hebers und Regeln der Andacht besondern Ständen des Lebens überlassen, da euch und jedermann nichts, als eben derselbe Geist der Andacht, von dem ewigen Tode retten kann?

474 XX Hauptst. die allgem. Liebe, als der

Betrachtet noch diese Stelle: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfabe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es sey gut oder böse. [1 Cor. V. 10]. Wenn euer Stand also euch wegen der Erscheinung vor seinem Richterstuhle entschuldiget: wenn euer Ansehn euch für der Empfangung, nachdem ihr gehandelt habt, schützen könnte, so würdet ihr einigen Vorwand haben, die Andacht andern Menschen zu überlassen. Doch wenn ihr, die ihr jetzt einen solchen Vorzug in der Welt habt, alsdenn unter allen Seelen, ohne irgend einem andern Vorzug vor andern, als denjenigen, den ihr durch eure Tugend habt, entblößt erscheinen müßt: seyd ihr alsdenn nicht eben so wohl, als ein Prophet oder Apostel, verbunden, euch vor die besten Belohnungen dieses großen Tages den besten Vorrath zu sammeln?

Nachgehendes betrachtet diese Lehre des Apostels: Denn unser keiner, das ist von uns Christen, lebet ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn darzu ist Christus auch gestorben und auferstanden, und wieder lebendig worden, daß er über Todte und Lebendige ein Herr sey. [1 Cor. XIV. 7. 8. 9.].

Seyd ihr wohl, Claudius, in dieser Stelle ausgenommen? werdet ihr, eures Standes we-

## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 475

wegen, es einer besondern Gattung von Leuten überlassen, Christo zu leben und zu sterben! Ist dem also, so müßt ihr ihnen auch die Erlösung durch den Tod und die Auferstehung Christi überlassen. Denn diese Stelle enthält die ausdrückliche Lehre, daß Christus deswegen gestorben und wieder auferstanden, daß unser keiner ihm selbst leben solle. Es sind nicht Priester, Apostel, oder Mönche und Einsiedler, die nicht länger ihnen selbst leben sollen: sondern unser keiner, das ist, kein Christ, er mag von einem Stande seyn, von welchem er wolle, soll ihm selbst leben.

Wenn es also Gründe zur Frömmigkeit, und Regeln der Andacht giebt, die ihr verabsäumen könnet, und doch eben sowohl Christo leben, als ob ihr sie beobachtet hättet, so rufet euch dieser Spruch zu keiner solchen Andacht. Wenn ihr aber eine solche Andacht unterlaßt, die, wie ihr selbst gestehet, von einer besondern Art Leuten erwartet wird; wenn eine solche Andacht, wie ihr gleichfalls bekennet, denjenigen ansieht, die ganz Christo leben und nach einer großen Frömmigkeit ringen; wenn ihr endlich eine solche Andacht, um irgend einer weltlichen Absicht willen, unterlaßt, damit ihr desto mehr eurer eignen Neigung, und euren Geschmacks, desto mehr den Moden und Wegen der Welt, nachleben möget, so unterlaßt ihr auch die Bedingungen, unter welchen die Charllen allein des Todes und der Auferstehung Christi sollen theilhaftig werden.

Betrachtet ferner, wie eben diese Lehre durch den heil. Petrus vortragen wird; Nach: Von der euch berufen hat, und heilig ist, Seyd auch ihr heilig in allen eurem Wandel [1 Pet. 1. 15.].

Wenn ihr also, Claudius, einer von denjenigen seyd, die hierzu berufen sind, so seht, was es ist, wozu ihr berufen seyd. Es ist nicht, daß ihr nur so viel Religion habt, als sich zu eurer Neigung, eurem Geschäfte und euren Vergnügungen schicket: es ist nicht, daß ihr eine besondere Art von Frömmigkeit habt, die für einen Mann von Ansehn und Vermögen, dinstand ist: sondern es ist, erfüllt, daß ihr so seyd, als er, der euch berufen, heilig ist; anderns, daß ihr so heilig in allen Arten des Umgangs seyd; das ist, daß ihr diesen Geist und Grad der Heiligkeit in jedem Theil und durch die ganze Gestalt eures Lebens mitführet.

Die Ursache aber, die der Apostel unmittelbar angiebt, warum dieser Geist der Heiligkeit der allgemeine Geist der Christen seyn muß, ist sehr rührend, und ruft alle Herzen von Christo auf gleiche Weise dazu. Denn ihr wißt, sagt er, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seyd, von eurem eiteln Wandel — sondern mit dem theuren Blute Christi &c.

Als ob er gesagt hätte, denn ihr wißt, daß ihr zu diesem Stande der Heiligkeit fähig gemacht seyd, daß ihr mit Christo eine Gemeinschaft



Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 477

schafft eingegangen; und seiner Herrlichkeit Erben geworden; nicht durch menschliche Mittel, sondern durch ein so geheimnißvolles Beyspiel der Liebe, welches alles, was nur in dieser Welt gedacht werden, unendlich weit übertreffe: Da euch Gott ihm selber, und eure eigne Glückseligkeit um einen so großen Preis erkauft hat: wie niederträchtig und schändlich würde es seyn, wenn ihr euch hinfort nicht ganz dem Ruhme Gottes widmen und heilig werden wolltet, wie ihr euch berufen hat, heilig ist?

Wenn ihr also, Claudius, euren Stand und euer Vermögen ansehet; oder wenn ihr, nach den Worten des Spruches, euer Gold und Silber und andre vergängliche Dinge dieses Lebens, als eine Ursache ansehet, warum ihr nach eurer Neigung und Gefallen leben und eine strenge Gottesfurcht und Andacht verabsäumen dürft; wenn ihr irgend etwas in der Welt für eine Entschuldigung haltet, um in dem ganzen Laufe und der Gestalt eures Lebens die Heiligkeit Christi nicht nachzuahmen, so machet ihr euch selbst so strafbar, als einer, der die Heiligkeit des Christenthums deswegen hintansetzte, weil er Jerob lesen wollte.

Dem die Größe dieses neuen Lebens; zu welchem wir in Christo Jesu berufen sind, um den Engeln Gottes im Himmel gleich zu seyn; und die Größe des Preises, durch welchen wir dieses Standes der Herrlichkeit theilhaft geworden; hat alles, was weltlich, zeitlich und vergänglich

lich ist, durchgängig klein und verächtlich gemacht, daß es nicht weniger eine eben so große Niederträchtigkeit und Thorheit ist, und eine eben große Verachtung des Blutes Christi, die geringste Grade der Heiligkeit zu verabsäumen, weil man ein Mann von Ansehn und Stande ist, als es eine wäre, wenn man sie verabsäumete, weil es uns einfiel, Strohhalm zu lesen.

Widerum sagt eben derselbe Apostel: **Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seyd nicht euer selbst? Denn ihr seyd theuer erkauft, darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.** 1 Cor. VI. 19. 20. 7.

Wie schlecht also, Claudius, müßt ihr die Schrift gelesen haben, wie wenig müßt ihr vom Christenthume wissen, wenn ihr euch auf euer Vermögen und eurem Stand, als auf eine Entschuldigung einer freyern Lebensart, beruhet?

Seyd ihr wohl mehr euer eigen, als derjenige, der kein Vermögen noch Ansehn in der Welt hat? Sollen nur niedrige und geringe Leute ihre Leiber, als Tempel des heiligen Geistes, durch Wachen, Fasten und Beten bewahren: doch ihr sollet den eutigen im Müßiggange, in Lüsteu und Begierde nachhängen, weil ihr so viel Einkünfte oder einem so angesehenen Rang habt? Wie armüelig und unwissend sind diese Gedanken!

Und

Und dennoch muß man entweder also denken, oder eingestehn, daß die Heiligkeit der Propheten, Apostel und Heiligen, eben dieselbe ist, nach der ihr mit aller möglichen Sorgfalt und allem Fleiße trachten sollt.

Wenn ihr es aber andern überlaßt, in solcher Frömmigkeit und Andacht, in solcher Selbstverleugnung, Demuth und Mäßigkeit zu leben, die sie geschickt machen, Gott in ihrem Leibe und in ihrem Geiste zu verherrlichen; so müßt ihr ihnen auch die Wohlthat des Blutes Christi überlassen.

An einem andern Orte sagt der Apostel: **Wie** ihr denn wißet, daß wir, als ein Vater seine Kinder, einen jeglichen unter euch ermahnet und getröstet, und bezeugt haben, daß ihr wandeln solltet würdiglich vor Gott, der euch berufen hat zu seinem Reich, und zu seiner Herrlichkeit. [1 Thess. II. 11].

Vielleicht habe ihr, Claudius, oft diese Worte gehört, ohne jemals daran zu gedenken, was sie von euch fordern, und doch könntet ihr sie unmöglich betrachten, ohne zu fühlen, zu was für einem erhabenen Stand der Heiligkeit sie euch berufen.

Denn wie kann die Heiligkeit des christlichen Lebens euch in höhern Ausdrücken vorgelegt werden, als wenn es euch Gott würdiglich wandeln heiße? Könnt ihr wohl glauben, daß man schon von der Jugend etwas abbrechen und  
in

in der Andacht versäumen könne, und doch dabei ein Leben führen, das Gottes selbst würdig sey? Könnet ihr euch einbilden, daß derjenige auf diese Art wandelt, der nicht auf alle seine Schritte Achtung giebt? Und so hoch auch diese Ausdrücke die Heiligkeit zu treiben scheinen, so ist es doch klar, daß dieses die nothwendige Heiligkeit aller Christen seyn muß. Denn der Apostel vermahnet hier nicht zu dieser Heiligkeit blos seine Mitarbeiter und Heiligen, sondern er befehlelet allen Christen darnach zu trachten. Wir bezeugen jeglichem unter euch, daß ihr wandeln solltet würdiglich vor Gott, der euch beruffen hat zu seinem Reich und zu seiner Herrlichkeit.

Wiedern sagt der heil. Petrus: So iemand rede, daß ers rede, als Gottes Wort. So jemand ein Amt hat, daß ers thue, als aus dem Vermögen, das Gott darreicht, auf daß in allen Dingen Gott gepreiset werde, durch Jesum Christ. [1 Petr. IV 11].

Seht ihr, Claudius, hier nicht deutlich euren Beruf? Soll der nicht, der da redet, so auf seine Worte Achtung geben, daß ers rede als Gottes Wort? Soll der, der da giebt, nicht Sorge tragen, daß ers also gebe, als aus dem Vermögen, das Gott darreicht? Und soll alles dieses nicht geschehen, auf daß Gott in allen Dingen gepreiset werde?

Würdest es nicht sonst heißen, hat jemand Adel, Reichthum, Würden, oder Ansehn in der Welt:

## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 481

Welt? so laß ihn seinen Adel, sein Ansehn so gebrauchen, als gebrauchte er es als die Gaben Gottes, damit seine Ehre desto mehr dadurch verherrlicht werde. Ist in diesem Schlusse, Claudius etwas gezwungenes oder weit hergehohletes? Ist es nicht der deutliche Verstand der Worte, daß jedes Geschäfte unsers Lebens uns zur Heiligkeit vor Gott Anlaß geben soll? Ist denn also, so spricht euch euer Vermögen und Ansehn nicht nur nicht von der Pflicht einer großen Frömmigkeit und Heiligkeit des Lebens frey, sondern es leget euch vielmehr eine weit größere Nothwendigkeit zur Ehre Gottes zu leben auf, weil ihr mehr von seinen Gaben empfangen habt, durch die ihr sie befördern könnet.

Denn wenn Leute von Stande, Geschäften, oder Ansehn in der Welt, eine große Frömmigkeit und erhabene Andacht nur einer geringern Art von Leuten oder solchen überlassen, von denen sie glauben, daß sie nichts weiter in der Welt zu thun haben, so thun sie nichts anders, als daß sie ihnen auch das Reich Gottes überlassen.

Denn dieß ist der eigentliche Zweck des Christenthums, alle Classen von Menschen in eine heilige Gemeinschaft zu bringen, damit Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Herren und Knechte, in einem und eben demselben Geiste der Frömmigkeit, ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigenthums werden

482 XX Hauptst. die allgem. Liebe als der

mögen, daß sie verkündigen sollen die Tugend des, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. [1 Pet. II. 9.].

Da ich nunmehr zur Einübe erwiesen habe, daß große Andacht und Heiligkeit nicht einer besondern Art von Leuten darf überlassen werden, sondern, daß dieses der allgemeine Geist aller seyn muß, die ein Verlangen tragen, der Bedingung des allgemeinen Christenthums nachzuleben: so gehe ich weiter und betrachte die Natur und Nothwendigkeit der allgemeinen Liebe, die hier als der Gegenstand unsrer Andacht auf diese Stunde anbefohlen wird. Ihr werdet also hier zur Fürbitte berufen, welche Übung am geschicktesten ist, diese Liebe zu erregen und zu erhalten.

Unter der Fürbitte verstehe ich ein Gebet zu Gott, worinnen wir ihn für unsre Nebengeschöpfe anflehen.

Unser theuerster Heiland hat uns seine Liebe zu uns als das Muster und Beyspiel unsrer Liebe eines zu dem andern vorgestellt. Denn gleichwie er beständig uns alle vor seinem Vater vertritt, so sollen wir auch einer den andern vertreten und für einander bitten.

Ein neues Gebot, sagt er, gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabey wird jeder-  
mann

## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 483

mann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt.

Die Neuheit dieses Gebets besteht nicht darin, daß den Menschen befohlen wurde einen den andern zu lieben; denn dieß war, sowohl nach dem Gesetze Moses, als nach dem natürlichen, ein altes Gebot. Aber es war in so ferne neu, daß uns ein neues und bis dahin unerhörtes Beispiel der Liebe vorgestellt wurde: daß wir einer den andern so lieben sollten, wie Christus uns geliebet hat.

Wenn also die Menschen daran erkennen sollen, daß wir Christi Jünger sind, wenn wir nach seinem neuen Beispiel der Liebe einen den andern lieben: so ist gewiß, daß, wenn wir diese Liebe nicht haben, wir den Menschen deutlich zu erkennen geben, daß wir nicht seine Jünger sind.

Es ist keine Empfindung des Herzens, die Gott angenehmer seyn könnte, als eine allgemeine brennende Liebe für alle Menschen, die für ihre Glückseligkeit Wünsche und Gebete abschicket: denn es ist keine Empfindung des Herzens, die uns mehr Gott gleich macht, der die Liebe und Güte selbst ist, und alle Dinge zu dem Genuße ihrer eignen Glückseligkeit geschaffen hat.

Der größte Gedanke, den wir von Gott haben können, ist, wenn wir ihn uns, als ein Wesen von einer unendlichen Liebe und Güte vorstellen, das eine unendliche Weisheit und

#### 484 XX Hauptst. die allgem. Liebe als der

Macht für das allgemeine Beste und die Glückseligkeit aller seiner Geschöpfe anwendet.

Der höchste Begriff also, den wir vom Menschen machen können, ist, wenn wir ihn hierinnen Gott, so gleich als möglich, finden: wenn er alle seine endliche Vermögen, es mag nun der Weisheit, der Macht oder des Gebets seyn, zum allgemeinen Guten aller seiner Nebengeschöpfe anwendet: mit dem herzlichsten Verlangen, daß sie alle derjenigen Glückseligkeit, der sie fähig sind, theilhaftig werden und von ihm so viel Wohthaten und Beistand erhalten mögen, als er nach seinen Umständen in der Welt ihnen zu verschaffen vermögend ist.

Was ist im Gegentheil nicht für eine Niederträchtigkeit und Gottlosigkeit in den Handlungen eines gehässigen, neidischen mißgünstigen und boshaften Herzens; wenn wir überlegen, daß jede Probe davon Gott gerade zuwider handelt und denjenigen Geschöpfen Betrübniß und Schmerz zu verursachen sucht, die Gott liebet, beschützet und erhält? Ein Mann von einem bösen Herzen ist unter den göttlichen Geschöpfen die allerverkehrteste Creatur in der Welt, die derjenigen Liebe zuwiderhandelt, durch die er selbst subsistiret, und welche das Daseyn allen diesen verschiedenen Wesen giebt, die das Leben in irgend einem Theile der Schöpfung genießen.

Was ihr wollt das euch die Leute thun sollen, das sollt ihr ihnen auch thun.



## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 485

Ob aber dieses gleich eine Lehre der strengsten Gerechtigkeit ist, so ist es doch blos die allgemeine Liebe, die sie erfüllen kann. Denn da die Liebe das Maas unsrer Handlungen gegen uns selbst ist, so können wir niemals auf eben dieselbe Art gegen andre handeln, wenn wir nicht auf sie mit eben der Liebe, als auf uns selbst sehen.

Da wir keine Grade von Groll, Meid oder Haß gegen uns selbst haben, so können wir auch gegen andre nicht eher also gefinnt seyn, wie wir es gegen uns selbst sind, als bis wir durchgängig allen Empfindungen des Grolles, Meides und Hasses, selbst in dem geringsten Grade, entsagen.

Wenn wir eine Unvollkommenheit in unsern Augen hätten, die uns ein einzig Ding verkehrt vorstellte, so würden uns aus demselben Grunde hundert andre Dinge verkehrt vorkommen.

Also, wenn wir die geringste Neigung in unsern Herzen haben, die uns neidisch, gehässig oder übelgesinnt gegen einen einzigen Menschen macht, so wird uns eben die,elbe Neigung gegen eine große Menge andrer Menschen neidisch, gehässig und übelgesinnt machen.

Wenn wir also diese göttliche Tugend der Liebe verlangen, so müssen wir unsre Herzen in der Liebe aller üben, weil es nicht eher eine christliche Liebe ist, als bis es die Liebe aller ist.

Und wenn ein Mensch dieses ganze Gesetz der Liebe halten könnte, und nur in einem Punkte dawider handelte, so würde er in Ansehung aller strafbar seyn. Denn so wie eine erwiesene Probe der Ungerechtigkeit, die Gerechtigkeit aller unsrer übrigen Handlungen vernichtet, so wird auch ein einziger überzeugender Beweis des Neides, Hasses und eines bösen Herzens, alle unsre übrigen Handlungen der Mildthätigkeit und Wohlthat zu nichte machen.

Handlungen der Liebe, die nicht aus einem Grunde der allgemeinen Liebe entspringen, gleichen denen Handlungen der Gerechtigkeit, die aus einem der allgemeinen Gerechtigkeit ungeneigten Herzen entspringen.

Eine Liebe, die nicht allgemein ist, kann in der That Zärtlichkeit und Gewogenheit; nichts aber von Gerechtigkeit und Frömmigkeit bey sich haben: sie ist blos Naturell, Neigung oder Vortheil, oder eine solche Liebe, wie die Zöllner und Heyden ausüben.

Jeder besondere Neid und Groll ist eine so deutliche Abweichung von dem Geiste des Christenthums, als irgend eine besondere Handlung der Ungerechtigkeit. Denn es ist sowohl ein Gesetz Christi, jedermann für unsern Nächsten zu halten, und unsern Nächsten als uns selbst zu lieben, als es ein Gesetz des Christenthums ist, sich des Diebstahls zu enthalten.

Der edelste Bewegungsgrund zu dieser allgemeinen Zärtlichkeit und Gewogenheit ist auf  
dies

Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 487

diese Lehre gegründet, Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe ist, der bleibet in Gott.

Wer wollte aber, wenn sein Herz das geringste Verlangen nach Gott hat, nicht nach dieser göttlichen Neigung trachten, die unsre Natur so sehr verändert und sie zu einer Vereinigung mit ihm erhebet?

Wie sehr sollten wir uns nicht in der Ausübung dieser Liebe erfreuen, die, so oft wir sie fühlen, eben so oft eine Versicherung für uns ist, daß Gott in uns ist, daß wir seinem Geiste gemäß handeln, der die Liebe selbst ist? Doch wir müssen bemerken, daß die Liebe auch all:in als: denn diese gewaltige Macht hat, uns mit Gott zu vereinigen, wenn sie so rein und allgemein ist, daß sie diejenige Liebe nachahmet, die Gott zu allen seinen Creaturen trägt.

Gott will die Glückseligkeit aller Wesen, ob ihm gleich selbst keine Glückseligkeit daraus entsteht. So müssen wir auch die Glückseligkeit aller Wesen verlangen, ob gleich daraus nicht eine Glückseligkeit für uns erfolget.

Gott freuet sich in den Vollkommenheiten aller seiner Geschöpfe, also sollen wir uns auch in diesen Vollkommenheiten freuen, wir mögen sie finden, wo wir wollen, und eben so sehr andre Menschen, als uns selbst, vollkommen wünschen.

Gleichwie Gott allen vergiebt, und seine Gnade ertheilet, so sollen auch wir alle die Ver-

leidigungen und Beschimpfungen, womit uns andre belegen, verachten, und ihnen nach unserm Vermögen alles Gute erzeigen.

Der allmächtige Gott hat, außer seinem großen Beispiele der Liebe, die alle seine Creaturen nach sich ziehen sollte, für uns alle gesorgt, und unsre Glückseligkeit für alle so allgemein gemacht, daß wir nicht Ursache haben, einer den andern zu beneiden oder zu hassen.

Dem wir können nicht einer dem andern im Wege stehen, oder durch den Genuß eines besondern Guten den andern von seinem vollen Antheil daran ausschließen.

Da wir nur in der Freude Gottes glücklich seyn können, so können wir nicht einer den andern beneiden oder seiner Glückseligkeit berauben.

Was aber die übrigen Dinge anbelangt, nehmen die Freuden und Glückseligkeiten dieses Lebens, so sind sie an sich selbst so klein, für unsre wahre Glückseligkeit so fremd, und überhaupt zu reden, demjenigen, was sie zu seyn scheinen, so zuwider, daß man nicht Ursache hat, jemanden deswegen anzuseinden, zu hassen und zu beneiden.

Wie einfältig müßte man seyn, wenn man demjenigen beneiden wollte, der aus einer goldenen Schale Gift tränke? und kann man wohl sagen, daß derjenige weiser handelt, der den andern um den Besitz einer weltlichen Größe beneidet?

Wie

Wie viel Heilige hat die Widerwärtigkeit dem Himmel zugesandt? Und wie viel arme Sünder hat das Glück in ewiges Elend gestürzt? Ein Mann scheint alsdenn im glorreichsten Stande zu seyn, wenn er seinen Feind besiegt, unterdrückt und gedemüthiget hat; ob es gleich geschehen kann, daß eben dieser Sieg seinen Widersacher gerettet und ihn selbst gestürzt hat.

Dieser Mann wäre vielleicht ohne sein Glück und guten Fortgang niemals in ein unordentliches Leben gerathen: jener wäre vielleicht ohne seine Armuth und sein Glück niemals fromm gewesen.

Sie, die man ihrer Schönheit wegen beneidet, hat derselben vielleicht ihr ganzes Elend zuzuschreiben: und eine andre ist vielleicht auf ewig glücklich, weil sie keine Bewunderer ihrer Person gehabt hat.

Ein Mann hat in allen Sachen einen glücklichen Fortgang, und verlieret darüber alles: Ein anderer trifft nichts als Kreuzwege und Hindernisse an, und gewinnt dadurch mehr, als die ganze Welt werth ist.

Dieser Geistliche geräth vielleicht ins Verderben, weil er Bischoff geworden ist: und jener rettet vielleicht sich und andre, weil er bey seiner ersten dürftigen Caplanstelle bleiben muß.

Wie wurde nicht Alexander beneidet, als er die Welt besiegte, er baute Städte, richtete sei-

ne Wrensäulen auf, und ließ in so vielen Kőnigreichen die Zeugnisse seines Ruhms!

Und wie verachtet war der arme Prediger Paulus, als er mit Ruthen gestrichen ward! allein wie sehr hat sich die Welt in ihre Urtheile betrogen. Wie sehr verdiente der heil. Paulus benedicet! Wie sehr Alexander mit Mitleiden anzu sehn zu werden!

Diese wenigen Betrachtungen zeigen uns zur Genüge, daß die verschiednen Umstände dieses Lebens nichts in sich haben, unsre Begierden zu weinen, nichts, das vernünftiger Weise unsre Liebe und Neigung gegen andre unterbrechen könnte.

Wir gehen dannhero zu einem andern Bewegungsgrunde dieser allgemeinen Liebe.

Unser Vermögen, äußerliche Thaten der Liebe und Güte zu thun, ist oft sehr enge und eingeschränkt. Es giebt vielleicht wenige, denen wir in der Welt einige Erleichterung verschaffen können.

Allein obgleich unsre äußerlichen Mittel, gutes zu thun, oft so eingeschränkt sind, so erhalten wir dadurch doch so viel, als ob wir eine unendliche Macht besäßen, wenn nur unsre Herzen mit Liebe und Güte erfüllet sind: denn Gott will uns diese guten Werke, diese Thaten der Liebe und eines zärtlichen Wohlthuns, welches wir aufrichtig verlangen, und mit Freuden, wenn es in unserm Vermögen gestanden, würden ausgeübet haben, zurechnen.

Ihr

Ihr könnt nicht alle Kranken heilen, noch allen Armen beistehen: ihr könnt nicht alle Betrübten trösten, noch ein Vater aller Waisen seyn. Ihr könnt vielleicht die wenigsten von ihrem Unglücke befreien, oder sie lehren, ihren Trost in Gott zu finden.

Aber, ist eine Liebe und Zärtlichkeit in euren Herzen, die in diesen guten Werken ein Vergnügen findet, und euch ermuntert, alles zu thun, was in eurem Vermögen ist: hat eure Liebe keine Schranken, sondern wünschet und betet beständig für die Glückseligkeit und den Trost aller Unglücklichen, so werdet ihr Gott so angenehm seyn, als der Wohlthäter aller dererjenigen, die nichts als euren guten Willen und herzlichste Neigung von euch empfangen haben.

Ihr könnt keine Hospitäler für den Unheilbaren bauen. Ihr könnt keine Klöster aufrichten, wo Personen in heiliger Einsamkeit, beständigem Gebete und Buße erzogen werden; aber wenn ihr euch in euren Herzen mit denenjenigen vereinigt, die es thun, und Gott für ihre frommen Absichten danket; wenn ihr Freunde von diesen großen Freunden des menschlichen Geschlechts seyd, und euch in ihren erhabnen Tugenden freuet, so werdet ihr von Gott als Theilhhaber solcher guten Werke angesehen, woben zwar nicht eure Hände, doch euer ganzes Herz ist.

Diese Betrachtung reicht gewiß zu, uns zu ermuntern, daß wir auf unsre Herzen sehen und darüber

darüber mit aller Emsasalt wachen: daß wir unsre unwendigen Neigungen zu verbessern suchen, und nach ieder Höhe und Vollkommenheit einer lieblichen, mitleidenden und gütigen Seele trachten.

Auf der andern Seite können wir daraus das große Uebel und Unrecht aller verkehrten Gemüthsbewegungen, des Neides, der Mißgunst, des Hasses und eines bösen Herzens lernen lernen. Denn wenn uns die Güte unsrer Herzen ein Licht auf die Belohnungen derjenigen guten Handlungen giebt, die wir niemals ausgeübet haben: so ist es gewiß, daß die Niederträchtigkeit unsrer Herzen, Neid, Mißgunst und Haß, uns der Schuld solcher Handlungen theilhaftig machet, die wir niemals begangen haben.

So wie derjenige, den nach einem Weibe gelüftet, schon zu den Ehebrechern gerechnet wird, ob er sie gleich nur in seinem Herzen gebrochen: so soll auch der Voshafte, Mißgünstische und Uebelgesinnte, der sich nur bey andrer Unglück freuet, unter die Mörder gezählet werden, ob er gleich kein Blut vergossen.

Weil also unsre Herzen, die stets vor Gottes Augen unverborgn und offen sind, entweder unsre Tugenden oder Laster so ungemein erweitern und vergrößern, so muß es unsre liebste und größte Beschäftigung seyn, die Bewegung unsrer Herzen zu regieren, und über den innerlichen Zustand und die Neigung unsrer Seelen



zu wachen, sie zu bessern und vollkommener zu machen.

Es ist aber nichts, das unsre Seelen mehr erhebet, als diese himmlische Liebe: sie reiniget, wie ein heiliges Feuer, und vor ihr fallen alle böse Neigungen hinweg. Sie machet allen Tugenden Platz, und führet sie zu ihrem größten Gipfel. Alles was gut und heilig ist, entsteht daraus, und sie wird eine Quelle aller heiligen Begierden und Andachtsübungen.

Ich verstehe hier nicht unter der Liebe eine natürliche Zärtlichkeit, die nach der Beschaffenheit der Körper bey einem mehr oder weniger ist: sondern einen sich weit verhehrenden Beweisungsgrund der Seele, der sich auf die Vernunft und Gerechtigkeit gründet, und uns gegen alle unsre Nebengeschöpfe Gottes und uns selber will, liebevoll, freundlich und wohlthätig machet.

Es ist diejenige Liebe, die alle Dinge in Gott, als seine Geschöpfe, als Ebenbilder seiner Macht, als Creaturen seiner Güte, als Theile seiner Familie, als Glieder seiner Gesellschaft liebt, und daher eine heilige Quelle aller großen und guten Handlungen wird.

Die Liebe des Nächsten ist also blos von unsrer Liebe gegen Gott eine Folge. Denn wenn wir Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele und aus allen Kräften lieben, so werden wir auch nothwendig diejenigen Wesen lieben, die mit Gott in einer so nahen Verwandtschaft stehen,

all.

494 XX. Hauptst. die allgem. Liebe, als der

all: von ihm empfangen haben, und durch ihn erschaffen sind, damit sie der Gegenstand seiner ewigen Liebe würden. Wenn ich jemanden in der Welt hasse oder verachte, so hasse ich etwas, das Gott nicht hasset, und verachte etwas, das er liebet.

Und kann ich wohl glauben, daß ich Gott von ganzem Herzen liebe, wenn ich dasjenige hasse, was Gott allein zugehört, welches keinen andern Herrn, als ihn hat, welches sein Ebenbild trägt, ein Theil seiner Familie ist, und blos seine fortdauernde Liebe dafür sein Daseyn erhält?

Die Unmöglichkeit dieser Sache beweiset der heil. Johannes, wenn er spricht: So iemand saget, er liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner.

Diese Ursachen beweisen zur Gnüge, daß keine Liebe heilig oder der Religion gemäß ist, als bis sie allgemein wird.

Denn wenn die Religion von mir verlanger, alle Menschen als Gottes Geschöpfe, die ihm zugehören, die sein Ebenbild tragen, seines Schutzes genießen, und Glieder seiner Familie und Haushaltung zu machen, zu lieben: wenn dieses die großen und nothwendigen Ursachen sind, warum ich in Liebe und Freundschaft mit jedermann in der Welt leben soll: so sündige ich nothwendig auch wider alle diese Ursachen, und zerreiße alle diese Bande und Verbindlichkeiten, so bald ich im geringsten die Liebe gegen je-

der

## Inhalt d. Gebets in d. 1001st. Stunde. 495

dermann aus den Augen sehe. Wenn man also jemanden hasset oder verachtet, so ist es eine so große Sünde, als wenn man die ganze Schöpfung hasset; und die Nothwendigkeit, einen Menschen zu lieben, ist eben dieselbe Nothwendigkeit jedermann in der Welt zu lieben. Und ob uns gleich verschiedene Menschen so sündhaft, hassenswürdig oder ausschweifend in ihrer Aufzuehung vorkommen, so müssen wir doch dieses niemals als den geringsten Bewegungsgrund zu irgend einiger Verachtung oder Groll wider sie ansehen; sondern mit ihnen, als mit solchen, die sich in einem erbarmungswürdigsten Zustande befinden, Mitleiden haben.

Um die Sünden der Welt wurde der Sohn Gottes ein mitleidender, dultender Fürsprecher für alle Menschen: also ist keiner von dem Geiste Christi, wenn er nicht das größte Mitleiden für die Sünder hat. Ja, es ist kein größerer Beweis eurer eignen Vollkommenheit, als wenn ihr gegen diejenigen, die schwach und fehlerhaft sind, ganz Liebe und Mitleiden werdet. Im Gegentheil habet ihr niemals weniger Ursache, mit euch zufrieden zu seyn, als wenn ihr euch über das Bezeigen anderer erzürnt und beleidiget findet. Alle Sünde verdienet zwar gehasset und verabscheuet zu werden, sie mag seyn, wo sie will, aber alsdenn müssen wir uns der Sünde so widersetzen, wie wir bey Krankheiten und Seuchen thun, wo wir uns liebevoll und mitleidig gegen den Kranken und Siechen erzeigen.

Mer

Alle andre Haß der Sünde, der nicht das Herz mit den sanftesten und liebevollsten Neigungen gegen solche elende Leute erfüllt, ist zu eben derselben Zeit, da er sie zu hassen scheint, der Sünde Knecht.

Es ist auch keine Empfindung, wider welche sich selbst die besten Menschen sorgfältiger bewahren und wachen müssen, als diese. Denn es ist eine Neigung, die sich unter der Decke verschiedener Neigungen verbirgt, und desto mehr Schaden anrichtet, je weniger man einen Argwohn darwider hat.

Man glaubt natürlicher Weise, daß es unsre annehmende Liebe zur Tugend sey, daß wir diejenigen nicht ertragen können, die sie nicht besitzen. Wenn man aber einen verabscheuet, einen andern verachtet und den Namen des dritten nicht hören kann, so sehen wir es für einen Beweis an, was wir für eine hohe Empfindung von der Tugend und für einen gerechten Haß wider die Sünde haben.

Allein man sollte auch glauben, daß man sich von dieser Neigung zu heilen, nur dieß einzige erwecken dürfte:

Daß, wenn dieses der Geist des Sohnes Gottes gewesen wäre, und er die Sünde auf diese Art geschaffet hätte, so hätte keine Erlösung der Welt statt gefunden. Und wenn Gott die Sünde auf diese Art geschaffet hätte, die Welt schon lange würde untergegangen seyn.

Dieses

## Inhalt d. Gebets in d. zwölft. Stunde. 497

Dieses können wir also zu einer sichern Regel annehmen, daß je mehr wir an der göttlichen Natur Antheil haben, desto mehr werden wir uns selbst verbessern, desto höher wird unsre Empfindung der Tugend steigen, und desto mehr Mitleiden werden wir mit den Untugendhaften haben. Der Anblick solcher Leute, wird nicht mehr eine hochmüthige Verachtung oder einen bitteren Unwillen wider sie in uns erregen, sondern uns eben so sehr mit Mitleiden erfüllen, als ob wir das Elend eines Hospitals ansähen.

Damit also nicht die Thorheiten, Verbrechen und Ausschweifungen unsrer Nebenbeschöpfe diese Liebe und Zärtlichkeit, die wir allen Menschen schuldig sind, vermindern mögen, so müssen wir öfters die Ursachen erwägen, auf welche sich diese Pflicht der Liebe gründet.

Nun sollen wir unsern Nächsten lieben, das ist, alle Menschen, nicht weil sie weise, heilig, tugendhaft, oder wohl gezogen sind: denn dieses waren niemals alle Menschen, und werden es auch niemals seyn: und also ist es gewiß, daß die Ursache, warum wir sie zu lieben verbunden sind, nicht auf ihre Tugend gegründet ist.

Nachgehends; wäre ihre Tugend oder Güte die Ursache, warum wir andre zu lieben verbunden wären; so würden wir gar keine Regel haben, an die wir uns halten könnten: Denn obgleich bey einigen die Tugenden sehr in die Augen fallen, so sind wir doch, überhaupt zu reden,

sehr üble Richter in Beurtheilung der Tugenden und Verdienste anderer.

Drittens, sind wir gewiß, daß die Verbindlichkeit jemanden zu lieben, nicht aus jemandes Tugenden und Verdiensten entsteht, weil uns befohlen wird, die größten Proben der Liebe auch unsern ärgsten Feinden zu geben: wir sollen diejenigen lieben, sie segnen und für sie bitten, die uns am heftigsten beleidigen. Der Beweis ist also richtig, daß das persönliche Verdienst keine Ursache ist, worauf wir die Verbindlichkeit sie zu lieben, gründen sollen.

Lasset uns weiter betrachten, wie diejenige Liebe müsse beschaffen seyn, die wir unserm Nächsten schuldig sind. Wir sollen ihn, als uns selbst, lieben, das ist, alle diejenigen Empfindungen gegen ihn haben, die wir gegen uns selbst haben; ihm so viel Gutes wünschen, als wir uns mit Recht selbst wünschen können: über jedes Gute oder Böse, das ihm widerfährt, vergnügt oder bekümmert seyn; endlich uns in den Stand setzen, ihm alle Arten von Freundschaft zu erweisen, die wir uns selbst erweisen möchten.

Diese Liebe also, wie ihr sehet, ist nichts anders, als eine Liebe der Gewogenheit: sie verlangt nichts von uns, als solche gute Werke, sanfte Neigungen und Handlungen der Güte, wie wir uns selbst erzeigen würden.

Dieses ist auch die ganze Liebe, die wir dem Besten unter den Menschen schuldig sind: und wir müssen es auch an keinem Grade derselben gegen

## Inhalt d. Gebets in d. 370d1st. Stunde. 499

gegen den ärgsten und unvernünftigsten Fehl  
len lassen.

Was ist nun aber die Ursache, warum wir  
jedermann auf diese Art lieben sollen? Unfre Ver  
bindlichkeit, alle Menschen also zu lieben, grüns  
det sich auf verschiedene Ursachen.

**Erstlich** auf einen Grund der Billigkeit;  
denn wenn es gerecht ist, sich selbst auf diese  
Weise zu lieben, so muß es ungerecht seyn, an  
dern diese Liebe in dem geringsten Grade zu ver  
sagen, da jedermann, im genauesten Verstande,  
von eben derselben Natur, und von eben dersel  
ben Beschaffenheit ist, als wir selbst.

Wenn also eure eignen Verbrechen und Thor  
heiten die Verbindlichkeit, euer eignes Beste  
zu suchen und euch selbst alles Gute zu wün  
schen, nicht verringern: so müssen die Thorheiten  
und Verbrechen eures Nächsten, eure Verbind  
lichkeit, das Beste eures Nächsten zu wünschen  
und zu befördern, eben so wenig verringern.

Eine andre Ursache dieser Liebe ist auf den  
Willen Gottes gegründet, der uns befohlen hat,  
jedermann als uns selbst zu lieben.

**Drittens**, sind wir zu dieser Liebe durch die  
Pflicht, die göttliche Güte nachzuahmen, verbum  
den, auf daß wir mögen Kinder seyn unsers Va  
ters im Himmel, der die Glückseligkeit aller sei  
ner Creaturen verlangt, und seine Sonne über  
Böse und Gute aufgehen läßt.

**Viertens**, rufet uns unfre Erlösung durch  
Jesum Christum zu der Ausübung dieser Liebe,

## 500 XX Hauptst. die allgem. Liebe, als der

der vom Himmel kam, und sein Leben für die ganze sündliche Welt dahin gab.

Sünsteno, wegen des Befehls unsers Herrn und Heilandes, der von uns verlangt, daß einer den andern lieben soll, wie er uns geliebet hat.

Diese sind die großen unveränderlichen Bewegungursachen, worauf unsre Verbindlichkeit, alle Menschen, als uns selbst, zu lieben, gegründet ist.

Diese Gründe sind unveränderlich, sie behalten beständig ihre volle Kraft: und verbinden daher auf gleiche Weise zu allen Zeiten, und in Absicht aller Personen.

Gott liebet uns, nicht weil wir weise, gut und heilig sind, sondern aus Mitleiden gegen uns, weil uns diese Glückseligkeit fehlet: Er liebet uns, damit er uns gut machen möge. Unsre Liebe muß also diesen Lauf nehmen, nicht auf das Verdienst unsrer Brüder sehen oder es verlangen, sondern mit ihrer Unordnung Mitleid haben, und ihnen alles Gute wünschen, daß ihnen fehlet, und dessen sie fähig sind.

Aus diesem allen nun erhellet, daß die Liebe, die wir unsern Brüdern schuldig sind, bloß eine Liebe der Gefälligkeit ist. Andersno, daß diese Pflicht der Gefälligkeit sich auf solche Ursachen gründet, die unveränderlich sind, und die nicht von den Eigenschaften der Personen abhängen. Hieraus folget, daß es eine eben so große Sünde sey, einen Mangel der Liebe gegen



## Inhalt d. Gebets in d. zwölfst. Stunde. 501

gen einen schlimmen Menschen, als gegen einen guten zu haben. Denn derjenige, der eine von dieser Gefälligkeit einem schlimmen versagt, beleidiget eben dieselben Ursachen der Liebe, als derjenige, der sie einem guten Menschen versagt, und folglich ist die Sünde einerley.

Wenn ihr also irgend einer boshaften Vergierde, des Hasses oder der Verachtung gegen einen bösen Menschen, (wofür ihr ihn haltet,) Raum gebet, so erwäget, was ihr von einem andern halten würdet, der eben dieses gegen einen redlichen Mann thun würde, und seyd gewiß versichert, daß ihr einerley Sünde begeht.

Ihr werdet vielleicht sagen, wie es möglich ist, einen guten und bösen Mann in einerley Grade zu lieben?

Eben so möglich, als es ist, gegen einen guten Mann sowohl, als gegen einen schlimmen gerecht und treu zu seyn. Nun aber, glaubt ihr wohl, eine Schwierigkeit zu finden, auch gegen einen schlimmen Mann Gerechtigkeit und Treue auszuüben? Zweifelt ihr im geringsten, ob ihr nicht ihm sowohl, als dem guten, gerecht und treu seyn müßet? Und warum zweifelt ihr gar nicht daran? Weil ihr wißt, daß Gerechtigkeit und Treue auf unveränderlichen und unwandelbaren Bewegungsgründen beruhen, daß sie nicht von den Verdiensten der Menschen abhängen, sondern in der Natur der Dinge und in dem Gesetze Gottes gegründet sind,

## 502 XX Hauptst. die allgem. Liebe, als der

und also mit einer gleichen Genauigkeit gegen Böse und Gute müssen beobachtet werden.

Nun aber denkt eben so richtig von der Liebe des Nächsten, daß sie auf unveränderlichen Gründen beruhe, von keinen Verdiensten der Menschen abhänge, und ihr werdet es eben so möglich finden, eine genaue Liebe, als eine genaue Gerechtigkeit gegen alle Menschen, böse und gute auszuüben.

Ihr werdet vielleicht fragen, ob ihr nicht für gute Menschen eine besondere Hochachtung, Ergebenheit und Ehrfurcht zu haben schuldig seyd? Antwort: Ja. Aber alsdenn ist diese Hochachtung und Ehrfurcht von derjenigen Liebe oder Gefälligkeit, die wir unsern Nächsten schuldig sind, sehr verschieden.

Diejenige Hochachtung und Ehrfurcht, die ihr für einen Mann von ausnehmender Frömmigkeit habt, ist keine Handlung der Liebe des Nächsten; ihr verehret ihn nicht aus Mitleiden, sondern es ist mehr eine Handlung der Liebe gegen euch selbst, damit eine solche Hochachtung und Ehrerbietung euch ermuntern möge, seinem Beispiele zu folgen.

Ihr könnt die Lebensart des redlichen Mannes billigen, lieben und eine Freude daran haben: aber alsdenn ist es blos die Liebe zur Tugend, wir mögen sie antreffen, wo wir wollen. Wir lieben aber nicht die Tugend mit der Liebe der Gefälligkeit, als etwas, das unsrer guten Wünsche von:

## Inhalt d. Gebets in d. jüdlst. Stunde. 503

vonnöthen habe, sondern als etwas, das unser eignes Gute ist.

Der Inhalt der ganzen Sache ist dieser. Die Handlungen, die wir lieben, hochschätzen und bewundern sollen, sind die Handlungen der guten und frommen Menschen; doch die Personen, denen wir nach Vermögen gutes thun sollen, in allen Arten der Güte und des Mitleids, sind alle Menschen, gute und böse.

Dieser Unterschied unter der Liebe der Gefälligkeit, und der Hochachtung oder Ehrerbietung, ist sehr deutlich und offenbar. Und ihe werdet vielleicht die Deutlichkeit und Nothwendigkeit aus der folgenden Vergleichung besser erschen.

Kein Mensch hat einige Hochachtung oder Ehrerbietung für seine eigne Vollkommenheiten, oder Aufführung; aber iedermann ist bereit, sich selbst zu lieben, das ist, sich selbst Gutes zu wünschen: also ist dieser Unterschied unter Liebe und Hochachtung, nicht allein deutlich, sondern er muß auch nothwendig bemerkt werden.

Nachgehends, wenn ihe es für ziemlich unmöglich haltet, die Handlungen unvernünftiger Leute zu misbilligen und doch für sie eine wahre Liebe zu haben: so betrachtet dieses in Absicht auf euch selbst.

Es ist, wie ich hoffe, für euch sehr möglich, daß ihe an einem großen Theile eurer eignen vergangenen Handlungen nicht nur einen Mißfallen habt, sondern sie auch aufs heftigste verabscheuet, und euch selbst ihrentwegen der größ-

ten Thorheit anlaget. Allein verlieret ihr deswegen jemals irgend eine dieser zärtlichen Empfindungen gegen euch selbst, die ihr für euch zu haben pflegt? Höret ihr auf euch selbst Gutes zu wünschen? Ist nicht auch alsdenn die Liebe zu euch selbst eben so stark, als zu ieder andern Zeit.

Was aber in Absicht auf euch selbst möglich ist, das ist auch auf gleiche Art in Absicht anderer möglich. Wir können ihnen alles Gutes von der Welt wünschen, alle Glückseligkeit, nach der wir selbst verlangen, auch ihnen gönnen, und doch zu eben derselben Zeit ihre Lebensart missbilligen.

Ferner; alle diejenige Liebe, die wir mit Recht für uns selbst haben, sind wir nach der strengsten Gerechtigkeit auch für alle andre Menschen zu haben verbunden; und wir versündigen uns wieder das große Gesetz unsrer Natur, und das größte Gesetz Gottes, wenn unsre Neigungen gegen andre von denenjenigen verschieden sind, die wir gegen uns selbst haben.

Nun aber erhält uns diese Selbstliebe, die billig und vernünftig ist, in einer beständigen Zärtlichkeit, Neigung und Wohlwollen gegen uns selbst: wenn ihr aber diese liebevollen Empfindungen nicht gegen alle andre Menschen fühlet, so könnet ihr versichert seyn, daß ihr nicht in demjenigen Stande der Liebe seyd, welcher das rechte Leben und die Seele des christlichen Mitleids ist.

Ihr

Ihr wiſſet, wie es euch beleidiget, wenn ihr der Scherz und das Gelächter andrer ſeyn ſollt; wie es euch ſchmerzet, wenn man euch eure Ehre raubet und euch die gute Meinung eures Nächſten entreißt. Wenn ihr alſo andre dem Spott und der Verachtung auf die geringſte Art ausſetzt: wenn es euch eine Freude iſt, ihre Gebrechlichkeiten und Schwachheiten zu ſehen oder zu hören; oder wenn es euch verdrüßlich fällt, ihre Fehler zu verheelen, ſo ſeyd ihr nicht nur davon weit entfernt, daß ihr ſie, als euch ſelbſt lieben ſolltet, ſondern man kann ſicher ſchließen, daß ihr ſie eben ſo ſehr haſſet, als euch ſelbſt lieb habet. Denn ſolche Neigungen ſind ſo gewiß die eigentlichen Früchte des Haſſes, als die entgegen geſetzten Neigungen die eigentlichen Früchte der Liebe ſind.

Und gleichwie es ein gewiſſes Zeichen iſt, daß ihr euch ſelbſt liebet, weil ihr um jedes Ding beſorgt ſeyd, das euch angeht; ſo iſt es auch ein gewiſſes Zeichen, daß ihr euren Nächſten haſſet, wenn ihr an dem geringſten, was ihn beleidiget, eine Freude habt.

Wenn nun aber der Mangel einer wahren und genauen Liebe ein ſo großer Fehler iſt, daß er, wie der heil. Paulus ſagt, unfre größten Tugenden zu einem tönenden Erzze und einer klingenden Schelle macht, was für eine große Pflicht haben wir auf uns, jede Kunſt zu lernen und jede Wiſſenſchaft anzuwenden, wo:

## 506 XXI Hauptst. d. Nothwend. d. Fürbitte,

durch wir unsre Seelen zu diesem Stande der Liebe erheben sollen! Um dieser Ursache willen verlangt man auch hier von euch, diese Betstunde nicht ohne ein vollständiges und scharfliches Flehen zu Gott, um alle Gaben einer allgemeinen Liebe und Gewogenheit für alle Menschen, vorben zu lassen.

Solche tägliche und beständige Andachten sind die einzigen wahren Mittel, euch in einem solchen Stande der Liebe zu erhalten, und sie sind auch eben so nothwendig, wenn ihr euch als wahre Nachfolger Jesu Christi beweisen wollt.



### Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Die Nothwendigkeit und der Vortheil der Fürbitte wird als eine Ausübung der allgemeinen Liebe betrachtet. Die Pflichten aller Menschen bey Gott für einander zu bitten. Wie eine solche Fürbitte nothwendig die Herzen dererjenigen bessert, die sie zu thun pflegen.

---

Dieser Fürspruch ist ein großer und nothwendiger Theil der christlichen Andacht, und durch die Schrift ausdrücklich geboten.

Die ersten Nachfolger Christi scheinen durch ihr gemeinschaftliches Gebet für einander ihre ganze

ganze Liebe befestiget, und ihre Gemeinschaft und Uebereinstimmung erhalten zu haben.

Paulus, er mag nun entweder an Kirchen oder einzelne Personen schreiben, zeigt allezeit seine unablässige Fürbitte für sie, und daß sie der beständige Inhalt seiner Gebete sind.

Also schreibt er an die Philipper: Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke. Welches ich allezeit thue in alle meinem Gebet für euch alle, und thue das Gebet mit Freuden. [Philipp. 1. 3. 4].

Seine Andacht schließt aber auch eben diese Sorge für einzelne Personen in sich; wie aus folgender Stelle erhellet: Ich danke Gott, dem ich diene von meinen Voreltern her, in reinem Gewissen, daß ich ohne Unterlaß dein gedanke in meinem Gebet Tag und Nacht. [2 Tim. 1. 3]. Was für eine heilige Freundschaft und Liebe war dieß, wie würdig solcher Personen, die schon über diese Welt erhaben, und in eine andre, als Mitglieder des Königreichs des Himmels versetzt waren!

Die Apostel und großen Heiligen erbaten also nicht allein Kirchen und einzelnen Personen Glück und Segen: sondern sie selbst empfingen auch Gnade von Gott durch das Gebet andrer. Also sagt der heil. Paulus zu den Corinthern: durch Hülfe eurer Fürbitte für uns, auf daß über uns, für die Gabe, die uns gegeben ist, durch viele Personen, viel Danks geschehe. [2 Cor. 1. 11.].

Dies

Dies war die alte Freundschaft der Christen, die ihre Herzen, nicht durch weltliche Vortheile oder menschliche Leidenschaften, sondern durch die gegenseitige Gemeinschaft des geistlichen Segens, durch Gebet und Danksaugungen zu Gott für einander vereinigte und befestigte.

Diese heilige Fürbitte war es, die die Christen zu einem solchen Stande der gemeinschaftlichen Liebe erhob, die alles, was in der menschlichen Freundschaft jemals gepriesen und bewundert worden, weit übertraf. Wenn aber eben derselbe Geist der Fürbitte wieder in die Welt kommt, wenn das Christenthum wieder diese Gewalt über die Herzen der Menschen gewinnt, als sie dazumal hatte, so wird diese heilige Freundschaft wieder Mode werden, und die Christen werden wieder, wegen dieser auernehmenden Liebe, die einer zu den andern trägt, zum Wunder der Welt werden.

Denn eine öftere Fürbitte bey Gott, ein ernstliches Flehen für die Vergebung der Sünden aller Menschen, ein Gebet, sie mit seiner Vorsehung zu segnen, sie mit seinem Geiste zu erleuchten, und sie zu einer ewigen Glückseligkeit zu bringen, dieß ist die göttlichste Uebung, mit der sich das menschliche Herz beschäftigen kann.

Betet dannerhero täglich auf euren Knien in einer feyerlichen ernsthaften Vollziehung dieser Andacht, für andre in solchen Ausdrücken, in einer solchen Länge, mit so viel Anbalten und Ernst, als ihr für euch selbst thut: und ihr werdet



werdet bald finden, daß alle niedrige, boßhafte Leidenschaften sterben, euer Herz groß und edel wird, und sich über die allgemeine Glückseligkeit andrer eben so sehr, als über seine eigene freuet.

Denn derjenige, der täglich Gott bittet, daß alle Menschen im Himmel glücklich werden mögen, wählet den leichtesten Weg, auch ihre Glückseligkeit auf Erden zu wünschen, und sich darüber zu erfreuen. Denn es ist nicht leicht möglich, Gott anzuliegen und zu flehen, daß er jemanden mit den höchsten Freuden aller seiner Herrlichkeit in Ewigkeit glücklich machen möge, und doch beunruhiget zu seyn, wenn wir eben denselben einige weit geringere Geschenke Gottes in diesem kurzen und niedrigen Stande des Lebens genießen sehen.

Denn wie selten und unnatürlich würde es nicht seyn, wenn wir Gott um Gesundheit und ein länger Leben für einen Kranken anflehen, und ihn zu gleicher Zeit um das armselige Vergnügen einer angenehmen Arznei beneiden wollten?

Doch dieß würde eben so wenig wunderbar und unnatürlich seyn, als wenn man Gott bitten wollte, daß er unserm Nächsten die höchsten Stufen seiner Gnade und Herrlichkeit möchte ersteigen lassen, und ihm zu gleicher Zeit um das geringste Ansehn beneiden wollte, das er unter seinen Nebengeschöpfen hat.

Wenn ihr also euer Herz einmal zu einer ernstesten Beschäftigung dieser heiligen Fürbitte gewöhnet

510 XXI Hauptst. d. Nothwend. d. Fürbitte,

wöhnet, so habt ihr einen großen Schritt gethan, um es ganz des Hasses und Neides unfähig und es natürlicher Weise über die Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechtes freudig zu machen.

Dies ist die natürliche Wirkung einer allgemeinen Fürbitte für alle Menschen. Doch die größten Vortheile erhält man erst alsdenn, wenn sie sich in solchen besondern Vorfällen zeigen, als unser verschiedner Stand des Lebens von uns besonders erfordert.

Denn ob wir wohl bei allen Gelegenheiten alle Menschen als Nächsten und Brüder betrachten sollen; so können wir doch blos in der wirklichen Gesellschaft etlicher weniger leben, und durch unsern Stand in einem größern Verhältnisse mit diesem, als mit andern stehen: also wenn unsre Fürbitte zu einer Beschäftigung der Liebe und Sorgfalt für diejenigen wird, unter die uns unser Loos gesetzt hat, oder die mit uns in einem nähern Verhältnisse stehen, so wird sie alsdenn die größte Wohlthat für uns selbst, und bringe ihre besten Wirkungen in unsern eignen Herzen hervor.

Wenn ihr also allezeit eure Fürbitten verändern solltet, nachdem die Nothdurft und Umstände eurer Nächsten und Freunde es zu erfordern scheinen; z. E. wenn ihr Gott bittet, daß er sie von dem oder jenem besondern Uebel befreien, oder ihnen diesen oder jenen Segen gewähren solle; solche Fürbitten, würden außer der großen

## als eine Ausübung der allgem. Liebe. 511

'großen Liebe, die sie enthalten, eine gewaltige Wirkung auf euer eigen Herz thun, indem sie euch zu jedem andern Dienste, und zur Ausübung ieder andern Tugend gegen andre Personen geschickt machen würden, die so oft an eurem Gebete Antheil haben.

Dieses würde es euch selbst angenehm machen, gegen jedermann freundlich, gefällig und nachgebend zu seyn; und es euch unmöglich machen, etwas unhöfliches und hartes denjenigen zu sagen oder anzuthun, für die ihr selbst in eurem Gebete so liebevoll und mitleidig zu seyn pfleget.

Nichts stößet uns also leichter für jemanden Liebe ein, als wenn wir für ihn beten; und wenn ihr nur einmal vermögend seyd, dieses aufrichtig für jemanden zu thun, so habt ihr eure Seele auch schon geschickt gemacht, ihm alles, was freundschaftlich und gefällig ist, zu erweisen. Dieses wird euer Herz mit einem Adel und einer Zärtlichkeit anfüllen, die euch ein weit besseres und sanfteres Betragen geben, als alles, was eine feine Lebensart und artige Sitten genannt werden.

Wenn ihr euch aber selbst als einen Fürsprecher bey Gott für eure Nächsten und Freunde betrachtet, so würde es euch niemals schwer fallen, mit ihnen in Friede zu leben. Es würde euch leicht werden, diejenigen zu tragen und ihnen zu vergeben, für die ihr insbesondre die göttliche Gnade um Vergebung ansehet.

Eolche

Solche Gebete, wie diese unter Nachbarn und Freunden, würden sie mit den stärksten Fesseln der Liebe und Zärtlichkeit vereinigen. Es würde ihre Seelen erheben und adeln, und sie lehren, wie einer den andern in einem weit höhern Stande, als Glieder einer geistlichen Gesellschaft betrachten solle, die für den Genuß der allgemeinen Seligkeiten Gottes geschaffen, und Miterben einer ewigen Herrlichkeit sind.

Durch dieses Verlangen aber, daß ein ieder seinen vollen Antheil an der Gnade Gottes haben möge, würden sie nicht allein zufrieden, sondern auch erfreuet darüber seyn, wenn einer den andern in den kleinen Freuden dieses vorübergehenden Lebens glücklich sähe. —

Dieses würden die natürlichen Wirkungen einer solchen Fürbitte unter Leuten von einerley Stadt und Nachbarschaft seyn, oder solcher, wo ein ieder mit des andern Stande und Umständen bekannt ist.

Uranus ist ein Priester, voll von dem Geiste des Evangelii, der für sein kleines armes Dorf wachet, arbeitet und betet. Jede Seele darin ist ihm so theuer, als ihm die seinige ist; und er liebet sie alle so sehr, als er sich selbst liebet, weil er für sie alle betet, wenn er für sich selbst betet.

Wenn sein ganzes Leben eine beständige Uebung des größten Eifers und der mühsamsten Arbeit ist, die nicht einmal allezeit die geringsten Arten der Sorgfalt und des Wachens  
zufrie-

als eine Ausübung der allgem. Liebe. 513

zufrieden stellen, so kommt es blos daher, weil er so oft vor Gott, als ein Fürsprecher für diese Seelen erschienen ist, und dadurch den großen Werth derselben eingesehen.

Er glaubt niemals seine Heerde genug zu lieben, oder für sie genug zu thun: denn er sieht sie niemals aus einem andern Gesichtspunkte an, als auf lauter Personen, die, wenn sie die Gaben und Gnade Gottes empfahen, seine Hoffnung, seine Lust und die Krone seiner Freude werden müssen.

Er geht beständig in seinem Kirchspiele herum, und besucht darinnen jedermann; doch er besucht sie in eben dem Geiste der Frömmigkeit, mit der er ihnen prediget: er besucht sie, um sie in ihren Tugenden zu ermuntern, ihnen mit seinem Rathe und Gutachten beizustehn, ihre Lebensart zu entdecken und den Zustand ihrer Seelen zu kennen, damit er nach Beschaffenheit ihrer besondern Nothdurft bey Gott für sie bitten möge.

Als Uranius sich zuerst in diesen heiligen Stand begab, hatte er einen gewissen Stolz und eine große Verachtung für alle thorichte und unvernünftige Leute; aber er hat diesen Geist weggevetet und leht die größte Liebe auch für die hartnäckigsten Sünder: denn er hofft allezeit, daß Gott eher oder später, das Gebet erhören werde, das er für ihre Bekehrung zu ihm abschicket.

Anfangs wurde er ungedultig, wenn er bey einem unter seiner Heerde Grobheit, Groll

und Unempfindlichkeit fand: doch icht fühlte er keine andre Leidenschaft in sich aufsteigen, als das Verlangen, sich vor Gott im Gebete für sie auf seine Knie zu werfen. Also hat sein Gebet für andre den Zustand seines eignen Herzens ganz verändert und gebessert.

Man geräth in Entzücken, wenn man sieht, in was für einem Geiste er mit ihnen umgeht, mit was für einer Zärtlichkeit er ihnen Fehler verweist, mit was für einer Empfindung er sie ermahnet, und mit was für einer Lebhaftigkeit er predigt: und dieses danket er blos der Ursache, weil er diejenigen strafet, vernähmet, und denen predigt, für die er erst zu Gott gebeten hatte.

Diese Andacht macht sein Herz sanft, erleuchtet seine Seele, lindert seine Neigung, und macht alles, was von ihm kommt, erbaulich, liebenswürdig und rührend.

Als er zuerst in dieses kleine Dorf kam, so war es ihm so unangenehm, als ein Gefängniß, und ieder Tag schien ihm zu verdrießlich, um ihn länger an einem so einsamen Orte auszuhalten. Er glaubte, sein Kirchspiel sey zu voll von armen und geringen Leuten, als daß er darin einen Iemanden finden könnte, der sich zum Umgange für einen Mann von seinem Stande schickte.

Dies machte, daß er recht eifrig dem Studiren nachhieng. Er blieb meistens zu Hause, schrieb Anmerkungen über den Homer und  
Plau:

Plautus, und bisweilen kam ihm der Beruf schwer vor, für arme Leute zu beten, wenn er eben mitten in einer von Homers Schlachten begriffen war.

Dies war seine galante, oder ich möchte lieber sagen, seine elende und unwissende Gemüthsart, ehe die Andacht die Herrschaft über sein Herz gewann.

Doch weit gefehlt, daß ihm noch jetzt seine Tage so verdrücklich, oder sein Kirchspiel für ihm zu einsam seyn sollte: es fehlt ihm jetzt so gar beständig an Zeit, das abwechselnde Gute auszuführen, nach dem seine Seele dürstet. Die Einsamkeit seines kleinen Kirchspiels wird ihm jetzt eine Ursache des größten Trostes, weil er hoffet, daß Gott ihn und seine Heerde hieher gesetzt hat, um hier ihren Weg gen Himmel zu nehmen.

Er kann jetzt nicht allein mit den ärmsten Leuten umgehen, sondern er besuchet sie und dienet ihnen mit Freuden. Täglich wachet er über den Schwachen und Blöden, erniedriget sich gegen den verkehrten, unhöflichen und unwissenden Haufen, er mag ihn finden, wo er will: und weit gefehlt, daß er sich jetzt als einen angesehenen Mann unter ihnen betrachten sollte, so verlangt er vielmehr als ein Diener aller gehalten zu werden; und in dem Geiste seines Herrn und Meisters führt er sich selbst, und ist freudig nieder zu knien, und ihnen die Füße zu waschen.

§ 16 XXI Hauptst. d. Nothwend d. Fürbitte,

Er hält jetzt das ärmste Geschöpfe in seinem  
Kirchspiele für gut und groß genug, ihm die be-  
mühtigsten Dienstleistungen, die angenehmsten  
Freundschaften, und die zärtlichsten Pflichten,  
die ihm nur möglich sind, zu erzeigen.

Alle diese edlen Gedanken und göttlichen Em-  
pfindungen sind die Wirkungen seiner großen  
Andacht; er trägt jeden so oft Gott in seinem  
Gebete vor, daß er niemals glaubt die einen  
hoch genug zu schätzen, sie genug zu verehren  
und ihnen genug zu dienen, für die er von Gott  
so vielen Segen erslehet.

Uranus ist ungemein von diesem Spruche  
der heil. Schrift gerührt. Des Gerechten  
Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Dies macht, daß er alle Wege des heiligen  
Lebens gehet, und nach ieder Art von Frömmig-  
keit und Gerechtigkeit trachtet, damit sein Gebet  
für seine Heerde seine völlige Stärke haben und  
vor Gott gelten möge.

Um dieser Ursache willen hat er ein kleines  
Gut, daß er besaß, verkauft, und ein abgesondertes  
Haus für alte, arme Leute aufgerichtet, da-  
mit sie in Gebete und Frömmigkeit leben können,  
und sein Gebet, von solchen guten Werken un-  
terstützet, die Wolken durchdringen und Se-  
gen auf diejenigen Seelen herab bringen mö-  
ge, die seiner Sorgfalt anvertrauet sind.

Uranus liest, wie Gott selbst zu Abime-  
lech in Ansehung Abrahams sagte: Er ist  
ein



als eine Ausübung der allgem. Liebe. 517

ein Prophet, und laß ihn für dich bitten, so wirst du lebendig bleiben. [1 B. Mos. XX. 7].

Und wiederum, wie er von Hiob sagt: Und mein Knecht Hiob wird für euch bitten; denn ihn will ich erhdren. [Hiob XLII. 8].

Aus diesen Stellen schließt Uranius ganz richtig, daß das Gebet von Leuten, die durch eine besondere Heiligkeit des Lebens erhaben sind, einen außerordentlichen Nachdruck bey Gott habe; daß er andern Leuten durch ihr Gebet solche Vergabungen, Tröstungen und Glückseligkeiten verschaffe, als er Leuten von weniger Frömmigkeit und Vollkommenheit nicht gewähren würde. Dieß macht, daß sich Uranius außerordentlich der christlichen Vollkommenheit befleißiget, ieder Gnade und heiligen Empfindung nachjaget, sein Herz von aller Unart reiniget, und ihn über jeden Irrthum und Fehler seines Lebens furchtsam machet, damit das Gebet für seine Heerde durch seinen eignen Mangel der Heiligkeit bey Gott ja nicht ungültiger werde.

Dieses machet ihn wegen ieder Neigung seines Herzens sorgfältig, er giebt Almosen von allem, was er hat, er wachet, fastet, thut Buße, und lebet nach den strengsten Regeln der Mäßigkeit, Sanftmuth und Demuth, damit er nur in einem Grade dem Abraham oder Hiob, in seinem Kirchspiele gleichen, und solche Gebeter für sie abschicken möge, die Gott erhdren und annehmen wird.

Dieses sind die glücklichen Wirkungen, die eine andächtige Fürbitte in dem Leben des Uranius hervorgebracht hat.

Und wenn andre Leute in ihren verschiedenen Ständen diesem Beispiele auf eine solche Art, die sich zu den Umständen ihres Lebens schickte, nachahmen wollten, so würden sie gewiß eben diese glücklichen Wirkungen davon empfinden.

Wenn Herren, zum Exempel, also sich ihrer Diensthoten in ihren Gebeten erinnern und Gott bitten wollten, sie zu segnen, und übrigen auch ihre Bitten nach den besondern Bedürfnissen ihres Gesindes einrichteten: wenn sie keinen Tag ohne die völlige Ausübung dieses Theils der Andacht vorbey ließen, so würde der Vortheil sowohl für sie selbst, als für ihr Gesinde groß seyn.

Keine Art in der Welt ist so geschickt, als diese, sie die wahre Empfindung derjenigen Macht, die in ihren Händen haben, fühlen zu lassen, und ihnen die Freude davon empfindend zu machen, wenn man gutes thut und in allen Arten ein Beispiel eines weisen und gütigen Herrn wird.

Indem sie so oft Gott ihre Diensthoten, als solche Personen vorstellen, die auf eine gleiche Art Gott angehören, und auf eben dieselben Erwartungen des Himmels ein Recht haben, so wird ihnen dieses natürlicher Weise die Neigung bringen, ihnen nicht allein mit solcher Menschlichkeit, als sich für Mitgeschöpfe geziemet, son-

sondern auch mit solcher Zärtlichkeit, Sorgfalt und Großmuth, als Miterben eben derselben Herrlichkeit gebühret, zu begegnen. Diese Andacht würde die Herren zu ieder Sache geneigt machen, die ihren Bedienten vortheilhaft wäre: sie würden über ihre Aufführung wachen, und eben so bereit seyn, eine genaue Beobachtung der Pflichten des Christenthums, als die Pflichten ihrer Dienste, von ihnen zu fordern.

Dieses würde sie lehren, ihre Knechte, als Knechte Gottes anzusehn, ihre Vollkommenheit eifrig zu wünschen, nichts in ihrer Gegenwart zu thun, was ihre Gemüther verderben könnte, ihnen keine Beschäftigung aufzulegen, wodurch ihre Empfindung in der Religion möge geschwächt werden, oder sie an ihrer, sowohl öffentlichen als häuslichen Andacht, auf einige Weise zu hindern. Dieses Beten für sie würde sie in Stand setzen, ein eben so großes Vergnügen über eine ausnehmende Frömmigkeit ihrer Knechte, als ihrer selbst zu empfinden, und ihnen sowohl zur Erkenntniß, als Ausübung aller Pflichten des christlichen Lebens, alle Gelegenheit und Aufmunterung verschaffen.

Wie natürlich wird es einem solchen Herrn seyn, keinen Theil seiner häuslichen Andacht zu versäumen; beständige Betstunden zu halten; keine Entschuldigung von ihnen ihrer Abwesenheit halber anzunehmen; oft die Schrift und erbauliche Bücher mit ihnen zu lesen: alle Gelegenheiten zu nützen, sie zu unterrichten,

ihre Seelen zu Gott zu erheben und sie zu lehren, alle ihre Geschäfte, als einen Gottesdienst, in der Hoffnung und Erwartung eines andern Lebens zu verrichten?

Wie nothwendig würde es für einen solchen Mann seyn, mit ihrer Schwachheit und Unwissenheit Mitleiden zu haben, die Einfalt ihres Verstandes zu tragen; sie mit Sanftmuth zu bessern, und mit Liebe zu ermahnen, in der Hoffnung, daß Gott sein Gebet für sie erhören werde!

Wie unmöglich würde es einem solchen Herrn seyn, der auf diese Art zu Gott für sein Gesinde betete, sie die geringste unfreundliche Begegnung fühlen zu lassen, ihnen wie Hunden und Bösewichtern zu fluchen, und mit ihnen als mit dem Auswurfe der Schöpfung umzugehen?

Diese Andacht würde ihnen hinwiederum einen andern Geist geben, und sie zu allen Pflichten der Sorgfalt, Gefälligkeit und Wachsamkeit für denjenigen aufmerksam machen, der ihre Kräfte und Zeit zu ihrem eignen Dienste verwendet hat.

Wenn aber vielleicht Leute von Stande die Ausübung einer solchen Andacht, in Ansehung ihrer Diensthoten für eine ihrem Stande und ihrer Würde unanständige Beschäftigung halten, so können sie glauben, daß sie noch weit von dem Geiste Christi entfernt sind, der sich nicht allein zum Fürsprecher, sondern zu einem Opfer für das ganze sündige Geschlecht der Menschen machte.

Sie

Sie mögen überdenken, wie elend es um ihre Größe stehen würde, wenn der Sohn Gottes, es für eben so niedrig für sich hielte, für sie zu beten, als sie es glauben, wenn sie für ihre Lebensgeschöpfe beten sollen.

Sie mögen erwegen, wie weit sie von dem Geiste entfernt sind, der für seine ärgsten Feinde bat, da sie nicht einmal Menschenliebe genug haben, für diejenigen zu beten, durch deren Arbeit und Dienst sie selbst in Ruhe leben.

Nachgehends, wenn Eltern also sich selbst zu Fürsprechern bey Gott für ihre Kinder machen, und stets gen Himmel ihrentwegen bitten wolten, so würde nichts mehr vermögend seyn, nicht nur ihre Kinder zu segnen, sondern auch ihre eignen Seelen zur Ausführung alles desjenigen, was vortrefflich und preiswürdig ist, zu bilden, und zu gewöhnen.

Ich setze hier voraus, daß die meisten Eltern ihrer Kinder in ihrem Gebete gedenken, und Gott um Segen für sie anrufen. Was ich hier also myne, ist nicht auf eine bloße Erinnerung ihrer abgesehen, sondern auf eine richtige Methode, alle ihre besondern Bedürfnisse und Mängel Gott anzubefehlen, und um jede besondere Gnade und Tugend, nachdem es ihr Stand und ihre Lebensart erfordert, für sie Gott anzuflehen.

Der Stand der Eltern ist ein heiliger Stand, und in einem gewissen Grade dem Priesterthume ähnlich, weil er sie beruft, ihre Kinder durch ihr

522 XXI Hauptst. d. Nothwend. d. Fürbitte,

Gebet und Opfer vor Gott zu bringen. Also machte der fromme Job über seine Kinder und segnete sie, er heiligte sie, und machte sich des Morgens früh auf, und opferte Brandopfer nach ihrer aller Zahl. [Job. I. 5.].

Würden also Eltern sich selbst in diesem Lichte betrachten, und täglich Gott auf eine feyerliche und bedachtame Art anrufen, und ihre Fürbitten verändern und erweitern, nach dem der Stand und die Größe ihrer Kinder es erforderte: so würde eine solche Andacht einen mächtigen Einfluß auf ihr ganzes übriges Leben haben: es würde sie in der Erziehung derselben vorsichtig und klug, und sorgfältig in allem, was sie sagten, oder thaten, machen, damit nicht ihr eignen Exempel sie an demjenigen hinderte, wozu sie in ihrem Gebete so eifrig stehen.

Wenn ein Vater täglich Gott insbesondree bittet, daß er seine Kinder mit wahrer Frömmigkeit, großer Demuth und einer strengen Mäßigkeit ausrüsten möge, was ist fähiger, den Vater selbst zu einem Muster aller dieser Tugenden zu machen, als dieses? Wie natürlich ist es, daß er sich schämen wird, diejenigen Tugenden nicht zu besitzen, die er an seinen Kindern für nöthig hält? Auf diese Art wird sein Gebet für ihre Frömmigkeit ein gewisses Mittel seyn, seine eigne zu dem größten Grade zu erheben.

Wenn sich ferner ein Vater also, als einen Fürbitter bey Gott für seine Kinder ansieht, damit er ihnen

### als eine Ausübung der allgem. Liebe. 523

ihnen durch sein Gebet Segen bringen möge, was kann ihn mehr anreizen, selbst nach jedem Grade der Heiligkeit zu streben, damit er dadurch desto eher den Segen vom Himmel für sie erhalten möge? Wie wird er bey solchen Gedanken nicht alles zu vermeiden suchen, was sündlich und Gott misfällig ist, damit nicht Gott, wenn er für seine Kinder zu ihm betet, sein Gebet verwerfe?

Wie zärtlich, wie gottselig würde ein solcher Vater nicht mit seinen Kindern umgehen, die er als seine kleine geistliche Heerde ansähe, und die er zur Tugend durch sein eigen Beispiel bilden, durch sein Ansehen aufmuntern, durch seinen Rath unterhalten, und durch sein Gebet zu Gott segnen sollte?

Wie furchtsam würde er nicht alle üble und ungerechte Wege ihr Glück zu bauen vermeiden, oder sie im Stolz und Nachsicht zu erziehen, oder sie in die Welt verlockt zu machen, damit er sie nicht selbst der Gnade unfähig machte, die er so oft von Gott für sie erbeten?

Da dieses die wahren, natürlichen und glücklichen Wirkungen dieser Fürbitte sind, so werden alle Eltern, denen, wie ich hoffe, die wahre Wohlfahrt ihrer Kinder zu Herzen geht, die ein Verlangen haben, ihre wahren Freunde und Wohlthäter zu sehn, und unter ihnen in dem wahren Geiste der Weisheit und Frömmigkeit zu leben, alle solche Eltern, sage ich, werden nicht leicht so wichtige Mittel verabsäumen, sowohl  
ihre

ihre eigne Tugend zu erheben, als auch den *niedrigen*, die ihnen durch die strengsten Bande der Natur, so nahe und so theuer sind, eine ewige Wohlfahrt zu verschaffen.

Endlich, wenn alle Menschen, indem sie die ersten Annäherungen des Zorns, *Neides* oder der Verachtung gegen andre fühlen; oder wenn sie bey allen kleinen Verdrüsslichkeiten und Misverständnissen, anstatt der kleinen niederträchtigen Gedanken, denen sie gemeinlich nachhängen, ihre Zuflucht bey solchen Gelegenheiten zu einer besondern und außerordentlichen Fürbitte *an den Gott für solche Personen, die sie zum Zorne, Neide oder Misvergnügen gereizet haben*, nehmen wollten: so würde dieses ein sicherer Weg seyn, dem Wachsthum aller solcher unfreundlichen Neigungen vorzukommen.

Wenn ihr euer Gebet und eure Fürbitte bey solcher Gelegenheit also einrichten könntet, daß es derjenigen Leidenschaft, in der ihr eben waret, im höchsten Grade unwider wäre, so würde dieses ein vortreffliches Mittel seyn, eure *Verzerrung* zu dem größten Stande der Vollkommenheit zu erheben.

Zum Exempel, wenn ihr einmal Regungen des *Neides* gegen jemanden, entweder seiner Reichtümer, Macht, Ehre, Gelehrsamkeit oder Vorsüge halber, empfinden solltet, und unmittelbar darauf euch selbst in eurem Gebete strafen und Gott bitten wölltet, ihn selbst in derjenigen Sache, um welcher willen ihr ihn

benci:



beneidet, Heil und Fortgang wiederfahren zu lassen; wenn ihr eure Bitten in den stärksten Ausdrücken wiederhohlen und Gott anflehen wolltet, ihm alle nur mögliche Glückseligkeit aus dem Genusse desselben zu gewähren, so würdet ihr bald finden, daß dieses das stärkste Gegengift sey, womit das Gift dieser tödlichen Leidenschaft könne vertrieben werden.

Dieses würde ein solcher Sieg über euch selbst seyn, euch so demüthig machen, und euer Herz zu einem solchen Gehorsam zwingen, daß sich der Teufel selbst fürchten würde, euch auf diese Art wieder zu versuchen, weil er sahe, daß die Versuchung ein so großes Mittel den Zustand eures Herzens zu reinigen und zu bessern war.

Desgleichen, wenn ihr einen kleinen Zwist oder Mißverständniß mit einem Verwandten, Nachbar oder irgend sonst jemanden von uns gefahr hättet, so solltet ihr alodenn für sie auf eine außerordentlichere Art, als ihr zuvor gethan, beten, daß ihnen Gott jede Gnade, jeden Segen und alle nur erdenkliche Glückseligkeit verleihen wolle; ihr würdet die geschwindesten Mittel ergreifen, alle Zwistigkeit auszuheilen, und alles Mißverständniß ihnen begreiflich zu machen. Ihr würdet nichts für so groß halten, daß nicht könne vergeben werden; keine Herablassung erwarten, keine Mitteloversen vonnöthen haben, sondern mit Freuden eure Liebe und euer gutes Herz demjenigen zeigen, der einen so hohen Rang in eurem geheimen Gebete erhält.

Dieses

Dieses würde die gewaltige Wirkung einer christlichen Andacht seyn; sie würde alle widerröspensliche Neigungen vertreiben, euer Herz in den sanftmüthigsten Herablassungen geschickt machen, und der beste Schiedsrichter aller Streitigkeiten seyn, die sich zwischen euch und einem eurer Bekannten jemals erheben könnten.

Die größten Verbitterungen entstehen sehr oft unter Freunden und Nachbarn aus einer elenden Kleinigkeit des Eigensinns, und andern geringen Versen in der Ausführung. Ein gewisses Merkmal von einer bloß menschlichen Freundschaft, die auf keine religiöse Betrachtung gegründet, oder durch das Band eines gemeinschaftlichen Gebets unter einander befestiget ist, wie es bey den ersten Christen gewöhnlich war!

Denn eine solche Andacht muß nothwendig weder solche Neigungen zerstören, oder selbst durch sie zerstört werden.

Ihr könnt unmöglich eine üble Gesinnung gegen denjenigen haben, oder euch unfreundlich bezeigen, dessen Wohlfahrt euch also am Herzen liegt, daß ihr bey Gott im Stillen sein Fürsprecher seyd.

Hieraus können wir die verhasste Natur und das große Verbrechen alles Hölles, Hasses, der Verachtung und andrer bitteren Leidenschaften sehen; wir müssen sie nicht nur als Mängel eines guten Herzens, und einer sanften Gemüthsart, nicht bloß als Fehler wider die Höflichkeit der Tugend und eine gute Lebens-

benoart ansehn, sondern als solche niederträchtige Neigungen, die mit der Liebe der Güte ganz und gar nicht bestehen können.

Ihr haltet es für etwas geringes, feindselig oder übelgesinnt gegen den oder jenen zu seyn; doch ihr solltet überlegen, ob es etwas geringes sey, dasjenige zu thun, was ihr nicht thun würdet, wenn ihr so viel Liebe des Nächsten hättet, daß ihr ihn in eurem Gebete Gott anbefehlen könntet.

Ihr haltet es für etwas geringes, jemanden lächerlich zu machen und einen andern zu verachten; doch ihr solltet bedenken, ob es etwas geringes sey, gegen diejenige keine Liebe zu haben, welche, als Christen, so gar ihre heftigsten Feinde zu lieben verbunden sind.

Seyd nur erst so liebeich gegen diejenigen, segnet und bittet für sie also, wie ihr verbunden seyd, eure Feinde zu segnen und für sie zu bitten, und ihr werdet euch alsdenn liebeich genug finden, als daß ihr es für möglich halten solltet, ihnen mit der geringsten Art der Verachtung zu begegnen.

Denn es ist unmöglich, daß ihr denjenigen verachten solltet, den ihr in eurem geheimen Gebete der Liebe und Gnade Gottes anbefehlet.

Wenn ihr einen Mann verachtet und lächerlich macht, so geschieht es aus keiner andern Absicht, als ihn in den Augen andrer Leute lächerlich und verächtlich zu machen, und ihm ihre Hochachtung

zu entziehen. Wie ist es aber möglich, daß ihr Gott aufrichtig ansehen könnt, demjenigen mit dem Rubine seiner Liebe und Gnade zu segnen, den ihr den Menschen verachtungswürdig zu machen suchet?

Könntet ihr wohl aus Liebe zu einem Nachbar wünschen, daß euer Fürst ihn mit allen Zeichen seiner Hochachtung und Huld begnadigte, und ihn zu gleicher Zeit der Verachtung und dem Gelächter eurer Ärgern Bedienten aussetzen?

Dieses ist aber eben so möglich, als einen Mann dem Schimpfe und der Verachtung eurer Nebengeschöpfe auszusetzen, den ihr der Gnade Gottes in eurem geheimen Gebete anbefehlet.

Aus diesen Gründen können wir leicht die Richtigkeit und Billigkeit dieser Lehre des Evangelii entdecken. Wer aber saget zu seinem Bruder, Racha, der ist des Ratho schuldig: wer aber saget du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig. Matth. V. 22].

Wir dürfen, wie ich voraus setze, nicht glauben, daß jedes übereilte Wort, oder jeder ungeredete Ausdruck, der uns von ungesähr oder aus Ueberreitung entfähret, und unsrer Absicht und Zeigung widerstreitet, die große Sünde sey, die hier angezeigt ist.

Der aber saget, Racha, oder du Narr, muß hauptsächlich demjenigen bedeuten, der sich selbst überlegte, vorgenommene Handlungen des Schimpfes und der Verachtung gegen seinen

nen Nächsten vergönnet und in dieser Verfassung mit und von ihm in Lästerungen spricht.

Weil aber daraus erhellet, daß diese Gemüthsart im Grunde eine recht eingewurzelte Lieblosigkeit ist, weil niemand derselben schuldig seyn kann, als wer nicht Liebe genug hat, für seinen Bruder bey Gott zu bitten; so kann man es auch für keine zu harte und strenge Gerechtigkeit halten, wenn solche Gemüther Gefahr laufen, die Seligkeit der Christen zu verlieren. Denn wer würde es wohl für hart halten, wenn ein Christ nicht die Gnade Gottes für sich selbst erhalten könnte, wosern er nicht seinen christlichen Bruder als einen, der das Bild Gottes trägt, als einen, für den Christus gestorben ist, als ein Mitglieb dieser heiligen Gemeine auf Erden, die mit der triumphirenden Kirche in Vereinigung steht, hochschätze und verehret?

Doch diese Betrachtungen alle müssen vergessen, alle diese glorreichen Freyheiten aus den Augen gesetzt werden, ehe ein Mensch mit demjenigen, der sie besitzt, als mit einem Gegenstande des Schimpfs und der Verachtung umgehen kann.

Man kann also den Frevel, einen Bruder zu verachten oder zu verschmähen, oder wie unser Heyland spricht, zu ihm Racha oder du Narr zu sagen, sicher unter die verhaßtesten, ungerechtesten und strafbaresten Neigungen, die nur in ein christliches Herz kommen können, rechnen, weil sie von aller Hoffnung auf die

durch Jesum Christum erworbene Seligkeit auszuüben.

Denn derjenige, der jemanden verachtet, für den Christus gestorben ist, handelt eben so sehr Christo zuwider, als derjenige, der etwas von demjenigen verachtet, was Christus gesagt, oder gethan hat.

Wenn ein Christ, der mit der heil. Jungfrau Maria gelebt hätte, nach dem Tode unsers Heilandes ihr bei Gelegenheit schimpflich begegnet wäre, so würdet ihr gewiß sagen, er hätte seine Frömmigkeit gegen unsern theuersten Heiland verlohren. Denn eine wahre Ehesucht für ihn, müßte einen solchen gezwungen haben, derjenigen mit Hochachtung zu begegnen, die ihm so nahe verwandt war.

Ich frage einen jeden bey seinem Gewissen, ob er nicht überzeugt ist, daß diese Verwandtschaft der Jungfrau Maria mit unserm Erlöser, alle diejenigen, die mit ihr lebten und um sie waren, müsse verbunden haben, ihr mit der größten Hochachtung und Ehesucht zu begegnen. Würde nicht ein Mensch sich für der göttlichen Majestät gefürchtet haben, wenn er ihr die geringste Beschimpfung und Verachtung erwiesen hätte?

Fällt aber diese Betrachtung einem jeden in die Augen, daß man eine jede Beschimpfung, die man der Jungfrau Maria erwiesen, für eine Beschimpfung Christi, wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit ihm, hätte auslegen müssen, so kann euch eben diese Betrachtung von der Gottlosigkeit

siegeit überführen, wenn man einen seiner Brä-  
der verachtet.

Ihr könnt keinen Bruder verachten, ohne  
denjenigen zu verachten, der mit Gott, seinem  
Sohne Jesu Christo, und der heiligen Dreiein-  
igkeit in der höchsten Verwandtschaft steht.

Ihr würdet es wahrhaftig für eine große  
Gottlosigkeit halten, wenn jemand einer Schrift  
mit Verachtung begegnen wollte, die durch den  
Singer Gottes wäre geschrieben worden; und  
könnet ihr es für eine geringere Gottlosigkeit  
halten, wenn jemand seinen Bruder verschmähet  
und verkleinert, der nicht nur ein Werk, son-  
dern auch das **Lebendbild Gottes** ist?

Ihr würdet es für die größte Entheiligung  
halten, wenn man einen Altar schimpflich mit  
Füßen treten wollte, weil er zu einem heiligen  
Gebrauche gewidmet wäre und den Leib Christi  
oft getragen hätte; und könnt ihr es wohl für  
weniger ruchlos halten, wenn ihr euren Bruder  
verächtlich unter die Füße tretet, der Gott so  
angehöret, daß selbst sein Leib als ein Tempel  
des heiligen Geistes angesehen wird? (1 Cor.  
VI. 13).

Hättet ihr die Jungfrau Maria verachtet  
und ihr übel begegnet, so hättet ihr euch der  
Gottlosigkeit schuldig gemacht, diejenige zu ver-  
achten, von der Christus gebohren war. Und  
wenn ihr einen Bruder verachtet und verschmä-  
het, so macht ihr euch der Gottlosigkeit schuldig,

denjenigen zu verachten, für den Christus sein Leben niedergelegt.

Wenn nun aber diese verachtende Gemüthsart sich auf eine Verunehrung aller dertezigen Verwandtschaften gründet, die jeder Christ mit Gott, mit Christo und der heil. Dreieinigkeit hat, dünkt es euch wohl Wunder, oder hart, wenn ein Christ, der sich es also verdammet, seinen Bruder zu verachten, in Gefahr ist, des höllischen Feuers schuldig zu werden?

Anderno, müssen wir hier bemerken, daß obgleich in diesen Worten, wer aber saget, du Narr &c. die größte Sünde, die hier verdammet wird, eine wohlbedächtige Zeligung zu verstehen ist, einen Bruder zu verachten: so müssen wir doch auch glauben, daß alle übereilte Ausdrücke und verächtliche Worte, ob sie gleich von ungesehr und aus Uebereilung gesprochen worden, durch diesen Spruch, als große Sünden, und unleugbare Uebertretungen der christlichen Liebe müssen verdammet werden.

Sie entstehen aus einem großen Mangel der christlichen Liebe und Sanftmuth, und erfordern eine große Reue. Sie sind blos geringere Sünden, wenn sie mit den Gewohnheiten und der eingewurzelten Gemüthsart, seinem Bruder schimpflich zu begegnen, verglichen werden, haben aber eben sowohl die Verdammung dieser Schriftstelle auf sich zu deuten, als die größesten Gewohnheiten der Lieblosigkeit.

Die



Die Ursache aber, warum wir allezeit große Strafen zu befürchten, und eine strenge Buße für diese übereilten Ausdrückungen des Zorns und der Verachtung zu thun haben, ist diese; weil sie selten dasjenige sind, was sie zu seyn scheinen: sie sind nemlich nicht allezeit bloße Anfälle des Temperaments, die nur durch eine Uebereilung oder einen Zufall verursacht worden, sondern weit öfter, als wir es gemeiniglich glauben, unsre eignen Handlungen.

Ein Mann sagt dem andern einen Haufen Bitterkeiten: er verzeiht sich gegenwärtig selbst, weil er voraussetzt, daß es von der jählingen Gelegenheit, oder von einem gewissen Zufalle herkam, der ihn aus seiner Verfassung brachte.

Doch er sollte überlegen, daß vielleicht der Zufall oder die Uebereilung gar nicht die Ursache seiner heftigen Ausdrücke war, sondern die Ursache, seine bittere Gemüthsart auszulassen.

Da sich dieses nun, überhaupt davon zu reden, also verhält, da alle stolze und zornige Worte meistens aus einigen geheimen Herwobheiten eines stolzen Herzens entspringen: so haben doch diejenigen, die ihnen unterworfen sind, ob sie gleich hier und da aus Zufällen entstehen können, große Ursache, dabey noch mehr, als ihre gegenwärtige Aufführung zu bereuen, sich selbst mit einer größern Schuld, als der zufälligen Leidenschaft zu belegen, und sich selbst einer solchen Reue und Buße zu unterwerfen, die

auch geschickt ist, die Gewohnheiten eines hochmüthigen Geistes auszurotten.

Und dieses mag wohl die Ursache seyn, warum die Schrift nicht weiter, als nur auf die auferlichen Worte geht, und warum sie blos sagt, wer aber sagt, du Narr; denn wenig können sich so sehr vergessen, ~~in~~ hochmüthige und schimpfliche Worte bey einem ungefähren Zufalle auszubrechen, wosern ihr Herz nicht mehr oder weniger von den Gewohnheiten und eingewurzelten Neigungen des Stolzes und Hochmuths eingenommen ist.

Doch wieder zur Sache zu kommen. Die Fürbitte ist nicht allein der beste Schiedsrichter aller Streitigkeiten, der beste Beförderer einer wahren Freundschaft, das beste Arzney- und Verwahrungsmittel wider alle unfreundliche Gemüthsarten, wider alle zornige und hochmüthige Leidenschaften, sondern sie ist auch ungemein geschickt uns den wahren Zustand unsrer Herzen kennen zu lernen.

Es giebt verschiedne Neigungen, die wir für **geseszmäßig und unschuldig** halten, die wir nicht einmal wegen der geringsten Bitterkeit in Verdacht haben; die, so bald sie durch diese Ansicht geprüft werden, uns gleich übersühren, wie sehr wir uns selbst betrogen haben.

Susurrus ist ein frommer, mäßiger, ehelicher, und wegen einer Menge trefflicher Eigenschaften hochachtungswürdiger Mann. Niemand wohnet fleißiger, als er, dem Gottesdienste  
bey

ben und ist in seinem Herzen mehr davon gerührt. Seine Liebe ist so groß, daß er sich selbst arm macht, um desto mehr Almosen dem Dürftigen geben zu können.

Doch Susurrus hat auch entsetzliche Fehler bey allen diesen großen Tugenden.

Er hat eine unglaubliche Begierde, die Fehler und Schwachheiten aller andern, die um ihn sind, zu wissen und zu entdecken. Man ist bey ihm willkommen, wenn man ihm nur etwas von jemanden erzählen kann und es nur nicht in der Sprache eines Feindes vorträgt. Er ist niemals über einen Verläumder böse geworden, ausgenommen, wenn seine Ausdrücke zu heftig und bitter waren. Wenn ihr ihm aber nur etwas auf eine feine Art zuspielen wollet, es mag an sich selbst so böse seyn, als es will, so wird es Susurrus anhören.

Wenn er Besuche giebt, so höret man ihn gemeinlich erzählen, wie verdrieslich er über die Fehler und Gebrechen dieses oder jenen Nachbarn ist. Er sagt euch, wie lieb ihm sein guter Ruf sey: wie ungern er sage, was er doch zu sagen gezwungen sey, und wie gern er es verheelen wolle, wenn es könne verheelen werden.

Susurrus hat so eine sanfte und mitleidige Art Sachen zu erzählen, die seinem Nächsten zum größten Nachtheile gereichen, und doch scheint er so wohl seiner als andrer wegen, zu eben der Zeit eine christliche Liebe auszuüben,

wenn er der Meinung eines Ohrenbläfers und Verleumderts nachhängt.

Susurrus blies einst einem vertrauten Freunde sehr geheimnißvoll eine so schändliche Sache ins Ohr, die man sich öffentlich zu sagen schämte. Er beschloß seine Rede mit der Versicherung, wie vergnügt er wäre, daß die Sache noch nicht bekannt sey, und er deswegen noch einige Hoffnung hätte, daß dieselbe nicht wahr seyn könnte, so stark auch der Verdacht wäre. Sein Freund antwortete ihm darauf:

Du sagest, Susurrus, du seyst vergnügt, daß die Sache noch nicht bekannt, und daß du Hoffnung hast, daß sie vielleicht nicht wahr sey. Geh also nach Hause in dein Cabinet und bitte Gott für diesen Mann auf so eine Art und mit solchem Nachdruck, als wenn du über eine gleiche Gelegenheit Gott für dich selbst anflehen solltest.

Bitte Gott, daß er ihn mit seiner Gnade zu Hülfe kommen, für allen falschen Anklägern bewahren, und diejenigen zu Schanden machen wolle, die durch **liebloses Ohrenblasen und geheime Erzählungen** ihn wie diejenigen verwunden, die einen in Finstern ermorden. Und wenn du dieses Gebet vollendet hast, so kannst du, wenn es dir beliebt, zu einem andern guten Freunde gehen und ihm eben dasselbe Geheimniß erzählen, das du mir vertrauet hast.

Susurrus wurde unglaublich durch diese Antwort gerührt, und fühlte die Stärke derselben

ben in seinem Gewissen auf eine so lebhafteste Art, als ob er die Bücher am Tage des Gerichts geöffnet gesehen.

Vielleicht hätte er allen andern Widerlegungsgründen widerstanden; aber hier war es dem Susurrus unmöglich, diese Erinnerung zu verwerfen, oder ihr zu folgen, ohne sich auf gleiche Art in dem höchsten Grade zu verdammen.

Von dieser Zeit an, hat er sich allezeit an diese Art der Härte gewöhnet, und sein Herz ist dadurch so sehr geändert worden, daß er eben so wenig jemanden etwas zum Nachtheil ändern ins Ohr blasen kann, als Gott öffentlich anklagen, daß er doch jemanden schaden möchte!

Ohrenbläser und Verläumder beleidigen sein Ohr jetzt so sehr, als Flucher und Schwörer; und er hat einen Tag in der Woche zu einem Bußtage, so lange als er lebet, bestimmt, damit er sich selbst in dem traurigen Bekenntnisse seines vorigen Verbrechens vor Gott demüthigen möge.

Vielleicht wundert man sich, wie ein Mann von so viel Frömmigkeit, als Susurrus, so lange sich selbst betrügen und in einem solchen Aergernisse und Verläumdungen leben können, ohne auf den Verdacht zu gerathen, daß er beschuldigt sey. Doch dieß kam von seiner Liebe und anscheinenden Mitleiden her, mit dem er alles hörte und erzählte, und wodurch er sich selbst und andre betrog.

Es war die Falschheit des Herzens, welche bloß durch die wahre Liebe der Fürbitte ganz mußte ausgerottet werden.

Und wenn tugendhafte Leute, die eben so wenig Böses als Susurrus, von sich denken, oft ihren Geist durch eine solche Fürbitte prüfen wollten, so würden sie sich oft, so wenig sie es auch in der Welt vermuthen, eines gleichen Vergehens schuldig finden.

Ich habe euch nun die verschiednen und großen Vortheile der Fürbitte vorgelegt. Ihr habt gesehen, was sie für eine göttliche Freundschaft unter den Christen hervorbringen muß, wie theuer sie Verwandte und Nachbarn, einen dem andern macht; wie viel sie beiträgt, Geistliche, Herren und Ältern exemplarisch und vollkommen in allen Pflichten ihres Standes zu machen; wie sicher sie allen Neid, Groll und alle böshafte Leidenschaften austrottet; wie geschwind sie alle Zwistigkeiten aussehneth, und mit was für einem durchdringenden Lichte sie den Menschen den wahren Zustand seines Herzens entdeckt.

Diese Betrachtungen werden, wie ich hoffe, euch antreiben, eine solche Fürbitte, die sich zu eurem Stande schickt, zur beständigen und hauptsächlichlichen Unterhaltung eurer Andacht in dieser Bestunde zu machen.

✠ : ✠ : ✠

## Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Verzieht die Andacht um drey Uhr an, die in der heil. Schrift die neunte Stunde des Tages genennet wird. Der Inhalt des Gebets in dieser Stunde, ist die Ergebung in den göttlichen Willen. Die Natur und Pflicht der Uebereinstimmung mit den Willen Gottes in allen unsern Handlungen und Absichten.

---

**I**ch habe gewisse Materien zum hauptsächlichsten Inhalte unsrer Andacht vorgeschlagen und auf alle Stunden, die wir bereits durchgegangen sind, feste gesetzt.

Die Dankagung und Darstellung seiner selbst vor Gott ist der Inhalt eures ersten Gebets des Morgens. Um neune ist es die große Tugend der christlichen Demuth, um zwölfe send ihr berufen, für alle Gaben einer allgemeinen Liebe zu beten, und sie in euren Herzen durch solche allgemeine und besondre Fürbitten zu erheben, wie euer eigener Stand und Verhältniß mit andern es insbesondre von euch zu fordern scheinen.

Um diese Stunde des Nachmittags sollt ihr die Nothwendigkeit erwägen, euch im göttlichen Willen zu ergeben, euch ihm gleichförmig zu bezeigen, und diese große Tugend zum vornehmsten Inhalt eures Gebets zu machen.

Nichts

Nichts ist so weise, heilig und gerecht, als der große Wille Gottes. Dieses ist in einem so genauchen und strengen Verstande wahr, als wenn man sagt, daß nur Gott unendlich und ewig sey.

Keine Wesen also, weder im Himmel noch auf Erden, können weise, heilig und gerecht seyn, als in so ferne sie sich diesem Willen Gottes gemäß bezeigen. Die Gleichförmigkeit mit diesem Willen giebt den höchsten Diensten der Engel im Himmel ihre Tugenden und Vollkommenheiten: und eben diese Gleichförmigkeit mit eben diesem Willen machet auch die **allgemeinsten** Handlungen der Menschen auf Erden zu einem angenehmen Dienste vor Gott.

Die ganze Natur der Tugend besteht in dem gleichförmigen Bezeigen mit dem Willen Gottes, und die ganze Natur des Lasters in der Abweichung von demselben. Alle Creaturen Gottes sind erschaffen, seinen Willen zu thun: Sonne und Mond gehorchen seinem Willen, vermöge der Nothwendigkeit ihrer Natur; Engel ~~erfüllen seinen Willen, wegen der Vollkommenheit ihrer Natur~~: wenn ihr euch also nicht selbst rebellisch und aberkühnig von der Ordnung der Schöpfung beweisen wollet, so müßt ihr, wie diese beide Wesen, die über und unter euch sind, handeln: es muß das große Verlangen eurer Seele seyn, daß Gottes Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Es muß der feste Vorsatz und Zweck eures Herzens seyn,

nichts



nichts zu wollen, nichts zu beschließen, nichts zu thun, als wovon ihr Ursache zu glauben habt, daß es der Wille Gottes sey, also zu wollen, zu beschließen und zu thun.

Es ist eben so billig und nothwendig, in dieser Verfassung des Herzens zu leben, und also von Gott und euch selbst zu denken, als der Gedanke ist, daß ihr von ihm abhängt. Und es ist ein eben so großer Aufruhr wider Gott, zu glauben, daß euer Wille von dem seinigen könne verschieden seyn, als zu glauben, ihr hättet das Vermögen des Willens nicht von ihm empfangen.

Ihr müßt euch derowegen als Wesen betrachten, die kein andre Beschäfte in der Welt haben, als was Gott von ihnen fordert; die keine andern Neigungen haben, sich keine andern und eigne Vorschriften machen, keine eignen Absichten und Zwecke suchen, als daß sie eine gewisse Stelle einnehmen, und eine Rolle in der strengsten Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes und einer dankbaren Ergebung in denselbigen spielen.

Denn, zu glauben, daß ihr euer eignen seyd, und nach eurem eignen Gutdünken mit euch verfahren könntet, ist eben so abgeschmackt, als wenn ihr glauben wolltet, ihr hättet euch selbst geschaffen und könntet euch selbst erhalten. Es ist daher ein eben so richtiger und nothwendiger Grundsatz, zu glauben, ihr seyd also Gottes, daß ihr ihm ganz zugehöret, und alles in einer

einer dankbaren Ergebung in seinem Willen, leiden und thun müßt, als es zu glauben notwendig ist, daß ihr in ihm lebet, schwebet und seyd.

Die Ergebung in den göttlichen Willen bedeutet einen liebesvollen Beyfall, und eine dankbare Annehmung alles dessen, was von Gott kommt. Es ist nicht genug, sich geduldtig zu unterwerfen, sondern wir müssen es auch mit Danke empfangen, und alle dem völligen Beyfall geben, was uns durch die Verschönerung Gottes wiederfährt.

Denn so viel wir Ursache haben, geduldtig zu seyn, eben so viel und eine noch weit stärkere Ursache treibet uns an, dankbar zu seyn. Wenn wir unter der Aufsicht eines weisen und guten Arztes wären, der sich nicht betrügen noch etwas anders thun könnte, als alles, was gewiß zu unserm Besten gereichte: so würde es nicht genug seyn, geduldtig zu seyn und sich alles Murrens gegen einen solchen Arzt zu enthalten: sondern es würde eine eben so große Uebertretung der Pflicht und Dankbarkeit gegen ihn seyn, wenn man sich nicht dasjenige, was er gethan, wollet gefallen lassen und dafür dankbar seyn, als es strafbar wäre, wieder ihn zu murren.

Dieses ist aber unser wahrer Zustand in Absicht auf Gott. Wir können unmöglich sagen, daß wir an ihn glauben, wenn wir nicht glauben, daß er von unendlicher Weisheit ist. Jeder Bewegungsgrund zur Gedult unter sei-

ner Regierung ist ein eben so starker Beweisungsgrund zum Beyfalle und zur Dankbarkeit für alles, was er an uns thut. Dannenhero haben wir nichts mehr vonnöthen, uns zu dieser Dankbarkeit gegen Gott anzutreiben, als einen vollen Glauben an ihn, daß er die unendliche Weisheit, Liebe und Güte sey.

Glaubet nur dieser Wahrheit auf eben die Art, als ihr Dingen glaubt, an denen ihr keinen Zweifel habt, und ihr werdet voller Liebe alle demjenigen Beyfall geben, was Gott vor euch gebilliget hat.

Denn gleichwie ihr nur mit einer Aufführung gegen euch um dessentwillen zufrieden seyn könnet, weil sie für euch gut, an sich selbst weise, und die Wirkung seiner Liebe und Güte gegen euch ist; also wenn ihr zufrieden seyd, daß Gott nichts thun kann, als was weise, gut und freundlich ist, nichts, als was die Wirkung einer unendlichen Weisheit und Liebe in der Sorge für euch ist: so wird es eben so nothwendig für euch seyn, weil ihr dieß zugestehet, dankbar zu seyn, und an allem, was Gott für euch wählet, einen Wohlgefallen zu haben, als eure eigne Glückseligkeit zu wünschen.

Wenn ihr also euch jemals zu einem Verdruß oder Murren über etwas geneigt findet, das eine Wirkung der göttlichen Vorsehung über euch ist, so müßt ihr von euch selbst glauben, daß ihr die Weisheit oder die Güte Gottes verläugnet. Denn jede Klage setzet dieses nothwendig voraus. Ihr werdet euch niemals über

euren

euren Nachbar beklagen, wo ihr nicht ein unweises, ungerechtes oder unfreundliches Betragen gegen euch zu erweisen glaubt.

Nun aber ist jedes Murren, ieder ungedultiger Gedanke unter der Vorsehung Gottes, zugleich eine Klage über denselben. Eine Klage aber sezet allezeit einen Mißbrauch voraus.

Hieraus könnet ihr allezeit die große Nothwendigkeit und die Pflicht dieses dankbaren Zustandes des Herzens erschen, weil der Mangel desselben allezeit eine Klage über Gottes Mangel an Weisheit oder Güte in seiner Regierung über uns einschließt. Es ist also keinesweges ein hoher Grad der Vollkommenheit, die sich auf eine ungemaine Spitzfindigkeit im Nachdenken, oder auf sehr feine Begriffe gründet, sondern es ist ein deutlicher Grundsatz, der sich blos auf die Zuversicht gründet, daß Gott ein Wesen von unendlicher Weisheit und Güte sey.

Man kann aber diese Ergebung in den göttlichen Willen aus zween Gesichtspunkten betrachten: Erstlich, in wie ferne sie einem ~~Wunder~~ <sup>Wunder</sup> Befall der allgemeinen göttlichen Vorsehung über die Welt anzeigt; Andersns, in so ferne sie eine dankbare Annehmung seiner besondern Vorsehung über uns bedeutet.

Erstlich, ist ieder Mensch nach dem Gesetze der Schöpfung und dem ersten Artikel des christlichen Glaubens, verbunden, die Weisheit und Güte Gottes in seiner allgemeinen Vorsehung

sehung über die ganze Welt, einzugestehen und zu bekennen. Er muß glauben, daß es eine Wirkung der großen Weisheit und Güte Gottes sey, daß die Welt selbst zu einer solchen Zeit und auf eine solche Art gemacht; daß die allgemeine Ordnung der Natur, die ganze Gestalt der Dinge, auf die beste Art erdacht und gebildet worden. Er muß glauben, daß Gottes Vorsehung über die Staaten und Königreiche, Zeiten und Jahreswechsel, allezeit die beste sey. Daß die Abwechselungen der Staaten, die Veränderungen der Reiche, das Steigen und Fallen der Monarchien; Verfolgungen, Kriege, Hunger, Seuchen, und alles durch Gottes Vorsehung, zum allgemeinen Besten des Menschen in diesem Stande der Prüfung, zugelassen und ausgeführt werde.

Ein frommer Mann muß dem allen mit einem solchen vollständigen Beyfalle glauben, als er glaubet, daß Gott überall ist, ob er ihn gleich nicht sieht, und die Art seiner Gegenwart begreifen kann.

Dieses ist eine edle Hoheit der Gedanken, eine wahre gottselige Größe der Seele, wenn man auf diese Art von Gottes allgemeiner Vorsehung gerührt ist, seine Weisheit in allen Dingen bewundert und preiset; niemals wider den Lauf der Welt oder den Zustand der Dinge murren, sondern auf alles umher, auf Himmel und Erde, als ein recht zufriedner Zuschauer sieht: und diese unsichtbare Hand anbetet, die allen Bewegun-

M m                      gen

gen Befehle giebt, und alle Vorfällenheiten zu Endzwecken, die der höchsten Weisheit und Güte gemäß sind, hinaus führet.

Es ist unter den Menschen sehr gewöhnlich, daß sie sich selbst große Freyheiten nehmen, indem sie in solchen Dingen Fehler finden wollen, die doch Gott allein zu ihrer Ursache haben.

Jener denkt, er habe ein Recht zu sagen, in was für einer ungeligen, ab Scheulichen Himmelsgegend er lebe. Jener sagt auch oft, was dieß für ein böser Tag ist, und was für unangenehme Witterung wir haben. Ein anderer glaubt, er habe sehr wenig Ursache Gott zu danken, da sich kaum der Mühe verlohnet, in einer Welt, die so vielen Abwechselungen und Veränderungen unterworfen ist, zu leben. Doch dieses sind Eigenschaften einer großen Ausschweifigkeit, und zeigen, daß die Religion noch nicht von den Herzen solcher Menschen Besitz genommen habe.

Es klingt in der That weit besser, wider den Lauf der Welt, oder den Zustand der Dinge, als wider die Vorsehung zu murren: sich über die Jahreszeiten und das Wetter, als über Gott zu beschweren; Da doch diese Dinge keine andere Ursache, als Gott und seine Vorsehung haben, so ist es eine sehr elende Ausflucht, wenn ihr sagt, daß ihr blos über die Dinge, aber nicht über dem Urheber und Beherrscher derselben böse seyd.

Wie heilig die ganze Gestalt der Welt sey, und wie sehr alle Dinge, als Gottes Werk und als

als ihm angehörig müssen betrachtet werden, lehret uns unser Heyland in dem Falle der Eydschwüre: Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt, weder bey dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bey der Erden, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bey Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt. Auch sollte du nicht bey deinem Haupte schwören, denn du vermagst nicht ein einiges Haar weiß oder schwarz zu machen; [Matth. V. 34. 35. 36.] Das ist, weil die Weiße oder Schwärze deines Haars nicht deine, sondern Gottes ist.

Hier sehet ihr, daß alle Dinge in der ganzen Ordnung der Natur, von den höchsten Himmeln bis zu dem kleinsten Haare, allezeit nicht abgetrennt, wie sie an sich selbst sind, sondern in einem gewissen Verhältnisse mit Gott müssen betrachtet werden. Ist aber dieses ein richtiger Schluß, du sollst nicht schwören bey der Erde, oder Stadt, oder deinem Haare, weil diese Dinge Gottes sind und in gewissermaßen ihm zugehören; ist es nicht eben so richtig, wenn ich also schliesse: Du sollst nicht murren wider diese Jahreszeiten der Erde, Staaten der Länder, und Wechsel der Zeiten, weil alle diese Dinge in dem Händen Gottes sind, ihn zu ihren Ueberhaben, und durch ihn zu solchen Endzwecken geleitet und regiert werden, die sich am besten zu seiner weisen Vorsehung schicken?

Wenn ihr denket, ihr könntet, ohne wider die Vorsehung zu murren, wider den Zustand der Dinge murren, oder euch wider die Zeiten beklagen, ohne über Gott zu klagen; so höret, was unser Heyland noch mehr über die Schwüre sagt: Darum wer da schwöret bey dem Altar, der schwöret bey demselben, und bey allem was droben ist. Und wer da schwöret bey dem Tempel, der schwöret bey demselbigen, und bey dem, der drinnen wohnet, und wer da schwöret bey dem Himmel, der schwöret bey dem Stuhl Gottes, und bey dem, der drauf sitzt, [Matth. XXII. 20.]

Hier verbindet uns ja die Schrift deutlich, auf diese Art zu schließen: Wer da murret wider den Lauf dieser Welt, murret wider Gott, der den Lauf der Welt regieret. Wer da über die Jahreszeiten und das Wetter seufzet, und ungeduldig von Zeiten und Begebenheiten spricht, seufzet und redet ungeduldig wider Gott, der der einzige Herr und Beherrscher der Zeiten, Witterungen, und Begebenheiten ist.

Wenn wir also an Gott denken, so dürfen wir es niemals anders als mit Empfindungen des Preises und des Dankes thun; also auch, wenn wir auf diejenigen Dinge sehen, die unter Gottes Aufsicht sind, und durch seine Vorsehung regieret werden, so müssen wir sie mit eben denselben Empfindungen des Preises und des Dankes betrachten.

Deun



Denn ob wir gleich nicht alles für recht, billig und geschnäpzig halten dürfen, was die göttliche Vorsehung zuläßt; denn auf diese Art würde nichts ungerecht seyn, weil nichts ohne seine Zulassung geschieht: so müssen wir dennoch Gott auch in den größten öffentlichen Trübsalen, schmerzhaftesten Verfolgungen, als solchen Dingen anbeten, die Gott, wie Pestilenz und Hungersnoth, zu Absichten, die seiner Weisheit und Herrlichkeit in der Regierung der Welt gemäß sind, gestattet.

Es ist aber der Freymüthigkeit einer vernünftigen Creatur, oder dem Geiste eines Christen nichts anständiger, als Gott auf diese Art in allen Handlungen, und seiner allgemeinen Vorsehung Beyfall zu geben, sie zu bewundern und zu preisen: Die Welt aber als seine besondere Familie, und alle Begebenheiten, als Folgen seiner weisen Regierung zu betrachten.

Jedermann scheint dieses als eine unleugbare Wahrheit zuzugeben, daß alle Dinge seyn müssen, wie es Gott gefällt: und ist dieß nicht genug, um sie jedem Menschen angenehm zu machen? Wie kann aber jemand sich über etwas, das eine Würlung der Vorsehung ist, auf eine so wunderliche Art beschweren, wenn er nicht zeigen will, daß sein Eigenville und seine Selbstweisheit mehr Gewicht bey ihm habe, als der Wille und die Weisheit Gottes? Und wie wenig Kraft muß die Religion bey demjenigen gehabt haben, dessen Herz in diesem Zustande ist?

Denn wenn er nicht Gott, so wohl in Widerwärtigkeiten und Leiden, als in Glück und Wohlergehen danken und preisen kann, so ist er so weit von der christlichen Frömmigkeit entfernt, als derjenige, der bloß diejenigen liebt, die ihn lieben, noch weit von der christlichen Liebe entfernt ist. Denn so wenig es eine Wirkung des Glaubens ist, nur das zu glauben, was man sieht, so wenig ist es auch eine eigne Handlung der Gottseligkeit, Gott nur für solche Dinge zu danken, die uns gefallen.

Nur die Ergebung in den göttlichen Willen und die Dankagung sind Wirkungen der Frömmigkeit, wenn sie Wirkungen des Glaubens, der Zuversicht und des Vertrauens auf die göttliche Güte sind.

Der Glaube Abrahams war eine Handlung der wahren Gottesfurcht, weil er an keinen Schwürigkeiten hängen blieb, und durch keine menschliche Erscheinungen verändert oder verringert wurde. Er ward erst, wider allen Schein der Glückseligkeit, von seinen Geschlechtern und Vaterlande in ein fremdes Land geführt, und wußte nicht, wo er hinkäme. Er mußte wider alle Wahrscheinlichkeit der Natur, da sein Körper erstorben war, und weil er fast hundertjährig war, bloß sich auf die Verheißung Gottes verlassen, denn er wußte aufs gewisseste, daß was Gott verheißet, er auch thun könne. Eben dieser Glaube

machte, daß er wider so viel Unwahrscheinlichkeit

der Natur, und wider so viel Scheingründe der Vernunft, durch ihn, den Isaac opferte und dachte, Gott kann ihn auch wohl von den Todten erwecken, [Hebr. XI. 17. 19.]

Nun ist aber dieser Glaube das wahre Muster der christlichen Ergebung in den göttlichen Willen; ihr müßet Gott nicht allein für angenehme Dinge, die den Schein der Glückseligkeit und des Trostes haben, danken und lobsingend, sondern auch, wenn ihr, wie Abraham, allem äußerlichen Scheine des Trostes entrißten werdet, um ein Pilgrim in einem fremden Lande zu seyn, und mit einem einzigen Sohne auszugehen: indem ihr von der göttlichen Güte in allen Dingen, die euch wiederfahren, so vollkommen überzeugt seyd, als es Abraham von der göttlichen Verheißung war, ungeachtet nicht der geringste Anschein zur Erfüllung derselben da war.

Die wahre christliche Ergebung in Gott ist es, die nichts mehr zu ihrem Unterhalte brau- chet, als eine solche vollkommene Ueberzeugung von der Güte Gottes, wie Abraham von seiner Wahrhaftigkeit. Und wenn ihr euch selbst fragt, ob Abraham mehr Ursache hatte sich auf die göttliche Wahrhaftigkeit, als ihr auf die göttliche Güte zu verlassen, so werdet ihr keine größere finden.

Ihr dürfet also dieses gar nicht als einen unnö- thigen, hohen Gipfel der Vollkommenheit ansehen, weil der Mangel desselben gar nicht einen Mangel hoher Begriffe einschließt, sondern den Mangel ei-

nes ordentlichen aufrichtigen Glaubens in den unwidersprechlichsten Lehren, so wohl der natürlichen, als geoffenbarten Religion.

Da also eine sehr bereitwillige Ergebung in den göttlichen Willen, einen dankbaren Verfall über Gottes allgemeine Vorsehung bedeutet: so müssen wir sie in so ferne betrachten, als sie eine dankbare Annehmung der besondern Vorsehung Gottes über uns anzeigt.

Jedermann muß sich als einen besondern Gegenstand von der göttlichen Vorsehung, und unter eben der Erafalt und Aufsicht Gottes betrachten, als ob die Welt für ihn allein wäre gemacht worden. Kein Mensch ist von ungefähr um diese oder jene Zeit, von den oder jenen Eltern, und in dem oder jenem Orte und Stande gebohren worden. So gewiß es ist, daß durch den ausdrücklichen Willen Gottes einige Wesen Engel, andere, Menschen sind: so gewiß ist es auch, daß jede Seele durch den ausdrücklichen Entwurf Gottes, nach gewissen Absichten seines Willens, und zu gewissen Endzwecken, um diese oder jene Zeit, in den oder jenen Umständen, in den Körper gekommen ist.

Es geschah eben so wohl durch den Rath und ewigen Entschluß Gottes, daß ihr in euerm besondern Stande gebohren wurdet, und daß Isaac der Sohn Abrahams seyn sollte, als daß Gabriel ein Engel und Isaac ein Mensch zu seyn bestimmt war.

Die Schrifft versichert uns, daß es durch göttliche Bestimmung geschah, daß unser Erlöser zu  
Beth:

Verblehem, um eine gewisse Zeit geboren wurde. Ob man es nun gleich der Hoheit seiner Person, und der großen Wichtigkeit seiner Geburt zuschreiben könnte, daß der göttliche Rathschluß in Ansehung der Zeit und der Art derselben erkläret wurde: so werden wir doch gewiß durch die Schrift überzeuget, daß Zeit und Art, wie ein Mensch in die Welt kömmt, einem ewigen Rathschlusse und einer Anordnung der göttlichen Vorsehung, in Ansehung einer gewissen Zeit, eines gewissen Ortes, und gewissen Umstände gemäß sey, welche von Gott zu besondern Absichten seiner Weisheit und Güte geleitet und dirigiret werden.

Wir sind davon aus der deutlichsten Offenbarung so gewiß, als von irgend einer Sache in der Welt, überzeugt. Denn wenn uns gesagt wird, daß kein Sperling auf die Erde falle, ohne unsern himmlischen Vater; soll uns dieses nicht weit stärker überzeugen, daß die menschlichen Seelen, als weit größere Wesen, nicht ohne die Sorge und Bestimmung unsers himmlischen Vaters in die Welt kommen? Wenn gesagt wird, daß selbst die Haare auf unsern Häuptern alle gezählet sind: Kann uns dieß nicht lehren, daß nichts, auch nicht die geringsten Dinge, die man sich nur vorstellen kann, uns von ungefähr begegnen können? Wenn aber von den geringsten Dingen in der Welt gesagt wird, daß sie unter der göttlichen Regierung stehen, haben wir wohl vonnöthen, oder können

nen wir deutlicher unterrichtet werden, daß die größten Dinge des Lebens, als unser Eintritt in die Welt, unsre Eltern, die Zeit und andere Umstände unserer Geburt und unsers Standes den ewigen Rathschlüssen, Regierungen und Bestimmungen der göttlichen Vorsehung gemäß sind?

Als die Jünger diese Frage unserm Erlöser wegen des blinden Mannes aufwarfen und sprachen: Meister, wer hat gesündigt? Dieser, oder seine Eltern, daß er blind gebohren ist? so antwortete er, der die ewige Weisheit Gottes selbst. ~~Es hat weder die~~ Er gesündigt, noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm. [Joh. IX. 1. 2.] Er gab hierdurch deutlich zu verstehen, daß die Umstände von eines jeden Geburt, der Körper, den er empfängt, und der Stand und die Beschaffenheit des Lebens, zu welcher er gebohren wird, durch eine geheime Weisheit bestimmt ist, die alle Dinge nach ihren besondern Willen, Veränderungen und Art ihrer Existenz regiert, damit die Weisheit und Werke Gottes an ihnen allen offenbar würden.

Und also ist es gewiß, daß wir sind, was wir sind, in Ansehung der Geburt, Zeit und Beschaffenheit unsers Eintrittes in die Welt: weil alles, was in unserm Stande uns insbesondere angeht, die Wirkung der besondern göttlichen Vorsehung über uns ist, und da sie uns zu wissen besondern Absichten so wohl seiner Herrlichkeit

lichkeit, als unserer eignen Glückseligkeit bestimmet hat, so sind wir durch die größten Verbindlichkeiten der Dankbarkeit beruffen, unsern Willen nach dem Willen Gottes in allen diesen Ansichten zu richten; mit einem dankbaren Beyfalle alles dasjenige, was unsern Zustande besonders eigen ist, anzunehmen, seinen Nahmen um unserer Geburt willen von den oder jenen Eltern, unter diesen oder jenen Umständen des Standes und der Lebensart, zu preisen und zu verherrlichen: und völlig versichert zu seyn, daß es Ursachen seiner unendlichen Weisheit und Güte waren, warum wir in gewissen besondern Ständen des Lebens sind gebohren worden.

Wenn der oben angeführte Mann deswegen blind gebohren war, damit die Werke Gottes offenbar würden in ihm, hatte er nicht große Ursache ihn zu preisen, daß er ihm zu einem Werkzeuge seiner Herrlichkeit gemacht hatte? Und wenn jemand hier, und ein anderer dort gebohren ist: wenn einem Reichthum, dem andern Armuth zufällt: wenn einer sein Fleisch und Blut von diesen Eltern empfängt, und ein anderer von jenen, zu eben so besondern Absichten, als der blindgebohrne Mann; haben nicht alle Menschen die größte Ursache, Gott zu loben und gegen ihn für ihren eignen Stand und Vermögen dankbar zu seyn, weil alles was darinnen besonders ist, eben so gerade zur Herrlichkeit Gottes und ihrem eignen Besten abgeleitet ist, als die besondere Blindheit dies

ses Mannes, der so geböhren war, damit die Werke Gottes offenbar würden in ihm.

Was für einen edlen Begriff giebt uns nicht die göttliche Allwissenheit, die über die Welt herrschet, und eine so große Kette und Verbindung von anscheinenden Zufällen und Begebenheiten, zum allgemeinen und besondern Vortheile aller Wesen regieret, also, daß allen Menschen, in einer so wunderbaren Abwechselung der Ursachen, Zufälle und Begebenheiten, solche besondere Umstände zu Theil werden, die vorhergesehen, zu ihrem größten Vortheile vorherbestimmt und also eingerichtet waren, daß sie zu den weisen und gforreichen Endzwecken der göttlichen Regierung über die Welt dienen konnten.

Könntet, ihr alles sehen, was Gott sieht, die ganze glückliche Kette aller Ursachen und Bewegungsgründe, die euch zu einem rechten Wandel eures Lebens reizen und einladen, so würdet ihr etwas sehn, das euch den Stand, darinnen ihr seht, und warum ihr euch dazu geschickter als andre findet, angenehm machen.

Doch da ihr dieses nicht sehen könntet, so ist es eure Pflicht, euer christliches Vertrauen und eure Zuversicht auf Gott zu beweisen, und euch für die Glückseligkeit eures Standes so dankbar und erkenntlich zu bezeigen, als ob ihr jedes Ding mit euren Augen sähet, das etwas dazju be trägt.

Wenn aber dieses der Fall jedes Menschen in der Welt ist, daß er mit demjenigen Stande gesegnet



segnet ist, der sich für ihm am besten schicket, wie vernünftig ist es für jedermann, dasjenige zu wollen, was Gott für uns gewollt hat! und durch ein gottseliges Vertrauen auf die göttliche Güte, diese weise Vorsehung voll Erkenntlichkeit anzubeten und zu preisen, die gewiß die beste Wahl für ihn in solchen Dingen gethan hat, die er nicht selbst für sich wählen könnte.

Jedes Misvergnügen über unsern eignen Zustand, ist auf eine Vergleichung mit andrer Leute ihren gegründet. Dieses ist aber eben so unvernünftig, als wenn ein Wassersüchtiger über diejenigen böse seyn wollte, die ihm andre Dinge vorschreiben, als denenjenigen, die gesund sind. Denn alle verschiedne Stände im Leben sind wie die verschiednen Krankheiten, was dem einem in seinem Stande ein Hülfsmittel ist, kann vielleicht dem andern ein Gift seyn.

So abgeschmact es also ist, wenn ein Mensch in einer Krankheit wider diejenigen murren wollte, die mit ihm auf eine andre Art als mit andern verfahren, eben so ist es, wenn man murren wollte, wenn man nicht ist, was andre sind. Vielleicht, wenn man ihm seinem Willen ließe, würde ihm dasjenige tödtlich seyn, was den andern heilet.

Es ist dieses in den verschiednen Ständen des Lebens eben so richtig; wenn ihr euch selbst dem Misvergnügen überlasset, oder euch über etwas in eurem Stande beschweret, so seyd ihr eben so undankbar gegen Gott, als wenn ihr über dasjenige

jenige selbst murren, was doch zu eurer Seligkeit gereichen soll.

Wäre es in eurer Macht gewesen, dasjenige zu erhalten, dessen Mangel euch so wehe thut, so würde es vielleicht eben dasjenige seyn, was euch mehr, als alles andre, einer ewigen Verdammniß aussetzen würde.

Also mögen wir entweder die unendliche Güte Gottes betrachten, die nichts zu unserm Schaden wählen kann, oder unsre eigne Unwissenheit in alle dem, was uns am vortheilhaftesten ist, so kann nichts so vernünftig und fromm seyn, als seinen andern Willen, als den göttlichen, zu haben, nichts für uns selbst, in unsrer Person, in unserm Stande, und in unsrer Lebensart zu wünschen, als dasjenige, worauf uns die gütige Vorsehung Gottes weist.

Ferner, da uns die gütige Vorsehung Gottes in die Welt, in solche Stände und Verfassungen des Lebens gesetzt hat, die sich am meisten für uns schicken, so ordnet auch eben dieselbe untrügliche Weisheit alle Begebenheiten und Veränderungen in dem ganzen Laufe unsers Lebens, auf eine solche Art, die uns die besten Mittel an die Hand giebt, unsre Tugend zu üben und zu verbessern.

Nichts schadet uns, nichts stürzt uns ins Verderben, als der üble Gebrauch, derjenigen Freiheit, die uns Gott anvertrauet hat.

Wir wissen so gewiß, daß uns nichts von uns gefähr begreuet, als daß die Welt nicht von uns gefähr

gefahr entstanden: wir sind so gewiß, daß alle Dinge zusammen zu unserm Besten geschehen und wirken, als daß Gott die Güte selbst ist. Also muß ein jedes auch so viel Vernunft haben, dasjenige zu wollen, was ihm begegnet, weil es Gottes Wille ist, und dasjenige für das Weiseste zu halten, was durch eine unendliche Weisheit geordnet ist.

Wir betrügen und schläfern uns gar nicht ~~hierdurch~~ in eine falsche Zufriedenheit, oder in eine eingebildete Glückseligkeit; sondern dieß Vergnügen ist auf eine so große Gewißheit gegründet, als das Wesen und die Eigenschaften Gottes.

Denn wenn wir mit dieser Gewißheit glauben, daß Gott über uns mit einer unendlichen Weisheit und Güte regieret, so können wir unsere Begriffe der Gleichförmigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen niemals zu hoch erheben, noch dadurch jemals betrogen werden, wenn wir nur dasjenige für das Beste halten, was Gott uns zuschicket.

Denn die Vorsehung Gottes ist in der Regierung der Nacht und des Tages und der Abwechselungen der Jahreszeiten nicht mehr beschäftigt, als in dem allgemeinen Laufe der Vergessenheiten, die am meisten von dem bloßen Willen der Menschen abzuhängen scheinen. Also hat man eben so viel Recht, auf alle Zufälle und Veränderungen in der Welt, auf alle verschiedene Wendungen und Abwechselungen unsers

eignen Lebens, als auf so wahre Wirkungen der göttlichen Vorhersehung zu sehen, als es die aufgehende und untergehende Sonne und die Wechsel der Jahreszeiten sind. Wenn ihr also die Weisheit Gottes in der Regierung dieser Dinge anbetet: so ist es eben so sehr eure Schuldigkeit, allezeit Gott, als den Regierer aller Dinge, die euch in eurem ganzen Lebenslauf begegnen, anzusehen.

Diese Ergebung und Gleichförmigkeit eures Willens mit dem Willen Gottes gehört so sehr zu dem wahren Stande der Frömmigkeit, daß ich hoffe, ihr werdet es für eine Pflicht halten, in dieser Verstande allezeit Gott um ein so großes Geschenk anzurufen. Damit euer Herz, indem es beständig darum betet, daran möge gewöhnt und dazu geneigt werden, und allezeit bereit seyn möge, jedes Ding als Gottes, und auf ihn in jedem Dinge zu sehen; damit ihr alles, was euch betrifft, in dem Geiste der Frömmigkeit aufnehmen und zu einem Mittel der Ausübung einer Tugend machen möget.

Nichts regieret das Herz mächtiger, oder muntert uns stärker zu weisen und vernünftigen Handlungen an, als eine wahre Empfindung der Gegenwart Gottes. Doch da wir nicht das Wesen Gottes sehen, oder begreifen können, so kann uns nichts beständiger unter einer lebhaften Empfindung der Gegenwart Gottes erhalten, als die heilige Ergebung in seinen Willen, die alles ihm zuweignet, und alles, als von ihm empfängt.

Könn:

Könnten wir von Gott ein Wunder sehen, so würden unsre Gedanken von einem heiligen Schauer und Ehrerbietung erfüllet werden! Nun aber, wenn wir jedes Ding, als Gottes Werk, entweder in so ferne er es befehlet, oder zuläset, betrachten, so werden wir von allgemeinen Dingen eben so sehr gerührt werden, als diejenigen, die ein Wunder sahen.

Denn da uns ein Wunder nur darum rührt, weil es eine Handlung Gottes ist, und seine Gegenwart verkündiget: so werden euch, wenn ihr Gott betrachtet, wie er in alle Dinge, in alle Begebenheiten wirket, auch alle Dinge, wie Wunder, verehrungswürdig vorkommen, und euch mit gleichen ehrerbietigen Empfindungen der göttlichen Gegenwart erfüllen.

Ihr dürfet aber keinesweges die Uebung dieser Frömmigkeit auf besondere Zeiten, oder Gelegenheiten aufschieben, oder euch einbilden, wie sehr ihr dem göttlichen Willen würdet ergeben seyn, wenn diese oder jene Prüfung über euch kommen sollte. Denn dieses heißt sich nur mit dem Gedanken und Begriffen der Ergebung, nicht aber mit der Tugend selbst beschäftigen.

Gefallet euch also ja nicht selbst, wenn ihr denket, wie fromm ihr euch dem göttlichen Willen in Pest, Hunger oder Verfolgung unterwerfen wolket; sondern habet eure Gedanken allezeit auf die Vollkommenheit des gegenwärtigen Tages gerichtet; und glaubet gewiß, daß der beste Weg, einen wahren Eifer zu zeigen,

dieser ist, wenn man kleine Dinge zu einer Gelegenheit großer Erbauungen machen kann.

- Fanget also bey den geringsten Sachen und gemeinsten Begebenheiten an, euer Gemüthe zu einer täglichen Ausübung dieser frommen Pflicht, in den geringsten Vorfällen des Lebens zu gewöhnen. Und wenn eine Verachtung, eine schimpfliche Begegnung, eine kleine Verleumdung, ein Ungemach, oder Verlust, oder andre geringe Begebenheiten eines jeden Tages euer Herz zu Gott in eignen Handlungen der Ergebung in seinen Willen erheben, so könnt ihr alsdenn gewiß hoffen, daß ihr unter die Zahl dererjenigen gehöret, die auch in den größten Versuchungen und Trübsalen Gott ergeben und dankbar seyn werden.



## Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Vom Abendgebete. Von der Natur und Nothwendigkeit der Prüfung. Wie sorgfältig wir in der Bekenntniß aller unsrer Sünden sehn sollen. Wie wir unsre Seelen mit einem gerechten Abscheu und Entsetzen wider die Sünde waffnen sollen.

---

**I**ch komme nun zur sechsten Stunde des Abends, die nach der heil. Schrift die zwölfte oder letzte Stunde des Tages ist. Diese Zeit ist so zur Andacht geschickt, daß ich gar nicht nöthig zu haben glaube, sie allen Menschen, die nur einige Hochachtung für die Religion bezeigen, anzupreisen.

Denn da die Arbeit und Verrichtung eines jeden Standes des Lebens gemeiniglich um diese Stunde vorüber ist, so ist auch dieses die geschickteste Zeit für einen jeden, sich selbst zur Rechenschaft zu fordern, und seine ganze Aufführung von der ersten Handlung des Tages an zu übersehen. Die Nothwendigkeit dieser Prüfung ist auf die Nothwendigkeit der Buße gegründet. Denn wenn es nöthig ist, alle Sünden zu bereuen, wenn die Schuld unbereuter Sünden uns stets verfolgt, so ist es auch nöthig, nicht allein, alle unsre Sünden, sondern auch die besondern Umstände und die Last derselben zu erkennen, durchzugehen und zu bereuen.

## 564 XXIII Hauptst. die Nothwendigl.

Die heil. Schrift sagt: So wir aber u fre Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt, und reiniget uns von aller Untugend. [1 Joh. I. 9]. Dieß will so viel sagen, daß alsdenn nur unsre Sünden vergeben sind und wir von der Schuld und Untugend gereiniget werden, wenn wir sie bekennen und bereuen.

Es scheint also von der größten Nothwendigkeit zu seyn, daß wir alle unsre täglichen Handlungen beständig beobachten und in Rechnung bringen, damit wir uns nicht selbst aus Nachlässigkeit mit der Last unbereuter Sünden beladen.

Diese Prüfung also unsrer selbst an jedem Abend, muß nicht allein als eine anzupreisende Lebensregel, die sich für einen weisen Mann schicket, angesehen werden, sondern als etwas, daß so nothwendig ist, als die tägliche Erkenntniß und Reue unsrer Sünden; denn diese tägliche Reue heißt gar nichts, und verlieret ihren größten Vortheil, wofern es nicht ein einzelnes Bekenntniß und eine Reue über die Sünden desselben Tages ist. Diese Prüfung ist zur Reue eben so nothwendig, als die Zeit dazu: ihr könnt euren Kummer nicht ausdrücken und bereuen, wenn ihr euch nicht einige Zeit dazu nehmet: und ihr könnt auch nichts bereuen, wenn ihr nicht wißet, was ihr bereuen sollt. Wenn also gesagt wird, es sey nothwendig, eure Handlungen zu prüfen und durchzugehen; so heißt das so viel, es ist nothwendig, zu wissen, was und wie viel Dinge ihr zu bereuen habt.

Ihr



Ihr seyd vielleicht bisher gewohnt gewesen, euch selbst als einen Sünder überhaupt zu bekennen, und auch überhaupt Vergebung zu bitten, ohne eine besondre Erinnerung oder Zerknirschung für einzelne Sünden dieses Tages. Diese Bewogenheit bewaget euch zu glauben, daß dieselbe kurze allgemeine Formel der Bekennniß der Sünden überhaupt eine hinlängliche Reue für jeden Tag sey.

Nehmet an, daß ein anderer glaubet, ein Bekennniß unsrer Sünden überhaupt einmal zu Ende jeder Woche wäre genug; und es wäre eben so gut, die Sünden von sieben Tagen zugleich zu bekennen, als eine besondre Reue bey dem Ende eines jeden Tages anzustellen.

Ich weiß, ihr seht die Unvernunft und Gottlosigkeit dieser Meinung zur Gnüge ein, und haltet es für leicht genug, die Gefahr und Thorheit derselben zu beweisen.

Doch ihr könnet keinen einzigen Beweis wider eine solche Meinung aufbringen, welches nicht ein eben so guter Beweis wider eine solche tägliche Reue ist, wo man nicht die einzelnen Sünden dieses Tages auf eine genaue Rechnung bringet.

Denn so wenig ihr einen ausdrücklichen Spruch aus der Schrift wider diese Meinung anführen könnt, sondern ihr müßt alle eure Beweisgründe von der Natur der Reue und der Nothwendigkeit einer besondern Reue für besondre Sünden anführen, so sehr muß ieder Be-

## 566 XXIII Hauptst. die Nothwendigk.

weis von dieser Art auch die Nothwendigkeit, umständlich in der Reue der Sünden jedes Tages zu seyn, vollständig erweisen. Also kann man in Wahrheit nichts darwider anführen, wenn man die Sünden der ganzen Woche bis ans Ende beysammen läßt, um sie auf einmal zu bereuen, als was man mit Recht wider eine tägliche Reue anführen kann, welche die Sünden des Tages nur überhaupt betrachtet.

Gesetzt, ihr wolltet einem solchen Manne sagen, daß eine tägliche Bekenntniß nothwendig wäre, um uns in dem Abscheu für der Sünde zu erhalten, daß das Gemüth ohne dieselbe verhärtet und bey der Schuld der Sünden süßlos werden würde? Ist denn dieses nicht eine eben so gute Ursache, warum man von euch eine tägliche Reue in einem ausdrücklichen und besondern Verzeichnisse eurer Sünden fordern kann? Denn wenn das Bekenntniß in euch einen Abscheu für die Sünde erregen soll, so muß gewiß dasjenige Bekenntniß, welches eure einzelne Sünden betrachtet und aufdeckt, sie mit allen ihren Umständen und Vergrößerungen ans Licht bringet, und eine besondre schmerzhafte Bekenntniß jeder Sünde fordert, diese, sage ich, muß die Seele mit einem Abscheu der Sünde in einem weit höhern Grade erfüllen, als diejenige, die blos in einem und eben demselben Formular saget, daß ihr ein Sünder überhaupt seyd. Denn da dieses nichts ist, als was selbst die größten Heiligen mit Recht von sich sagen können, so hat die tägliche Reue eines solchen Be-

Bekenntnisses nichts in sich, was euch über eure eigne Lebensart beschämt machen kann.

Nachgehends würdet ihr einem solchen Menschen sagen, daß wenn er sich selbst ein solches wöchentliches, und allgemeines Bekenntniß gestattete, er Gefahr laufen würde, eine Menge seiner Sünden zu vergessen? Aber ist wohl in diesem Beweise ein Verstand oder Nachdruck, wenn ihr nicht voraus setzt, daß wir unserer Sünden alle einzedenk seyn und sie auch besonders bereuen müssen? ist es aber nicht eben so nöthig, damit wir unsere einzelnen Sünden nicht vergessen, daß wir uns ihrer täglich in unserm Gebete erinnern, so wie in einer Bereuung zu irgend einer andern Zeit?

Also ist jeder Beweis für eine tägliche Bekenntniß und Reue, eben derselbe Beweis für die Bekenntniß und Reue der besondern Sünden des Tages.

Ihr werdet, wie ich hoffe, es euch für ein großes Verbrechen anrechnen, wenn ihr zu Beten gehtet, ohne eure Sünden zu bekennen und Gott deswegen um Verzeihung zu bitten; ihr werdet es nicht für genug halten, daß ihr es schon gestern gethan habet. Allein wenn ihr ohne Absicht auf den gegenwärtigen Tag eben dieselbe Gebetsformel wiederholtet, deren ihr euch gestern bedienet, so könntet ihr mit Recht die Sünden des gegenwärtigen Tages so ansehen, als ob bey ihnen keine Reue statt fände. Denn wenn die Sünden des gegenwärtigen Tages ein neues Bekenntniß erfordern, so muß es auch

ein solches neues Bekenntniß seyn, das sich dazu schicket. Man muß nach dem Zustande und der Beschaffenheit eines jeden Tages, die Art und Weise seiner Reue am Abend richten: denn eine allgemeine Gebetsformel wird mehr zu einer bloßen Gewohnheit, die nur den Schein einer Pflicht hat, als eine wahre Erfüllung derselben, die durchaus nöthig ist, wenn sie uns zu einem wahren Vortheile gereichen soll.

Setzt, ihr hättet euch an einem gewissen Tage besonderer Sünden schuldig gemacht: ihr hättet zum Exempel, eine eitle Lüge in Ansehung eurer selbst vorgebracht, und euch etwas fälschlich aus Stolz zugeschrieben: ihr hättet euch einer Verläumdung schuldig gemacht, oder in einer gewissen Art von Unmäßigkeit gelebt. Setzt, den andern Tag hättet ihr das Gegentheil gethan; ihr hättet keine Pflicht der Andacht verläumt, und die übrige Zeit des Tages auf eine unschuldige Art in euren Geschäften zugebracht. Nun setzt, daß ihr am Abend von diesen beiden Tagen einerley und eben dasselbe allgemeine Bekenntniß abgelegt, und es mehr für eine Pflicht angesehen, die ihr jeden Abend zu erfüllen schuldig seyd, als für eine Reue, die sich für den besondern Zustand eines jeden Tages schicket.

Wird man hier mit Recht behaupten können, daß ein jeder Tag seine eigne Reue habe? kann man nicht mit eben so viel Rechte sagen, es sey kein Unterschied unter der Schuld dieser Tage, als wenn man sagt, es sey nicht nöthig, am Ende beider

beider Tage eine verschiedne Reue zu bezeigen? Oder wie kann ein jeder von ihnen seine eigne Reue haben, woferne er nicht eine eben so große und besondere Reue hat, als die Schuld eines jeden Tages ist?

Nachgehends, setzet einmal, daß an demjenigen Tage, an dem ihr euch dieser drey obengemeldeten schweren Sünden theilhaftig gemacht, ihr euch in eurer Vereuung des Abends nur einer derselben erinnert. Ist es nicht klar, daß die andern beyden unbereuten, deren ihr doch schuldig seyd, euch noch drücken? also, daß ihr im Stande desjenigen seyd, der die Nacht ohne die Reue eines solchen Tages antritt, der ihn doch zu zwey solchen großen Sünden verleitet hat.

Dieses sind aber keinesweges unnöthige Kleinigkeiten oder überflüssige Scrupel, warum sich ein Mensch wenig zu bekümmern hat: sie sind vielmehr solche unleugbare Wahrheiten, die selbst das Leben der Frömmigkeit wesentlich angehen. Denn ist die Reue nöthig, so ist es eben so nöthig, daß sie auf eine richtige und geziemende Art erfüllet werde.

Ich habe diese besondern Umstände angeführt um euch blos auf die deutlichste Art zu zeigen, daß die Prüfung, und eine sorgfältige Betrachtung aller Handlungen des Tages, nicht allein als eine nützliche Lebensregel, sondern auch eben so nöthig, als die Reue selbst ist.

Wenn ein Mann des Abends seine Ausgaben aberrechnet, kann man es wohl für eine unnöthige

570 XXIII Hauptst. die Nothwendigk.

Genauigkeit halten, wenn er jede besondere Ausgabe des Tages annierket?

Und wenn ein Mensch des Abends seine Sünden bereuet, soll man es wohl für eine allzugewissenhafte Untersuchung halten, wenn er sich aller Sünden zu erinnern suchet, die er bereuen will?

Ferner, ob man gleich zugeben muß, daß ein allzemeines Bekenntniß zur Reue am Ende dieses oder jenen Tages zureichet, an dem man bloß die unvermeidlichen Gebrechen unserer Natur zu beweinen hat: so beweiset doch eben dieses vollkommen die unumschränkte Nothwendigkeit dieser Selbstprüfung: Denn wer kann ohne diese Prüfung wissen, auf was für eine Art er einen Tag zugebracht habe?

Nachgehends; ist auch eine solche Bereuung des Abends, die alle Handlungen des Tages überrechnet, nicht allein nöthig, die Schuld der Sünde auszulösen, sondern auch der gewisste Weg, unser Leben zu bessern und vollkommener zu machen.

Denn nur eine solche Reue, wie diese, greift das Herz an, weckt das Gewissen auf, und läßt in unserer Seele Schrecken und Abscheu für der Sünde hinter sich.

Zum Exempel: wenn ihr an einem besondern Abend fändet, daß alles, was ihr euch vorzuwerfen hättet, eine zu übereilte und nachlässige Erfüllung eurer Andacht, oder eine allzugroße Verschwendung der Zeit in einer leichtsinnigen Gesellschaft sey: wenn ihr nun

VON

von dem Unrechte dieser Dinge völlig überzeugt wäret und es bekenntet; wenn ihr euch deswegen vor Gott anlaget, und ihn um die Vergebung und den Beystand seiner Gnade anflehet; wüßte wohl ein Mittel in der Welt geschickter seyn, euch den nächsten Tag für diesen Sünden zu bewahren, als dieses?

Oder gesetzt, ihr verfiellet wieder daren; ihr stelltet eben wieder diese Prüfung und reuige Bekenntniß vor Gott an, so würde dieser Rückfall für euch eine solche Probe eurer eignen Thorheit und Schwachheit seyn, euch solchen Kummer und Gewissensangst verursachen, und euch mit so viel Schaam und Bestürzung erfüllen, die euch wahrscheinlicher Weise das größte Verlangen nach einer größern Vollkommenheit beybringen würde.

Wenn aber nun dieser gewisse Vortheil bey dem Rückfalle in vorige Sünden, aus dieser Prüfung und Bekenntniß für uns entstände; so würden wir ohne Zweifel dadurch demüthig, kummerboll, und wahrhaftig reuig gemacht, und nach und nach zur Besserung gezwungen werden.

Da hingegen ein in Form abgefaßtes, allgemeines Bekenntniß, das man blos als eine Schuldigkeit des Abends ansieht, die aber die besondern Fehler des Tages übergeht, und stets einerley ist, man mag den Tag wohl oder übel zugebracht haben, eine sehr geringe oder gar keine Wirkung auf das Herz hat: denn ein Mensch kann sich immer einer solchen täglichen Bekennt-

niß

nist bedienen, und doch im sündigen und im bekennen, ohne einen Gewissensbiß, oder ein wahres Verlangen nach Besserung sein ganzes Leben forsgen.

Denn wenn ihr die Bekenntniß von euern besondern Sünden unterlasset, so wird eure Bekenntniß der Sünden überhaupt keine andre Wirkung auf euer Herz haben, als wenn ihr bloß gesagt hättet, daß alle Menschen überhaupt Sünder wären. Denn in einer solchen Bekenntniß ist nichts, woraus man sieht, daß es die eurige ist, als in so ferne es eine Anklage eurer selbst, und zwar nicht der Sünden überhaupt, oder solcher, die allen andern Menschen gemein sind, sondern solcher besonderer Sünden, die eure ganz und gar eigne Schande und euer Vorwurf sind.

Keine andere Bekenntniß, als eine solche, die eure eigne besondere Schuld entdeckt und anklaget, kann eine Handlung einer wahren Reue, und eines wirklichen Schmerzens über euern eignen Zustand seyn. Denn ein Bekenntniß, das ohne diese schmerzliche Reue ist, hat nichts in sich, wodurch sie entweder die vergangnen Sünden versöhnen, oder in uns eine wahre Lebensbesserung hervorbringen kann.

Ferner; damit diese Prüfung noch vortheilhafter gemacht würde, so sollte sich jedermann dabey einer gewissen Ordnung bedienen. Da jedermann etwas besonders in seinem Charakter hat, z. E. daß er zu gewissen Lastern geneigter, als ein anderer ist, daß ihm gewisse Schwachheiten



heiten sehr stark ankleben, die schwerer als andre zu besiegen sind; und da es für jedermann eben so leicht ist, dieses von sich zu wissen, als dieses, wer uns gefällt, oder mißfällt: so ist es sehr nothwendig, daß diese besondern Charaktere unserer Naturen und Neigungen niemals bey unserm Abendgebete einer strengen Prüfung entgehen: ich sage, einer strengen Prüfung, denn diese natürliche Neigungen können nur durch die härteste Strenge überwunden werden.

Sie sind die rechten Augen, deror man nicht schonen darf; sondern sie müssen ausgerissen und von uns geworfen werden. Denn da sie Schwachheiten der Natur sind, so haben sie auch die ganze Gewalt der Natur, und wo man ihnen nicht mit einem rechten Kampfe begegnet, so werden sie bald für uns zu stark seyn.

Wer also z. E. weiß, daß er der Festigkeit und dem Zorne am meisten unterworfen ist, der muß jeden Abend in seiner Prüfung auf diese Neigung genau und beständig Acht haben. Er muß jeden Fehltritt, den er in dieser Art begangen, bemerken, es mag nun in Gedanken, Worten oder Werken seyn; er muß sich schämen, Vorwürfe machen, und sich selbst vor Gott um jeder Sache willen, die er seiner Leidenschaft zu Folge gethan hat, anklagen. Er muß sich so wenig erlauben, die Prüfung dieser Gemüthsart zu vergessen, als sein ganzes Gebet zu vergessen.

Findet ihr im Gegentheile, daß die Eitelkeit eure herrschende Neigung ist, daß sie euch allezeit antreibt

antreibt, eure Person auszuschmücken, und nach jedem Dinge zu haschen, daß euch in Ansehung eurer Geschicklichkeiten schmeichelt und kühlet, so vergisset und verschonet ja nicht diese Neigung in eurer Abendprüfung: sondern bekennet! **W**ort jede Eitelkeit in Gedanken, Worten und Werken, deren ihr schuldig gewesen seyd, und leget euch alles auf, was zu eurer Beschämung etwas beitragen kann.

Auf diese Art sollte jedermann in Absicht seiner Hauptschwäche verfahren, wozu ihn seine Neigung am meisten verführet. Und ob es gleich nicht unmittelbar diejenige Wirkung thun möchte, die man wünschet, so wird es **desh** durch eine beständige Uebung die gewünschten Früchte in kurzer Zeit gewiß hervor bringen.

Da ferner alle Stände und Geschäfte des Lebens ihre besondern Gefahren und Versuchungen haben, die sie gewissen Sünden mehr, als andern aussetzen, so sollte jedermann, der seine Besserung wünschet, die Untersuchung, ob er diejenigen Sünden vermeiden, oder in sie verfallen, die seinem Stande am gemeinsten zu seyn pflegen, zu einem nöthigen Theile seiner Abendprüfung machen.

Denn da unsre Verrichtung und unser Stand eine große Gewalt über uns haben, so kann nichts, als eine solche Wachsamkeit, wie diese, uns für diesen Versuchungen, denen er uns täglich aussetzet, Sicherheit verschaffen.

Der arme Mann ist vermöge seiner Lebensart, allezeit in Gefahr, in Klagen und Unzufrieden-

friedenheit auszubrechen; der Reiche ist der Wollust und dem Vergnügungen ausgesetzt; der Handelsmann der Unwahrheit und einem unbilligen Vucher; der Gelehrte dem Stolz und der Eitelkeit: Also sollte ein Mensch, in jedem Stande des Lebens allezeit bey seiner Selbstprüfung ein wachsames Auge auf diese Fehler haben, welchen der Stand seines Lebens ihn am meisten aussetzet.

Hierzu kommt; daß jeder redliche Mann, wie man vernünftiger Weise vermuthen kann, nach einer gewissen Methode eines heiligen Lebens wandelt, oder es sich wenigstens vorgesetzt, und sich dazzu einige Regeln zur Beobachtung erwählet hat, die andere Leute nichts angehen, und ihm allein bekannt sind: auf diese Art aber sollte auch die Prüfung, wie und auf was für Art er sie beobachtet hat, und die Anklage seiner selbst vor Gott, wegen jeder Verabsäumung derselbigen, einen beständigen Theil seiner nächtlichen Bußandacht ausmachen.

Durch Regeln, meine ich hier solche Regeln, die eine gute Anordnung der Zeit und der Geschäfte unsers allgemeinen Lebens ausmachen. Solche Regeln sind, wenn wir uns eine gewisse Ordnung zu allem, was wir thun, vorschreiben; als da ist, unsre Andacht, Geschäfte, Buße, Lesen, Einsamkeit, Gesellschaft, Essen, Erholung, Schlafen und dergleichen.

Gleichwie aber gute Regeln in Ansehung aller dieser Dinge, gewisse Mittel zu einer großen Besserung

Besserung sind, und deswegen auch von allen Christen müssen beobachtet werden, so werden sie doch sehr wenig helfen, wosern sie nicht zum beständigen Gegenstande unsrer Abendprüfung gemacht werden.

Endlich dürfet ihr durchaus nicht mit einer eilfertigen allgemeinen Ueberschauung des Tages zufrieden seyn, sondern sie mit einem genauen Nachdenken begleiten; mit der ersten Handlung des Tages anfangen, Schritt vor Schritt, durch jedes besondere Geschäfte, worin ihr verwickelt gewesen, fortgehen, und also eine Zeit, noch Ort und Handlung übersehn.

Eine also angestellte Prüfung wird in einer kurzen Zeit euch also von euch selbst unterscheiden machen, als ein weiser Mann von einem Unwissenden unterschieden ist. Es wird euerem Gemüthe eine ganz neue Gestalt, einen solchen Geist der Weisheit, und ein solches Verlangen nach Vollkommenheit geben, für welches ihr vorher ganz und gar ein Fremdling waret.

Dieses betraf die Prüfung des Abends.

Ich gehe weiter, um euch solche Betrachtungen vorzulegen, die eure Seele mit einem gerechten Abscheu und Grauen für alle Sünde erfüllen und euch zu einer eignen Bekenntniß in der innigsten Zerknirschung und Reue des Herzens verhelfen mögen.

Betrachtet erstlich, wie verhasst Gott alle Sünde sey, was sie für eine große Niederträchtigkeit

rigkeit begleite, und wie abscheulich sie die Sünder in den Augen Gottes mache. Die Sünde allein machet den großen Unterschied unter Engel und Teufel: und jeder Sünder ist, in so fern er sündigt, ein Freund des Teufels, und führet sein Werk wider Gott. Die Sünde ist ein größter Flecken und Wust der Seele, als irgend ein Auswurf oder eine Krankheit, eine Unreinigkeit des Leibes ist. Und sich es gefallen lassen, in der Sünde zu leben, ist eine weit größere Niederträchtigkeit, als das Verlangen, im Schlamm zu waden, oder sonst eine körperliche Unreinigkeit zu lieben.

Bedenket nur, wie ihr eine Creatur verabscheuen müßet, die in nichts, als in Unreinigkeit und Unflath ein Vergnügen fände, die alles, was rein und anständig wäre, hassete: nun schließet daraus, wie sehr verhaßt eine Seele, die ihre Belustigung nur in der Unreinigkeit der Sünde findet, Gott seyn müsse.

Denn alle Sünden, es mögen nun Sünden der Wollust, der Hoffart, der Falschheit, oder anderer unregelmäßigen Leidenschaften seyn, sind nichts anders als Schmutz und unreine Krankheiten der Seele. Alle Tugend aber ist nichts anders, als die Reinigkeit, der Anstand, die Schönheit und Vollkommenheit dieses Geistes, der nach dem Ebenbilde Gottes gemacht ist.

Nachgehends lernet auch, aus der Größe des Versöhnopfers für eure Sünde, was für ein  
Do nen

nen Abscheu ihr für aller Schuld derselben haben sollet.

Gott machte die Welt durch den Hauch seines Mundes, durch ein einziges Wort; doch die Erbsung der Welt ist ein Werk von längerer Arbeit gewesen.

Wie leicht Gott Wesen erschaffen könne, lernen wir aus dem ersten Kapitel des ersten Buchs Moses: aber wie schwer es für die unendliche Gnade Gottes sey, Sünden zu vergeben, lernen wir aus dem kostbaren Lösegeld, aus diesen blutigen Opfern, aus dieser Schmach und diesen Leiden, aus diesen Krankheiten und Tode, welche alle müssen erduldet werden, ehe der strafbare Sünder vor Gott erscheinen kann.

Erwäget diese großen Wahrheiten: daß der Sohn Gottes mußte Mensch werden, an allen unsern Schwachheiten Theil nehmen, ein Leben voll Armuth, Jammer, Elend und Verachtung führen, verfolgt, gehasset, und endlich an das Kreuz geschlagen werden, damit er durch solche Leiden Gott mit derjenigen Natur versöhnen möchte, in welcher er litt.

Daß alle die blutigen Opfer und Versöhnungen des jüdischen Gesetzes, die Nothwendigkeit dieses großen Opfers und das große Mißfallen, das Gott an den Sündern hat, vorstellen müssen.

Daß die Welt noch unter dem Fluch der Sünde ist, und gewisse Merkmale des göttlichen Zornes darüber fühlet: dergleichen sind Hunger,

**Hunger, Pest, Ungewitter, Krankheiten, Seuchen und der Tod.**

Betrachtet, daß alle Kinder Adams, wenn sie einen Theil an dem Versöhnungstode unsers Heylandes haben wollen, durch ein kummervolles, kränkliches Leben gehen, ihre natürlichen Neigungen verleugnen und züchtigen, und die Lüste des Fleisches ersticken müssen.

Daß alle ihre Schmerzen und Selbstverläugnungen, alle ihre Thränen und Reue, blos durch die große Fürbitte, die er zur rechten Hand Gottes stets für sie thut, müssen gützig gemacht werden.

Erwäget diese großen Wahrheiten; daß diese geheimnißvolle Erlösung, alle diese Opfer und Leiden sowohl Gottes, als auch der Menschen, nur von der Schuld der Sünde befreien können; und denn laßt euch dieses ichen, mit was für Thränen und Zerknirschung ihr euch selbst davon reinigen müßet.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung der Schuld der Sünde, die in unsrer Natur eine so große Verwüstung angerichtet, sie einer so großen Strafe ausgesetzt, und Gott so verhaßt gemacht hat, daß nichts geringers, als ein so großes Sühnopfer des Sohnes Gottes, und eine so große Reue, uns zur göttlichen Gnade wieder verhelfen konnte;

Betrachtet euren eignen besondern Antheil an der Schuld der Sünde. Und wenn ihr wissen wollet, mit was für einem Eifer ihr sie zu

bereden Ursache habt, so erwäget, wie ihr einen andern Sünder zur Reue ermahnen würdet: und was für eine Reue und Besserung ihr von demjenigen erwarten könntet, von dem ihr glaubtet, er sey der größte Sünder in der Welt.

Nun kann sich jedermann mit Recht an diese Stelle setzen, und auf sich, als auf den größten Sünder sehen, den er in der Welt kennet.

Denn ob ihr gleich eine Menge von Leuten kennet, die einiger groben Sünden schuldig sind, welche ihr euch nicht vorwerfen könntet, so könntet ihr euch doch mit Recht, als den größten Sünder, verdammen, den ihr kennet. Und dieses zwar aus folgenden Ursachen:

Erstlich, weil ihr mehr von der Thorheit eures eignen Herzens wisset, als von andrer Leute ihrer: und euch selbst verschiedene Sünden vorwerfen könntet, die ihr von euch allein wisset, nicht aber von andern Sündern gewiß seyn könntet, ob sie derselben auch schuldig sind. Da ihr also von der Thorheit, der Niedrigkeit, dem Stolz und der Falschheit eures eignen Herzens weit mehr wisset, als von irgend eines andern in der Welt, so habt ihr auch gerechte Ursache, euch für den größten Sünder, den ihr kennet, zu halten: denn ihr wisset ja mehr von der Größe eurer eignen Sünden, als von andrer Leute ihren.

Anderns,



Anderno, entsteht die Größe unsrer Schuld hauptsächlich von der Größe der göttlichen Güte gegen uns, von denen besondern Gnadengaben, dem Seggen, der Güte, dem Lichte, und der Unterweisung, die wir von ihm empfangen haben.

Da aber diese Gnadengaben und Glückseligkeiten, und die Menge der göttlichen Wohlthaten gegen uns, unsere Sünden wider Gott noch schwerer machen, so sind sie ja uns selbst allein bekannt. Und also weiß jeder Sünder mehr von der Last seiner eignen Schuld, als er von andrer Leute ihrer weiß; und folglich hat er auch Ursache, auf sich, als auf den größten Sünder, den er kennet, zu sehen.

Ihr könnet nicht wissen, wie gütig Gott sich gegen andre Sünder bezeiget, was er ihnen für Licht und Einsicht gegeben: was für Wohlthaten und Gnadengaben er ihnen verliehen: wie oft er ihre Herzen mit heiligen Empfindungen gerührt hat. Aber alles dieses wißt ihr von euch selbst, und also wißt ihr auch, was eure eigne Schuld vergrößert, und warum ihr euch selbst einen größern Undank, als andern, vorzurücken habt.

Und dieses ist die Ursache, warum die größten Heiligen zu allen Zeiten sich selbst, als die größten Sünder, verdammet haben, weil sie am besten wußten, wodurch ihre Sünden besonders vergrößert wurden, da sie dieß von andern Leuten nicht wissen konnten.

Der rechte Weg also, eure Herzen mit einer wahren Zerknirschung und einer tiefen Empfindung eurer eignen Sünden anzufüllen, ist dieser: Ihr dürfet nicht die auswändige Gestalt, oder den Lauf eures Lebens mit andrer Leuten ihrem vergleichen, und euch alsdenn für weniger sündlich, als sie, halten, weil der auswändige Wandel eures Lebens weniger sündhaft, als der ihrige scheint.

Sondern damit ihr eure eigne Schuld möget kennen lernen, so müßet ihr eure eignen besondern Umstände erwägen, eure Gesundheit, eure Krankheit, eure Jugend oder Alter, euren besondern Beruf, die Gnade des Lichts und der Einsicht, die ihr empfangen habt, die guten Menschen, mit denen ihr umgegangen seyd, die Ermahnungen, die ihr bekommen habt, die guten Bücher, die ihr gelesen, die unzählige Menge göttlicher Gnadengaben, Glückseligkeiten und Wohlthaten, die ihr empfangen, die guten Bewegungen der Gnade, denen ihr widerstanden habt, die Entschlüssen der Besserung, die ihr so oft gebrochen, und die Erinnerungen des Gewissens, die ihr nicht gehört habt.

Aus diesen Umständen muß ein jeder das Maas und die Größe seiner eignen Schuld bestimmen. Denn da ihr allein diese Umstände eurer Sünden kennet, so wißet ihr nothwendig auch, mit was für höhern Graden der Schuld ihr euch, als andre zu belegen habt.

Der

Der allmächtige Gott kennet vielleicht größere Sünder, als ihr seyd: weil er die Umstände aller sündigen Menschen sieht und kennt: Aber euer eigen Herz, wenn es euch getreu ist, kann euch nirgends so große Verbrechen, als eure eignen, entdecken: denn es sieht nur in euch diejenigen Umstände, auf welche ein großer Theil eurer Sündenschuld gegründet ist.

Ihr könnet vielleicht bey andern Verbrechen finden, die ihr euch nicht vorzuwerfen habt: hinzugegen wißet ihr auch eine Menge von Umständen eurer eignen Schuld, die ihr ihnen nicht zur Last legen könnet.

Vielleicht würde diejenige Person, die so wenig an eure Tugend zu reichen scheint, und in euren Augen so verhaßt ist, weit besser als ihr gewesen seyn, wenn sie unter eben denselben Umständen gelebet, oder eben dieselben Wohlthaten und Gnadengaben Gottes empfangen hätte, wie ihr.

Dieses ist ein sehr demüthigender Gedanke, und schicket sich für diejenigen sehr wohl, die ihre Tugend durch die Vergleichung ihres äusserlichen Lebenswandels mit anderer ihrem abzumessen.

Denn sehet auf wem ihr wollet, er mag auch noch so sehr in seiner Lebensart von euch unterschieden seyn, ihr könnet doch nicht wissen, ob er so viel göttlicher Gnade, als ihr, widerstanden hat, oder ob er nicht unter allen euren Umständen

den seiner Pflicht viel treuer würde gewesen seyn, als ihr seyd.

Nun aber ist dieses die Ursache, warum ich euch zu überlegen gebeten habe, wie ihr denjenigen zur Bekenntniß und Reue seiner Sünden ermahnen wolltet, den ihr für einen der größten Sünder hieltet.

Denn wenn ihr gerecht verfahren wollet, so müßet ihr eure Beschuldigung für euch zurück behalten, und nicht weiter, als auf euch selbst sehen. Denn Gott hat keinem das Vermögen, die wahre Größe der Sünden an jemand anders, als an sich selbst, zu erkennen gegeben, und also ist jeder der größte Sünder, den er kennet.

Ihr könnet leicht sehen, wie der oder jener in dem äußerlichen Lebenswandel die Befehle Gottes bricht: aber ihr könnet niemals behaupten, daß wenn ihr eben in denselben Umständen gewesen wäret, ihr sie nicht noch mehr, als er, würdet gebrochen haben.

Eine ernsthaftere und öftere Betrachtung dieser Dinge wird sehr viel beitragen, uns in unsern eignen Augen zu demüthigen, uns die Größe unserer Schuld sehr begreiflich und uns sehr reich in Beurtheilung und Verdammung anderer zu machen.

Denn wer wird es wohl wagen, strenge wider andere zu seyn, wenn er so viel weiß, daß er den Zorn Gottes vielleicht mehr, als jener, verdienet? Wer wird wider die Schuld anderer

rer seuffzen, wenn er überleget, daß er von der Größe seiner eignen Schuld mehr, als von andrer ihrer, weiß?

Wie oft ihr dem heiligen Geiste widerstanden; wie viele Regungen zur Tugend ihr unterdrückt; wie viel besondere Gnadengaben ihr durch Sünden unkräftig gemacht; wie viele Ermahnungen und Verweisungen eures Gewissens ihr ersticket habt, dieß wißt ihr am besten. Aber wie oft dieses auch der Fall anderer Sünder gewesen, das wißt ihr nicht. Und also müßet ihr selbst nothwendig der größte Sünder seyn, den ihr kennet.

Wenn ihr also jemals über eine Sünde oder einen Sünder zornig seyd, wenn ihr jemals von Gottes Zorn und Unwillen über gottlose Menschen leset oder daran denket, so laßt euch dieses lehren, am allerstrengsten in Beurtheilung eurer selbst, am demüthigsten und zerknirschtesten in der Erkenntniß und Bekenntniß eurer eignen Sünden zu seyn, weil ihr keinen größern Sünder, als euch kennet.

Endlich zum Beschluß dieses Kapitels! Wenn ihr also eure Sünden in dieser Abendstunde geprüft und bekennet habt, so müßet ihr alsdenn auf euch selbst sehen, und euch der Pflicht erinnern, noch einmal zu beten, ehe ihr zu Bette geht.

Der Inhalt, der sich am besten zum Gebete um diese Zeit schicket, ist der Tod. Lasset dieses alsdenn eure ganze Beschäftigung seyn, alle

Gefahren, Ungewissheiten und Schrecken des Todes zu überdecken: bemerket alles, was euch rühren und eure Seele zu einer gerechten Furcht derselben erwecken kann. Betet um die richtige Empfindung der Annäherung und der Wichtigkeit des Todes: und bittet Gott, daß eure Seele ganz von der Empfindung seiner Nähe möge voll seyn, daß ihr sie beständig in uren Gedanken haben, alles in Aussicht auf ihn thun, und jeden Tag zu einem Tag der Bereitschaft darauf machen möget.

Stellet eurer Einbildungskraft vor, daß euer Bette euer Grab sey; daß alle Dinge zu eurem Begräbniß bereitet seyn; daß ihr nichts mehr mit dieser Welt zu thun habet: und daß ihr es einer besondern Gnade Gottes werdet zu danken haben, wenn ihr ja das Licht der Sonne wieder sehen, oder noch einen Tag übrig haben solltet, zu euren Werken der Gottseligkeit hinzuzuthun.

Aledenn überlasset euch dem Schlafe, so wie den Händen Gottes, als ob ihr keine Zeit mehr hättet, Gutes zu thun; sondern unter denselbigen abgeschiedenen Seelen erwachen solltet, die auf das Gerichte des letzten großen Tages warten.

Eine solche feyerliche Ergebung eurer selbst in die Hände Gottes an jedem Abend, ein solcher Abschied aus der Welt, als ob ihr sie niemals wieder sehen würdet, und alles dieses in der Stille und Finsterniß der Nacht, dieß ist eine Übung,

Uebung, die bald die vortrefflichsten Wirkungen auf eure Seele thun wird.

Denn die Zeit der Nacht ist ungemein zu solchen Gebeten und Betrachtungen geschikt: und die Gleichheit, die Schlaf und Finsterniß mit dem Tode haben, wird sehr viel beitragen, eure Gedanken darüber desto tiefer und rührender zu machen. Also hoffe ich, werdet ihr keine Zeit, die so geschikt zu solchen Gebeten ist, ohne dieselben jemals vorüber lassen.

• • • • •  
**Bier u. zwanzigstes Hauptstück.**

**Der Beschluß. Von der Vortrefflichkeit und Größe einer andächtigen Seele.**

**I**ch bin nun mit demjenigen, was ich mir in diesem Buche vorgesetzt hatte, zu Ende. Ich habe die Natur der Andacht erklärt, sowohl, in so fern sie ein Gott gewidmetes Leben bedeutet, als auch, in so fern sie eine ordentliche Weise des täglichen Gebets anzeigt. Ich habe nur noch ein Wort zur Anpreisung eines Lebens, das durch diesen Geist der Andacht regieret wird, hinzu zu setzen.

Denn ob man gleich vernünftiger Weise das Verlangen aller Christen nach der christlichen Vollkommenheit eben so sehr voraus sehen kann, als daß alle kranke Menschen wieder hergestellt zu werden wünschen; so zeigt uns doch die Erfahrung,

tuna, daß nichts so sehr unsern Gemüthern muß eingeprägt, wiederholet und aufgedrungen werden, als die deutlichsten Lehren des Christenthums.

Eine willkürliche Armuth, oder ein lediger Stand und eine andächtige Stille, sind hier nicht als nothwendige Dinge, sondern als sehr vortheilhafte für diejenigen angepriesen worden, die sich den Weg zur Vollkommenheit recht leicht und gewiß machen wollen. Aber die christliche Vollkommenheit ist an keine besondere Gestalt des Lebens gebunden, sondern sie kann, obgleich nicht mit eben der Leichtigkeit, in jedem Stande des Lebens erhalten werden.

Dieses ist bey einer andern Gelegenheit vollständig bewiesen worden, wo wir gezeigt haben, daß die christliche Vollkommenheit keinen (nothwendig) zu einem Kloster berufe, sondern zur vollkommenen Erfüllung dererjenigen Pflichten, die allen Christen nothwendig, und allen Ständen des Lebens gemein sind.

Also ist der ganze Inhalt deutlich dieser: Der ledige Stand, die willkürliche Armuth, und andere solche Enthaltensarten gesetzmäßiger Dinge, sind zur christlichen Vollkommenheit nicht nöthig: aber sie müssen doch denjenigen sehr angepriesen werden, die sie als Hülfsmittel wählen, desto sicherer und geschwinder darzu zu gelangen.

Nur auf diese Art und in diesem Verstande habe ich eine besondere Lebensart anpreisen können: nicht als ob die Vollkommenheit darinnen bestünde,



bestünde, sondern weil ein großes Bestreben darinnen liegt, den wahren Geist der christlichen Vollkommenheit zu befördern und zu unterstützen.

Doch dasjenige, worauf hier hauptsächlich gedrungen wird, ist ein Leben von einer großen und strengen Andacht; wovon, wie ich hoffe, genug gezeigt worden, daß sie auf gleiche Weise die Schuldigkeit und Glückseligkeit aller Arten von Menschen ausmache. Nichts in der Welt, es sey in welchem Stande des Lebens es wolle, kann mit Recht als eine Ursache angeführet werden, von einem andächtigen Geiste etwas abzulassen.

Weil wir aber in diesen unsern galanten Zeiten den Geist der Andacht ganz aus unserm Leben verdrungen haben, sogar, daß viele sich fürchten, sich deswegen in Verdacht zu bringen, weil sie sich einbilden, daß eine große Andacht ein großer Aberglaube sey: daß sie sich blos auf Unwissenheit und Armuth des Geistes gründe, und daß meistens kleine, schwache und furchtsame Gemüther den größten Fortgang darinnen machen:

So soll hier deutlich gewiesen werden, daß eine große Andacht die edelste Neigung der größten und edelsten Seelen sey; und daß diejenigen, die von der Unwissenheit und Armuth des Geistes einigen Vortheil zu erhalten glauben, nicht nur ein wenig, sondern ganz und gar unwissend in der Natur der Andacht, in der Natur Gottes, und in ihrer eignen Natur sind.

Leute von feinem Geschmacke und Wissenschaften,

schaften, oder von einer großen Kenntniß in weltlichen Dingen, werden es vielleicht für hart halten, daß man ihnen, wegen eines Mangels der Andacht, ihre Unwissenheit vorwirft. Doch wenn sie sich wollen gefallen lassen, durch Vernunft und Schrift geprüft zu werden, so wird bald offenbar werden, daß ein Mangel der Andacht, er mag seyn wo er will, unter Gelehrten oder Ungelehrten, sich auf eine grobe Unwissenheit, und die größte Blindheit und Unempfindlichkeit gründe, die nur bey einem vernünftigen Geschöpfe statt haben kann.

Diese Andacht aber ist nicht nur nicht die Würkung einer kleinen furchtsamen Seele, sondern sie ist vielmehr allezeit die höchste der vollkommensten Naturen.

Denn vors erste, wer hält es wohl bey einem Menschen für ein Zeichen einer armseligen kleinen Seele, wenn er voll von Ehrerbietung und Gehorsam gegen seine Eltern ist eine wahre Liebe und Hochachtung für seine Freunde hat, oder sich gegen seinen Wohlthäter in den größten Proben der Dankbarkeit hervor-  
thut?

Sind aber nicht diese Empfindungen im höchsten Grade bey den erhabensten und vollkommensten Seelen?

Was ist aber eine große Andacht sonst, als die höchste Ausübung dieser Empfindungen, von Pflicht, Ehrerbietung, Liebe, Ehre und Dankbarkeit gegen den allbenedictesten, glorreichsten Vater, Freund und Wohlthäter aller Menschen?

Ist

Ist es nicht eine wahre Größe der Seele, das Ansehn eurer Eltern zu verehren, das Mißvergnügen eurer Freunde zu fürchten, euch für den Vorwürfen eures Wohlthäters zu entschuldigen? und muß nicht diese Furcht, dieß Entsetzen und diese Ehrerbietung weit gerechter, vernünftiger und anständiger seyn, wenn sie gegen Gott in dem höchsten Grade ist?

Nun aber, je höher diese Empfindungen seyn, desto mehr werden sie unter den Menschen geachtet, und als die größten Proben einer wahren Größe der Seele angeführt: und je höher und größer diese Empfindungen gegen Gott sind, desto mehr beweisen sie den Adel, die Vortrefflichkeit und Hoheit der Seele.

Dannenhhero, so lange man Gehorsam gegen Eltern, Liebe gegen Freunde, und Dankbarkeit gegen Wohlthäter für große und anständige Empfindungen halten wird: so lange muß auch die Andacht, die nichts anders, als Gehorsam, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott ist, den höchsten Rang unter unsern höchsten Tugenden einnehmen.

Wenn ein Fürst aus bloßer Gnade euch eine Vergebung durch einen seiner Sklaven zusenden sollte; würdet ihr es für einen Theil eurer Schuldigkeit halten, den Sklaven mit allen Zeichen der Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit für seine so große Gute in Ueberbringung eines so großen Geschenkes aufzunehmen, und zu eben derselben Zeit es für eine Niederträchtigkeit und Armuth des Geistes ansehen, dem Fürsten,

sten, der aus eigner Güte auch von freyen Stücken die Vergebung übersandt hätte, Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit zu bezeigen?

Und doch würde dieses eben so vernünftig seyn, als wenn ihr vorgeben wölltet, Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit und Ehrerbietung wären nur edle Empfindungen und Proben einer großen Seele, wenn man sie seinen Nebengeschöpfen erwies: aber die Wirkungen einer elenden, unwissenden und kriechenden Seele, wenn sie Gott erwiesen würden.

Ferner: dieser Theil der Andacht, der sich selbst in traurigen Bekenntnissen und bußfertigen Thränen eines zerbrochenen und zerknirschten Herzens ausdrückt, ist keinesweges ein Zeichen einer Kleinen und unwissenden Seele.

Denn wer hält es nicht für einen Beweis einer aufrichtigen, großmüthigen und edlen Seele, einen Fehler frey zu bekennen, und wegen der geringsten Beleidigung Vergebung zu bitten? Sind dieses aber nicht die feinsten und gebildetsten Gemüther, die sich durch diese vortrefliche Gemüthsart unterscheiden?

Besteht man es nicht zu, daß die Aufrichtigkeit und Vortreflichkeit eines Herzens dadurch sich sehr zu erkennen giebt, wenn sich sein Verdruß und Unwillen über sich selbst nach dem Verhältnisse der Thorheit seines Verbrechens zeigt, und er die Güte und Größe der Person erkennt, die er beleidiget hat?

Ist dem also, so wird ein Herz desto größer seyn, je mehr es Gott und sich selbst erkennt, je mehr

mehr es bereit ist, sich vor Gott in den allerdemüthigsten Handlungen und Ausdrücken der Reue niederzuwerfen.

Und je größer die Aufrichtigkeit, die Hohenheit, der Verstand und die Einsicht der Seele eines Menschen ist, destomehr wird er von einer recht heftigen und zärtlichen Empfindung über Gottes gerechtes Mißfallen gerührt werden, und ihr nachhängen: und je mehr er die Größe, Güte und Vollkommenheit der göttlichen Natur kennet, desto völliger wird die Schaam und Verwirrung über seine eigne Sünden und Undankbarkeit seyn.

Und im Gegentheil, je leerer und unwissender eine Seele ist, desto niederträchtiger und unedler ist sie auch; je unempfindlicher sie gegen die Güte und Reinigkeit Gottes ist, desto abgeneigter wird sie sich für alle Arten einer demüthigen Bekenntniß und Reue bezeigen.

Weit gefehlt also, daß sich die Andacht am besten für kleine unwissende Seelen schicken sollte: vielmehr sind eine wahre Erhebung der Seele, eine lebhaftere Empfindung der Ehre und eine große Kenntniß Gottes und unsrer selbst, die größten natürlichsten Hülfsmittel, die unsre Andacht befördern.

Ich will so gar hier durch einige Gründe beweisen, daß die Unandächtigkeit sich auf die größste Unwissenheit gründe.

Süns erste, war unser theuerster Heiland und seine Apostel die herrlichsten Muster einer großen und oft wiederholten Andacht. Wenn man mit

aber zugeht, (wie alle Christen zugeben müssen,) daß ihre große Andacht sich auf die wahre Erkenntniß der Natur der Andacht, der Natur Gottes und der Natur des Menschen gründe: so ist es klar, daß alle diejenigen, die in der Pflicht der Andacht unempfindlich sind, in diesem groben Stande der Unwissenheit leben, da sie weder Gott, noch sich selbst, noch die Andacht kennen.

Denn wenn eine richtige Erkenntniß dieser drei Dinge eine große Andacht erzeuge, wie aus dem Beispiel unsers Heilandes und seiner Apostel erheller, so muß die Kalksinnigkeit in der Andacht der Unwissenheit Schuld seyn.

Nachgehends: wie kömmt, daß die meisten Leute in Krankheit, im Unglück und in der Furcht des Todes ihre Zuflucht zum Gebete nehmen? Kömmt es nicht daher, weil ihnen dieser Zustand mehr den Mangel des göttlichen Beystandes und ihre eigne Schwachheit zeigt, als sie zu andern Zeiten empfinden? Kömmt es nicht daher, daß ihre Schwachheiten, ihr herannahendes Ende, sie von etwas überzeugt, wovon sie vorher nicht die Hälfte empfanden?

Ist aber die Andacht in diesen Umständen die Wirkung einer bessern Erkenntniß Gottes und unsrer selbst, so muß nothwendig die Verabsäumung der Andacht zu andrer Zeit von der großen Unwissenheit Gottes und unsrer selbst herkommen.

Ferner: da die Unandächtigkeit Unwissenheit ist, so ist es auch die schimpflichste Unwissenheit,  
und

und eine solche, die man nur der größten Thorheit beymessen kann.

Dies wird jedermann in die Augen fallen, der überleget, nach was für Regeln wir die Vortreflichkeit der Erkenntniß, oder die Schande der Unwissenheit beurtheilen.

Nun würde aber diese Erkenntniß weder eine Tugend noch diese Unwissenheit ein Vorwurf für uns seyn, wenn wir nicht vernünftige Creaturen wären.

Doch ist dieses richtig, so folget deutlich, daß diese Erkenntniß, die sich am meisten zu unsrer vernünftigen Natur schicket, und daran uns so viel liegt, daß wir sie für eine solche erkennen, unsre höchste und feinste Erkenntniß sey: und daß die Unwissenheit in Ansehung solcher Dinge, die uns am wesentlichsten, als vernünftigen Creaturen, sind, und an deren Kenntniß uns so viel gelegen ist, daß diese unter allen andern die größte und schändlichste Unwissenheit sey.

Wenn es also Dinge giebt, die uns mehr als andre angehen, wenn es Wahrheiten giebt, die uns vortheilhafter, als alle andre sind, so muß derjenige, der die vollständigste Erkenntniß dieser Dinge hat, der diese Wahrheiten in dem hellsten und stärksten Lichte sieht, auch für allen andern als eine vernünftige Creatur, den herrlichsten Verstand und die größten Gemüths Gaben besitzen.

Wenn aber unsre Verwandtschaft mit Gott unsre größte Verwandtschaft ist, wenn der Wachsthum in seiner Gnade unser höchster

## 596 XXIV Hauptst. die Vortrefflichkeit

Ruhm ist, so bezeugt sich derjenige, der die höchsten Begriffe von der Vortrefflichkeit dieser Verwandtschaft hat, derjenige, der den großen Preis und den seltenen Werth der Heiligkeit und Tugend am stärksten empfindet, der jedes Ding in Vergleichung mit ihr für klein hält, als den größten Meister der besten und vortrefflichsten Erkenntniß.

Wenn ein Richter eine feine Kenntniß in der Mahlerey, Baukunst und Musik, aber zugleich die gröbsten und verwirrtesten Begriffe von der Billigkeit, und eine elende tumme Vorstellung von dem Werthe der Gerechtigkeit hätte, wer würde ein Bedenken tragen, ihn für einen armseligen unwissenden Richter zu halten?

Wenn ein Bischoff ein Mann von einer großen Geschicklichkeit in der Kunst Pfünden zu erhalten, wäre, und vollkommen verstünde, seine Familie empor zu bringen und zu bereichern, er hätte aber keinen Geschmack, keine Empfindung an den Grundsätzen und Lehren der Heiligen und Kirchenväter, keinen Begriff von der Heiligkeit und den großen Verbindlichkeiten seines Berufs, und hielte es nicht für besser, der Welt gekreuziget zu seyn, als in eiteln Pomp und Glanze zu leben; wer würde sich wohl ein Bedenken machen, einem solchen Bischoffe den Mangel des Verstandes vorzuwerfen?

Wenn wir nicht auf diese Art urtheilen, und sprechen, so ist unsre Vernunft und Urtheil nur leere Töne.

Wenn



## II. Größe einer gndächtigen Seele. 597

Wenn nun aber ein Richter für unwissend gehalten wird, wenn er nicht den Werth der Gerechtigkeit fühlet und empfindet: wenn einem Bischoffe der Verstand abgesprochen wird, der mehr Erfahrung in andern Dingen, als in den erhabnen Tugenden seines apostolischen Berufes hat; so muß man allen Christen überhaupt mehr oder weniger Erkenntniß zuschreiben, nachdem sie mehr oder weniger von diesen großen Dingen wissen, die für alle Christen von einer so allgemeinen und großen Folge sind.

Wenn ein Mann vom Stande sich vorstellte, daß der Mond nicht dicker wäre, als er unsern Augen vorlömmt, daß er mit seinem eignen Lichte schien, daß alle Sterne blos so verschiedne Lichtflecken wären: und er, nachdem er ein astronomisches Buch gelesen hätte, immer noch in der vorigen Meinung beharren wollte, so würden die meisten Leute glauben, er müßte einen sehr elenden Verstand haben.

Wenn aber eben derselbe es für besser hielte, sich hier auf dieses kurze Leben zu versehen, als sich auf eine glorreiche Ewigkeit nach diesem zuzubereiten, wenn er glaubte, es sey besser, reich als gottselig zu seyn, so würde seine Unwissenheit und Tömmtheit zu groß seyn, als daß sie mit etwas könne verglichen werden.

Keine Kenntniß verdienet so sehr den Namen derselben, als diejenige, die wir Beurtheilungskraft nennen.

Denn dieses ist der hellste und beste Verstand, der von dem wahren Werth der Dinge am bes-

## 598 XXIV Hauptst. die Vortrefflichkeit

sten urtheilet. Alles übrige ist nur die thierische Fähigkeit, ein bloßes Sehen und Hören.

Und so lange ist noch keine Vortrefflichkeit der Erkenntniß in uns, als bis wir unsre Beurtheilungskraft ausüben, und richtig von dem Werth der Dinge urtheilen.

Wenn ein Mann Augen hätte, die über die Sterne sehen, oder in das Herz der Erde dringen könnten, doch er könnte nicht diejenigen Dinge sehen, die vor ihm wären, oder etwas unterscheiden, das seinem Dienste gewidmet wäre, so würden wir sagen, er hätte ein sehr schlimmes Gesicht.

Wenn ein anderer Ohren hätte, die den Schall aus der Welt im Monde vernähmen, aber er könnte nicht hören, was auf der Erde gesagt oder gethan würde, so würden wir ihn für so gut, als taub halten.

Auf gleiche Weise, wenn ein Mensch ein Gedächtniß hätte, eine große Menge von Sachen zu behalten: Wenn er einen Witz besäße, der in allen Künsten und Wissenschaften fein und scharf wäre: oder eine Einbildungskraft, die in Erdichtungen angenehm herum irren könnte, er hätte aber einen einfältigen und elenden Begriff von seiner Schuldigkeit und Verhältniß mit Gott, von dem Werth der Frömmigkeit, oder der Schätzbarkeit der moralischen Tugend, so kann man sicher von ihm behaupten, daß er einen schlechten Verstand habe. Er ist demjenigen gleich, der nur solche Dinge sehen und hören kann, die ihm nichts helfen.

So gewiß also Frömmigkeit, Tugend und eine ewige Glückseligkeit von so vielen Folgen für den Menschen sind, so gewiß, als die Unsterblichkeit unsrer Natur und die Verwandtschaft mit Gott die glorreichsten Vorzüge unsrer Natur sind, so gewiß ist es auch, daß derjenige, der sich mit Betrachtungen derselben am meisten beschäftigt, dessen Herz am meisten davon gerührt ist, der am weitesten darinnen sieht, der am besten den Werth und die Vortreflichkeit derselben empfindet, der alle weltliche Reizungen für eitle Blasen und Schatten, in Vergleichung jener hält, der beweiset, daß er unter allen mit einander den feinsten Verstand und die strengste Beurtheilungskraft habe.

Wenn wir aber nicht auf diese Weise schließen, und diese Art zu schließen zulassen wollen, so haben wir keine Beweisgründe darzuthun, daß es ein solches Ding, als einen weisen Mann, und einen Thoren gebe.

Denn man hält denjenigen nicht deswegen für einen sehr natürlichen Menschen, dem es an einem seiner Sinne fehlet, oder der zu keiner Sache fähig ist, sondern der keine Beurtheilungskraft hat, der den wahren Werth der Dinge ganz und gar nicht kennet, und der vielleicht ein schönes Kleid einem ansehnlichen Vermögen vorzieht.

Da aber das Wesen der Tömmheit in dem gänzlichen Mangel der Beurtheilungskraft, und in einer Unwissenheit des Werthes der Dinge besteht, so muß hingegen das Wesen der

Weisheit und Erkenntniß in der Vortrefflichkeit unsers Verstandes, und in der Erkenntniß des Werthes der Dinge bestehn.

Es ist also eine unleugbare Probe, daß derjenige, der den Werth der besten Dinge am meisten erkennet, der am richtigsten von denen Dingen urtheilet, die ihn am meisten angehen, der seiner Seele lieber den Stand der christlichen Vollkommenheit, als den großen Antheil an weltlicher Glückseligkeit wünschet, daß derjenige, sage ich, die höchste Weisheit besitze, und am allermeisten, ja so weit, als ihn nur eine Erkenntniß setzen kann, von dem natürlichen Menschen entfernt sey.

Derjenige hingegen, der alle gelehrte Sprachen reden, und einen großen Theil aus der Geschichte auswendig kann, aber die Wollust seines Körpers der Reinigkeit und Vollkommenheit seiner Seele vorzieht, der mehr bemüht ist, sich einen Nahmen oder ein Vermögen hier zu erwerben, als nach diesem in einer ewigen Herrlichkeit zu leben, der ist dem Stande desjenigen natürlichen Menschen am nächsten, der einen bunten Rock einem großen Vermögen vorzieht.

Er wird zwar nicht ein natürlicher Mensch von Menschen genennet, aber er erscheint vor den Augen Gottes und der himmlischen Wesen in einem desto größern Stande der Tümmheit, und wird sich eher oder später selbst in demselben erblicken.

Ist aber dieses ohne Ausnahme wahr, daß wir nur denjenigen für einen Thoren halten müssen,  
der

## II. Größe einer andächtigen Seele. 601

der keine Kenntniß von denenjenigen Dingen hat, die ihm nützlich oder schädlich sind, so ist es auch unklugbar, daß wir nur denjenigen für einen weisen Mann halten müssen, von dem wir beweisen können, daß er die vollständigste Erkenntniß von denen Dingen habe, die ihn zum größten Vortheile, und zum größten Schaden gereichen können.

Wenn also Gott unser höchstes Gut ist: wenn kein Gut, außer seiner Gnade, kein Uebel außer der Trennung von derselben ist, so ist es unwidersprechlich, daß derjenige, der das fürs Beste hält, wodurch er Gott nach seinen äußersten Kräften gefallen möge, der ihn von ganzen Herzen und von ganzer Seele, anbetet, und verehret, der lieber eine fromme Seele, als alle Würden und Ehrenstellen der Welt, zu haben wünschet, daß derjenige, sage ich, sich selbst im höchsten Stande der menschlichen Weisheit zeigt.

Ferner, wissen wir, wie unser gesegneter Heiland in seinem menschlichen Leibe handelte: dieß war seine Speise und Trank, zu thun den Willen seines Vaters, welcher ist im Himmel.

Und wenn eine Anzahl himmlischer Geister ihre Wohnungen in dem Lichte Gottes verlassen, und sich auf eine Zeitlang mit menschlichen Leibern vereinigen sollten, so würden sie gewiß auf Gott alle ihre Handlungen richten, und so himmlisch seyn, als sie es im Stande des Fleisches und Blutes zu seyn vermöchten.

Sie würden gewiß auf diese Art handeln, weil sie überzeuget wären, daß Gott das einzige

höchste Gut aller Geister ist; und daß sie, es mag nun in oder außer dem Leibe, im Himmel oder auf Erden seyn, jeden Grad ihrer Größe und Glückseligkeit von Gott allein haben.

Alle menschlichen Geister also, je erhabener sie sind, desto mehr kennen sie ihr göttliches Urbild, desto näher kommen sie den himmlischen Geistern, und desto mehr werden sie Gott in allen ihren Handlungen leben, und ihr ganzes Leben zu einem Stande der Andacht machen.

Die Andacht ist der größte Beweis von einem großen und edlen Genie, sie zeigt, daß eine Seele im höchsten Stande der Erkenntnis sey: und nur kleine und verblendete Geister, die in Unwissenheit und Eitelkeit versunken sind, haben einen Mangel daran.

Wenn ein menschlicher Geist sich einen mächtigen Fürsten größer, als Gott, vorstellen wollte, so würden wir ihn für ein armes unwissendes Geschöpf halten; alle Menschen würden zugestehn, daß eine solche Vorstellung der höchste Grad der Dummheit sey.

Doch wenn eben dieser menschliche Geist es für besser hielt, sich einem mächtigen Fürsten, als Gott, aufzuopfern, würde dieß nicht noch ein größrer Beweis von seiner elenden, unwissenden und blinden Natur seyn?

Dieses thun aber alle Menschen, die etwas für besser, größer und weiser halten, als ein andächtiges Leben.

Also mögen wir diese Sache, von welcher Sätze wir wollen, betrachten, es erhellet deutlich, daß die

die Andacht ein Beweis eines großen Verstandes und einer erhabenen Seele, der Mangel der Andacht aber ein gewisser Beweis von dem Mangel des Verstandes sey.

Die größten Geister der heidnischen Welt, Pythagoras, Sokrates, Plato, Epiklet, Mark Antonin u. waren ihre ganze Größe dem Geiste der Andacht schuldig.

Sie waren voll von Gott: ihre Weisheit und tiefe Betrachtung gieng blos dahin, die Menschen von der Eitelkeit der Welt und der Slaveren der sinnlichen Leidenschaften zu befreien, damit sie als Geister handeln möchten, die von Gott kamen, und bald wieder zu ihm kehren sollten.

Nächst dem; um die Würde und Größe eines andächtigen Geistes zu empfinden, brauchen wir sie blos mit andern Beschäftigungen zu vergleichen, die man an dessen Statt zu wählen pfleget.

Johannes sagt uns, daß alles, was in der Welt ist, (das ist, alle Beschäftigungen eines weltlichen Wandels,) Augenlust, Fleischeslust, und hoffärtiges Leben sey.

Lasset uns also überlegen, was für Weisheit und Vortrefflichkeit der Seele dazu gehöre, um jemanden zu diesen Vergnügen geschickt zu machen.

Gesetzt, ein Mensch ist ganz den Wollüsten des Körpers ergeben; dieses kann wahrhaftig kein Zeichen einer feinen Seele, oder eines vorzuefflichen Geistes seyn: denn er braucht dazu nur die Empfindungen eines Thieres zu haben, so ist er zu einem solchen Genuße groß genug.

Sehet

Setzt ferner: er sey ganz dem Stolz und Glanz ergeben, und nur in äußerlichen Schimmer und prächtige Equipage verliedt: wenn aber diese Neigung große Eigenschaften oder einen feinen Verstand erforderte, um einen Menschen dazu fähig zu machen, an was für großen Geistern würde die Welt nicht einen Ueberfluß haben.

Lasset ihn endlich auch von der Liebe zu Reichthümern eingenommen, und so eifrig in Verfolgung derselbigen seyn, daß er niemals genug zu haben glaubet; man kann aber bey dieser Leidenschaft so wenig vortrefliche Empfindung oder großen Verstand voraussetzen, daß viel mehr Blindheit und Thorheit ihre besten Stützen sind.

Zuletzt lasset uns ihn noch in einem andern Lichte betrachten, nicht, wie er einer einzeln dieser Leidenschaften ergeben ist: sondern, wie es meistens zu geschehen pfleget, wie er von allen zugleich wechselweise regieret wird: zeigt es wohl von einer erhabnern Gemüthsart, wenn er seine Tage in dem Dienste einer oder der andern verschwendet?

Denn man brauchet nicht einmal einen erträglichen Verstand oder Geschicke, um einen Geschmack an diesen Dingen zu haben und ihnen ergeben zu seyn: es ist vielmehr eine Eigenschaft der leersten und schwächsten Seelen, und man brauchet weiter nichts, als einen grossen Antheil von Stolz und Thorheit, um recht bewundert zu werden.

Laßt



Laßt aber die Freygeister, wenn sie können, wider die Andacht nur einen einzigen solchen Verwurf hervorbringen. Sie werden eben so leicht dem Licht alles dasjenige bemessen wollen, was doch der Finsterniß zugehöret.

Laßt sie nur zugeben, daß ein Gott und eine Vorsehung sey, und alsdenn haben sie genug zugegeben, um die Weisheit der Andacht zu rechtfertigen und die Ehre derselben zu schützen.

Denn ist ein unendlicher weiser und gütiger Schöpfer, in dem wir leben, schweben, und sind, dessen Vorsehung alle Dinge an allen Orten regieret, so erfordert es gewiß den höchsten Grad unsers Verstandes, richtige Begriffe von ihm zu haben: so muß es der edelste Beweis unsrer Einsicht, die erhabenste Beschäftigung unsrer Natur seyn, diese allgemeine Vorsehung anzubeten und zu verehren, seinen Befehlen gemäß zu leben, seiner Weisheit nachzuforschen, und überall, als in der Gegenwart dieses unendlich gütigen und weisen Schöpfers zu leben und zu handeln.

Wer aber so lebet, lebet in dem Geiste der Andacht.

Und wodurch kann man wohl größte Gemüths- eigenschaften oder einen feinern Verstand zeigen, als wenn man in diesem Geiste lebet?

Denn wenn Gott die Weisheit ist, so muß derjenige gewiß der weiseste Mann in der Welt seyn, der der Weisheit Gottes am gemächtesten lebet, seiner Vorsehung am besten gehorhet, seine Absichten am meisten befördert, und alles thut,

was er kann, damit Gottes Wille, wie im Himmel, also auch auf Erden geschehe.

Ein andächtiger Mann machet einen rechten Gebrauch seiner Vernunft: er durchschauet die Eitelkeit der Welt, er entdecket die Verderbniß seiner Natur und die Blindheit seiner Begierden. Er lebet nach einem Gesetze, das gemeinen Augen nicht sichtbar ist; er geht in die Welt der Geister; er vergleichet die größten Dinge, setzet die Zeit der Ewigkeit entgegen; und erwählt lieber auf ewig groß vor Gott zu seyn, wenn er stirbt, als den größten Antheil an den weltlichen Freuden zu haben, so lang er lebet.

Der Andächtige ist voll von diesen großen Gedanken: er lebet nach diesen edlen Empfindungen, und leitet sich selbst nach Regeln und Grundsätzen, die blos durch die Vernunft können begriffen, bewundert, und geliebt werden.

Nichts zeigt also ein größer Genie, nichts erhebet uns mehr über die gemeinen Geister, nichts beweiset eine heroische Größe der Seele mehr, als eine große Andacht.

Wenn ihr von einem Menschen glaubt, daß er ein Zeiliger, oder ganz Andacht sey, so habt ihr ihn weit über alle Stände des Lebens erhoben, ja so sehr, als ein Weltweiser über ein Thier erhaben ist.

Endlich sind Muth und Herz Worte von einem großen Klange, und scheinen einen heroischen Geist anzuzeigen: allein die Demuth, die der niedrigste und geringste Theil der Andacht zu seyn scheint, ist ein weit sicherer Beweis von einer edeln und muthigen Seele.

Denn

. Denn die Demuth streitet mit größern Feinden, ist beständiger im Kampfe verwickelt, wird gewaltiger angegriffen, erträgt mehr, duldet mehr, und erfordert größern Muth sich selbst zu erhalten, als alle Proben der weltlichen Tapferkeit.

Ein Mann, der das Herz hat, arm und verächtlich in den Augen der Welt zu seyn, damit er sich selbst Gott bewähre; der aller menschlicher Herrlichkeit widersteht, und sie verwirft, der sich dem Toben seiner Leidenschaften widersetzt, der alle Beleidigungen, und alles Unrecht sanftmüthig erträgt, und so lange es wagt, auf seine Belohnung zu warten, bis die unsichtbare Hand Gottes einem jeden seinen eignen Platz anweist, der, sage ich, hält eine weit größere Probe aus, und zeigt eine weit edlere Tapferkeit, als derjenige, der in dem Feuer der Schlacht kühn und verwegen ist.

Denn die Kühnheit eines Soldaten, wenn er für dem Geist der Andacht ein Fremdling ist, ist vielmehr Schwachheit, als Tapferkeit: aufshöchste ist es eine unsinnige Leidenschaft und eine Hinz des Geistes, die eben so wenig wahren Werth hat, als die Wuth eines Tygers.

Denn so wie wir nicht ohne diejenige Macht, die uns von Gott geliehen ist, eine Hand aufheben, oder einen Fuß bewegen können; so sind auch kühne Thaten, die nicht durch die Befehle Gottes regieret werden, oder so viel verschiedene Ausführungen seines Willens sind, eben so wenig der wahre Muth, als eine gesetzte Bosheit die christliche Gedult ist.

Die

Die Vernunft ist unser allgemeines Gesetz, das uns an allen Orten, und zu allen Zeiten verbindet: und unsre Handlungen haben nur in so fern ein Verdienst, als sie Proben von unsern Gehorsam gegen die Vernunft sind.

Und es ist eben so niederträchtig, und feige, wider den Befehl der Vernunft und der Gerechtigkeit kühn und verwegen zu seyn, als kühn und verwegen in Lügen und Meineiden zu seyn.

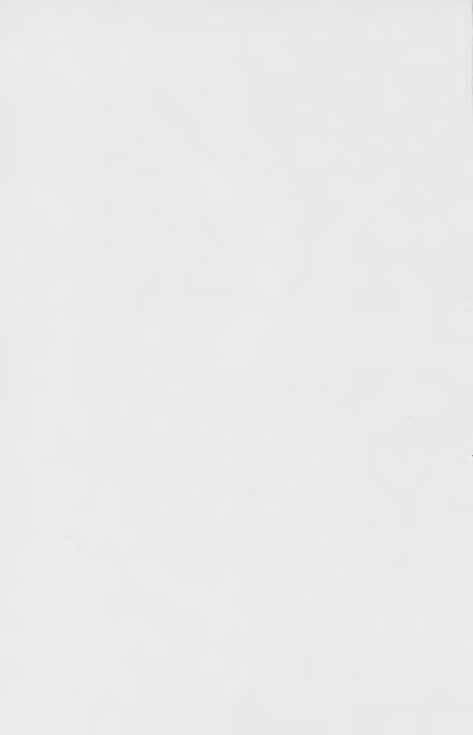
Wollen wir dammhero eine wahre Tapferkeit ausüben, so müssen wir alles im Geiste der Andacht thun, den Verderbniß der Welt, der Fleischeslust und den Versuchungen des Teufels herzhast widerstehen: denn muthig und tapfer wider diese Feinde seyn, ist die edelste Tapferkeit, deren eine menschliche Seele fähig ist.

Ich habe diese Ausschweifung um derentwillen gemacht, die eine große Andacht für Aberglauben und Armuth des Geistes halten; damit sie durch diese Betrachtungen sehen mögen, wie armselig und klein alle andere Beschäftigungen in Vergleichung derselben sind; damit sie sehen mögen, daß alle weltliche Vorthelle, der Größe, der Weisheit und der Tapferkeit nur leere Töne sind; und daß nichts weise, groß und edel in der menschlichen Seele sey, als die richtige Erkenntniß, und herzhafte Verehrung und Anbetung des großen Gottes, und daß dieses die Nahrung und das Leben aller Geister, im Himmel und auf Erden sey.

E R D E.

X : X : X





Minna von Barnhelm,  
oder  
das Soldatenglück.

---

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

von

Gotthold Ephraim Lessing.



Zweite Auflage.

---

Berlin,  
bey Christian Friedrich Voss.

1 7 7 0.





# Minna von Barnhelm,

oder

## das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

---

Versertiget im Jahre 1763.

---

## Personen.

Major von Tellheim, verabschiedet.

Minna von Barnhelm.

Graf von Bruchsal, ihr Ehem.

Franciska, ihr Mädchen.

Just, Bedienter des Majors.

Paul Werner, gewesener Bachtmelster  
des Majors.

Der Wirth.

Eine Dame in Tracht.

Ein Feldjäger.

Riccaut de la Marliniere.

Die Scene ist abwechselnd in dem Saale  
eines Wirthshauses, und einem daran  
stoßenden Zimmer.



## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

**Just.** (süßet in einem Winkel, schlummert, und redet im Traume)

churke von einem Wirth! Du, uns? — Frisch, Bruder! — Schlag zu, Bruder! — (er bobte aus, und erwachte durch die Bewegung) He da! schon wieder? Ich mache kein Auge zu, so schlage ich mich mit ihm herum. Hätte er mir erst die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch sich, es ist Tag. Ich muß nur bald meinen armen Herrn auffuchen. Mit meinem Willen soll er keinen Fuß mehr in das vermaledeute Haus setzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

## Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Just.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Just, guten Morgen! Ey, schon so früh auf? Oder soll ich sagen: noch so spät auf?

Just. Sage Er, was Er will.

Der Wirth. Ich sage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Just, großen Dank, darauf sagt?

Just. Großen Dank!

Der Wirth. Man ist verdrüsslich, wenn man seine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilt's, der Herr Major ist nicht nach Hause gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Just. Was der Mann nicht alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Just. (setzt sich um, und will gehen.) Sein Diener!

Der Wirth. (dann ihn) Nicht doch, Herr Just!

Just. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der

**Der Wirth.** Ey, Herr Just, ich will doch nicht hoffen, Herr Just! daß er noch von gestern her böse ist? Wer wird seinen Zorn über Nacht behalten?

**Just.** Ich; und über alle folgende Nächte.

**Der Wirth.** Ist das christlich?

**Just.** Eben so christlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hause stoßen, auf die Straße werfen.

**Der Wirth.** Pfu, wer könnte so gottlos seyn?

**Just.** Ein christlicher Gastwirth. — Meinen Herrn! so einen Mann! so einen Officier!

**Der Wirth.** Den hätte ich aus dem Hause gestoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Officier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müssen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Just. (Er ruft in die Scene:) Holla! — Ich wills auf andere Weise wieder gut machen. (Ein Junge kommt) Bring ein Gläschen; Herr Just will ein Gläschen haben; und was gutes!

Just. Machen Sie sich keine Mühe, Herr Wirth. Der Tropfen soll zu Eise werden, den — Doch ich will nicht schwören; ich bin noch nichtern!

Der Wirth. (zu dem Jungen, der ihm Wasser bringt und ein Glas bringt) Gib her; geh! — Nun, Herr Just; was ganz vortreffliches! stark, leblich, gesund. (er summt, und reicht ihm zu) Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Just. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum soll ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen? — (er nimmt und trinkt)

Der Wirth. Wohl bekomm's, Herr Just!

Just. (indem er das Gläschen wieder zurück giebt) Nicht übel! — Aber Herr Wirth, Er ist doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geschwind noch eins; auf einem Beine ist nicht gut stehen.

Just. (nachdem er getrunken) Das muß ich sagen: gut, sehr gut! — Selbst gemacht, Herr Wirth? —

Der

**Der Wirth.** Behüte, veritabler Danziger!  
echter, doppelter Lachs!

**Just.** Sieht Er, Herr Wirth; wenn ich  
henscheln könnte, so würde ich für so was henscheln;  
aber ich kann nicht; es muß raus: — Er ist doch  
ein Grobian, Herr Wirth!

**Der Wirth.** In meinem Leben hat mir  
das noch niemand gesagt. — Noch eins, Herr  
Just, aller guten Dinge sind drei!

**Just.** Meinetswegen! (er trinkt) Gut Ding,  
wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit  
ist gut Ding. — Herr Wirth, Er ist doch ein  
Grobian!

**Der Wirth.** Wenn ich es wäre, würde ich  
das wohl so mit anhören?

**Just.** O ja, denn selten hat ein Grobian  
Galle.

**Der Wirth.** Nicht noch eins, Herr Just?  
Eine vierfache Schnur hält desto besser.

**Just.** Nein, zu viel ist zu viel! Und was  
hilft's Ihm, Herr Wirth? Bis auf den letzten  
Tropfen in der Flasche würde ich bey meiner  
Rede bleiben. Psu, Herr Wirth; so guten

Danziger zu haben, und so schlechte Mores! — Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bey Ihm gewohnt, von dem Er schon so manchen schönen Thaler gezogen, der in seinem Leben keinen Heller schuldig geblieben ist; weil er ein Paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr so viel aufgehen läßt, — in der Abwesenheit das Zimmer auszuräumen?

Der Wirth. \ Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? da ich voraus sahe, daß der Herr Major es selbst gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf seine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn so eine fremde Herrschaft wieder von meiner Thüre wegfahren lassen? Sollte ich einem andern Wirth so einen Verdienst muthwillig in den Rücken jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß sie sonst wo unterkommen wäre. Die Wirthshäuser sind jetzt alle stark besetzt. Sollte eine so junge, schöne, liebenswürdige Dame, auf der Straße bleiben? Dazu ist sein Herr viel zu galant? Und was verliert er denn dabey? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Inst.



Just. Hinten an dem Taubenschlage; die Aussicht zwischen des Nachbarns Feuermauern —

Der Wirth. Die Aussicht war wohl sehr schön, ehe sie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer ist doch sonst galant, und tapetirt —

Just. Gewesen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand ist es noch. Und Sein Stübchen daneben, Herr Just; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin; der zwar im Winter ein wenig raucht — —

Just. Aber doch im Sommer recht hübsch läßt. — Herr, ich glaube gar, Er vertritt uns noch oben drein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Just, Herr Just —

Just. Machen Sie Herr Justen den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich macht ihn warm? der Danziger thut! —

Just. Einen Officier, wie meinen Herrn! Oder meynt Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch

auch ein Officier ist, der Ihn den Hals brechen kann? Warum waret Ihr im Kriege so geschmeidl, Ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehlicher, braver Kerl? Macht euch das Bißchen Friede schon so übermüthig?

Der Wirth. Was ereifert Er Sich nun, Herr Just? —

Just. Ich will mich ereifern. —

### Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Just.

v. Tellheim. (Im Herbeistreten) Just!

Just. (In der Meinung, daß ihn der Wirth nenne)

So bekannt sind wir? —

v. Tellheim. Just!

Just. Ich dachte, ich wäre wohl Herr Just für Ihn!

Der Wirth. (Der den Major gewahr wird) Et! st! Herr, Herr, Herr Just, — seh Er Sich doch um; Sein Herr — —

v. Tell.

v. Tellheim. Just, ich glaube, du zankst?  
Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth. O, Ihre Gnaden! zanken? da  
sey Gott vor! Ihr unterthänigster Knecht sollte  
sich unterstehen, mit einem, der die Gnade hat,  
Ihnen anzugehören, zu zanken?

Just. Wenn ich ihm doch eins auf den Rücken  
buckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es ist wahr, Herr Just spricht  
für seinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber  
daran thut er recht; ich schätze ihn um so viel  
höher; ich liebe ihn darum. —

Just. Daß ich ihm nicht die Zähne austre-  
ßen soll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er sich um-  
sonst erhitze. Denn ich bin gewiß versichert,  
daß Ihre Gnaden keine Ungnade deswegen auf  
mich geworfen haben, weil — die Noth —  
mich nothwendig —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich  
bin Ihnen schuldig; Sie räumen mir, in meiner  
Abwesenheit, das Zimmer aus; Sie müssen be-  
zahlen

zahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen suchen. Sehr natürlich! —

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! Ich aefchlagner Mann! Nein, nirämernehr! Wer muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr sein Zimmer nicht lassen; das Zimmer ist sein; sie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Freund, nicht zwey dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Besitze des Zimmers bleiben. — —

Der Wirth. Und Ihre Gnaden sollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung? — — Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihre Gnaden bezahlen können, so bald Sie nur wollen. — — Das versiegelte Beutelchen, — fünfshundert Thaler Louisdor, stehet darauf, — — welches Ihre Gnaden in dem Schreibepulte stehen gehabt; — — ist in guter Verwahrung. —

v. Tell

v. Tellheim. Das will ich hoffen; so wie meine übrige Sachen. — Just soll sie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig, ich erschrock recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihre Einaden für einen ordentlichen und vorsichtigen Mann gehalten, der sich niemals gang ausglebt. — — Aber dennoch, — — wenn ich baar Geld in dem Schreibepunkte vermuthet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren seyn. Ich verstehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; lassen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu sprechen. — —

Der Wirth. Aber gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Komm Just, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in seinem Hause sage, was du thun sollst. — —

Der Wirth. Ich gehe ja schon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus ist zu Ihren Diensten.

Vier:

---

 Vierter Auftritt.

v. Tellheim.

Just.

Just. (der mit dem Fusse stampft, und dem Wirtche nachschaut) Psay!

v. Tellheim. Was giebt's?

Just. Ich ersticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre so viel, als in Vollblütigkeit.

Just. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich sterbe vor Ihrem Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieses hämischen, unbarmherzigen Rackers sind! Trotz Galgen und Schwert und Rad, hätte ich ihn — hätte ich ihn mit diesen Händen erdroffeln, mit diesen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellheim. Bestie!

Just. Lieber Bestie, als so ein Mensch!

v. Tellheim. Was willst du aber?

Just. Ich will, daß Sie es empfinden sollen, wie sehr man Sie beleidiget.

v. Tellheim. Und dann?

Just.

Just. Daß Sie Sich rächen, — Nein, der Kerl ist Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen sehen, und seine Bezahlung aus deinen Händen empfangen sollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannst. —

Just. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verschleißen müssen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr; ich weiß auch keines aufzutreiben.

Just. Kein baares Geld? Und was ist denn das für ein Beutel, mit fünfhundert Thaler Louisdor, den der Wirth in Ihrem Schreibepulte gefunden?

v. Tellheim. Das ist Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Just. Doch nicht die hundert Pistolen, die Ihnen Ihr alter Wachmeister vor vier oder fünf Wochen brachte?

W

v. Tell

v. Tellheim. Die nehmlichen, von Paul Bernern. Warum nicht?

Just. Diese haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit diesen können Sie machen, was Sie wollen. Auf meine Verantwortung —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Just. Berner hörte von mir, wie sehr man Sie mit Ihren Forderungen an die General-Kriegeskasse aufsieht. Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich sicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht schon wäre. — Ich bin dir sehr verbunden, Just. — Und diese Nachricht vermochte Bernern, sein Bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es ist mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Just, mache mir zugleich auch deine Rechnung; wir sind geschiedene Leute. — —

Just. Wie? was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kömmt jemand. —

Fünf.



## Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim.

Just.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen suchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu sprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittve Ihres ehemaligen Stabsritmeisters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich stehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verlust meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beschwerlich fallen, Herr Major. Ich reise auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht vorerst angeboten. —

v. Tellheim. (zu Just) Geh, laß uns allein. —

## Sechster Auftritt.

Die Dame. von Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frey, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie Sich Ihres Unglücks nicht schämen. Kann ich Ihnen worinn dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worinn kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, sage ich; ich war immer sorg mit diesem Titel.

Die Dame. Wer weiß es besser, als ich, wie werth Sie seiner Freundschaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden sein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton seiner sterbenden Lippen gewesen seyn, hätte nicht die stärkere Natur dieses traurige Vorrecht für seinen unglücklichen Sohn, für seine unglückliche Gattinn geübet —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern; aber ich habe heute keine Thränen. Verschonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich

ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorsicht zu murren. — O mein rechtschaffner Marloff! Gießwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreißen, ohne seinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte sich kurz vor seinem Ende, daß er als Ihr Schuldner sterbe, und beschwor mich, diese Schuld mit der ersten Baarschaft zu tilgen. Ich habe seine Equipage verkauft, und konnte seine Handschrift einzulösen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie? •

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame; Marloff mir schuldig? das kam schwerlich seyn. Lassen Sie doch sehen. (er sieht sein Zeichenbuch heraus und sucht) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden seine Handschrift verlegt haben, und die Handschrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! so etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich sie nicht habe, so ist es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß sie getilgt, und von mir schon zurück gegeben worden.

Die Dame. Herr Major!

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff ist mir nichts schuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas schuldig gewesen wäre. Nicht anders Madame; er hat mich vielmehr als seinen Schuldner hinterlassen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzusinden, der sechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilet. Ich werde es nicht vergessen, daß ein Sohn von ihm da ist. Er wird mein Sohn seyn, so bald ich sein Vater seyn kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt selbst befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Rechnen Sie das Geld, Herr Major; so bin ich wenigstens beruhiget. —

v. Tell.

---

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Versicherung, daß mir dieses Geld nicht gehöret? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll? Bestehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichsten Verstande seyn. Ihm gehöret es; für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verstehe Sie; verzeihen Sie mir, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als sie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reisen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich sie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Warloß hat noch an der Kasse unsers ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen sind so richtig, wie die meinigen. Werden meine bezahlt,

so müssen auch die feintgen bezahlt werden. Ich habe dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich schweige lieber. — Künftige Wohlthaten so vorbereiten, heißt sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben. Empfangen Sie seine Belohnung, und meine Thränen! (geht ab)

### Siebenter Auftritt.

von Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergessen, den Bettel zu vernichten. (er nimmt aus seinem Taschentuche Frichtkasten, die er zerrißt) Wer steht mir dafür, daß eigener Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?

### Achter Auftritt.

Just. von Tellheim.

v. Tellheim. Bist du da?

Just. (indem er sich die Augen wusch) Ja!

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just.

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Sieh her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermurhet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (schlägt die Rechnung auf, und liest) "Was der Herr Major mir schuldig: Drey und einen halben Monath Lohn, den Monath 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses, an Kleinigkeiten ausgelegt, 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum, 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf. — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monath ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (ruft) "Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldherrn



"für mich bezahlt, 21 Thaler. Für Wartung und  
 "Pflege, während meiner Kur, für mich bezahlt,  
 "19 Thlr. Meinem abgebrauchten und geklin-  
 "berten Vater, auf meine Bitte, vorgeschoffen,  
 "ohne die zwei Deutepferde zu rechnen, die er ihm  
 "geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum,  
 "114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thl.  
 "17 Gr. 9 Pf. bleibe dem Herrn Major schuldig,  
 "91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf. — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen  
 weit mehr koste. Aber es wäre verlorne Dinte,  
 es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht  
 bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Livree  
 nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, —  
 so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem La-  
 zarethe strecken lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du  
 bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem  
 von meinen Bekannten empfehlen, bey dem du  
 es besser haben sollst, als bey mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und  
 doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tell.



---

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werde.  
— will.

Just. Darum? mir darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bey Ihnen; ich muß bey Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tödtliche Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter gieng ich in der Dämmerung an dem Kanale, und hörte etwas winseln. Ich stieg herab, und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Dudel aus dem Wasser. Auch gut; dachte ich. Der Dudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Dudeln. Ich sagte ihn fort, unfern; ich prügelte ihn von mir,

mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sah mich an, und wedelte mit dem Schwange. Noch hat er keinen Dissen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her, und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Dudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Dudeln gram zu seyn.

v. Tellheim. (den Stein) So wie ich ihm! Mein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben besonnen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten Sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Wessuren, und daß Sie mit eines Armes mächtig sind. Sie können Sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn

bei

das Schlimmste zum Schlimmen künnt, —  
für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellheim. Just, wir bleiben nicht bes-  
ammen.

Just. Schon gut!

### Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Just.

Der Bediente. Vst! Kammerad!

Just. Was giebt's?

Der Bediente. Kann Er mir nicht den  
Officier nachweisen, der gestern noch in diesem  
Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er  
herkömmt) gewohnt hat?

Just. Das dürfte ich leicht können. Was  
bringt Er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen,  
wenn wir nichts bringen; ein Kompliment.  
Meine Herrschaft hört, daß er durch sie verdrengt  
worden. Meine Herrschaft weiß zu leben, und  
ich soll ihn desfalls um Verzeihung bitten.

Just.

Just. Nun so bitte Er' ihn um Verzeihung;  
da steht er.

Der Bediente. Was ist er? Wie nennt  
man ihn?

v. Tellheim. Mein Freund, ich habe Eueren  
Auftrag schon gehört. Es ist eine überflüssige  
Höflichkeit von Eurer Herrschaft, die ich erkenne,  
wie ich soll. Machte ihr meinen Empfehl. —  
Wie heißt Eure Herrschaft? —

Der Bediente. Wie sie heißt? Sie läßt sich  
gnädiges Fräulein heißen.

v. Tellheim. Und ihr Familienname.

Der Bediente. Den habe ich noch nicht ge-  
hört, und darnach zu fragen, ist meine Sache  
nicht. Ich richte mich so ein, daß ich, mei-  
nentheils aller sechs Wochen, eine neue Herr-  
schaft habe. Der Henker behalte alle ihre  
Namen! —

Just. Bravo, Kammerad!

Der Bediente. Zu dieser bin ich erst vor we-  
nigen Tagen in Dresden gekommen. Sie sucht,  
glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tell.

---

v. Tellheim. Gernug, mein Freund. Den Namen Eurer Herrschaft wollte ich wissen; aber nicht ihre Geheimnisse. Geht nur!

Der Bediente. Kammerad, das wäre kein Herr für mich!

### Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Just.

v. Tellheim. Mache, Just, mache, daß wir aus diesem Hause kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame ist mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm diesen Ring; die einzige Kostbarkeit, die mir übrig ist; von der ich nie geglaubt hätte, einen solchen Gebrauch zu machen! — Versetze ihn! laß dir achtzig Friedrichsdor darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn, und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willst. Der wohlfeilste Gasthof der beste. Du sollst mich hier neben an, auf dem Kaffeehause, treffen. Ich gehe, mache deine Sache gut. —

Just.

Just. Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

v. Tellheim. (k<sup>ommt</sup> wieder zur<sup>u</sup>ck.) Vor allen Dingen, daß meine Pistolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergessen werden.

Just. Ich will nichts vergessen.

v. Tellheim. (k<sup>ommt</sup> nochmals zur<sup>u</sup>ck.) Noch eins; nimm mir auch deinen Budel mit; hörst du, Just! —

### Filster Austritt.

Just.

Der Budel wird nicht zur<sup>u</sup>ck bleiben. Dafür laß ich den Budel sorgen. — Hm! auch den kostbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Tasche, anstatt am Finger? — Guter Wirth, wir sind so kahl noch nicht, als wir scheinen. Bey ihm, bey ihm selbst will ich dich versehen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz solbt verzehret werden! — Ah —

Zwölff.

## Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Just.

Just. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünschte Dorf! Ich kann unmöglich wieder gewohnt werden. Lustig, Kinder, lustig; ich bringe frisches Geld! Wo ist der Major?

Just. Er muß dir begegnet seyn; er gieng eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun wie gehts ihm? Ich wäre schon vorige Woche bey euch gewesen, aber —

Just. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. — Just, — hast du von dem Prinzen Heraklius gehört?

Just. Heraklius? Ich weißte nicht.

Werner. Kennst du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Just. Die Weisen aus dem Morgenlande kenn ich wohl, die uns Neujahr mit dem Sterne herumlaufen. — —

Werner Mensch, ich glaube, du liest eben so wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennst den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Persien weggenommen, und nächster Tage die Ottomannische Pforte ein Sprengen wird? Gott sey Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg ist! Ich habe lange genug gehofft, es sollte hier wieder losgehen. Aber da sitzen sie, und heilen sich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder seyn! Auf, — (indem er sich schüchtern umsieht, ob ihn jemand beobachtet,) im Vertrauen, Just; ich wandere nach Persien, um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein Paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Just. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier siehst! Unsere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken; und das sollen wir noch thun, wenn wir eheliche Kerls, und gute Christen wären. Freylich begreiffe ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb so lustig seyn kann, als einer wider den Franzosen; aber dafür muß er auch desto verdienstlicher



licher seyn, in diesem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels, mit Diamanten besetzt —

Just. Um mir von so einem Säbel den Kopf spalten zu lassen, reise ich nicht eine Meile. Du wirst doch nicht toll seyn, und dein schönes Schulzengerichte verlassen? —

Werner O, das' nehme ich mit! — Werst du was? — Das Gürtchen ist verkauft —

Just. Verkauft?

Werner. Et! — hier sind hundert Dukaten, die ich gestern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

Just. Und was soll der damit?

Werner. Was er damit soll? Verzehren soll er sie; verspielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es ist schlecht genug, daß man ihm das Seinige so sauer macht! Aber ich wüßte schon, was ich thäte, wenn ich an seiner Stelle wäre! Ich dächte: hehl euch hier alle der Henker; und glenge mit Paul Bernern, nach Persien! — Bliß! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Zellheim gehört

haben; wenn er auch schon seinen gewesenen  
Bachmeister, Paul Bernern, nicht kennt. Un-  
sere Affaire bey den Kassenhäusern —

Just. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß  
eine schöne Disposition über deinen Verstand geht.  
Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werf-  
sen. — Da nimm die hundert Dukaten; gib  
sie dem Major. Sage ihm: er soll mir auch die  
ausheben. Ich muß jetzt auf den Markt; ich habe  
zwey Bündel Rocken herein geschickt; was ich  
daraus löse, kann er gleichfalls haben. —

Just. Werner, du meinst es herzlich gut;  
aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine  
Dukaten, und deine hundert Pistolen kannst du  
auch unverfehrt wieder bekommen, sobald als du  
willst. —

Werner. So? hat denn der Major noch  
Geld?

Just. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Just. Wir lassen anschreiben, und wenn man  
nicht mehr anschreiben will, und was zum Hause  
be-

herauswirft, so versetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre mir, Paul; dem Wirthge. hier müssen wir einen Pessen spielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei! —

Just. Wie wärs, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kömmt, aufpassten, und ihn brav durchprügeln? —

Werner. Des Abends? — aufpassten? — ihrer Zwen, einem? — Das ist nichts. —

Just. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf ansteckten? —

Werner. Seugen und brennen? — Ach, man hörts, daß du Packknecht gewesen bist, und nicht Soldat; — psu!

Just. Oder, wenn wir ihm seine Tochter zur Hure machen? Sie ist zwar verdammt häßlich —

Werner. O, da wird sies lange schon sein! Und allensfalls brauchst du auch hierzu keinen Gehülffen. Aber was hast du denn? Was giebt's denn?

Just. Komm mir, du sollst dein Wunder hören!



Werner. So ist der Teufel wohl hier gar los?

Just Ja wohl; komm nur!

Werner. Desto besser! Nach Persien also,  
nach Persien!

Ende des ersten Aufzugs.

---

## Zweiter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Minna von Barnhelm.      Francisca.

(Die Scene ist in dem Zimmer des Fräuleins.)

Das Fräulein. (Im Negligee, nach ihrer Uhr sehend)

Francisca, wir sind auch sehr früh aufgestanden.  
Die Zeit wird uns lang werden.

Francisca. Wer kann in den verzweifeltsten  
großen Städten schlafen? Die Karossen, die  
Nachtwächter, die Trommeln, die Raken, die  
Korporals — das hört nicht auf zu rasseln, zu  
schreyen, zu wirbeln, zu mauern, zu fluchen; ge-  
rade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre,  
als zur Ruhe. — Eine Tasse Thee, gnädiges  
Fräulein? —

Das

Das Fräulein. Der Thee schmeckt mir nicht. —

Franciska. Ich will von unserer Schokolade machen lassen.

Das Fräulein. Laß machen, für dich!

Franciska. Für mich? Ich wollte eben so gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freylich wird uns die Zeit so lang werden. — Wir werden, vor langer Weile, uns ruhen müssen, und das Kleid versuchen, in welchem wir den ersten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redest du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franciska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben, und dem wir das Kompliment darüber machen lassen; er muß auch nicht die feinste Lebensart haben; sonst hätte er wohl um die Ehre können bitten lassen, uns seine Anwartsung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es sind nicht alle Officiere Teilhelms. Die Wahrheit zu sagen, ich ließ ihm das Kompliment auch bloß machen, um Gelegen-

helt zu haben, mich nach diesem bey ihm zu etlichen.  
bigen. — Franciska, mein Herz sagt es mir, daß  
meine Reise glücklich seyn wird, daß ich ihn fin-  
den werde. —

Franciska. Das Herz, gnädiges Fräulein?  
Man traue doch ja seinem Herzen nicht zu viel.  
Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem  
Maul. Wenn das Maul eben so geneigt wäre,  
nach dem Herzen zu reden, so wäre die Mode  
längst angekommen, die Mäuler unterm Schlosse  
zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit deinen Mäu-  
lern unterm Schlosse! Die Mode wäre mir eben  
recht!

Franciska. Lieber die schönsten Zähne nicht  
gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber  
springen lassen!

Das Fräulein. Was? bist du so zurück-  
haltend? —

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; sondern  
ich wollte es gern mehr seyn. Man spricht selten  
von der Tugend, die man hat; aber desto öfter  
von der, die uns fehlt.

Das

Das Fräulein. Siehst du, Francisca? da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht. —

Franciska. Gemacht? macht man das, was einem so einfällt? —

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich diese Anmerkung so gut finde? Sie hat viele Beziehung auf meinen Zellheim.

Franciska. Was hätte bey Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtschaffenste Herz, aber Rechtschaffenheit und Edelmutb sind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franciska. Von was für Tugenden spricht er denn?

Das Fräulein. Er spricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franciska. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Francisca; ich besinne mich. Er spricht sehr oft von Oekonomie. Im

Vertrauen, Franciska; ich glaube, der Mann ist ein Verschwender.

Franciska. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch sehr oft der Treue und Beständigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeist wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meynest du das im Ernste, Franciska?

Franciska. Wie lange hat er Ihnen nun schon nicht geschrieben?

Das Fräulein. Ach! seit dem Frieden hat er mir nur ein einzigesmal geschrieben.

Franciska. Auch ein Zeufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede sollte nur das Böse wieder gut machen, das der Krieg gestiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieser sein Gegenpart etwa noch veranlasset hat. Der Friede sollte so eigensinnig nicht seyn! — Und wie lange haben wir schon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es so wenig Neuigkeiten giebt. — Umsonst gehen die Posten wieder richtig; niemand schreibt; denn niemand hat was zu schreiben.

Das



Das Fräulein. Es ist Friede, schrieb er mir, und ich näherte mich der Erfüllung meiner Wünsche. Aber, daß er mir dieses nur ein einziges mal geschrieben —

Franciska. Daß er uns zwingt, dieser Erfüllung der Wünsche selbst entgegen zu eilen; sind wir ihn nur; das soll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünsche erfüllt hätte, und wir ersühten hier —

Das Fräulein. (angstlich und bittig) Daß er tod wäre?

Franciska. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeist! Warte, Franciska, er soll dir es gedenken! — Doch schwache nur; sonst schlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerrissen. Wer weiß, in welche Verwirrung von Rechnungen und Nachweisungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegne Provinz, er versetzt worden? Wer weiß, welche Umstände — Es pocht jemand.

Franciska. Herein!

Zwey.



## Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (den Kopf voransteckend) Ist es erlaubt, meine gnädige Herrschaft? —

Franciska. Unser Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth. (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand.) Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünschen, — (zur Franciska) und auch Ihr, mein schönes Kind, —

Franciska. Ein hübscher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franciska. Und wünschen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterstehen zu fragen, wie Ihre Gnaden die erste Nacht unter meinem schlechten Dache geruhet? —

Franciska. Das Dach ist so schlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können besser seyn.

Der

**Der Wirth.** Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reise —

**Das Fräulein.** Es kann seyn.

**Der Wirth.** Gewiß, gewiß! denn sonst —  
Indeß sollte etwas nicht vollkommen nach *Ihro Gnaden Bequemlichkeit* gewesen seyn, so geruhen *Ihre Gnaden*, nur zu befehlen.

**Franciska.** Gut, Herr Wirth, gut! Wir sind auch nicht blöde; und am wenigsten muß man im Gasthose blöde seyn. Wir wollen schon sagen, wie wir es gern hätten.

**Der Wirth.** Hiernächst komme ich zugleich —  
(indem er die Bedet hinter dem Ohr hervorzieht.)

**Franciska.** Nun? —

**Der Wirth.** Ohne Zweifel kennen *Ihre Gnaden* schon die weisen Verordnungen unserer *Policey*. —

**Das Fräulein.** Nicht im geringsten, Herr Wirth —

**Der Wirth.** Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, weß Standes und Geschlechtes er auch sey, vier und zwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, *Heymath*, *Charakter*,

die

hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihre Gnaden werden also Sich gefallen lassen — (indem er an einen Tisch tritt, und sich fertig macht, zu schreiben)

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (er schreibt) "Dato, den 22. August a. z. "allhier zum Könige von Spanien angelangt" — Ihm Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth. (schreibt) "von Barnhelm" — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachsen.

Der Wirth. (schreibt) "Gütern aus Sachsen" — Aus Sachsen! Ey, ey, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Francisca. Nun? warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu seyn?

Der

**Der Wirth.** Eine Sünde? behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen also? Ey, ey! aus Sachsen! das liebe Sachsen! — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräulein, Sachsen ist nicht klein, und hat mehrere, — wie soll ich es nennen? — Districte, Provinzen. — Unsere Pollicey ist sehr exact, gnädiges Fräulein. —

**Das Fräulein.** Ich verstehe: von meinen Gütern aus Thüringen also.

**Der Wirth.** Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein, das ist genauer. — (schreibt und liest) „Das Fräulein von Barubelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwey Bedienten.“ —

**Franciska.** Einer Kammerfrau? das soll ich wohl seyn?

**Der Wirth.** Ja, mein schönes Kind. —

**Franciska.** Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau, Kammerjungfer. — Ich höre, die Pollicey ist sehr exact; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir bey meinem Aufgebote einmal Handel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer, und helfe Franciska;

mit

mit dem Geschlechtnamen, Willig; Franciska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt klein Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof, und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter; künftige Lichtmess ein und zwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb seyn, wenn mich die Pollicey recht kennt.

**Der Wirth.** Gut, mein schönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken — Aber nunm hr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

**Das Fräulein.** Meine Verrichtungen?

**Der Wirth.** Suchen Ihre Gnaden etwas bey des Königs Majestät?

**Das Fräulein.** O, nein!

**Der Wirth.** Oder bey unsern hohen Justizkollegis?

**Das Fräulein.** Auch nicht.

**Der Wirth.** Oder —

Das

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen sich diese eigne Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich — Franciska, ich glaube wir werden vernommen.

Franciska. Herr Wirth, die Pollicey wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind: die Pollicey will alles wissen; und besonders Geheimnisse.

Franciska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Pollicey bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Märrinn sagen?

Franciska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzufapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind! —

Franciska. Oder uns von dem Officiere kapern zu lassen. Beides ist eins.

Das Fräulein. Franciska, bist du toll? — Herr Wirth, die Nasenwelse hat Sie zum besten. —

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen so viel, wie sie will; nur mit einer hohen Policy! —

Das Fräulein. Wissen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieser Sache nicht zu nehmen. Ich dachte, Sie ließen die ganze Schreiberey bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte, zwey Meilen von hier, mit seinem Wagen; und wollte durchaus nicht, daß mich dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Ich mußte also voran. Wenn er vier und zwanzig Stunden nach mir eintrifft, so ist es das Längste.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, so wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen besser antworten können. Er wird wissen, wem, und wie weit er sich zu entdecken hat; was er von  
seinen



seinen Geschäften anzeigen muß, und was er davon verschweigen darf.

**Der Wirth.** Desto besser! Freylich, freylich kann man von einem jungen Mädchen (die Francisca mit einer bedeutenden Miene ansehend) nicht verlangen, daß es eine ernsthafte Sache, mit ernsthaften Leuten, ernsthaft tractire —

**Das Fräulein.** Und die Zimmer für ihn, sind doch in Bereitschaft, Herr Wirth?

**Der Wirth.** Völlig, gnädiges Fräulein, völlig; bis auf das eine —

**Francisca.** Aus dem Ehe vielleicht auch noch erst einen ehrlichen Mann vertreiben müssen?

**Der Wirth.** Die Kammerjungfern aus Sachsen, gnädiges Fräulein, sind wohl sehr mitleidig. —

**Das Fräulein.** Doch, Herr Wirth; das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen sollen.

**Der Wirth.** Wie so, gnädiges Fräulein, wie so?

**Das Fräulein.** Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrengt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Officier ist, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn schon! —

Der Wirth. Mit dem es zur Ende geht. —

Das Fräulein. Desto schlimmer! Es soll ein sehr verdienster Mann seyn.

Der Wirth. Ich sage Ihnen ja, daß er abgedankt ist.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt sie, er kennt sie alle. —

Das Fräulein. So kann er sie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn sie darnach gelebt hätten. Aber so lebten die Herren, währendes Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben seyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuser und Gasthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat sich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit diesem noch so ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, so  
hatte

hatte er doch noch Geldes werth; und zwey, drey Monate hätte ich ihn freylich noch ruhig können sitzen lassen. Doch besser ist besser. — A propos, gnädiges Fräulein; Sie versprechen Sich doch auf Juwelen? —

**Das Fräulein.** Nicht sonderlich.

**Der Wirth.** Was sollten Ihre Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen kostbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen sehr schönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen so ähnlich ist. — O! sehen Sie doch, sehen Sie doch! (indem er ihn aus dem Futteral heraus nimmt, und der Fräulein reicht) Welch ein Feuer! der mittelfte Brillant allein, wiegt über fünf Karat.

**Das Fräulein.** (ihn betrachtend) Wo bin ich? was seh ich? Dieser Ring —

**Der Wirth.** Ist seine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

**Das Fräulein.** Francisca! — Sieh doch! —

**Der Wirth.** Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Pistolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennst du ihn nicht, Franciska?

Franciska. Der nehmliche? — Herr Wirth, wo haben Sie diesen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franciska. Wir kein Recht an diesem Ringe? — Innewerts auf dem Kasten muß der Fräulein verzogener Name stehn. — Weissen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er ist, er ist! — Wie kommen Sie zu diesem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichste Weise von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo sich der Ring eigentlich herschreibt? Währendes Krieges hat manches seinen Herrn, sehr oft, mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachsen über die Grenze gegangen seyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder?

Franc.

Franciska. Erst geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich so was nicht zutrauen kann; von einem sonst guten Manne —

Das Fräulein. Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben. — Geschwind bringen Sie mir den Mann! Er ist es selbst, oder wenigstens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wen denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franciska. Hören Sie denn nicht? unsern Major?

Der Wirth. Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er ist hier? Tellheim ist hier? Er, er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er, er hat Ihnen diesen Ring

verfehlt? Wie kommt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er? Er ist Ihnen schuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schließ auf! (Indem sie Franciska auf den Tisch setzt, und öfnet) Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist er mehr schuldig? Bringen Sie mir alle seine Schuldner. Hier ist Geld. Hier sind Wechsel. Alles ist fein!

Der Wirth. Was höre ich?

Das Fräulein. Wo ist er? wo ist er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam seyn?

Der Wirth. Ihre Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geschwind, schaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter ist vielleicht noch hier. Wollen Ihre Gnaden, daß er ihn auffuchen soll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für diesen Dienst allein, will ich es

vergesen, wie schlecht sie mit ihm umgegangen sind. —

Franciska. Sir, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (schelt ihn heraus)

### Dritter Auftritt.

Das Fräulein.

Franciska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franciska! Siehst du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franciska. Aber freulich, warum du? Doch du sollst dich, du mußt dich mit mir freuen. Komme, liebe, ich will dich beschenken, damit du dich mit mir freuen kannst. Sprich, Franciska, was soll ich dir geben? Was steht dir von meinen Sachen an? Was hättest du gern? Nimm, was du willst; aber freue dich mit. Ich sehe wohl, du wirst dir nichts nehmen. Warte! (sie laßt in die Eckbank) da, liebe Franciska; (und giebt ihr Geld) kauffe dir, was du gern hättest. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt.

Aber freue dich nur mit mir. Es ist so traurig, sich allein zu freuen. Nun, so nimm doch —

Franciska: Ich stehle es Ihnen, Fräulein; Sie sind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zäutischen Kausch, nimm, oder — (sie wirft ihr das Geld in die Hand) Und wenn du dich bedankst! — Warte; gut, daß ich daran denke. (Sie greift nochmals in die Schatulle nach Geld) Das, liebe Franciska, stecke bey Selte; für den ersten bleffirten armen Soldaten, der uns anspricht. —

### Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein.

Franciska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeschliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Ein Bedienter. Er weigert sich, nach ihm zu gehen.

Das



---

Franciska. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geschwind her. Wenn er uns sieht, wird er schon gehen.

(Der Wirth geht ab.)

### Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franciska, du bist noch immer so kalt? Du willst dich noch nicht mit mir freuen?

Franciska. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franciska. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehn. Er muß unglücklich seyn. Das jammert mich.

Das

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebste Gespiellin! Das will ich dir nie vergessen! — Ich bin nur verlobt, und du bist gut. —

### Sechster Auftritt.

Der Wirth. Just. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring ich ihn.

Franciska. Ein fremdes Gesicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, ist Er bey dem Major von Tellheim?

Just. Ja.

Das Fräulein. Wo ist Sein Herr?

Just. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber er weiß ihn zu finden?

Just. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geschwind herholen?

Just. Nein.

Das Fräulein. Er erweist mir damit einen Gefallen. —

Just.

Just. Co!

Das Fräulein. Und seinem Herrn einen  
Dienst —

Just. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet Er das?

Just. Sie sind doch die fremde Herrschaft,  
die ihn diesen Morgen complimentiren las-  
sen?

Das Fräulein. Ja.

Just. So bin ich schon recht.

Das Fräulein. Weiß Sein Herr meinen  
Namen?

Just. Nein; aber er kann die allzu höflichen  
Damen eben so wenig leiden, als die allzu groben  
Wirthe.

Der Wirth. Das soll wohl mit auf mich  
gehn?

Just. Ja.

Der Wirth. So laß Er es doch dem gnädigen  
Fräulein nicht entgehen; und hole Er ihn ge-  
schwind her.

Das Fräulein. (zur Francisca) Francisca,  
geh ihm etwas —

Franc

Franciska. (die dem Just Geld in die Hand drücken will) Wir verlangen Seine Dienste nicht umsonst. —

Just. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienste.

Franciska. Eines für das andere.

Just. Ich kann nicht. Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu ich lebe, und daran, bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, so will ich es ihm ja wohl sagen, daß er herkommen kann. Er ist neben an auf dem Kasserhause; und wenn er da nichts bessers zu thun findet, wird er auch wohl kommen. (wenn fortgehen.)

Franciska. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein ist des Herrn Majors — Schwester. —

Das Fräulein. Ja, ja, seine Schwester.

Just. Das weiß ich besser, daß der Major seine Schwester hat. Er hat mich in sechs Monaten zweymal an seine Familie nach Eurland geschickt. — Iron es giebt mancherley Schwesfern —

Franc

Franciska. Unverschämter!

Just. Muß man es nicht sehen, wenn einen die Lüge sollen gehen lassen? (geht ab.)

Franciska. Das ist ein Schlingel!

Der Wirth. Ich hat es ja. Aber lassen Sie ihn nur! Weiß ich doch nurmehr, wo sein Herr ist. Ich will ihn gleich selbst holen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigst, sodann ja mich bey dem Herrn Major zu entschuldigen, daß ich so unglücklich gewesen, wider meinen Willen, einen Mann von seinen Verdiensten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geschwind, Herr Wirth. Das will ich alles wieder gut machen. (Der Wirth geht ab, und darauf) Franciska, lauf ihm nach: er soll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franciska, dem Wirth nach)

### Siebenter Auftritt.

Das Fräulein. und darauf Franciska.

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umsonst allein sein. (Sie faltet die Hände) Auch bin ich nicht allein! und nicht antwortend) Ein einziger dankbarer Gedanke

danke gen Himmel ist das vollkommenste Ge-  
bet! — Ich hab ihn, ich hab ihn! (mit andäc-  
tigen Armen) Ich bin glücklich! und fröhlich!  
Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein  
fröhliches Geschöpf! — (Franciska thut) Wißt du  
wieder da, Franciska? — Er jammert dich?  
Mich jammert er nicht. Unglück ist auch gut.  
Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um  
ihm in mir alles wieder zu geben!

Franciska. Er kann den Augenblick hier  
sehn — Sie sind noch in Ihrem Negligee, groß-  
diges Fräulein. Wie, wenn Sie Sich geschwind  
ankleiden?

Das Fräulein. Sieh! ich bitte dich. Er wird  
mich von nun an öfter so, als gepuht sehen.

Franciska. O, Sie kennen Sich, mein Fräulein.

Das Fräulein. (nach einem kurzen Nachdenken)  
Wahrhaftig, Mädchen, du hast es wiederum ge-  
troffen.

Franciska. Wenn wir schön sind, sind wir  
ungepuht am schönsten.

Das Fräulein. Müssen wir denn schön seyn? —  
Aber, daß wir uns schön glauben, war vielleicht  
noth,

nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur schön bin — Franciska, wenn alle Mädchen so sind, wie ich mich jetzt fühle, so sind wir — sonderbare Dinger. — Zärtlich und stolz, engendhaft und eitel, wollüstig und fromm — Du wirst mich nicht verstehen. Ich verstehe mich wohl selbst nicht. — Die Freude macht drehend, wirklich. —

Franciska. Fassen Sie Sich, mein Fräulein; ich höre kommen —

Das Fräulein. Mich fassen? Ich sollte ihn ruhig empfangen?

### Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim. (tritt herein, und indem er sie erblickt, steht er auf sie zu) Ah! meine Minna! —

Das Fräulein. (ihm entgegen stehend) Ah! mein Tellheim! —

v. Tellheim. (Acht auf einmal, und tritt wieder zurück) Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barneheim hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht seyn? — (indem sie ihm näher tritt, und

er mehr zurück weicht) Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin! —

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein — (tritt nahe auf den Wirth, und sucht die Schultern)

Das Fräulein. (wird den Wirth gewahr, und winkt der Francisca) Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderseits nicht irren —

Franciska. Ich, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geschwind kommen Sie, lassen Sie uns den rechten suchen.

Der Wirth. Ist es nicht der rechte? Ey ja doch!

Franciska. Ey nicht doch! Geschwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen gesagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (noch ohne von der Stelle zu gehn)

Franciska. (faßt ihn an) Kommen Sie, wir wollen den Küchensettel machen. — Lassen Sie sehen, was wir haben werden —

Der



**Der Wirth.** Sie sollen haben; vors erste —  
**Franciska.** Still, ja stille! Wenn das Fräulein  
 lein leht schon weiß, was sie zu Mittag speisen soll,  
 so ist es um ihren Appetit geschehen. Kommen  
 Sie, das müssen Sie mir allein sagen.

(fährt ihn mit Gewalt ab)

### Neunter Auftritt.

**v. Tellheim.** Das Fräulein.

**Das Fräulein.** Nun? irren wir uns noch?

**v. Tellheim.** Daß es der Himmel wollte! —  
 Aber es giebt nur Eine, und Sie sind es. —

**Das Fräulein.** Welche Umstände! Was wir  
 uns zu sagen haben, kann jedermann hören.

**v. Tellheim.** Sie hier? Was suchen Sie hier,  
 gnädiges Fräulein?

**Das Fräulein.** Nichts suche ich mehr. (mit  
 offenen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich suchte,  
 habe ich gefunden.

**v. Tellheim** (zuckend) Sie suchten einen  
 glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann;  
 und finden — einen Elenden.

**Das Fräulein.** So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

**v. Tellheim.** Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

**Das Fräulein.** Sie reißen nur Einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

**v. Tellheim.** Recht, gnädiges Fräulein; der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schmerzhaft ist dieser Sieg! — Seit dem mir Verminnt und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens seyn würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein! —

**Das**



Das Fräulein. Versieh ich Sie recht? —  
Haken Sie, mein Herr; lassen Sie sehen, wo' wir  
sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen

4 Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne  
Wendung, ohne Winkelzug, antworten? Mit  
nichts, als einem trockenen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut:  
ohngeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich  
zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräulein. Sie haben versprochen, mit  
nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müssen  
wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lie-  
ben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder  
Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widerlicher, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sey sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlern, weniger gefiel, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglücke zu sprechen —

v. Tell.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

: Das Fräulein. O, mein Nachhaber, so hätten Sie Sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen Sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellheim. Wohl dem; so hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich sey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glückes eröffnet standen; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wann er schon Ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim

Sin ich eben so wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen. — Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprochen Sie sich; wollen Sie diesem Wort halten? —

Das Fräulein. Das klingt sehr traurig! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal verknüpft, — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. — Nehme Hand, lieber Bettler! (indem sie ihn bey der Hand ergreift)

v. Tellheim. (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schüttet, und sich von ihr abwendet) Das ist zu viel! — Wo bin ich? — Lassen Sie mich, Fräulein! — Ihre Güte foltert mich! — Lassen Sie mich.

Das Fräulein. Was ist Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen! —

Das Fräulein. Von mir? (in dem sie seine Hand an ihre Brust hebt) Tränmer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich zu Ihren Füßen werfen.

Das

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu sehen; — Oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, — keine Niederträchtigkeit zu begreifen, — Sie keine Unbesonnenheit begreifen zu lassen — Lassen Sie mich, Minna! (reißt sich los und ab.)

Das Fräulein. (ruft nach) Minna Sie lassen?  
Tellheim! Tellheim!

Ende des zweiten Aufzuges.

## Dritter Aufzug.

### Erster Auftritt.

(Die Scene, der Saal.)

Iust. (einen Brief in der Hand.)

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das seine Schwester seyn will. — Wenn sich nur da nichts anspricht! — Einst wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht

E 3

gern

gern ins Zimmer hinein. — Das Frauentheum fragt so viel; und ich antworte so ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünscht! das Kammerfädchen!

## Zweiter Auftritt.

Franciska. Just.

Franciska. (mit Thüre herein, aus der sie kommt) Sorgen Sie nicht; ich will schon aufpassen. — Sieh! (indem sie Justen gewahr wird) da stieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh ist nichts anzufangen.

Just. Ihr Diener —

Franciska. Ich wollte so einen Diener nicht —

Just. Du, na; verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrschaft, das gnädige Fräulein — Schwester. — Wars nicht so? Schwester.

Franciska. Sieh Er her! (reicht ihm den Brief aus der Hand)

Just. Sie soll so gut seyn, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach soll Sie so gut seyn,



seyn, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franciska. Nun denn?

Just. Mein Herr versteht den Rummel. Er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchen geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer soll also so gut seyn, — läßt mein Herr bitten, — und ihm sagen lassen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelstündchen zu sprechen.

Franciska. Wich?

Just. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unreehten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelstündchen; aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was sehr nothwendiges zu sagen.

Franciska. Gut! ich habe ihm auch viel zu sagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu seinem Befehle seyn.

Just. Aber, wenn kann er kommen? Wenn ist es Ihr am gelegensten, Jungfer? So in der Dämmerung? —

Fran-

Franciska. Wie meynet er das? — Sein Herr kann kommen, wenn er will; — und damit packe er sich nur!

Just. Herzlich gern! (wird fortgehen)

Franciska. Höre Er doch; noch auf ein Wort. — Wo sind denn die andern Bedienten des Majors?

Just. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franciska. Wo ist Wilhelm?

Just. Der Kammerdiener? den läßt der Major reisen.

Franciska. So? Und Philipp, wo ist der?

Just. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franciska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Just. Der Kutscher? der ist weggeritten.

Franciska. Und Fritz?

Just. Der Käußer? der ist avancirt.

Franciska. Wo war er denn, als der Major bey uns in Thüringen im Winterquartiere stand? Er war wohl noch nicht bey ihm?

Just.

Just. O ja; ich war Reitknecht bey ihm; aber ich lag im Lazareth.

Franciska. Reitknecht? Und lebt ist Er?

Just. Alles in allem; Kammerdiener und Jäger, Käußer und Reitknecht.

Franciska. Das muß ich g'sehen! So viele gute, tüchtige Leute von sich zu lassen, und gerade den allerschlechtesten zu behalten! Ich möchte doch wissen, was Sein Herr an Ihm sündet!

Just. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franciska. O, man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist, als ehrlich. — Wilhelm war ein anderer Mensch! — Reisen läßt ihn der Herr?

Just. Ja, er läßt ihn? — da ers nicht hindern kann.

Franciska. Wie?

Just. O, Wilhelm wird sich alle Ehre auf seinen Reisen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franciska. Was? er ist doch nicht damit durchgegangen?

Just.

Just. Das kann man nun eben nicht sagen; sondern, als wir von Nürnberg weggingen, ist er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franciska. O der Spitzbube!

Just. Es war ein ganzer Mensch! er konnte frisiren, und rasiren, und parliren, — und scharniren. — Nicht wahr?

Franciska. So nach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major gewesen wäre. Konnte er ihn schon nicht als Jäger nützen, so war es doch sonst ein nützlicher Vursche. — Wenn hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Just. Dem Kommandanten von Spandan.

Franciska. Der Festung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß seyn.

Just. O, Philipp sagt auch da nicht.

Franciska. Was thut er denn?

Just. Er larrt.

Franciska. Er larrt?

Just. Aber nur auf drei Jahr. Er machte ein kleines Komplott unter des Herrn Kompagnie, und wollte sechs Mann durch die Vorposten bringen. —

Franciska. Ich erstaune; der Bösewicht!

Just.

Just. O, es ist ein tüchtiger Kerl! Ein Jäger, der fünfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräste, alle Fußsteige, alle Schleifwege kennt. Und schießen kann er!

Franciska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutscher hat!

Just. Hat er ihn noch?

Franciska. Ich denke, Er sagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wieder kommen?

Just. Meyne Sie?

Franciska. Wo ist er denn hingelitten?

Just. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzlgem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franciska. Und ist noch nicht wieder da? O, der Galgenstrick!

Just. Die Schwemme kann den braven Kutscher auch wohl verschwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutscher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollen Rennen waren, so durfte er nur machen: burr! und auf-

ein

einmal standen sie, wie die Mauern. Dabey war er ein ausgelehneter Hofarzt!

Franciska. Nun ist mir für das Avancement des Läuffers bange.

Just. Nein, nein; damit hats seine Wichtigkeit. Er ist Trommelschläger bey einem Garulsen regimente geworden.

Franciska. Dacht ichs doch!

Just. Fröh hing sich an ein ~~Widerliches~~ Mensch, kam des Nachts niemals nach Hause, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und thaten infame Streiche. Kurz, der Major sah, daß er mit aller Gewalt höher wollte: das Ganzen Janos muntlich anzeigend; er brachte ihn also auf guten Weg.

Franciska. O der Bube!

Just. Aber ein perfecter Läuffer ist er, das ist gewiß. Wenn ihm der Herr fünfzig Schritte vorgab, so konnte er ihn mit seinem besten Renner nicht einholen. Fröh hingegen kann dem Wägen tausend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er hohlt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der

der Philipp, der Martin und der Fröh? — Nun, Just empfiehlt sich! (geht ab)

### Dritter Auftritt.

Franciska. und hernach Der Wirth.

Franciska. (die ihm ernsthaft nachsieht) Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Just. Ich setze die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergessen. — Ah! der unglückliche Mann! (setzt sich um, und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kommt)

Der Wirth. Warte Sie doch, mein schönes Kind.

Franciska. Ich habe jetzt nicht Zeit, Herr Wirth —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich sein Abschied sehn! —

Franciska. Was denn?

Der Wirth. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein schönes Kind,

Kind, unten in der Küche verließ, so kam ich von umgekehrt wieder hier in den Saal —

Frankiska. Von umgekehrt, in der Absicht, ein wenig zu herchen.

Der Wirth. Ey, mein Kind, wie kann Sie das von mir denken? Einem Wirthe läßt nichts über, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, so prellte auf einmal die Thüre bey dem gnädigen Fräulein auf. Der Major stürzte hinaus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — so was läßt sich nur sehen. Sie ergriff ihn; er riß sich los; sie ergriff ihn wieder. Zellheim! — Fräulein! lassen Sie mich! — Wohin? — Er zog er sie bis an die Treppe. Mir war schon bange, er würde sie mit herabreißen. Aber er wand sich noch los. Das Fräulein blieb an der obersten Schwelle stehen; sah ihm nach; rief ihm nach; rang die Hände. Auf einmal wandte sie sich um, lief nach dem Fenster, von dem Fenster wieder zur Treppe, von der Treppe in den Saal hin und wieder. Hier stand ich; hier gieng sie dreyimal bey mir vorbey, ohne mich zu sehen. Endlich war es, als ob sie



— — — — —

sie mich sähe; aber, Gott sey bey uns! ich glaube, das Fräulein sehe mich für Sie an, mein Kind. "Franciska, rief sie, die Augen auf mich gerichtet, "bin ich nun glücklich?" "Darauf" sah sie steif an die Decke, und wiederum: "bin ich nun glücklich?" "Darauf" wickte sie sich Thränen aus dem Auge, und lächelte, und fragte mich wiederum; "Franciska, bin ich nun glücklich?" — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis sie nach ihrer Thüre lief; da kehrte sie sich nochmals nach mir um: "So komm doch, Franciska; wer jammert dich nun?" — Und damit hinein.

. Franciska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirth. Geträumt? Mein, mein schönes Kind; so unständig träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüssel dazu hätte.

Franciska. Den Schlüssel? zu unsrer Thüre? Herr Wirth, der steckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir sind furchsam.

**Der Wirth.** Nicht so einen Schlüssel; ich will sagen, mein schönes Kind, den Schlüssel; die Auslegung gleichsam; so den eigentlichen Zusammenhang von dem, was ich gesehen. —

**Franciska.** Ja so! — Nun, Adieu, Herr Wirth. Werden wir bald essen, Herr Wirth?

**Der Wirth.** Mein schönes Kind, nicht zu vergessen, was ich eigentlich sagen wollte.

**Franciska.** Nun? aber nur kurz —

**Der Wirth.** Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

**Franciska.** Er soll Ihnen unverloren seyn.

**Der Wirth.** Ich trage darum auch keine Sorge; ich wills nur erinnern. Nicht Sie; ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher sie den Ring kannte, und woher er dem Ihrigen so ähnlich sah. Er ist in ihren Händen am besten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Pistolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung sehn. Nicht so recht, mein schönes Kind?

**Biers**

### Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franciska.

Werner. Da ist er ja! ..

Franciska. Hundert Pistolen? Ich meynete, nur achtzig.

Der Wirth. Es ist wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein schönes Kind, das will ich thun.

Franciska. Alles das wird sich finden, Herr Wirth.

Werner. (der ihnen hinterwärts näher kommt, und auf einmal der Franciska auf die Schulter klopft) Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franciska. (erschrickt) He!

Werner. Erschrecke Sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich sehe, Sie ist hübsch, und ist wohl gar fremd — Und hübsche fremde Leute müssen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm Sie sich vor dem Raume in Acht! (auf den Wirth zeigend)

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bey uns, willkommen!

men! — Ah, es ist doch immer noch der lustige, fröhliche, ehrliche Werner! — Sie soll Sich vor mir in Acht nehmen, mein schönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn so gefährlich? — Ha, ha, ha! — Höre Sie doch, mein schönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer Eines gleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit sagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! ha! ha, ha! — Nicht wahr, mein schönes Kind, immer besser! Der Mann kann spaßen! Ich gefährlich? — Ich? — So vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein schönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu sagen; aber nicht —

Werner. O über den alten Narren!

Der Wirth. Da steckt's eben! Wenn wir alt werden, ist es mit unserer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht besser gehn, Herr Werner!

Wer-

Werner. Poh Ged, und kein Ende! — Frauenzimmerchen, so viel Verstand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlassen, aber es sind dafür sieben andre in ihn gefahren —

Der Wirth. O hör Sie doch, hör Sie doch! Wie er das nun wieder so herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es ist ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (zur Francisca, als ins Ohr) Ein wohlhabender Mann, und noch lebig. Er hat drey Weilen von hier ein schönes Kreyschulzengerichte. Der hat Deute gemacht im Kriege! — Und ist Wachtmeister bey unserm Herrn Major gewesen. O, das ist ein Freund von unserm Herrn Major! das ist ein Freund! der sich für ihn todt schlagen ließe! —

Werner. Ja! und das ist ein Freund von meinem Major! das ist ein Freund! — den der Major sollte todt schlagen lassen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das ist nicht guter Spaß. — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß versteh' ich nicht.

Werner. Just hat mir schöne Dinge erzählt.  
 Der Wirth. Just? Ich dachte wohl, daß  
 Just durch Sie spräche. Just ist ein böser, gar-  
 stiger Mensch. Aber hier ist ein schönes Kind zur  
 Stelle; das kann reden; das mag sagen, ob ich  
 kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich  
 ihm keine Dienste erwiesen habe? Und warum  
 sollte ich nicht sein Freund seyn? Ist er nicht ein  
 verdienster Mann? Es ist wahr; er hat das Un-  
 glück gehabt, abgedankt zu werden; aber was thut  
 das? Der König kann nicht alle verdiente Män-  
 ner kennen; und wenn er sie auch alle kenne, so  
 kann er sie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt ihn Gott sprechen! —  
 Aber Just — freylich ist an Justen auch nicht viel  
 Befonders; doch ein Lügner ist Just nicht; und  
 wenn das wahr wäre, was er mir gesagt hat —

Der Wirth. Ich will von Justen nichts  
 hören! Wie gesagt: das schöne Kind hier mag  
 sprechen! (zu ihr) Sie weiß, mein Kind;  
 den Ring! — Erzähl Sie es doch Herr Wernern.  
 Da wird er mich besser kennen lernen. Und da-  
 mit es nicht heraus kommt, als ob sie mir nur zu  
 gefal-

gefallen rede; so will ich nicht einmal dabey seyn. Ich will nicht dabey seyn; ich will gehn; aber Sie sollen mir es wieder sagen, Herr Werner, Sie sollen mir es wieder sagen, ob Lust nicht ein garstiger Verklünder ist.

### Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Werner. Frauengimmerchen, kennt Sie denn meinen Major?

Franciska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn ich den braven Mann?

Werner. Ist es nicht ein braver Mann? Ist Sie dem Manne wohl gut? —

Franciska. Von Grund meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauengimmerchen; muß kömmt Sie mir noch einmal so schön vor. — Aber was sind denn das für Dienste, die der Wirth unserm Major will erwiesen haben?

Franciska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er sich das Gute zuschreiben wollte, wel-

des glücklicher Weise aus seinem schurkischen Betragen entstanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Inst gesagt hat? — (gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen) Dein Glück, daß du gegangen bist! — Er hat ihn wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne, so einen Streich zu spielen, weil sich das Eselsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franciska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm schuldig ist. Ich bin ihm selber schuldig, und bringe ihm ein altes Nestchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in diesem Beutelschen, (das er aus der einen Tasche zieht) sind hundert Louisdor; und in diesem Köllchen (das er aus der andern zieht) hundert Dukaten. Alles sein Geld!

Franciska. Wahrhaftig? Aber warum verfehlt denn der Major? Et hat ja einen Ring verfehlt —

Werner. Verfehlt! Glaub Sie doch so was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los seyn.

Franc



*Franciska.* Es ist kein Dettel! es ist ein sehr festbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

*Werner.* Das wüßts auch seyn. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert einen manchmal, woran man nicht gern erinnert seyn will. Drum schafft mans aus den Augen.

*Franciska.* Wie?

*Werner.* Dem Soldaten gehts in Winterquartieren runderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt sich, und macht vor langer Weile Bekanntschaften, die er nur auf den Winter meynet, und die das gute Herz, mit dem er sie macht, für Zeit Lebens annimmt. Hufsch ist ihm denn ein Ringelchen an den Finger practicirt; er weiß selbst nicht, wie es daran kommt. Und nicht selten gab er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

*Franciska.* Ey! und sollte es dem Major auch so gegangen seyn?

*Werner.* Ganz gewiß. Besonders in Sachsen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte,

hätte, er hätte sie alle zwanzig voller Dinge gekriegt.

Franciska. (von Seite) Das klingt ja ganz besonders, und verdient untersucht zu werden. — Herr Freyschulze, oder Herr Bachmeister —

Werner. Frauenzimmerchen, wenns Ihr nichts verschlägt: — Herr Bachmeister, höre ich am liebsten.

Franciska. Nun, Herr Bachmeister, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Wäsför an meine Herrschaft. Ich will es nur geschwind herein tragen, und bin gleich wieder da. Will Er wohl so gut seyn, und so lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh Sie nur; ich plaudere auch gern; ich will warten.

Franciska. O, warte Er doch ja! (geht ab.)

### Sechster Auftritt.

Paul Werner.

Das ist kein unebenes Frauenzimmerchen! —  
Aber ich hätte ihr doch nicht versprochen sollen, zu

war:

warten. — Denn das Wichtigste wäre wohl, ich suchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und versteht lieber? — Daran kann ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, besuchte ich die Wittwe Meierin Marloff. Das arme Weib lag krank, und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler schuldig geblieben wäre, die sie nicht wüßte, wie sie sie bezahlen sollte. Heute wollte ich sie wieder besuchen; — ich wollte ihr sagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenns in Persien nicht geht. — Aber sie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird sie dem Major nicht haben bezahlen können. — Ja, so will ichs machen; und das je eher, je lieber. — Das Frauengimmerchen mag mirs nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (geht in Gedanken ab, und steht fast auf dem Major, der ihm entgegen kommt)

Sie:

## Siebender Auftritt.

von Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da sind Sie ja; ich wollte eben gehn, und Sie in Ihrem neuen Quartiere besuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedanke mit nicht daran.

Werner. Das hätte ich beyher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bey Ihnen bedanken, daß Sie so gut gewesen, und mir die hundert Luisdor aufgehoben. Just hat mir sie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freylich lieb, wenn Sie mir sie noch länger aufheben könnten. Aber Sie sind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie, noch ich kennen. Wer weiß; wies da ist. Sie könnten Ihnen da gestohlen werden; und Sie müßten mir sie ersetzen; da hülfte nichts davor. Also kann ich Ihnen freylich nicht zumuthen.

v. Tell

v. Tellheim. (wachend) Seit wann bist du so vorsichtig, Werner?

Werner. Es lernt sich wohl. Man kann, heute zu Tage, mit seinem Gelde nicht vorsichtig genug seyn. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu bestellen, Herr Major; von der Rittmeisterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann ist Ihnen ja vierhundert Thaler schuldig geblieben; hier schickt sie Ihnen auf Abschlag hundert Dukaten. Das Uebrige will sie künftige Woche schicken. Ich mochte wohl selber Ursache seyn, das sie die Summe nicht ganz schickt. Denn sie war mir auch ein Thaler achtzig schuldig; und weil sie dachte, ich wäre gekommen, sie zu mahnen, — wies denn auch wohl wahr war; — so gab sie mir sie, und gab sie mir aus dem Kellchen, das sie für Sie schon zu rechte gelegt hatte. — Sie können auch schon eher Ihre hundert Thaler ein Achte Tage noch missen, als ich meine Paar Groschen. — Da nehmen Sie doch! (reicht ihm die hundert Dukaten)

v. Tellheim. Werner!

Wer,

Werner. Nun? warum sehen Sie mich so starr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was schilt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim. (bitter, indem er sich vor die Brust schlägt, und mit dem Hauke aufsteht) Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz sind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verstanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verstanden habe! — Daß mich doch die besten Menschen heut am meisten quälen müssen!

Werner. Was sagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (indem er die Hand mit der ihm Werner die Deklaren reicht, und stoßt)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn du mich von mir hebst: daß die Marlossium heute ganz früh, selbst bey mir gewesen ist?

Werner. So?

v. Tell.

v. Tellheim. Daß sie mir nichts mehr schulbig ist?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Das sie mich bey Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirst du denn sagen?

Werner. (er schüttelt einen Augenblick den Kopf) Ich werde sagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsstichische Sache ums Lügen ist, weil man darüber ertrappet werden kann.

v. Tellheim. Und wirst dich schämen?

Werner. Aber der, der mich so zu lügen zwingt, was sollte der? Sollte der sich nicht auch schämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich sagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröße, so hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen. —

v. Tellheim. Sey nicht verdrüsslich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber, und verschenken lieber, und bringen Sie lieber in der Leute Mäuler?

G

v. Tell.

.I.

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wissen, daß ich nichts mehr hab. Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, so lange unser Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt sich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, sich ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte; und Sie zu mir kamen, und sagten: Werner hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte sich das? — Och meiner armen Seele, wenn ein Trunk saules Wasser damals nicht oft mehr werth war, als alle der Quark! (indem er auch den Werner mit den Kautiden herank sieht, und ihm beides hingicht) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie Sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen.

v. Tellheim. Du marterst mich; du hörst es ja, ich will dein Schuldner nicht seyn.

Wer:



**Werner.** Erst ziemte es sich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das ist was anders. (etwas ärgerlich) Sie wollen mein Schuldner nicht seyn? Wenn Sie es dann aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb aufstieg, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Kampfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust schießen wollte? — Was können Sie diesem Manne mehr schuldig werden? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen, als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht ist, bey meiner armen Seele, so ist es auch sehr abgeschmackt gedacht!

**v. Tellheim.** Mit wem sprichst du so, Werner? Wir sind allein; leicht darf ich es sagen; wenn uns ein Dritter hörte, so wäre es Blindkenteley. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweymal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, daß ich bey Gelegenheit nicht eben so viel für dich würde gethan haben? He!

**Werner.** Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie

nicht Hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gefolge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?

v. Tellheim. Also!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verstehst du mich nicht recht? Ich sage: es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht seyn. Nebenlich in den Umständen nicht, in welchen ich mich icht befinde.

Werner. So, so! Sie wollen es versparen, bis auf bessere Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie selbst welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Narren, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennst die Welt! — Am wenigsten muß man sodann von Einem borgen, der sein Geld selbst braucht.

Wer

Werner. O la, so Einer bin ich! Wom braucht ichs denn? — Wo man einen Wachtmeister nöthig hat, bleibt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchst es, mehr als Wachtmeister zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der, ohne Geld, auch der Würdigste zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeister zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeister; und dürfte leicht ein schlechter Rittmeister, und sicherlich noch ein schlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Just gesagt hat. Du hast dein Gut verkauft, und willst wieder herum schwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht so wohl das Metier, als die wilde, lüderliche Lebensart liebst, die unglücklicher Weise damit verbunden ist. Man muß Soldat seyn, für sein Land; oder aus Liebe zu der Sache, für die gekochten wird. Ohne Absicht

heute hier, morgen da dienen: heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen solgen. Sie wissen besser, was sich gehört. Ich will bey Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus seyn. Sie müssen Geld die Menge bekommen. Sie sollen mir es sodann mit Interessen wieder geben. Ich thu es ja nur der Interessen wegen.

v. Tellheim. Schwelg davon!

Werner. Bey meiner armen Seele, ich thu es nur der Interesse wegen — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen bist? wenn du nichts haben wirst? wenn du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Mein, du wirst nicht betteln gehn; du wirst zum Major Tellheim gehn; der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bey dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können.

v. Tell-

v. Tellheim. (indem er Berners Hand ergreift)  
Und, Kammerad, das denkst du nicht noch?

Werner. Nein, das denk ich nicht mehr. —  
Wer von mir nichts annehmen will, wenn er  
bedarf, und ichs habe; der will mir auch nichts  
geben, wenn er hat, und ichs bedarf. — Schon  
gut! (will gehen)

v. Tellheim. Mensch, mache mich nicht ra-  
send! Wo willst du hin? (hält ihn zurück) Wenn  
ich dich nun auf meine Ehre versichere, daß ich noch  
Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre ver-  
spreche, daß ich dir es sagen will, wenn ich keines  
mehr habe; daß du der erste und einzige seyn sollst,  
bey dem ich mir etwas borgen will: — Bist du  
dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir  
die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun ge-  
h' maß davon. Ich kam hieher, um ein gewisses  
Mädchen zu sprechen —

## Achter Auftritt.

Franciska. (aus dem Zimmer des Fräuleins)  
von Tellheim. Paul Werner.

Franciska. (im Herankommen) Sind Sie noch da, Herr Bachmeister? — (indem sie den Tellheim gewahr wird) Und Sie sind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Diensten. (geht geschwind wieder in das Zimmer)

## Neunter Auftritt.

von Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war sie! — Aber ich höre ja, du kennst sie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere; als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warst du nicht bey mir?

Werner. Nein, da besorgte ich in Leipzig Mundirungsstücke.

v. Tellheim. Besser kennst du sie denn also?

Wer:

Werner. Unsere Bekanntschaft ist noch jung. Sie ist von heute. Aber junge Bekanntschaft ist warm.

v. Tellheim. Also hast du ihr Fräulein wohl auch schon gesehen?

Werner. Ist ihre Herrschaft ein Fräulein? Sie hat mir gesagt, Sie kennen ihre Herrschaft.

v. Tellheim. Hörst du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Ist das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr schön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Ist Ihnen das Fräulein auch so gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellheim. Wie meinst du?

### Zehnter Auftritt.

Franciska. (wieder herank, mit einem Brief in der Hand) v. Tellheim. Paul Werner.

Franciska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franciska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Franciska. In Gedanken werden Sie es doch schon gethan haben. Ich weiß, Sie sind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das ist gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut sind, so ängstigen.

Werner. (vor sich) Ha, nun merk ich, Es ist richtig!

v. Tellheim. Mein Schicksal, Franciska! — Hast du ihr den Brief übergeben?

Franciska. Ja, und hier übergebe ich Ihnen —  
(reicht ihm den Brief)

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franciska. Nein, Ihren eignen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht lesen?

Franciska. Sie wollte wohl; aber — wir können Geschriebenes nicht gut lesen.

v. Tellheim. Schächerinn!

Franciska. Und wir denken, daß das Briefschreiben für die nicht erfunden ist, die sich mündlich mit einander unterhalten können, sobald sie wollen.

v. Tell-



v. Tellheim. Welcher Verwand! Sie muß ihn lesen. Er enthält meine Rechtfertigung, — alle die Gründe und Ursachen —

Franciska. Die will das Fräulein von Ihnen selbst hören, nicht lesen.

v. Tellheim. Von mir selbst hören? Damit mich jedes Wort, jede Meue von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verlusts empfinde? —

Franciska. Ohne Varmherzigkeit! — Nehmen Sie! (Sie steckt ihm den Brief.) Sie erwartet Sie um drei Uhr. Sie will ausfahren, und die Stadt besuchen. Sie sollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franciska. Und was geben Sie mir, so laß ich sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hause bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franciska. In einem schönen verschlossnen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franciska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Kay aushalten! da kann er uns nicht

mit

entwischen. Darum geschieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major; und Punkte drei. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein sprechen. Was haben Sie mir denn zu sagen? — Ja so, wir sind nicht all. in. (indem sie Werners anseht)

v. Tellheim. Doch Francisca; wir wären allein. Aber da das Fräulein den Beleg nicht gelesen hat, so habe ich dir noch nichts zu sagen.

Franciska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachmeister keine Geheimnisse?

v. Tellheim. Nein, keine.

Franciska. Gleichwohl, dünkt mich, sollten Sie welche vor ihm haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franciska. Besonders Geheimnisse von einer gewissen Art. — Alle zwanzig, Herr Wachmeister? (indem sie beide Hände mit gezeigten Fingern in die Höhe hält)

Werner. Et! Et! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Fran.

Franciska. Huch! ist's am Finger; Herr  
Bachmeister? (als ob sie einen Nuss gekaut und ausspuckt)

v. Tellheim. Was habt ihr?

Werner. Franzlimmerchen, Franzlimmer-  
chen, Sie wird ja wohl Spaß verstehen?

v. Tellheim. Werner, du hast doch nicht ver-  
gessen, was ich dir mehrmal gesagt habe; daß  
man über einen gewissen Punkt mit dem Franz-  
limmer nie scherzen muß.

Werner. Bey meiner armen Seele, ich  
kann's vergessen haben! — Franzlimmerchen,  
ich bitte —

Franciska. Nun wenn es Spaß gewesen ist;  
dennmal will ich es Ihn verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kom-  
men muß, Franciska: so mache doch nur, daß das  
Fräulein den Brief vorher noch liest. Das wird  
mir die Peinigung ersparen, Dinge noch einmal  
zu denken, noch einmal zu sagen, die ich so gern  
vergessen möchte. Da, gib ihr ihn! (indem er den  
Brief umkehrt, und ihr ihn zu reichen will, wird er unter-  
brochen in) Aber sehe ich recht? Der Brief,  
Franciska, ist ja erbrochen.

Franc

Franciska. Das kann wohl seyn. (schreit ihn) Wahrhaftig er ist erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch gelesen haben soll ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht lesen, denn der Schreiber kommt selbst. Kommen Sie ja; und wissen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht so, wie Sie da sind in Stiefeln, kaum frisiert. Sie sind zu entschuldigen; Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuen, und lassen Sie Sich frisch frisiren. — So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu Preussisch aus!

v. Tellheim. Ich danke dir, Franciska.

Franciska. Sie sehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten.

v. Tellheim. Du kannst es errathen haben.

Franciska. Wir wollen uns gleich auch putzen, und sodann essen. Wir behielten Sie gern zum Essen, aber Ihre Gegenwart möchte uns an dem Essen hindern; und sehen Sie, so gar verfliebt sind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh! Franciska, bereite sie indeß ein wenig vor; damit ich weder in ihren,  
noch

noch in meinen Augen verächtlich werden darf. —  
Komm, Werner, du sollst mit mir essen.

**Werner.** An der Wirthstafel, hier im Hause? Da wird mir kein Bissen schmecken.

**v. Tellheim.** Vey mir auf der Stube.

**Werner.** So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

**v. Tellheim.** Das gefällt mir nicht übel!  
(geht ab.)

### Elfter Auftritt.

**Paul Werner. Francisca.**

**Franciska.** Nun, Herr Wachmeister? —

**Werner.** Frauenzimmerchen, wenn ich wieder komme, soll ich auch gepahet kommen?

**Franciska.** Komm Er, wie Er will, Herr Wachmeister; meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden desto mehr auf ihrer Hut gegen ihn seyn müssen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ey, ey, Herr Wachmeister!

**Werner.** Nein, Frauenzimmerchen; eben das wollte ich Ihr noch sagen: die Schmutte fuhr mir  
nun

nun so heraus! Es ist nichts dran. Man hat ja wohl an Einem Dinge genug. Und hundert und aber hundertmal, habe ich den Major sagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten seyn, der ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaß Sie Sich darauf! — Ich muß machen, daß ich ihn nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (geht ab)

Franciska. Gleichfalls, Herr Wachmeister! — Ich glaube, der Mann gefälle mir! (indem sie den Brief geben will, kommt ihr das Fräulein entgegen)

## Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ist der Major schon wieder fort? — Franciska, ich glaube, ich wäre jetzt schon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franciska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Desto besser! Sein Brief, sein Brief! Jede Zeile sprach den ehelichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu besitzen, bethauerte mich

mir seine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief gelesen. — Mag er doch; wenn er nur kommt. Er kommt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franciska, scheint mir in seiner Aufführung zu seyn. Denn auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir diesen zu stark merken läßt, Franciska —

Franciska. So wollen Sie seiner entsagen?

Das Fräulein. Ey, sieh doch! Jammert er dich nicht schon wieder? Mein, liebe Märrlein, Eines Fehlers wegen entsagt man keinem Manne. Mein; aber ein Streich ist mir befallen, ihu wegen dieses Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franciska. Nun da müßten Sie ja recht sehr ruhig seyn, mein Fräulein, wenn Ihnen schon wieder Streiche befallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; kommt mir. Du wirst deine Rolle haben zu spielen haben.

(Sie gehen herein)

Ende des dritten Aufzugs.

## Vierter Aufzug.

### Erster Auftritt.

(Die Scene, das Zimmer des Fräuleins) Das Fräulein.

(völlig, und reich, aber mit Geschmack gezieret) Frau-

cioka. (Sie stehen vom Tische auf, den ein Bedienter abräumt)

Franciska. Sie können unmöglich satt seyn, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Wennst du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niedersezte.

Franciska. Wir hatten ausgemacht, seiner wählender Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen sollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts, als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkte ich wohl. Ich sieng von hundert Dingen an zu sprechen, und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (ein anderer Bedienter trägt Kaffee auf) Hier kömmt eine Nahrung, bey der man eher Grillen machen kann. Der liebe melancholische Kaffee!

Das



**Das Fräulein.** Grillen? Ich mache keine. Ich denke blos der Lektion nach, die ich ihm geben will. Hast du mich recht begriffen, Franciska?

**Franciska.** O ja; am besten aber wäre es, er ersparte sie uns.

**Das Fräulein.** Du wirst sehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich leht mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin.

**Franciska.** (sehr ernsthaft) Und so was muß die feinste Eigenliebe unendlich lächeln.

**Das Fräulein.** Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte sie mich auf Eitelkeit; jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska. Du sollst mit deinem Bachmeister auch machen können, was du willst.

**Franciska.** Mit meinem Bachmeister?

**Das Fräulein.** Ja, wenn du es vollends leugnest, so ist es richtig. — Ich habe ihn noch nicht gesehen; aber aus jedem Worte, daß du mir von ihm gesagt hast, prophezeie ich dir deinen Mann.

## Zweyter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein.  
Franciska.

Riccaut (noch innerhalb der Scene) Est il permis,  
Monsieur le Major?

Franciska. Was ist das? Will das zu uns?  
(gegen die Thüre gehend)

Riccaut. Parbleu! Je bin autorisé. — Mais  
non — Je bin nie autorisé — C'est la chambre —

Franciska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein,  
glaubt dieser Herr, den Major von Tellheim noch  
hier zu finden.

Riccaut. Ist so! — Le Major de Tellheim?  
juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où  
est-il?

Franciska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? not vor vier und zwanzig  
Stund hier logier? Und logier nie mehr hier?  
Wo logier er denn?

Das Fräulein. (die auf ihn zu kommt) Welch  
Herr, —

Riccaut.

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiselle —  
Ihro Gnad verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung  
ist sehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung sehr  
natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt,  
mir, als einer Fremden, die nicht unter zu kom-  
men mußte, sein Zimmer zu überlassen.

Riccaut. Ah voilà de ses politesses! C'est un  
très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, —  
wahrhaftig, ich muß mich schämen, es nicht zu  
wissen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'est dom-  
mage; j'en suis fâché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings dar-  
nach erkundigen sollen. Freylich werden ihn seine  
Freunde noch hier suchen.

Riccaut. Ist bin sehr von seine Freund, Ihro  
Gnad —

Das Fräulein. Franciska, weißt du es  
nicht?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein.

*Riccaut.* Ist halt ihn zu sprech sehr nothwendig. Ist komm ihn bringen eine Nouvelle, davon er sehr frohlich seyn wird.

*Das Fräulein.* Ich bedanere um so viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald, ihn zu sprechen. Ist es gleichviel, aus wessen Munde er diese gute Nachricht erfährt, so erbiere ich mich, mein Herr —

*Riccaut.* Ist versteh. — *Mademoiselle parle françois? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande étoit bien impolie; Vous me pardonnerés, Mademoiselle. —*

*Das Fräulein.* Mein Herr —

*Riccaut.* Mit? Sie sprech nit Französisch, Ihre Gnad?

*Das Fräulein.* Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

*Riccaut.* Gutt, gutt! Ist kam auf mit auf Deutsch explicier. — *Sachés donc, Mademoiselle —*

*Ihre*

Ihre Gnad soll also wiß, daß it komm von die  
Tafel bey der Minister — Minister von — Mi-  
nister von — wie heiß der Minister da draus? —  
in der layge Straß? — auf die breite Plah? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völliig un-  
bekamt.

Riccaut. Nun, die Minister von der Kriegs-  
departement. — Da haben it zu Mittag gespei-  
sen; — it speisen à l'ordinaire bey ihm, — und  
da is man gekommen reden auf der Major Tell-  
helm; & le Ministre m'a dit en confidence, car  
Son Excellence est de mes amis, & il n'y a point  
de mystères entre nous — Se. Excellenz, will it  
sag, haben mir vertrau, daß die Sak von unserm  
Major sey auf den Point zu enden, und gutt zu  
enden. Er habe gemacht ein Rapport an den  
König, und der König habe darauf resolver, tout-  
à-fait en faveur de Major. — Monsieur, m'a dit  
Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout  
dépend de la maniere, dont on fait envisager les  
choses au Roi, & Vous me connoissés. Cela fait un  
très-joli garçon que ce Tellhelm, & ne fais-je pas que  
Vous l'aimés? Les amis de mes amis sont aussi les

miens. Il coûte un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entraider en ce monde; & quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse, & non pas un honnêt-homme de nous antrea. Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was sag' Ihr Gnad hierzu? Nit wahr, das is' ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le cœur bien placé! Ce hat mir au reste versikert, wenn der Major nit schon bekommen habe un' Lettre de la main — eine schriftlichen Handbrief, daß er heut infalliblement müsse bekommen einen.

Das Sckulein. Gewiß, mein Herr, diese Nachricht wird dem Major von Tellheim höchst angenehm seyn. Ich wünschte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der so viel Antheil an seinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünscht Ihr Gnad? — Vous voyés en moi — Ihr Gnad seh in miß la Chevallier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Frensd'or, — Ihr Gnad seh verwundert, miß aus so ein groß, groß Familie zu hören, qui est veritabement du sang

sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le Cadet le plus aventureux, que la maison a jamais eu — Il dien von meiner erste Jahr. Ein Affaire d'honneur machte mich fliehen. Daran haben ich gedienet Sr. Päpstlichen Eilichkeit, der Republik St. Marino, der Kron Pohlen, und den Staaten-General, bis ich endlich bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vu ce pais-là! Hätte man mich gelass im Dienst von den Staaten-General, so müßt ich nun seyn, aufs wenigst Oberst. Aber so hier immer und ewig Capitaine geblieben, und nun gar sein ein abgedankte Capitaine —

**Das Fräulein.** Das ist viel Unglück.

**Nicaut.** Oui, Mademoiselle, me voilà réformé, & par-là mis sur le pavé!

**Das Fräulein.** Ich beklage sehr.

**Nicaut.** Vous êtes bien bonne, Mademoiselle — Nein, man kann sich hier nit auf den Verdienst Einen Mann, wie mich, zu reformir! Einen Mann, der sich noch dazu in diesem Dienst hat ruinirt! — Ich habens dabei zugesetzt, mehr als zwanzig tausend Livres. Was hab ich nun? Tran-

chens le mot; je n'ai pas le sou, & me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungerne ein leid.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle.

Aber wie man pfleg zu sagen: ein jeder Unglück schlepp nach sich seine Brüder; qu'un malheur ne vient jamais seul: so mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraktion kann anders haben für Resourcen, als das Spiel? Nun hab ich immer gespielt mit Glück, so lang ich hatte nit von nitheben der Glück. Nun ich ihr hätte von nitheben, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute-croyance. Seit funfzehn Tag ist vergangen keine, wo sie mit mir hab gesprenkt. Noß gestern hab sie mit gesprenkt drey mal. Je sais bien, qu'il y avoit quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes portes se trouvoient certaines Dames — Ich will nichts weiter sag. Man muß seyn galant gegen die Damen. Sie haben auf mich heut invitir, mir zu geben revanche; mais — Vous m'entendés, Mademoiselle — Man muß erst wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon zu spielen —

Das



Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous étiez bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräulein. (nimmt die Francisca von Seite)  
Franciska, der Mann tauct mich im Ernste.  
Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn  
ich ihm etwas anböthe?

Franciska. Der sieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich  
höre, — daß Sie spielen; daß Sie Bank ma-  
chen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu ge-  
winnen ist. Ich muß Ihnen bekennen, daß  
ich — gleichfalls das Spiel sehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiselle, tant  
mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la  
furieuse.

Das Fräulein. Daß ich sehr gern gewinne;  
sehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der  
— zu spielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt,  
mein Herr, mich in Gesellschaft zu nehmen? mit  
einem Antheil an Ihrer Bank zu ginnen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle, Vous voulez  
être de moitié avec moi? De tout mon cœur.

Das

Das Fräulein. Vers erste, nur mit einer Kleinigkeit — (geht und loanet Geld aus ihrer Schatzkammer)

Riccaut. Ah, Mademoiselle, que Vous êtes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich ohn längst gewonnen; nur zehn Pistolen — Ich muß mich zwar schämen, so wenig —

Riccaut. *Donnés toujours, Mademoiselle, donnés.* (nimmt es)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Dank, mein Herr, sehr ansehnlich ist —

Riccaut. Ja wohl sehr ansehnlich. Sehn Pistol? Ihr Gnad soll seyn dafür interessir bey meiner Dank auf ein Dreytheil, pour le tiers. Ewar auf ein Dreytheil sollen seyn — etwas mehr. Dok mit einer schöne Damen muß man es nehmen nit so genau. *Il gratoir mit, zu kommen dadurch in liaison mit Ihre Gnad, & de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.*

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabey seyn, wenn Sie spielen, mein Herr.

Riccaut. Was brant Ihre Gnad dabey zu seyn? Wir andern Spieler sind chüliche Leute unter einander.

Das

Das Fräulein. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Nicaut. So kommt es hohlen Rekruten. Mit wahr, Ihre Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge darfst du die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unser Geld daher ja wohl, mein Herr.

Nicaut. Wo stehst du mit Ihrer Gnad an? Für ein Einsatzepluse? für ein dumme Teuff?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Nicaut. Je suis des Bons, Mademoiselle. Savez-vous ce que cela veut dire? Il bin von die An-geleitet —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Nicaut. Je fais monter un coup —

Das Fräulein. (verwundernd) Sollten Sie?

Nicaut. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Nicaut. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

Das

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihre Gnade, was nit? Donnés-moi un pigeonneau à plumer, & —

Das Fräulein. Falsch spielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle? Vous appellés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses loits, être sûr de son fait, das nenn die Deutsch betrügen? betrügen! O, was ist die deutsch Sprach für ein arm Sprach! für ein plump Sprach!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie so denken —

Riccaut. Laissez-moi faire, Mademoiselle, und seyn Sie ruhig? Was gehn Sie an, wie ist spiel? — Genug, morgen entweder sehn miß wieder Ihre Gnad mit hundert Pistol, oder sehn miß wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiselle, votre très-humble — (sticht ab)

Das Fräulein. (Die ihm mit Erstaunen und Verdruss nachsieht) Ich wünsche das letzte, mein Herr, das letzte!

Drit:

### Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Francisca.

Franciska. (zornig) Kann ich noch reden?  
O schön! o schön!

Das Fräulein. Spotte mir; ich verdiene es.  
(nach einem kleinen Nachdenken, und gelassener) Spotte  
nicht, Francisca; ich verdiene es nicht.

Franciska. Vortreflich! da haben Sie etwas  
allerliebstes gethan; einen Epikubus wieder auf  
die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen  
jugendacht.

Franciska. Und was das beste dabey ist:  
der Kerl hält Sie für seines gleichen. — O ich  
muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abneh-  
men. (wim fort)

Das Fräulein. Francisca, laß den Kaffee  
nicht vollends kalt werden; schenk ein.

Franciska. Er muß es Ihnen wiedergeben;  
Sie haben Sich anders besonnen; Sie wollen mit  
ihm nicht in Gesellschaft spielen. Zehn Pistolen!  
Sie hören ja, Fräulein, daß es ein Bettler  
war!

war! (das Fräulein schenkt indeß selbst ein) Wer wird einem Bettler so viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu ersparen suchen? Den Wildthätigen, der den Bettler aus Grefinnth verkleinern will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe, ich weiß nicht wofür, ansieht. — (und reichte der Fräulein eine Tasse) Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (das Fräulein setzt sie wieder weg) — „Parbleu. Ihres Gnad, man kennt sit hier nit auf den Verdienst.“ (in dem Tone des Franzosen) Freylich nicht, wenn man die Epithuben so ungehangen herumlaufen läßt.

Das Fräulein. (satt und nachdenkend, indem sie minkt) Mädchen, du verstehst dich so trefflich auf die guten Menschen: aber, wenn willst du die schlechten ertragen lernen? — Und sie sind doch auch Menschen. — Und öfters bey weitem schlechte Menschen nicht, als sie scheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufsuchen. — Ich bilde mir ein, dieser Franzose ist nichts, als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er sich jumi solchen

Spielet; er will mir nicht verbunden scheinen; er will sich den Dank ersparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, seine kleine Schulden bezahlt, von dem Kiste, so weit er reicht, still und sparsam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das ist, liebe Francisca, so laß ihn Rekruten hohlen, wenn er will. — (sieht ihr die Tasse) Da, setz weg! — Aber, sage mir, sollte Tellheim nicht schon da seyn?

Francisca. Mein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht; weder an einem schlechten Menschen die gute, noch an einem guten Menschen die böse Seite aussuchen.

Das Fräulein. Er kommt doch ganz gewiß? —

Francisca. Er sollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem besten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn so grausam necken?

Das Fräulein. Kommst du da wieder hin? — Schweiß, das will ich nun einmal so. Wo du mir diese Lust verdirbst; wo du nicht alles sagst und thust, wie wir es abgeredet haben! — Ich

will dich schon allein mit ihm lassen; und dann  
 — — Jetzt kommt er wohl.

### Vierter Auftritt.

Paul Werner. (der in einer heißen Eizung, gleichsam im Dande, betritt) Das Fräulein.

Franciska.

Franciska. Nein, es ist mir sehr lieber  
 Bachmeister.

Das Fräulein. Lieber Bachmeister? Auf  
 wen bezieht sich dieses Lieber?

Franciska. Gnädiges Fräulein, machen Sie  
 mir den Mann nicht verwirrt. — Ihre Die-  
 nerin, Herr Bachmeister; was bringen Sie  
 uns?

Werner. (geht, ohne auf die Franciska zu achten,  
 an das Fräulein) Der Major von Tellheim läßt an  
 das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich,  
 den Bachmeister Werner, seinen unterthänigen  
 Respekt vermelden, und sagen, daß er sogleich  
 hier seyn werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Wer-



**Werner.** Ihre Gnaden werden verzeihen; wir sind, noch vor dem Schlage drei, aus dem Quartier gegangen; aber da hat ihn der Kriegszahlmeister unterwegs angeredt; und weil mit dergleichen Herren des Redens immer kein Ende ist: so gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

**Das Fräulein.** Recht wohl, Herr Wachmeister. Ich wünsche nur, daß der Kriegszahlmeister dem Major etwas angenehmes möge zu sagen haben.

**Werner.** Das haben dergleichen Herren den Officieren selten. — Haben Ihre Gnaden etwas zu befehlen? (im Begriffe wieder zu gehen)

**Franciska.** Nun, wo denn schon wieder hin, Herr Wachmeister? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

**Werner.** (lacht zur Franciska, und ernsthaft) Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es ist wider den Respekt, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

**Das Fräulein.** Ich danke für Seine Vermüdung, Herr Wachmeister. — Es ist mir lieb

gewesen, ihn leimen zu lernen. Francisca hat mir viel gutes von ihm gesagt.

(Werner macht eine letzte Verbeugung, und geht ab.)

## Fünfter Austritt.

Das Fräulein. Francisca.

Das Fräulein. Das ist dein Wachmeister, Francisca?

Francisca. Wegen des höflichen Tones habe ich nicht Zeit, dieses Dein nochmals aufzunehmen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das ist mein Wachmeister. Sie finden ihn, ohne Zweifel, ein wenig steif und hölzern. Jetzt kam er mir fast auch so vor. Aber ich merke wohl; er glaubte, vor Ihre Gnaden, auf die Parade gehen zu müssen. Und wenn die Soldaten paradiren, — ja freilich scheinen sie da mehr Drechlerpuffel, als Männer. Sie sollten ihn hingegen mit ihm und hören, wenn er sich selbst gelassen ist.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl!

Fran:

Franciska. Er wird noch auf dem Saale seyn. Darf ich nicht gehn, und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich versage dir ungerne dieses Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franciska. Du mußt bey unserer Unterredung gegenwärtig seyn. — Es fällt mir noch etwas bey. (Sie zieht ihren Ring vom Finger) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn, und gib mir des Majors seinen dafür.

Franciska. Warum das?

Das Fräulein. (indem Franciska den andern Ring bezieht) Recht weiß ich es selbst nicht; aber mich dünkt, ich sehe so etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht — Geschwind geh her! (Sie drückt ihn an) Er ist!

### Sechster Auftritt.

v. Tellheim. (in dem nämlichen Kleide, aber sonst so, wie es Franciska verlangt) Das Fräulein. Franciska.

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entschuldigen —

Das Fräulein. O, Herr Major, so gar militairisch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie sind ja da! Und ein Vergnügen erwarten, ist auch ein Vergnügen. — Ihm? (indem sie ihm lächelnd ins Gesicht sieht) lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl Kinder, gnädiges Fräulein; Kinder, die sich sperren, wo sie gelassen sollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu besuchen, — und hernach, meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie; auch das Wichtigste haben wir einander noch nicht sagen können. Ja, er trifft noch heut hier ein. Ein Zufall ist Schuld, daß ich, einen Tag früher, ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Benchfall? Ist er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verschickten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie Sich keine

Gedanken

Gedanken, Tellheim. Besorgten wir schon ehemals das stärkste Hinderniß unsrer Verbindung von seiner Seite —

v. Tellheim. Unserer Verbindung?

Das Fräulein. Er ist Ihr Freund. Er hat von zu vielen, zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu seyn. Er bekennt, den Mann von Anstalt zu kennen, den seine einzige Erbinn gewählt hat. Er kommt als Oheim, als Vermund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht gelesen? Warum haben Sie ihn nicht lesen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie schickten mir einen. Wie war es denn mit diesem Briefe, Francisca? Haben wir ihn gelesen, oder haben wir ihn nicht gelesen? Was schrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiel.

Das Fräulein. Das ist, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebe, nicht sehen zu lassen. Frey-

lich befehlt das die Ehre. Gewiß ich hätte den Brief lesen sollen. Aber was ich nicht gelesen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie sollen es hören —

Das Fräulein. Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es versteht sich von selbst. Sie könnten eines so häßlichen Striches fähig seyn, daß Sie mich nun nicht wollten? Wißt'n Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beschworen wäre? Meine Landesmänninnen würden mir Fingern auf mich weisen. — „Das ist sie, würde es heißen, das ist das Fräulein von Barnhelm, die sich einbildete, weil sie reich sey, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Mädchen für Geld zu haben wären! „So würde es heißen: denn meine Landesmänninnen sind alle neidisch auf mich. Daß ich reich bin, können sie nicht leugnen; aber davon wollen sie nichts wissen; daß ich auch sonst noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das seitens eines Mannes werth ist. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landesmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, — ah seiner Ehre

Ehre gekrönten Officier, einen Knüttel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte so was, wenn ich mich nicht irre, schon heute Vormittage. Da ist Vöses und Gutes innet einander. Lassen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabschiedet sind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment sey bloß untergesieckt worden. Wie ist es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdiensten nicht behalten?

v. Tellheim. Es ist gekommen, wie es kommen müssen. Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig; aus Pflicht nicht viel mehr; aber alles seiner eignen Ehre wegen thut. Was können sie ihm also schuldig zu seyn glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht; und am Ende ist ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie sprechen, wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen hundertmal mehr entbehrlich sind. Und niemals waren sie es mehr, als jetzt. Ich sage den Großen meinen großen

Dank, daß sie ihre Ansprüche auf einen Mann haben fahren lassen, den ich doch nur sehr ungern mit Ihnen getheilet hätte. — Ich bin ihre Verliebterin, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabschiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen lassen! — Doch Sie sind nicht bloß verabschiedet: Sie sind noch mehr. Was sind Sie noch mehr? Ein Krüppel: sagten Sie? Nun, (indem sie ihn von oben bis unten betrachtet) der Krüppel ist doch noch ziemlich ganz und gerade; scheint doch noch ziemlich gesund und stark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verlust Ihrer gesunden Gliedmaßen beteln zu gehen denken: so prophezeihe ich Ihnen voraus, daß Sie vor den wenigsten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Sckulein. Und ich höre in Ihrem Berweise nur das Liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig sein. Denn ich besinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel sind. Ein

Schluß



Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt: so ist auch das so schlimm nicht. Um so viel sicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen sagen: Aber Sie um so viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen lassen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft seyn? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger, als der Verdruß. Der Verdruß liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilet Ihre Umstände weit richtiger, als Sie selbst. Weil Sie verabschiedet sind, nehmen Sie sich an Ihrer Ehre gekränkt: weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie sich zu einem Krüppel. Ist das so recht? Ist das keine Uebertreibung? Und ist es  
meine

meine Einrichtung, daß alle Ueberreizungen des Pächterlichen so sähig sind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vornehme, daß auch dieser eben so wenig Etich halten wird. Sie werden einmal, zweymal, dreyimal Ihre Equipage verloren haben; bey dem oder jenem Banquier werden einige Capitale jezt mit schwinden; Sie werden diesen und jenen Vorschuß, den Sie im Dienste gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber sind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben ist, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweytausend Pistolen, die Sie unsern Etänden so großmüthig verschossen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief gelesen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn gelesen. Aber was ich über diesen Punkt darum gelesen, ist mir ein wahres Räthsel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen

machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern Sich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Kreutern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äuffersten Strenge baar beyzutreiben. Ich wollte mir diese Strenge ersparen, und schloß die schänd: Summe selbst vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieser That willen, ohne Sie noch gesehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechsel, und diesen wollte ich, bey Zeichnung des Friedens, unter die zu ratihabirnde Schulden eintragen lassen. Der Wechsel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum desselben streitig gemacht. Man zog spöttisch das Maul, als ich versicherte, die Paire baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Veflechung, für das Gratia! der Stände, weil ich sobald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äuffersten Nothfall zu begnügen, Vollmacht hatte. Es kam der  
Wechs

Wechsel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er sicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt; nicht durch den Abschied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie sind ernsthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, ersticken Sie dieses Lachen, Tellheim! Ich beschwöre Sie! Es ist das schreckliche Lachen des Menschenhasses! Nein, Sie sind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil sie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können diese üble Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unsrer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorsicht glauben, Tellheim, so lachen Sie so nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und lassen Sie uns das Schlimmste sehen! Wenn  
man

---

man Sie hier durchaus verkennen will; so kann man Sie bey uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellhelm. Und wenn unsere Stände die geringste Empfindung von Ehre haben, so weiß ich was sie thun müssen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie Sich ein, Tellhelm, Sie hätten die zweytausend Pistolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf sich weisend) wird Ihnen desto günstiger seyn. — Die Vorsicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer schadlos; und öfters sehen im voraus. Die That, die Sie einmal um zweytausend Pistolen bringen sollte, erwart mich Ihnen. Ohne diese That, würde ich nie begierig gewesen seyn, Sie kennen zu lernen. Sie wissen, ich kam unehin geladen in die erste Gesellschaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam blos Ihreutwegen. Ich kam in dem festen Vorsatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie schon! — in dem festen Vorsatze, Sie zu besitzen, wenn ich Sie auch so schwarz und häßlich finden sollte, als den Mohr von Venedig.

Sie

Sie sind so schwarz und häßlich nicht; auch so eifersüchtig werden Sie nicht seyn. Aber Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegsamen Männer, die mir immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre heften! für alles andere Gefühl sich verschließen! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (der indeß vertieft, und unbeweglich, mit starren Augen immer auf eine Stelle gerieben) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim. (verkennt) O ja! Aber sagen Sie mir doch, mein Fräulein, wie kam der Mohr in Venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermietete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein. (erschrocken) Wo sind Sie, Tellheim? — Nun ist es Zeit, daß wir abbrechen; — Kommen Sie! (indem Sie ihn des Armes ergreift)  
— Francisca, laß den Wagen vorsehren.

v. Tellheim. (der sich von dem Fräulein los reiht und der Francisca nachgeht) Nein, Francisca; ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, lassen Sie mir noch  
heute

heute meinen gesunden Verstand, und beurlauben Sie mich. Sie sind auf dem besten Wege, mich darum zu bringen. Ich stemme mich, so viel ich kann. — Aber weil ich noch bey Verstande bin: so hören Sie, mein Fräulein, was ich fest beschloffen habe; wovon mich nichts in der Welt abbringen soll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele ist, wenn sich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major. — Das hätten wir Ihm gleich sagen sollen, Franciska. Du erinnerst mich auch an gar nichts. — Unser Gespräch wäre ganz anders gefallen seyn, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam.

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marliniere? Wer ist das?

Franciska. Es mag ein ganz guter Mann seyn, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franciska! — Gleichfalls ein verabschiedeter Officier, der aus Holländischen Diensten —

R

v. Tell.

v. Tellheim. Ha! der Lieutenant Niccaut!  
Das Fräulein. Er versicherte, daß er Ihr  
Freund sey.

v. Tellheim. Ich versichere, daß ich seiner  
nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht  
welcher Minister, vertrauet habe, Ihre Sache sey  
dem glücklichsten Ausgange nahe. Es müsse ein  
Königliches Handschreiben an Sie unterwegs  
seyn. —

v. Tellheim. Wie kamen Niccaut und ein  
Minister zusammen? — Etwas war muß in  
meiner Sache geschehen seyn. Denn nur jetzt er-  
klärte mir der Kriegszahlmeister, daß der König  
alles niedergeschlagen habe, was wider mich urgi-  
ret worden; und daß ich mein schriftlich gegebenes  
Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis  
man mich völlig entladen habe, wieder zurück-  
nehmen könne. — Das wird es aber auch alles  
seyn. Man wird mich wollen lauffen lassen. Allein  
man irrt sich; ich werde nicht lauffen. Eher soll  
mich hier das äufferste Elend, vor den Augen  
meiner Verleumder, verzehren —

Das





Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes, wie Sie —

v. Tellheim. (wütend) Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unsers Gewissens, nicht das Zeugniß weniger Rechtschaffenen — —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre ist — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden lassen. — Ich wollte sagen: wenn man mir das Meinige so schimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenste Genugthuung geschieht; so kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht seyn. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu seyn. Das Fräulein von Barnhelm verdienet einen unbescholtenen Mann. Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. Es ist ein nich-

würdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das ist ihr Ernst, Herr Major? — (Indem sie ihm plötzlich den Rücken wendet) Franciska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (den Seite zur Franciska) Jetzt wäre es Zeit! Was rätst du mir, Franciska? —

Franciska. Ich rathe nichts. Aber freylich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellheim. (der sie zu unterbrechen kommt) Sie sind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (böhmisch) Ich? im geringsten nicht.

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein. (noch in diesem Tone) O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und sehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben so gut, daß ich nicht offenerziger gewesen bin! Vielleicht würde

würde mir Ihr Mitleid gewähret haben, was mir Ihre Liebe versagt. — (Indem sie den Ring langsam vom Finger zieht)

v. Tellheim. Was meynen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere, weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkrümen sollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (überreicht ihm den Ring) Es sey drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben?

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das bestreudet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben Sich doch wohl nicht bloß geizet?

v. Tellheim. (Indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt) Gott! So kann Minna sprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Falle nicht seyn: ich kann die Ihrige, in

keinem seyn. Ihr Unglück ist wahrscheinlich;  
meines ist gewiß — Leben Sie wohl! (wrt fort)

v. Tellheim. Wohin, liebste Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beschimpfen  
mich jetzt mit dieser vertraulichen Vereinkung.

v. Tellheim. Was ist Ihnen, mein Fräulein?  
Wohin?

Das Fräulein. Lassen Sie mich. — Meine  
Thänen vor Ihnen zu verbergen, Verräther!  
(geht ab)

### Siebenter Auftritt.

von Tellheim.      Franciska.

v. Tellheim. Ihre Thänen? Und ich sollte  
Sie lassen? (wrt ihr nach)

Franciska. (die ihn nachharr) Nicht doch,  
Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr  
Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach sie  
nicht von Unglück?

Franciska. Nun freylich; das Unglück, Sie  
zu verlieren, nachdem —

v. Tell.

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem?  
Hier hinter steckt mehr. Was ist es, Franciska?  
Rede, sprich —

Franciska. Nachdem sie, wollte ich sagen, —  
Ihnen so vieles aufgeschiefert.

v. Tellheim. Wirt aufgeschiefert?

Franciska. Hören Sie nur kurz. — Es ist  
für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf diese  
Art von ihr los gekommen sind. — Warum soll  
ich es Ihnen nicht sagen? Es kam doch länger  
kein Geheimniß bleiben. — Wie sind entflohen! —  
Der Graf von Bruchfall hat das Fräulein enterbt,  
weil sie keinen Mann von seiner Hand annehmen  
wollte. Alles verließ, alles verachtete sie hierauf.  
Was sollten wir thun? Wir entschlossen uns den  
jenigen aufzusuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug! — Komm, ich  
muß mich zu Ihren Füßen werffen.

Franciska. Was denken Sie? Gehen Sie  
vielmehr, und danken Ihrem guten Gesichte —

v. Tellheim. Elende! für wen hältst du  
mich? — Nein, liebe Franciska, der Rath kam nicht  
aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß sehen, was sie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugestoßen seyn. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen.

(geht dem Fräulein nach)

### Achter Auftritt.

von Tellheim.

Aber, Franciska! — O, ich erwdarte auch hier! — Nein, das ist dringender! — Wenn sie Ernst sieht, kann mir ihre Vergebung nicht entstehen. — Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräther! (eilend ab)

Ende des vierten Aufzugs.

## Fünfter Aufzug.

### Erster Auftritt.

(Die Scene, der Saal) v. Tellheim von der einen und Werner von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich suche dich überall. Wo steckst du?

Wern

Werner. Und ich habe Sie gesucht, Herr Major; so gehts mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten: ich brauche dein Geld. Geschwind, Werner, gib mir so viel du hast; und denn suche so viel aufzubringen, als du kannst.

Werner. Herr Major? — Nun, bey meiner armen Seele, habe ichs doch gesagt; er wird Geld von mir borgen, wenn er selber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du suchst doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, so nimmt er mirs mit der Rechten, und giebt mirs mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wenn und wie? — Das weiß Gott!

Werner. Sie wissen es also noch nicht, daß die Hofstaatskasse Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben ersuhr ich es bey —

v. Tellheim. Was plauderst du? Was lässest du dir weiß machen? Begreiffst du denn nicht, daß,

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf.  
Ich muß sehen, was sie macht. Wie leicht könnte  
ihr etwas zugestoßen seyn. — Gehen Sie! Kommen  
Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen.

(geht dem Fräulein nach)

### Achter Auftritt.

von Tellheim.

Aber, Franciska! — O, ich erwarte euch hier! —  
Nein, das ist dringender! — Wenn sie Ernst  
sieht, kann mir ihre Vergebung nicht entstehen. —  
Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein,  
Minna, ich bin kein Verräther! (etwas ab)

Ende des vierten Aufzuges.

### Fünfter Aufzug.

#### Erster Auftritt.

(Die Scene, der Saal) v. Tellheim von der einen  
und Werner von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich suche dich  
überall. Wo steckst du?

Wern



Werner. Und ich habe Sie gesucht, Herr Major; so gehts mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten; ich brauche dein Geld. Geschwind, Werner, gib mir so viel du hast; und denn suche so viel aufzubringen, als du kannst.

Werner. Herr Major? — Nun, bey meiner armen Seele, habe ichs doch gesagt; er wird Geld von mir borgen, wenn er selber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du suchst doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, so nimmt er mirs mit der Rechten, und giebt mirs mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wenn und wie? — Das weiß Gott!

Werner. Sie wissen es also noch nicht, daß die Hofstaatskasse Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bey —

v. Tellheim. Was plauderst du? Was lässest du dir weiß machen? Begreiffst du denn nicht, daß,

wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am ersten wissen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je mi, mit Freuden! hier ist was! — Das sind die hundert Louisdor, und das die hundert Dufaten. — (reicht ihm beides)

v. Tellheim. Die hundert Louisdor, Werner, geh und bringe Justen. Er soll sogleich den Ring wieder einlösen, den er heute früh verpfändet hat. — Aber wo wirst du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür lassen Sie mich sorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erst in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Stehst du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du hast sie gesehen, — ist unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen ist sie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tell

v. Tellheim Und übermorgen, geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stiche gelassen! Wer weiß, wo mir sonst ein Glück aufgehoben ist. Wenn du willst, Werner, so komm mit. Wir wollen wieder Dienste nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch was Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim. Wo sonst? — Geh, lieber Werner, wir sprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Übermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will schon alles zusammenbringen — In Persien, Herr Major, giebt's einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellheim Wir wollen das überlegen! geh nur, Werner! —

Werner. Suchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (geht ab)

## Zweiter Auftritt.

v o n T e l l h e i m.

Wie ist mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eignes Unglück  
schlug

schlug mich nieder; machte mich ärgertlich, kurz-  
sichtig, schüchtern, lässig: Ihr Unglück hebt mich  
empor, ich sehe wieder frey um mich, und fühle mich  
willig und stark, alles für sie zu unternehmen —  
Was verweile ich? (wilt nach dem Zimmer des Fräulein  
gehn, aus dem ihm Francisca entgangen kommt)

### Dritter Auftritt.

Franciska. v. Tellheim.

Franciska Sind Sie es doch? — Es war  
mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was  
wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht  
dein Fräulein? — Komm! —

Franciska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franciska. Haben Sie vergessen, Herr  
Major?

v. Tellheim. Bißt du nicht lang, Francisca?  
— Ich habe sie gereizt, und sie ward empfindlich:  
ich werde sie um Vergebung bitten, und sie wird  
mir vergeben.

Franc

---

Franciska. Wie? — Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ja! — das that ich in der Veräufung. — Jetzt denk ich erst wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingesteckt? — (Er sucht ihn). Hier ist er.

Franciska. Ist er das? (indem er ihn wieder einsteckt, den Herrn) Wenn er ihn doch genauer ansehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf, mit einer Bitterkeit — Ich habe diese Bitterkeit schon vergessen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wahren. — Aber sie wird sich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch Ihnen?

Franciska. Den erwartet sie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim (etwas verlegen). Ich habe — ihn anzustecken vergessen. — Just — Just wird mir ihn gleich nachbringen.

Franc.

Franciska. Es ist wohl einer ziemlich wie der andere; lassen Sie mich doch diesen sehen; ich sehe so was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franciska. Jetzt komm —

Franciska. (den Ersten) Er will sich durchaus nicht aus seinem Irrthume bringen lassen.

v. Tellheim. Was sagst du? Irrthume?

Franciska. Es ist ein Irrthum, sag ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie sey. Ihr eigenes Vermögen ist gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigenmächtige Rechnungen, können es ihr die Vormünder völlig zu Wasser machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieser grausame Oheim —

v. Tellheim. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Wams genug, ihr einmal alles zu erschen? —

Franciska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellheim. Ich gehe mit dir.

Franciska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten, mit Ihnen

zu sprechen. Kommen Sie wenigstens mit erst nach. — (geht hinein)

# Vierter Auftritt.

v. Tellheim.

(Ihr nachkommend) Melde mich ihr! — Sprich für mich, Francisca! — Ich folge dir sogleich! — Was werde ich ihr sagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine studierte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, sich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Verflissenheit, mir ein Glück vorzuspiegeln, das sie durch mich verloren hat. Dieses Misstrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth, vor ihr selbst zu entschuldigen, vor ihr selbst — Vor mir ist es schon entschuldigt! — Ha! hier kommt sie. —

# Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Francisca.

v. Tellheim.

Das Fräulein. (Im Herantreten, als ob sie den Maler nicht gewahrt würde) Der Wagen ist doch vor

vor der Thüre, Franciska? — Keinen Fächer! —

v. Tellheim. (auf sie zu) Behin, mein Fräulein?

Das Fräulein. (mit einer affecteden Stimme) Aus, Herr Major. — Ich erbathe, warum Sie Sich nochmals her bemühet haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie mir die Ehre, ihn der Frau Franciska einzuhändigen. — Franciska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (will fort)

v. Tellheim. (der ihr vortritt) Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war so vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franciska? Du hast dem Herrn Major —

Franciska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich, in den Augen der Welt, viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch diesen Verlust gewonnen.



nen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzunachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn vors erste verbergen. Ich beschwere mich nicht über dieses Mißtrauen. Es entsprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieses Verlangen ist mein Stolz! Sie fanden mich selbst unglücklich; und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaus setzen würde.

**Das Fräulein.** Alles recht gut, Herr Major! Aber es ist mir einmal geschehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlassen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

**v. Tellheim.** In nichts gewilliget! — Nicht mehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie sind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (steht den Ring herank) Hier, empfangen Sie es zum zweytemale, das Unterspfand meiner Treue —

**Das Fräulein.** Ich diesen Ring wiedernehmen? diesen Ring?

**v. Tellheim.** Ja, liebste Minna, ja!

!

Das

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu?  
diesen Ring?

v. Tellheim. Diesen Ring nahmen Sie das  
erstmal aus meiner Hand, als unser beider Um-  
stände einander gleich, und glücklich waren. Sie  
sind nicht mehr glücklich, aber wiederum einan-  
der gleich. Gleichheit ist immer das festeste Band  
der Liebe. — Erlauben Sie, liebste Minna! —  
(ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzustreken)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr  
Major? — Nein, da ist keine Gewalt in der  
Welt, die mich zwingen soll, diesen Ring wieder  
anzunehmen! — — Wovon Sie etwa, daß es  
mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie sehen ja  
wohl, (auf ihren Ring zeigend) daß ich hier noch ei-  
nen habe, der Ihnen nicht das Geringste nach-  
gibt? —

Franciska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellheim. (indem er die Hand des Fräuleins  
sehen laßt) Was ist das? — Ich sehe das Fräu-  
lein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. —  
Sie hören sich, mein Fräulein. — Betrogen  
Sie, daß ich Ihnen dieses Wort nachtrauche.

Das Fräulein. (in ihrem wahren Tone) Hat Sie dieses Wort beleidiget, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir noch gethan.

Das Fräulein. (erschrocken) Das sollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ja, dieser vertrauliche Ton sagt mir, daß Sie wieder zu Sich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Wilma. —

Franciska. (begeistert) Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein. (gebieterisch) Ohne dich in unser Spiel zu mengen, Franciska, wenn ich bitten darf! —

Franciska. (des Eifers und Betrüßens) Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr; es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhnisch zu stellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben so wahrhaft zu finden, als Sie selbst sind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ohngeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebste Minna, nicht weiter! (ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuheften)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurück zieht) Dem obgeachtet, — um so vielmehr werde ich dieses nimmermehr geschehen lassen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meynte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglück genug. — Sie müssen hier bleiben; Sie müssen Sich die allervollständigste Verungeltung — ertragen. Ich weiß in der Geschwindigkeit kein and'ers Wort. — ertragen, — und sollte Sie auch das äußerste Elend, vor den Augen Ihrer Verleumder, darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht ich, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Aergerniß und verbissene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst, in dem vollsten Glanze des Glücks, konnte sich darinn nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreuet, und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet.

hnet. Der Trieb der Selbsterhaltung erwacht, da ich etwas Kostbarers zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Lassen Sie Sich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unschuldigen Ursache unsers Unglücks, können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin diese Ursache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Auerwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müssen Sie alles dieses wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigsten Ihres Geschlechts auf meiner Seele. Lassen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich selbst hassen müßte. — Nein, nichts soll mich hier länger halten. Von diesem Augenblicke an, will ich dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts als Verachtung entgegen sehen. Ist dieses Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienste wird man mir verwelgern? Und müßte ich sie unter dem entsetztesten Himmel suchen; folgen Sie mir nur getrost, liebste Minna; es soll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterstützt. —



## Sechster Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das  
Fräulein. Francisca.

Francisca. (indem sie den Feldjäger gewahr wird)  
Et! Herr Major —

v. Tellheim. (gegen den Feldjäger) Zu wem  
wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich suche den Herrn Major  
von Tellheim. — Ah, Sie sind es ja selbst.  
Wein Herr Major, dieses Königl. Handschrei-  
ben (das er aus seiner Tasche nimmt) habe ich an  
Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Infolge der Aufsehrst —

Das Fräulein. Francisca, hörst du? — Der  
Chorleiter hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger. (indem Tellheim den Brief nimmt)  
Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie  
hätten es bereits gestern erhalten sollen; aber es  
ist mir nicht möglich gewesen, Sie anzusuchen.  
Erst heute, auf der Parade, habe ich Ihre Be-  
nennung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Franc

Franciska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das ist des Chevaliers Kintpler. — „Wie heißen „der Minister, da drans auf die breite Platz?.. —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe sehr verbunden.

Der Feldjäger. Es ist meine Schuldigkeit. Herr Major. (geht ab)

### Siebender Auftritt.

von Tellheim. Das Fräulein.

Franciska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was ist dieses Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde so weit zu erstrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schicksal noch von dem Ihrigen? — Aber warum steh ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, lieber Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (erbricht und liest den Brief, indem sich der Vorhang an die Scene schließend löst)



## Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (sehn die Francisca) O! mein schönes Kind! auf ein Wort!

Franciska. (die sich ihm nähert) Herr Wirth? — Gewiß, wir wissen selbst noch nicht, was in dem Briefe steht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wissen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß nur ihn gleich wiedergeben. Just ist da, er soll ihn wieder einlösen.

Das Fräulein. (die sich indeß gleichfalls dem Wirth genähert) Sagen Sie Justen nur, daß er schon eingelöst sey; und sagen Sie ihm nur von wem; von mir.

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch! (der Wirth geht ab)

## Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Francisca.

Franciska. Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie es mit dem armen Major gut seyn.

Das



Das Fräulein. O, über die Vorbitterin! Als ob der Knoten sich nicht von selbst bald lösen müßte.

v. Tellheim. (nachdem er gelesen, mit der lebhaftesten Ausrufung) Ha! er hat sich auch hier nicht verleugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeits! — Welche Gnade! — Das ist mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles ist wiederhergestellt! — Ich träume doch nicht? (indem er weiter in den Brief liest, als um sich nochmals zu überzeugen) Mein, kein Verdienst meiner Wünsche! — Lesen Sie selbst, mein Fräulein; lesen Sie selbst!

Das Fräulein. Ich bin nicht so unbescheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbescheiden? Der Brief ist an mich; an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müssen ihn lesen; lesen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, Herr Major — (Sie nimmt den Brief und liest)

„Mein lieber Major von Tellheim!

„Ich thue Euch zu wissen, daß der Handel, der mich um Eure Ehre besorgt

„machte, sich zu Eurem Vortheil aufgestellt  
 „hat. Mein Bruder war des Nähern da,  
 „von unterrichtet, und sein Zeugniß hat  
 „Euch für mehr als unschuldig erklärt. Die  
 „Hofstaatskasse hat Ortre, Euch den bewuß-  
 „ten Wechsel wieder auszuliefern, und die  
 „gethanen Vorschüsse zu bezahlen; auch habe  
 „ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegs-  
 „Kassen wider Eure Rechnungen utziren,  
 „niedergeschlagen werde. Wisset mir, ob  
 „Euch Eure Gesundheit erlaubet, wieder  
 „Dienste zu nehmen. Ich möchte nicht gern  
 „einen Mann von Eurer Tugend und  
 „Denkungsart entbehren. Ich bin Euer  
 „wohlaffectionirter König &c.

v. Tellheim. Nun, was sagen Sie hierzu,  
 mein Fräulein?

Das Fräulein. (indem sie den Brief wieder zu-  
 sammenfaltet, und zurücksetzt.) Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König,  
 der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter  
 Mann

Mann sein mag. — Aber was geht mich das an? Er ist nicht mein König.

v. Tellheim. Und sonst sagen Sie nichts? Nichts von Rücksicht auf uns selbst?

Das Fräulein. Sie treten wieder in seine Diensle; der Herr Major wird Oberlieutenant, Oberster vielleicht. Ich gratulire von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie können mich nicht besser? — Nein, da mir das Glück soviel zurückgibt, als genug ist, die Wünsche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, soll es einzig von meiner Wille abhängen, ob ich sonst noch jemanden wieder zugehören soll, als Ihr. Ihrem Dienste allein sey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienste der Großen sind gefährlich, und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten. Wille ist keine von den Eiteln, die in ihren Mänteln nichts als den Titel und die Ehrenstelle lieben. Sie wird mich um mich selbst lieben; und ich werde um sie die ganze Welt vergessen. Ich ward Soldat, aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Eitelkeit, daß es für jeden ehrlichen Mann

Mann gut sey, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heiße, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu seyn. Der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, unschliefbar werden; der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde mich das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen, und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da soll jeder unsrer Tage — Was ist Ihnen, mein Fräulein? (die sich unmerklich zu ihm beugend, und ihre Axtung zu verbergen sucht)

Das Fräulein. (sch lachend) Sie sind sehr grausam, Tellheim, mir ein Glück so reichend darzu-

zu

zustellen, dem ich entsagen muß. Mein Verlust —

v. Tellheim. Ihr Verlust? — Was nennen Sie Ihren Verlust? Alles, was Minna verlieren konnte, ist nicht Minna. Sie sind noch das süßeste, lieblichste, heiligste, beste Geschöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unschuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigensinn — Desto besser! desto besser! Minna wäre sonst ein Engel, den ich mit Schandern verkehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (erreißt ihre Hand, sie zu fassen)

Das Fräulein. (die ihre Hand wieder zieht) Nicht so, mein Herr! — Wie auf einmal so verändert? — Ist dieser schmeichelnde, stürmische Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte um kein wiederkehrendes Glück ihn in dieses Feuer setzen? — Er erlaube mir, daß ich, bey seiner stiegenden Hitze, für uns beide Ueberlegung behalte. — Als er selbst überlegen konnte, hörte ich ihn sagen; es sey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. — Nicht; aber ich bestrebe mich einer eben so reinen  
und

und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da sich ein großer Monarch um ihn bemühet, sollte ich zugeben, daß er sich verliebten Träumereien mit mir überlasse? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schächer ansarte? — Mein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres bessern Schicksals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reizender ist, Minna, — wohl! so behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armselig ist diese große Welt; — Sie kennen sie nur erst von ihrer Klitterseite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es sey! Bis dahin, wohl! Es soll Ihren Vollkommenheiten nicht an Verwundern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Weidern gebrechen.

Das Fräulein. Mein, Tellheim, so ist es nicht gemeint! Ich weiße Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbescholtene Gattin! Ein Sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tell.

v. Tellheim. (aufstehend und wild um sich lebend)

Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß jemand anders dieses gesagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen sein.

Das Fräulein. Nun da! Das eben besorge ich. Sie würden nicht die geringste Spötterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bittersten einzunehmen haben. — Kurz; hören Sie also, Tellheim, was ich fest beschloss'n, wovon mich nichts in der Welt abbringen soll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beschreibe Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, das Sie mir das Urtheil über Leben und Tod sprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen nehmlichen Ring zurückgenommen: so gewiß soll die unglückliche Barnheim die Gattin des glücklichen Tellheims nie werden!

v. Tell-

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit ist allein das feste Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünschte, nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte sich endlich überreden lassen, das Unglück ihres Freundes durch sich, es sey zu vermehren, oder zu lindern — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieser Brief ankam, der alle Gleichheit zwischen uns wieder aufhebt, wie sehr zum Scheln ich mich mir noch weigerte.

v. Tellheim. Ist das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen mir den unglücklichen Tellheim? Er ist zu haben. (ton) Ich empfinde eben, daß es mir unanständig ist, diese späte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es besser seyn wird, wenn ich das, was man durch einen so schimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wiederverlange. — Ja; ich will den Brief nicht bekommen haben. Das sey alles, was ich darauf antworte und thue! (im Begriffe, ihn zu zerreißen)

Das



Das Fräulein. (das ihm in die Hände greift) Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie besitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er ist unfehlbar zerissen, wenn Sie nicht bald Sich anders erklären. — Aber dann wollen wir doch sehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in diesem Tone? — So soll ich, so muß ich in meinen eignen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es ist eine nichtswürdige Kreatur, die sich nicht schämet, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falsch, grundfalsch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigene Rede in meinem Munde zu scheitern?

v. Tellheim. Sophismus! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch alles, was dem Stärkern nicht ansteht? So soll sich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemet? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie Sich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schuld seyn, wenn ich schon die Ehre des Iheiligen anschlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfordert. Ich habe mich bey unserm Gefandten melden lassen. Er will mich noch heute sprechen. Hoffentlich wird er sich meiner annehmen. Die Zeit verfliehet. Erlauben Sie, Herr Major. —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; lassen Sie mich —

v. Tellheim. Eher soll Ihr Schatten Sie verlassen! Kommen Sie mit, mein Fräulein, wohin Sie wollen; zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzehlen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzehlen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grausamen Eigensinne Sie diese Bande trennen wollen —

Zehn:

Zehnter Auftritt.

Iust. Die Vorigen.

Iust. (mit Ungestüm) Herr Major! Herr Major!

v. Tellheim. Nun?

Iust. Kommen Sie doch geschwind, geschwind!

v. Tellheim. Was soll ich? Zu mir her! Sprech, was ist's?

Iust. Hören Sie mir — (redet ihm heimlich ins Ohr)

Das Fräulein. (indem von Erster zur Francisca) Wirst du was, Francisca?

Francisca. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier gestanden, wie auf Kohlen!

v. Tellheim. (zu Josten) Was sagst du? — Das ist nicht möglich! — Sie? (indem er das Fräulein mit anblickt) — Sag es laut; sag es Ihr ins Gesicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Iust. Der Wirth sagt, das Fräulein von Barnheim habe den Ring, welchen ich bey ihm

verseht, zu sich genommen; sie habe ihn für den ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Ist das wahr, mein Fräulein? —  
Nein, das kann nicht wahr seyn!

Das Fräulein. (lachend) Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr seyn?

v. Tellheim. (besta) Nun, so sey es wahr! —  
Welch schreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! Nun erkenne ich Sie, die Falsche, die Ungetreue!

Das Fräulein. (erschrocken) Wer? wer ist diese Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergessen Sie meinen Namen!  
— Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es ist klar! — Daß der Zufall so gern dem Treulosen zu Statten kommt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Arglist wußte mir den meinigen zuzuschauen.

Das

Das Fräulein. Tellheim, was für Vespertier sehen Sie! Lassen Sie Sich doch, und hören Sie mich.

Franciska. (vor sich) Nun mag sie es haben!

### Fünftes Auftritt.

Werner (mit einem Beutel Geld) v. Tellheim.

Das Fräulein. Franciska. Just.

Werner. Hier bin ich schon, Herr Major! —

v. Tellheim. (ohne ihn anzusehen) Wer verlangt dich? —

Werner. Hier ist Geld! tausend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will sie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal so viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte dein Geld!

Werner. Es ist ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie sehen nicht, mit wem Sie sprechen?

v. Tellheim. Weg damit! sag ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte ist Verstellung; alle  
Dienstfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie du willst!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl  
vollzogen, —

v. Tellheim. So vollziehe auch den, und  
packe dich!

Werner. Herr Major! (zornig) Ich bin  
ein Mensch —

v. Tellheim. Da bist du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle ist noch das beste,  
was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellheim. Wie vielmal soll ich dir es  
sagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner. (zornig) Nun so brauch es, wer da  
will! (Indem er ihm den Beutel vor die Nase hält, und  
den Seite geht)

Das Fräulein. (zur Francisca) Ah, liebe  
Francisca, ich hätte dir folgen sollen. Ich habe  
den

den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — (auf ihn wartend)

**Franciska.** (die, ohne dem Gedulein zu antworten, sich Wernern nähert) Herr Rachtmeister! —

**Werner.** (mürrisch) Geh Sie! —

**Franciska.** Hu! was sind das für Männer!

**Das Gedulein.** Tellheim! — Tellheim! (der vor Wuth an den Fingern wacket, das Gesicht rothwendet, und nichts hört) — Nein, das ist zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen Sich! — Ein bloßes Mißverständnis, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen solchen Verdacht fassen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

## Zwölfter Auftritt.

Zwey Bediente, nach einander, von verschiedenen Seiten über den Saal laufend. Die Vorigen.

**Der eine Bediente.** Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf! —

**Der andere Bediente.** Er kommt, gnädiges Fräulein! —

Franciska. (die aus Fenster gelaufen) Er ist es!  
er ist es!

Das Fräulein. Ist ers? — O nun geschwind, Tellheim —

v. Tellheim. (auf einmal zu sich selbst kommend)  
Wer? wer kommt? Ihr Oheim, Fräulein?  
dieser grausame Oheim? Lassen Sie ihn nur kommen;  
lassen Sie ihn nur kommen! — Fürchten  
Sie nichts! Er soll Sie mit keinem Blicke beleidigen  
dürfen! Er hat es mit mir zu thun. —  
Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geschwind umarmen Sie  
mich, Tellheim, und vergessen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie  
es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen,  
mir den Anblick Ihres ganzen Herzens  
verschafft zu haben! — Ah, was sind Sie für ein  
Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre  
glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher,  
als durch Sie! (Sie fällt ihm in die Arme) Und nun,  
ihm entgegen! —

v. Tellheim. Wem entgegen?

Das



Das Fräulein. Dem besten Ihrer unbekann-  
ten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Onkel,  
meinem Vater, Ihrem Vater — — Meine Flucht,  
sein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn  
nicht, daß alles erdichtet ist? Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? Aber der Ring?  
der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring,  
den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? —  
O, so bin ich glücklich! — Hier Wilma! —  
(Ihn bezeugend)

Das Fräulein. So beschen Sie ihn doch erst!  
— O über die Blinden, die nicht sehen wol-  
len! — Welcher Ring ist es denn? Den ich von  
Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Ist es  
denn nicht eben der, den ich in den Händen des  
Wirths nicht lassen wollen?

v. Tellheim. Gott! was seh ich? was hör ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder neh-  
men? soll ich? — Geben Sie her, geben Sie

her! (reißt ihn ihm aus der Hand, und steckt ihn ihm selbst an den Finger) Nun? ist alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — (über Hand rüttelnd)  
O boshafter Engel! — mich so zu quälen!

Das Fräulein. Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellheim. O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen sollen!

Franciska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Komödiantin verborben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zu halten müssen.

Das Fräulein. Leicht ist mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber so kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängstlich ist mir! So erwacht man plötzlich aus einem schreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn schon.

Dreys

### Dreizehnter Auftritt.

Der Graf v. Bruchsal, von verschiedenen Bedienten und dem Wirthe begrüßt. Die Vorigen.

Der Graf. *(hin hereintritt)* Sie ist doch glücklich angelangt? —

Das Fräulein. *(die ihm entgegen tritt)* Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! *(se unarmend)* Aber was, Mädchen? *(indem er den Tellheim gewahr wird)* Vier und zwanzig Stunden erst hier, und schon Bekanntschaft, und schon Gesellschaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es ist? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer sonst, als er? — Kommen Sie, Tellheim! *(den dem Grafen zutretend)*

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie gesehen; aber bey dem ersten Anblicke glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünschte, daß Sie es seyn möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre

Ihre Freundschaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebet Sie —

Das Fräulein. Das wissen Sie, mein Vater! — Und ist sie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna; deine Liebe ist nicht blind; aber dein Liebhaber — ist stumm.

v. Tellheim (sich ihm in die Arme werfend) Lassen Sie mich zu mir selbst kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn Dein Mund nicht plaudern kann, so kann Dein Herz doch reden. — Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe, (auf Tellheims Uniform weisend) eben nicht gut. Doch Sie sind ein ehelicher Mann, Tellheim; und ein ehelicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hinderts, daß ich nicht alles erfahre? — Wo sind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihre Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der

Der Graf. Komm Anna! Kommen Sie, Herr Major! (geht mit dem Wirtbe und den Bedienten ab)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit diesem Manne! (gegen Werner sich wendend)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Francisca, nicht wahr? (dem Grafen nach)

# Vierzehnter Auftritt.

von Tellheim. Werner. Just.  
Francisca.

v. Tellheim. (auf den Beutelweisend, den Werner weggeworfen) Hier, Just! — hebe den Beutel auf, und trage ihn nach Hause. Geh! — (Just damit ab)

Werner. (der noch immer mürrisch im Winkel gestanden, und an nichts Zeit zu nehmen geschienen; indem er das hört) Ja, nun!

v. Tell.

**v. Tellheim.** (vertraulich, auf ihn zugehend) Werner, wann kann ich die andern tausend Pistolen haben?

**Werner.** (auf einmal wieder in seiner guten Laune) Morgen, Herr Major, morgen. —

**v. Tellheim.** Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeister seyn. Euch gutherzigen Leuten sollte man allen einen Vormund setzen. Ihr seyd eine Art Verschwender. — Ich habe dich vorhin erröthet, Werner! —

**Werner.** Bey meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch so ein Tölpel nicht seyn sollen. Nun seh ichs wohl. Ich verdiente hundert Fuchtel. Lassen Sie mir sie auch schon geben; nur weiter keinen Stroll, lieber Major! —

**v. Tellheim.** Stroll? — (ihm die Hand drückend) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles sagen kann. — Ha! wer ein besseres Mädchen, und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich sehen! — Francisca, nicht wahr? — (geht ab)

Sinf.

## Fünfzehnter Auftritt.

Werner. Francisca.

Franciska. (vor sich) Ja gewiß, es ist ein gar zu guter Mann! — So ei er kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (schüchtern und verschämte sich Werner nähernd) Herr Wachmeister! —

Werner. (er sich die Augen wischt) Du? —

Franciska. Herr Wachmeister —

Werner. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Franciska. Seh er mich einmal an, Herr Wachmeister. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franciska. So seh Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie schon zu viel angesehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da seh ich Sie ja! Was giebt's denn?

Franciska. Herr Wachmeister — — braucht Er keine Frau Wachmeisterin?

Werner. Ist das Ihr Ernst, Frauenzimmerchen?

Franciska.

Franciska. Mein völliger!

Werner. Föge Sie wohl auch mit nach Persien?

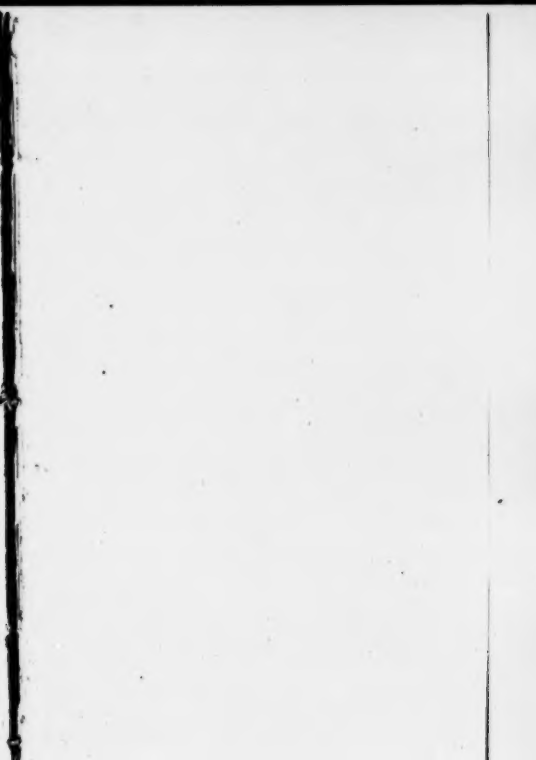
Franciska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigstens ein eben so gutes Mädchen, und einen eben so redlichen Freund, als Sie! — Geb Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr ist Sie Frau Generalin, oder Wittwe!

Ende der Minna von Barnhelm,  
oder des Soldatenglücks.







*Videl.*

# Emilia Galotti.

Ein Trauerspiel  
in  
fünf Aufzügen.

Von  
Gotthold Ephraim Lessing.



---

Berlin

bey Christian Friedrich Voss, 1773.

## Personen.

Emilia Galotti.

Odoardo und } Galotti. Aeltern der Emilia.  
Claudia }

Settore Gonzaga. Prinz von Guastalla.

Marinelli. Kammerherr des Prinzen.

Camillo Rosa. Einer von des Prinzen  
Räthen.

Conti. Maler.

Graf Appiani.

Gräfinn Orsina.

Angelo, und einige Bediente.



## Erster Aufzug.

(Die Scene, ein Kabinett des Prinzen.)

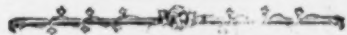
---

### Erster Auftritt.

Der Prinz, an einem Arbeitstische, voller ~~Papiere~~  
schaften und Papiere, deren einige er  
durchläuft.



Klagen, nichts als Klagen! Vitschriften,  
nichts als Vitschriften! — Die trau-  
rigen Geschäfte; und man beneidet  
uns noch! — Das glaub ich, wenn wir allen  
helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. —  
Emilia? (indem er noch eine von den Vitschriften auf-  
schlägt, und nach dem unterschriebenen Namen sieht.)  
Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi —



nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will sie, diese Emilia Druneschi? (er liest) Viel gefodert; sehr viel. — Doch sie heißt Emilia. Gewähret! (er unterschreibt und klingelt; worauf ein Kammerdiener hereintritt.) Es ist wol noch keiner von den Mäthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen ist so schön. Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen (der Kammerdiener geht ab) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmal muß eine arme Druneschi, Emilia helfen: — weg ist meine Ruhe, und alles! —

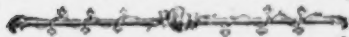
Der Kammerd. (welcher wieder herein tritt.) Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier, ein Brief von der Gräfinn Orsina.

Der Prinz. Der Orsina? Legt ihn hin.

Der Kammerd. Ihr Käufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort senden; wehn es einer bedarf. — Wo ist sie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der



Der Kammerd. Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Desto schlimmer. — besser; wolle ich sagen. So braucht der Kaiser um so weniger zuworten. (Der Kammerdiener geht ab) Meine theure Gräfinn! (Hilff, indem er den Brief in die Hand nimmt) So gut, als gelesen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja; ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann seyn, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerd. (Der nochmals herein tritt)

Der Vater Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn herein kommen. — Das wird mir andere Verdanken in den Kopf bringen. — (Geht auf.)

## Zweyter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Conti. Prinz, die Kunst geht nach Brode.



Der Prinz. Das muß sie nicht; das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kan ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meyne nicht vieles; sondern viel: ein Weniges; aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Porträt, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen: aber wohl es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfinn Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum malen. Die Gräfinn hat, seit drey

Wo



Monathen, gerade Einmal sich entschließen können, zu sehen.

Der Prinz. Wo sind die Stühle?

Conti. In dem Berzimmer: ich hole sie,

### Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild, ist sie doch nicht selber. — Und vielleicht sind' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wiederfinden. — Der beschwerliche Vater! Ich glaube gar, sie hat ihn bestochen. — War' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Jahren, auf einem andern Grund gemalt ist, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Warlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglich, oder nicht behäglich: ich bin so besser.



### Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti, mit den Gemälden, wo  
 von er das eine verwandt gegen einen  
 Stahl lehnet.

Conti. (indem er das andre herzu stellt.) Ich  
 bitte, Prinz, daß Sie die Gränzen unserer Kunst  
 erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichsten  
 der Schönheit liegt ganz außer den Gränzen der  
 Kunst. — Können Sie so! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung.) Vor-  
 trefflich, Conti; — ganz vorzüglich! — Das  
 gilt Ihrer Kunst, Ihrem Pinsel. — Aber ge-  
 schmeichelt, Conti; ganz unendlich geschmeichelt!

Conti. Das Original schien dieser Meinung  
 nicht zu seyn. Auch ist es in der That nicht mehr  
 geschmeichelt, als die Kunst schmeln muß. Die  
 Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur; —  
 wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den  
 Abfall, welchen der widerstrebende Stoff un-  
 vermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem  
 die Zeit dagegen an kämpfet.

Der Prinz. Der denkende Künstler ist noch  
 sind so viel werth. — Aber das Original, so  
 Sie, fand dem ungetrübter —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Ori-  
 ginal ist eine Person, die meine Ehrerbietung  
 fodert. Ich habe nichts nachtheiliges von ihr  
 äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! —  
 Und was sagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, sagte die Gräfinn,  
 wenn ich nicht häßlicher aussehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das  
 wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene sagte sie das, —  
 von der freilich dieses ihr Bild keine Spur, kein  
 neu Verdacht zeigt.

Der Prinz. Das meine ich ja; das ist es  
 eben, worinn ich die unendliche Schmeicheley  
 finde. — O! ich kenne sie, jene stolze höhnische  
 Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstel-  
 len würde! — Ich leugne nicht, daß ein schöner  
 Mund, der sich ein wenig spöttisch verzieht, nicht  
 selten um so viel schöner ist. Aber, wohl gemerkt,

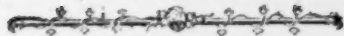


ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Vermaße gehen, wie bey dieser Gräfinn. Und Augen müssen über den wollüstigen Specter die Aufsicht führen, — Augen, wie sie die gute Gräfinn nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Wilde hat.

Conti. Guldiger Herr, ich bin äußerst betroffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunst aus den großen, hervorragenden, stieren, starren Reflexionen der Gräfinn gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, sag' ich? — Nicht so redlich, wäre redlicher. Denn sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Wilde wohl der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Steh haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anseh zu trübfinniger Schwärmercy in sanfte Schwermuth verwandelt.

Conti. (etwas ängstlich) Ah, mein Prinz, — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm findet, als warm er es bestellte. Wir malen mit Augen der Liebe: und



und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Ja nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monath früher damit? — Sehen Sie weg. — Was ist das andere Stück?

Conti, (indem er es holt, und noch verkehrt in der Hand hält.) Auch ein weibliches Porträtt.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht sehen. Denn dem Ideal hier, (mit dem Finger auf die Steine) — oder vielmehr hier, (mit dem Finger auf das Herz) kömmt es doch nicht bey. — Ich wünschte, Conti, Ihre Kunst in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunst giebt es; aber sicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenstand, als diesen.

Der Prinz. So weit' ich, Conti, daß es des Künstlers eigene Gebietherin ist. — (indem der Maler das Bild umwendet) Was seh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantasie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen diesen Engel?

Der



Der Prinz. (Indem er sich zu fassen sucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden.) So halb! — um sie eben wieder zu kennen. — Es ist einige Wochen her, als ich sie mit ihrer Mutter in einer Begghia traf. — Nachher ist sie mir nur an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen sich weniger ziemet. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir seine Tochter. —

Der Prinz. Bey Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen! (noch immer die Augen auf das Bild geheftet.) O, Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk kein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieses noch sehr unzufrieden mit mir gelassen. — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst. — Ha! daß wir nicht unmittlbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege,

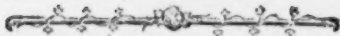
Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz, und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. — Oder nennen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden? Meynen Sie, Prinz?

Der Prinz. (Indem er nur eben von dem Bilde wegsieht.) Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderen! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe solche Seelen, und solche Augen.

Der Prinz. (mit einer erzwungenen Räthe.) Also, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unserer Stadt?

Conti.



Conti. Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unserer Stadt? — Sie spotten meiner, Prinz. Oder Sie sahen, die ganze Zeit, eben so wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen *weis* der auf das Bild gerichtet) wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir geseffen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Busch, dieser ganze Bau, sind, von der Zeit an, mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderung selbst, worin sie geseffen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Kopie —

Der Prinz. (der sich schnell gegen ihn lehrt) Nun, Conti? ist doch nicht schon versagt?

Conti.





Conti. Ist für Sie, Prinz; wenn Sie Geschmack daran finden.

Der Prinz. Geschmack! — (zweimal) Dieses Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich besser thun, als es auch zu dem meinsten zu machen? — Dort, jenes Porträtt nehmen Sie nur wieder mit, — einen Rahmen darum zu bestellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So schön, so reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es soll in der Gallerie aufgestellt werden. — Aber dieses bleibt hier. Mit einem Studio macht man so viel Umstände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen; sondern hat es gern bey der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht sehr. — Und wie gesagt; in meinem Gebälge soll die Kunst nicht nach Prodt gehen; — bis ich selbst keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeister, und lassen Sie, auf Ihre Quittung, für beyde Porträtte sich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie so, noch etwas anders begehren wollen, als die Kunst.

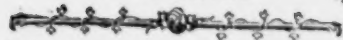
Der Prinz. O des eifersüchtigen Künstlers! Nicht doch! -- Hören Sie, Conti; so viel Sie wollen.

(Conti geht ab.)

### Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — (gegen das Bild) Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! schönes Werk der Kunst, ist es wahr, daß ich dich besitze? — Wer dich auch besäße, schönes Meisterstück der Natur! — Was Sie dafür wollen, eheliche Mutter! Was du willst, alter Murrkopf! Fordre nur! Fordert nur! — Am liebsten kaust' ich dich, Zauberinn, von dir selbst! — Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! Dieser Mund! und wenn er sich zum reden öffnet! wenn er lächelt! Dieser Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidisch. (indem er das Bild gegen die Wand drehet.) Es wird Marimelli seyn. Halt' ich



Ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnte ich haben!

## Sechster Auftritt.

Marinelli.      Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines so frühen Besuchs nicht gewöhnt.

Der Prinz. Ich bekam Lust, anzufahren. Der Morgen war so schön. — Aber nun ist er ja wohl verstrichen; und die Lust ist mir vergangen. — (nach einem kurzen Stillstehen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfinn Ursina ist gestern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch schon ihr guter Morgen, (auf ihren Brief zeigend) oder was es sonst seyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben sie gesprochen?

Marinelli. Bin ich, leider, nicht ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer

B

Dame



Dame werde, der es einräumt, Sie in gutem Ernst zu lieben, Prinz: so — —

Der Prinz. Nichts verschworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könn' es doch kommen? — O! so mag die Gräfinn auch so Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, sehr Unrecht!

Meine nahe Vermählung mit der Prinzessin von Mailand, will durchaus, daß ich alle dergleichen Sündel fürs erste abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: so müßte freylich Ursina sich in ihr Schicksal eben so wohl zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Der Prinz. Das unstreitig härter ist, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteresse. Ihres darf sie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verschenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfinn: wenn ~~es~~ weiter nichts, als eine Gemahlinn ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführt? Neben so einer Gemahlinn steht die Geliebte noch  
immer

immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlinn fürchtet sie aufgeschert zu seyn, sondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Sollten Sie mir durchaus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrinn, deren Wert ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern, wahrlich, hat sie mich sonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche, entfuhr ihr eine Wendung, eine Pezichung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge: und wiederum die lächerlichsten Possen mit der alleraufrigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Der Prinz. So wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat,



das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurück zu bringen? — Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wäre sie es, früher oder später, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr. — Wen etwas andern! — Gehet denn gar nichts vor, in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — ist nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich soll ja noch hören, daß er versprochen ist.

Marinelli. Die Sache ist sehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufsehens das von zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber so geht es den Empfindsamen! Die Liebe spielt ihnen immer die schlimmsten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang, hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunkte von Tugend und Gefühl und Wit, — und was weiß ich?



Der Prinz. Wer sich den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht, so ganz überlassen darf; — ich dünkte, der wäre eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bey alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben so wenig als er Sie — bey alle dem ist er doch ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu spät ist. — Denn so viel ich höre, ist sein Plan gar nicht, bey Hofe sein Glück zu machen. — Er will mit seiner Gebietherinn nach seinen Thälern von Piemont: — Gemsen zu jagen, auf den Alpen; und Wurmesthiere abzurichten. — Was kann er besseres thun? Hier ist es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der ersten Häuser ist ihm von nun an verschlossen — —



Der Prinz. Mit euren ersten Häufern! — In welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht selten die Dürftigkeit herrscht. — Aber so nennen Sie mir sie doch, der er dieses so große Opfer bringt.

Marinelli. Es ist eine gewisse Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? eine gewisse —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nicht mehr!

Marinelli. Zuverlässig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, sag ich; das ist nicht, das kann nicht seyn. — Sie irren sich in dem Namen. — Das Geschlecht der Galotti ist groß. — Eine Galotti kann es seyn: aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie sagten ohnedem, eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen —

Marinelli. Sie sind außer sich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn diese Emilia?

Der



Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Obersten Galotti, bey Cabilonetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wehnet?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Unfern der Kirche Allerheiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Porträtte springt, und es dem Marinelli in die Hand giebt) Da! — Diese?! Diese Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die“, noch einmal, und stoß mir den Dolch ins Herz.

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Heuter! — Diese? — Die se Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfinn Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand, und wirft es bey Seite.) Die Trauung geschieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bey Cabilonetta. Gegen Mittag fahren Mutter und

Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz. (die sich voll Beweißung in einen Stuhl wirft.) So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was ist Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. (der gegen ihn wieder aufspringt.) Verräther! — was mir ist? — Nun ja ich liebe sie; ich bete sie an. Mögt ihr es doch wissen! mögt ihr es doch längst gewußt haben, alle ihr, denen ich der tolln Orsina schimpfliche Kesseln lieber ewig tragen sollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie so oft mich Ihrer innigsten Freundschaft versicherten — O ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, so treulos, so hämißch mir bis auf diesen Augenblick die Gefahr verhölen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das verzeihe, — so werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen

men lesen — Ihnen mein Erstaunen zu bezeugen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur dann gegen Schwur: Wenn ich von dieser Liebe das geringste gewußt, das geringste vermuthet habe; so möge weder Engel noch Heiliger von mir wissen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orsina schwören. Ihr Verdacht schweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er sich ihm in die Arme wirft) und betauern Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht ihrer Zurückhaltung! — „Fürsten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Ursache, wenn dem so ist? — Weil Sie keinen haben wollen. — Heute beehren sie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimsten Wünsche mit, schließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen sind wir ihnen wieder so fremd, als hätten sie nie ein Wort mit uns gewechselt.

Der Prinz. Ach! Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte?

Marinelli. Und also wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Qual gestanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe ist vergebens gewesen, sie ein zweytmal zu sprechen. —

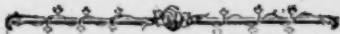
Marinelli. Und das erstemal —

Der Prinz. Sprach ich sie — O, ich komme von Sinnen! Und ich soll Ihnen noch lange erzählen? — Sie sehen mich einen Naub der Welten: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? ist da viel zu retten? — Was Sie versäumt haben, gnädiget Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfinn Arpiani. Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweyten: — und solche Waaren nicht selten aus der zweyten um so viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernsthaft, Marinelli, ernsthaft, oder —

Marinelli. Freylich, auch um so viel schlechter — —



Der Prinz. Sie werden unverschämmt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, so müßte man auf et was anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebster, bester Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

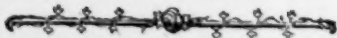
Marinelli. Vor allen Dingen, eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit ansehen; — und mir sagen, daß ich nicht vergebens seyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch absehe. — Heute sagen Sie? schon heute?

Marinelli. Erst heute — soll es geschehen. Und nur geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. — (nach einer kurzen Uebertönung) Wollen Sie mir frey Hand lassen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was diesen Streich abwenden kann.

Mark



Marinelli. So lassen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo. Der Weg nach Sablonetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: so denk' ich — Doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Gesandten nach Massa schicken? Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte seyn; mit dem Bedinge, daß er noch heute abreiset. — Versprechen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich sogleich in den Wagen.

(Fortwühl geht ab.)

## Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

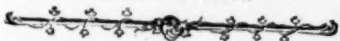
Sogleich! sogleich! — Wo blieb es? — (Noch dem Porträte umsehend) Auf der Erde? das war zu arg! (indem er es ansieht) Doch betrachten? betrachte



betrachten mag ich dich fürs erste nicht mehr. — Warum sollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? (Sitzt er bey Seite) — Geschmachtet, geseufzet hab' ich lange genug, — länger als ich gesollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bey einem Haar' alles verloren! — Und wenn nun doch alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausgerichtet? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlassen? Es fällt mir ein, — um diese Stunde, (nach der Uhr sehend) um diese nemliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bey den Dominikanern die Messe zu hören. — Wie, wenn ich sie da zu sprechen suchte? — Doch heute, heut' an ihrem Hochzeitstage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Messe. — Indes, wer weiß? — Es ist ein Gang. — (er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tische hastig zusammen rafft, tritt der Kammerdiener herein) Laßt vorsehren! — Ist noch keiner von den Rådhen da?

Der Kammerd. Camillo Nota.

Der Prinz. Er soll herein kommen. (Der Kammerdiener geht ab) Nur aufhalten muß er mich nicht wollen.



wollen. Dasmal nicht! — Ich stehe gern seinen Bedenklichkeiten ein andermal um so viel länger zu Diensten. — Da war ja noch die Bittschrift einer Emilia Bruneschi — (sie suchend) Die ist's. — Aber, gute Bruneschi, wo deine Vorgesetzte herinn — —

### Achter Auftritt.

Camillo Nota, Schriften in der Hand.

Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Nota, kommen Sie. — Hier ist, was ich diesen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröseliches! — Sie werden von selbst sehen, was darauf zu versügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Nota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch ist hier keine Bittschrift einer Emilia Galotti: Bruneschi will ich sagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar schon begeben schreiben. Aber doch — die Sache ist keine Kleinigkeit — Lassen Sie die Ausfertigung noch anstehen. — Oder auch nicht anstehen: wie Sie wollen.

Camillo





Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was ist sonst? Etwas zu unterschreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geschwind.

Camillo Rota. (Aufs und den Prinzen starr ansehend) Ein Todesurtheil, sagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. Es könnte schon geschehen seyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota. (sein Schriften nachsehend) Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! —

Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anstand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zusammen: ich muß fort — Morgen, Rota, ein Mehreres!  
(geht ab)

Camillo Rota. (den Kopf schüttelnd, indem er die Papiere zu sich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hab' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen,

sen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche Recht gern!

## Zweiter. Aufzug.

(Die Scene, ein Saal in dem Hause der Galotti.)

### Erster Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia. (Im Herankreten zu Pirro, der von der andern Seite hereintritt) Wer sprengte da in den Hof?

Pirro. Unser Herr, gnädige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Ist es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (ihm entgegen eilend) Ach! mein Vater! —

Zwey.



Zweyter Auftritt.

Odoardo Galotti, und die Vorigen

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! —  
Nicht wahr, das heißt überraschen?

Claudia. Und auf die angenehmste Art! —  
Wenn es anders nur eine Uebereilung seyn soll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbesorgt. —  
Das Glück des heutigen Tages weckte mich so  
früh; der Morgen war so schön; der Weg ist so  
kurz; ich vermuthete euch hier so geschäftig —  
Wie leicht vergessen Sie etwas: siel mir ein. —  
Mit einem Worte: ich komme, und sehe, und  
lehre sogleich wieder zurück. — Wo ist Emilia?  
Unstreitig beschäftigt mit dem Puße? —

Claudia. Ihrer Seele! — Sie ist in der  
Messe. — Ich habe heute, mehr als jeden an-  
dern Tag, Gnade von oben zu ersuchen, sagte sie,  
und ließ alles liegen, und nahm ihren Ehrener,  
und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

E

Odoar.



Odoardo. Einer ist genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Vester; und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen, und, wann Sie wollen, eine Erfrischung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meynest, Claudia. — Aber sie sollte nicht allein gegangen seyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Besuche auf heute zu verbieten.

### Dritter Auftritt.

Pirro, und bald darauf Angelo.

Pirro. Die sich nur aus Neugierde melden lassen. — Was bin ich seit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kommt da?

Angelo. (noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, dessen über das Gesicht gezogte, den Hitz in die Scene) Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (indem Angelo vollends hervortritt, und den Mantel auseinander schlägt.) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo.



Angelo. Wie du siehst. — Ich bin lange herum um das Haus herumgegangen, dich zu sprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du magst es, wieder ans Licht zu kommen? — Du bist seit deiner letzten Wortschat vogelfrey erklärt; auf deinen Kopf steht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirst verdienen wollen? —

Pirro. Was willst du? Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? (Ihm einen Beutel mit Silber reichend) — Nimm! Es gehöret dir!

Pirro. Mir?

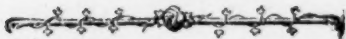
Angelo. Hast du vergessen? Der Deutsche, dein voriger Herr, —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns, auf dein Wege nach Pisa, in die Falle führtest —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Silbe, uns auch einen kostbaren Ring zu hinterlassen. — Weißt du nicht? — Er war zu kostbar, der Ring, als daß



Wir ihn sogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich ist mir es damit gelungen. Ich habe hundert Pistolen dafür erhalten: und das ist dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts — behalt' alles.

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel ist, wie hoch du deinen Kopf sell trágst — (als ob er den Beutel wieder einstecken wollte).

Pirro. So gieb mir! (nimmt ihn) — Und was nützt? Denn daß du bloß deswegen ~~nicht~~ aufgesucht haben solltest — —

Angelo. Das kommt dir nicht so recht glaublich vor? — Halunke! Was denkst du von uns? — daß wir fähig sind, jemand seinen Verdienst vorzuenthalten? Das mag unter den so genannten ehrlichen Leuten Mode seyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — (er geht ab, er gehen wollte, und kehrt wieder um) Eins ~~noch~~ ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti so ganz allein in die Stadt gesprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spazierritt. Seine Tochter wird, heut' Abend, auf dem Gute, von dem er herkommt, dem Graßen Ar-

fanti

pient angetrauer. Er kann die Zeit nicht erwarten —

**Angelo.** Und reitet bald wieder hinaus?

**Pirro.** So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verziehest. — Aber du hast doch keinen Anschlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er ist ein Mann —

**Angelo.** Kenn' ich ihn nicht? Hab' ich nicht unter ihm gedienet? — Wenn darum bey ihm nur viel zu holen — wäre Wenn? fahren die junge Leute nach?

**Pirro.** Gegen Mittag.

**Angelo.** Mit viel Begleitung?

**Pirro.** In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein Paar Freunde kommen aus Cabinetta als Zeugen.

**Angelo.** Und Bediente?

**Pirro.** Nur zwey; außer mir, der ich zu Pferde voraus reiten soll.

**Angelo.** Das ist gut. — Noch eins: wessen ist die Equipage? Ist es eure? oder des Grafen?

**Pirro.** Des Grafen.



Angelo. Schlimm! Da ist noch ein Vorrath  
ter, außer einem handfesten Kutscher. Doch! —

Pirro. Ich ersinne. Aber was willst du? —

Das Vllschen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird schwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Traut selbst!

**Pirro.** Und auch bey diesem Verbrechen soll ich kein Mitschuldiger seyn?

Angelo. Du reitest voraus. Reite doch, reite!  
und kehre dich an nichts!

**Pirro.** Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willst den Gewissenhaften spielen. — Dursche! ich denke, du kennst mich. — Wo du plauderst! Wo sich ein einziger Umstand anders findet, als du mir ihn angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels  
willen! —

Angelo. Du, was du nicht lassen kannst!

(geht ab.)

**Pirro.** Ha! Laß dich den Teufel bey Einem Haare fassen; und du bist sein auf ewig? Ich Unglücklicher!

**Bier.**





Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo!  
Es würde sie schmerzen, deines Anblicks so zu  
verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bey dem Grafen  
noch einsprechen. Kaum kann ichs erwarten, die-  
sen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nen-  
nen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem  
der Entschluß, in seinen väterlichen Thättern sich  
selbst zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich  
hieran gedenke. — So ganz sollen wir sie ver-  
lieren, diese einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennst du, sie verlieren? Sie  
in den Armen der Liebe zu wissen? Vermenge dein  
Vergnügen an ihr, nicht mit ihrem Glück. — Du  
müdestest meinen alten Argwohn erneuern: — daß  
es nicht das Geräusch und die Zerstreuung der Welt,  
mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwen-  
digkeit, unserer Tochter eine anständige Erziehung

zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch so herzlich liebet.

*Claudia.* Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für diese Stadt, für diese Nähe des Hofes sprechen, die deiner strengen Tugend so verhaßt sind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zusammen bringen, was für einander geschaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand sie.

*Odoardo.* Das räum' ich ein. Aber, gute *Claudia*, hattest du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieser Stadterziehung so abgelaufen! Laß uns nicht weise seyn wollen, wo wir nichts, als glücklich gewesen! Gut, daß es so damit abgelaufen! — Nun haben sie sich gefunden, die für einander bestimmt waren: nun laß sie ziehen, wohin Unschuld und Ruhe sie rufen. — Was sollte der Graf hier? Sich bücken, schmeicheln und kriechen, und die *Marinellis* auszustechen suchen? um endlich ein Glück zu machen, dessen er nicht bedarf? um eyde-  
lich

lich einer Ehre gewürdiget zu werden, die für ihn keine wäre? Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach, und will mich da wieder aufsehen. (Pirro geht ab.) — Warum soll der Graf hier dienen, wenn er dort selbst befehlen kann? — Dazu bedenkst du nicht, Claudia, daß durch unsere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verderbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger, als du besorgest.

Odoardo. Besorgest! Ich besorg' auch so was!

Claudia. Denn hab' ich dir schon gesagt, daß der Prinz unsere Tochter gesehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Beeghia, bey dem Kanzler Grimaldi, die er mit seiner Gegenwart beehrte. Er bezeugte sich gegen sie so gnädig. —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt sich mit ihr so lange — —

Odoardo. Unterhielt sich mit ihr?



Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witz so bezaubert — —

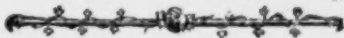
Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit so vielen Lobeserhebungen gesprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzählst du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! eitle, thörichte Mutter!

Claudia. Wie so?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das ist so abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — Das gerade wäre der Ort, wo ich am edellichsten zu verwunden bin! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke setzt mich in Wut. — Du hättest mir das sogleich sollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern etwas unangenehmes sagen. Und ich würde, (indem er ihn den des Hand greift) wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!



## Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders sie diesen Namen verdient. — Alles scheint ihr verdächtig, alles strafbar! — Oder, wenn das die Menschen kennen heißt: — wer sollte sich wünschen, sie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er ist des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, so ist es einzig, um ihn zu beschimpfen? —

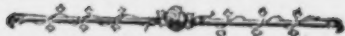
## Sechster Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia. (Ärztet in einer ängstlichen Verwirrung ihre ein) Wohl mir! wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit. Oder ist er mir gar gefolgt? (Indem sie den Schloßer zurück weist und ihre Mutter erblickt) Ist er, meine Mutter? ist er? — Nein, dem Himmel sey Dank!

Claudia. Was ist dir, meine Tochter? was ist dir?

Emilia.



Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickest so wild um dich? Und zitterst an jedem Stede?

Emilia. Was hab' ich hören müssen? Und wo, wo hab' ich es hören müssen?

Claudia. Ich habe dich in der Kirche gesehen —

Emilia. Eben da! Was ist dem Laster Kirch' und Altar? — Ach, meine Mutter! (Ach ihr in die Arme werfend)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach' meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stätte, so schlimmes begegnet seyn?

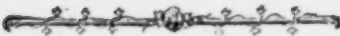
Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünstiger seyn sollen, als heute; nie ist sie weniger gewesen, was sie seyn sollte.

Claudia. Wir sind Menschen, Emilia. Die Gabe zu beten ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten.

Emilia. Und sündigen wollen, auch sündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. — Aber daß fremde



des Laster uns, wider unsern Willen, zu Mitschuldigen machen kann!

Claudia. Fasse dich! — Sammle deine Gedanken, so viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geschehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich! — weiter von dem Altare, als ich sonst pflege, — denn ich kam zu spät — auf meine Knie gelassen. Eben stieg ich an, mein Herz zu erheben: als dacht hinter mir etwas seinen Platz nahm. So dacht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — so gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner stören möchte. — Andacht! das war das schlimmste, was ich besorgte. — Aber es währte nicht lange, so hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Weinen Namen! — O daß laute Donner mich ver, hindert hätten, mehr zu hören! — Es sprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieser Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders



andere mache — sein Unglück auf immer entschelde. — Es beschwor mich — hören mußte ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte ihm, als ob ich es nicht hörte. — Was konnte ich sonst? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen; und wann auch, wann auch auf immer! — Das that ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit, mich wieder zu erheben. Das heilige Amt gieng zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der sich den Frevler erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; raten Sie — Ich glaubte in die Erde zu sinken — Ihn selbst.

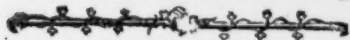
Claudia. Wen, ihn selbst?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O gesegnet sey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia





Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hättest hören lassen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hät' er an mir strafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben so wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha, du kennest deinen Vater nicht! In seinem Zorne hät' er den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechselt. In seiner Eut hät' ich ihm geschrieben, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorhersehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkanntest — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warest, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdienet.

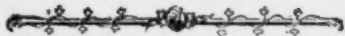
Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweyten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz die nach —

Emilia.

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bey der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußte ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbeygehenden zu aufmerksam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er sprach; und ich hab' ihm geantwortet. Aber was er sprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bey, so ist es gut, so will ich es Ihnen sagen, meine Mutter. Jetzt weiß ich von dem allen nichts. Meine Stune hatten mich verlassen. — Umsonst denk' ich nach, wie ich von ihm weg, und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erst auf der Straße wieder; und höre ihn hinter mir herkommen; und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf steigen — —

Claudia. Die Furcht hat ihren besondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergessen, mit welcher Gehehrde du hereinstürztest. — Nein, so weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte!



wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen! — Indes, sey ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet ist. Auch wird es noch weniger Folgen haben, als ein Traum. Du entgehst heute mit eins allen Nachstellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willst du für nichts, und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wann er es auch ist nicht würde: wisse, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirkt, darum kein minder gefährliches Gift ist. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Den Liebhaber könnt' es sogar schmeicheln, einem so wichtigen Nebenwerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — so wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geschöpf. Dein gutes Gestirn behüte dich vor dieser Erfahrung.

Emilia. Sie wissen, meine Mutter, wie gern ich Ihren bessern Einsichten mich in allem unterwerfe. — Aber, wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht, früh oder spät, seine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (mit einem tiefen Athemzuge) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernnes, furchtsames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabey nehmen können, und würde mir eben so wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht sagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigener gesunder Verstand sagte. Und ich wußte, er würde dir es sagen, sobald du wieder zu dir selbst gekommen. — Der Prinz ist galant. Du bist die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine



Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeicheley zur Verheerung; ein Einsall zum Wunsche; ein Wunsch zum Versatze. Nichts klingt in dieser Sprache wie Alles: und Alles ist in ihr so viel als Nichts.

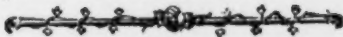
Emilia. O meine Mutter! — so müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkeimen! — Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel, als tugendhaft, halten. — Huy! daß er da selbst kommt! Es ist sein Gang.

### Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani. (tritt eilfertig, mit vor sich hingeschlagenen Augen herein, und kömmt näher, ohne sie zu erblicken; die Emilia ihm entgegen springt.) Ah, meine Theuerste! — Ich war mit Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünschte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feyerlich? so ernsthaft? — Ist dieser Tag keiner freudigern Aufwallung werth?



Appiani. Er ist mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber schwanger mit so viel Glückseligkeit für mich, — mag es wohl diese Glückseligkeit selbst seyn, die mich so ernst, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, so feyerlich macht. — (Indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem launigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz seyn wird! — Wie glücklich bist du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unsere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben habe ich mich aus seinen Armen gerissen: — oder vielmehr er, sich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muster aller männlichen Tugend! Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart! Wie ist mein Entschluß immer gut, immer edel zu seyn, lebendiger, als wenn ich ihn sehe — wenn ich ihn mir denke. Und womit sonst, als mit der Erfüllung dieses Entschlusses kann ich mich der Ehre würdig machen,

seyn



sein Sohn zu heißen; — der Ihrige zu seyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn seine Emilia, für diesen augenblicklichen Besuch, zu sehr erschüttert, zu sehr sich seiner ganzen Seele bemächtigt hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Braut-  
schmucke beschäftigt zu finden: und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichsten Verwunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben; und die nicht stolz auf ihre Frömmigkeit ist.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun, und das andere nicht lassen! — Nun ist es hohe Zeit; nun mach', Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen sie doch nicht so, Herr Graf, so wie sie da ist, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erst gewahr. — Wer kann Sie sehen, Emilia, und



auch auf Ihren Fuß achten? — Und warum nicht so, so wie sie da ist?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht so; nicht ganz so. Aber auch nicht viel prächtiger; nicht viel. — Husch, husch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geschmeide, dem letzten Geschenke Ihrer verschwenderischen Großmuth! Nichts, gar nichts, was sich nur zu solchem Geschmeide schicke! — Ich könnte Ihnen gram seyn, diesem Geschmeide, wenn es nicht vor Ihnen wäre. — Denn dreymal hat mir von ihm geträumet —

Claudia. Nun! davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandelt. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! Die Bedeutung ist träumerischer, als der Traum. — Warest du nicht von je her eine größere Liebhaberinn von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freylich, meine Mutter, freylich —



Appiani. (nachdenkend und schwermüthig) Bedeuten Thränen — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wehl; ich sollte mich schämen. — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern gestimmt ist —

Emilia. Warum hiß sie das auch? — Und was meinen Sie, das ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie sah ich, als ich Ihnen zuerst gefiel? — Wissen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich sehe Sie in Gedanken nie anders, als so; und sehe Sie so, auch wenn ich Sie nicht so sehe.

Emilia. Also, ein Kleid von der nehmlichen Farbe, von dem nehmlichen Schnitte; fliegend und frey —

Appiani. Vortreflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In seinem eignen braunen Glanze; in Locken, wie sie die Natur schlug —

Emilia. Die Rose darum nicht zu vergessen! Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich stehe so vor Ihnen da!



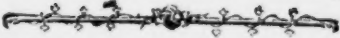
### Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani (indem er ihr mit einer niedergeschlagenen Miene nachsieht.) Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld! — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger, sich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emilien's Beobachtung, Herr Graf, war so schnell, als richtig. Sie sind heut' ernster als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünsche, — sollt' es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel ihrer Wünsche gewesen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es ist wahr; ich bin heut' ungewöhnlich trübe und finster. — Nur sehen Sie, gnädige Frau; — noch Einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen seyn, ist im Grunde eines. — Alles was ich sehe, alles was ich höre, alles was ichräume, prediget mir seit gestern und ehegestern diese



diese Wahrheit. Dieser Eine Gedanke fetter sich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was ist das? Ich versteh' es nicht. —

**Claudia.** Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

**Appiani.** Eines kommt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Freunde, über mich selbst —

**Claudia.** Wie so?

**Appiani.** Meine Freunde verlangen schlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heyrath ein Wort sagen soll, ehe ich sie vollziehe. Sie geben mir zu, ich sey es nicht schuldig: aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin schwach genug gewesen, es ihnen zu versprechen. Eben wollt' ich noch bey ihm vorsprechen.

**Claudia.** (Angst.) Vey dem Prinzen?



## Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli,  
und die Borigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marchese Marinelli hält vor dem Hause, und erkundiget sich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier ist er schon. *(Stoß ihm die Thüre auf und geht ab.)*

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hause, und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geschäft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es ist in einigen Minuten geschehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will.

*(macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)*

## Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appi-



Appiani. Was ist zu seinem Befehle?

Marinelli. Ich bin stolz, der Ueberbringer einer so vorzüglichen Gnade zu seyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen seiner ergebensten Freunde in mir verkennen will — —

Appiani. Ohne weitere Verrede; wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß sogleich an den Herzog von Massa, in Angelegenheit seiner Vermählung mit dessen Prinzessin Tochter, einen Bevollmächtigten senden. Er war lange unschlüssig; wen er dazu ernennen sollte. Endlich ist seine Wahl, Herr Graf auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das, — wenn die Freundschaft ruhmredig seyn darf. — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie setzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe schon längst nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Mar:



Marinelli. Ich bin versichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch diese so eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug seyn sollte: so ist freylich meine Freundschaft zu voreilig gewesen.

Appiani. Freundschaft und Freundschaft, um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marchese Marinelli Freundschaft hätte ich mir nie erdunen lassen. —

Marinelli. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, mein unverzeihliches Unrecht, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, Ihr Freund seyn wollen. — Bey dem allen: was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre, bleiben, was sie sind: und ich zweifle nicht, Sie werden sie mit Begierd' ergreifen.

Appiani. (nach einiger Ueberlegung) Allerdings.

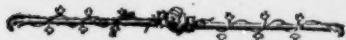
Marinelli. Nun so kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli. Nach Vofsato, zu dem Prinzen. — Es liegt schon alles fertig; und Sie müssen noch heut' abreisen.

Appiani. Was sagen sie? — Noch heute?

Maris



**Marinelli.** Lieber noch in dieser nehmlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache ist von der äußersten Eil.

**Appiani.** In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugebracht, verbitten muß.

**Marinelli.** Wie?

**Appiani.** Ich kann heute nicht abreisen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

**Marinelli.** Sie scherzen, Herr Graf.

**Appiani.** Mit Ihnen?

**Marinelli.** Unvergleichlich! Wenn der Scherz den Prinzen gilt, so ist er um so viel lustiger. — Sie können nicht?

**Appiani.** Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz selbst meine Entschuldigung wird gelten lassen.

**Marinelli.** Die bin ich begierig, zu hören.

**Appiani.** O, eine Kleinigkeit! — Ehen Sie; ich soll noch heut' eine Frau nehmen.

**Marinelli.** Nun? und dann?

**Appi**



Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage ist auch verzweifelt naiv.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf, daß sich Hochzeiten aufschieben lassen. — Ich glaube freylich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient ist. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dünkt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man sich selber wählt, ist unser Herr so eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingtern Gehorsam schuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an seinen Hof als ein Freywilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen: aber nicht sein Sklave werden. Ich bin der Vasall eines größern Herrn —

Marinelli. Größer oder kleiner: Herr ist Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber stritte! — Genug, sagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir leid thut, seine Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben  
heut





heut' eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

**Marinelli.** Wollen Sie ihm nicht zugleich wissen lassen, mit wem?

**Appiani.** Mit Emilia Galotti.

**Marinelli.** Der Tochter aus diesem Hause?

**Appiani.** Aus diesem Hause.

**Marinelli.** hm! hm!

**Appiani.** Was beliebt?

**Marinelli.** Ich sollte meynen, daß es senach um so weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszusetzen.

**Appiani.** Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

**Marinelli.** Die guten Aeltern werden es so genau nicht nehmen.

**Appiani.** Die guten Aeltern?

**Marinelli.** Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

**Appiani.** Ja wohl gewiß? — Sie sind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

**Marinelli.** Mit das, Graf?

**Appiani.** Warum nicht?

**Mari.**



**Marinelli.** Himmel und Hölle! — Wir werden uns sprechen.

**Appiani.** Pah! Schamisch ist der Affe; aber —

**Marinelli.** Tod und Verdammniß! — Graf, ich bedere Genugthuung.

**Appiani.** Das versteht sich.

**Marinelli.** Und würde sie gleich iht nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

**Appiani.** Gutherzlgcs Ding! Nicht doch! (indem er ihn bei der Hand ergreift) Nach Massa freylich mag ich mich heute nicht schicken lassen: aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

**Marinelli.** (der sich löst, und abgeht) Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

## Filfter Auftritt.

**Appiani. Claudia Galotti.**

**Appiani.** Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut ist in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und besser.

**Claudia.**



Claudia. (eilig und besorgt) Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Wortwechsel gehört. — Ihr Gesicht glühet. Was ist vor-  
gefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienst erwiesen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um so viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin sogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig seyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

(Er geht herein und er fort.)





### Dritter Aufzug.

(Die Scene, ein Vorsaal auf dem Lustschlosse des Prinzen.)

#### Erster Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umsonst; er schlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und so bleibt es dabey? So geht es vor sich? So wird Emilia noch heute die seinige?

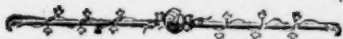
Marinelli. Allem Ansehen nach.

Der Prinz. Ich versprach mir von Ihrem Einfall so viel! — Wer weiß, wie albern Sie sich dabey genommen. — Wenn der Rath eines Thorren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheuter Mann ausführen. Das hålt' ich bedenken sollen.

Marinelli. Da find' ich mich schon belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben darüßer in die Schanze schlagen wollte. — Als ich sahe,



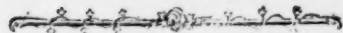
sah, daß weder Ernst noch Evert den Grafen bewegen konnte, seine Liebe der Ehre nachzusetzen: versuche' ich es, ihn in Harnisch zu jagen. Ich sagte ihm Dinge, über die er sich vergaß. Er stieß Beleidigungen gegen mich aus: und ich forderte Genugthuung, — und forderte sie gleich auf der Stelle. — Ich dachte so: entweder er mich; oder ich ihn. Ich ihn: so ist das Geld ganz unser. Oder er mich: nun, wenn auch; so muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigstens Zeit.

**Der Prinz.** Das hätten Sie gethan, Marinelli?

**Marinelli.** Ha! man sollt' es voraus wissen, wenn man so thöricht bereit ist, sich für die Großen aufzuopfern — man sollt' es voraus wissen, wie erkenntlich sie seyn würden —

**Der Prinz.** Und der Graf? — Er stehet in dem Ause, sich so etwas nicht zweymal sagen zu lassen.

**Marinelli.** Nachdem es fällt, ohne Zweifel. — Wer kann es ihm verdenken? — Er versetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigeres



zu thun habe, als sich mit mir den Hals zu brechen. Und so beschied er mich auf die ersten acht Tage nach der Hochzeit.

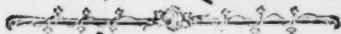
**Der Prinz.** Mit Emilia Galotti! Der Gedanke macht mich rasend! — Darauf ließen Sie es gut seyn, und giengen: — und kommen und pralen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geschlagen; sich mir aufgeopfert —

**Marinelli.** Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, das ich weiter hätte thun sollen?

**Der Prinz.** Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

**Marinelli.** Und lassen Sie doch hören, gnädiger Herr, was Sie für sich selbst gethan haben. — Sie waren so glücklich, sie noch in der Kirche zu sprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

**Der Prinz.** (schmeichelt) Neugierde zur Gnüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es gleng alles nach Wunsch. — Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen, mein allzubienstfertiger Freund!



Freund! — Sie kam meinem Verlangen, mehr als halbes Weges, entgegen. Ich hätte sie nur gleich mitnehmen dürfen. (kalt und befehlend) Nun wissen Sie, was Sie wissen wollen; — und können gehn!

Marinelli. Und können gehn! — Ja, ja; das ist das Ende vom Liede! und würd' es seyn, gesetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche versuchen. — Das Unmögliche sag' ich? — So unmöglich wär' es nun wohl nicht: aber kühn. — Wenn wir die Braut in unserer Gewalt hätten: so stünd' ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden sollte.

Der Prinz. En! wofür der Mann nicht alles stehen will! Nun dürst' ich ihm nur noch ein Kommando von meiner Leibwache geben, und er legte sich an der Landstraße damit in Hinterhalt, und siele selbst funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mir anbrachte.

Marinelli. Es ist eher ein Mädchen mit Gewalt entführt werden, ohne daß es einer gewaltsamen Entführung ähnlich gesehen.



Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten: so würden Sie nicht erst lange das von schwätzen.

Marinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht stehen sollen. — Es könnten sich Unglücksfälle dabey ereignen —

Der Prinz. Und es ist meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten lasse, wofür sie nicht können!

Marinelli. Also, gnädiger Herr — (man hört von weitem einen Schuß) Ha! was war das? — Höre ich recht? — Hören Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen!

Der Prinz. Was ist das? was giebt's?

Marinelli. Was meynen Sie wohl? — Wiß wann ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So sagen Sie doch —

Marinelli. Kurz: wovon ich gesprochen, geschieht.

Der Prinz. Ist es möglich?

Maris





**Marinelli.** Nur vergessen Sie nicht, Prinz, weisen Sie mich eben versichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

**Der Prinz.** Aber die Anstalten sind doch so —

**Marinelli.** Als sie nur immer seyn können! — Die Ausführung ist Leuten anvertrauet, auf die ich mich verlassen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbey. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichsam, um ihn zu plündern. Und ein anderer Theil, wobey einer von meinen Bedienten ist, wird aus dem Thiergarten gestürzt seyn; den Angefallenen gleichsam zur Hülfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, soll mein Bedienter Emllien ergreifen, als ob er sie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So ist die Abrede. — Was sagen Sie nun, Prinz?

**Der Prinz.** Sie überraschen mich auf eine sonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (*Marinelli zieht an das Fenster*) Wornach sehen Sie?



**Marinelli.** Dahinaus muß es seyn! —  
 Recht! — und eine Wasse kömmt bereits um die  
 Plante gesprengt; — ohne Zweifel, mir den Er-  
 folg zu berichten! — Entfernen Sie sich, gnädig-  
 ger Herr.

**Der Prinz.** Ah, Marinelli —

**Marinelli.** Nun? Nicht wahr, nun hab' ich zu viel gethan; und verhin zu wenig?

**Der Prinz.** Das nicht. Aber ich sehe bey  
 alle dem nicht ab — —

**Marinelli.** Abschn? — Lieber alles mit  
 eins! — Geschwind entfernen Sie sich. — Die  
 Wasse muß Sie nicht sehen.

(Der Prinz geht ab.)

## Zweyter Auftritt.

**Marinelli, und bald darauf Angelo.**

**Marinelli.** (Der wieder nach dem Fenster geht.)  
 Dort fährt der Wagen langsam nach der Stadt  
 zurück. — So langsam? Und in jedem Schlage  
 ein Bedienter? — Das sind Anzeigen, die mir  
 nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb  
 gelungen ist; — daß man einen Verwundeten ge-  
 mache



mächlich zurückführet, — und keinen Todten. — Die Maske steigt ab. — Es ist Angelo selbst! Der Tollbreiste! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß seiner Sache gewiß seyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Massa wollten, und nun noch einen weitem Weg müssen! — Wer hatte Sie die Asien so kennen gelehrt? (Indem er nach der Thüre zugeht) Ja wohl sind sie hämisch. — Nun Angelo?

Angelo. (der die Maske abgenommen) Passen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß sie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es sonst ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie steht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, so! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht so ganz unbereitet.

Marinelli. Geschwind sage mir, was Du mir zu sagen hast! — Ist er todt?

Angelo. Es thut mir leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für Dein mitleidiges Herz! (gibt ihm einen Beutel mit Gold.)

E s

Angelo.



Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müssen.

Marinelli. So? Verlust auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen! um den ehrlichen Jungen! Ob mir sein Tod schon das (indem er den Beutel in der Hand wiegt) um ein Viertel verbessert. Denn ich bin sein Erbe; weil ich ihn gerächt habe. Das ist so unser Gesetz: ein so gutes, meyn' ich, als für Treu und Freundschaft je gemacht worden. Dieser Nicolo, Herr Kammerers Herr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt' ich auch wieder den Grafen! — Er stürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutsche kam: so steh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder heraus kommt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß ist, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundschaft verlieren, wenn es nicht gewiß ist! — Haben Sie noch was zu befehlen? denn mein Weg ist der weiteste: wir wollen heute noch über die Gränze.

Marinelli.



**Marinelli.** So geh.

**Angelo.** Wenn wieder was vorfällt, Herr  
Kammerherr, — Sie wissen, wo ich zu erfragen  
bin. Was sich ein andrer zu thun getrauet, wird  
für mich auch keine Hererey seyn. Und billiger  
bin ich, als jeder andere. *(geht ab.)*

**Marinelli.** Gut das! — Aber doch nicht  
so recht gut. — Pfuw, Angelo! so ein Knicker zu  
seyn! Einen zweyten Schuß wäre er ja wohl noch  
werth gewesen. — Und wie er sich vielleicht nun  
martern muß, der arme Graf! — Pfuw, Angelo!  
Das heißt sein Handwerk sehr grausam treiben; —  
und verpfuschen. — Aber davon muß der Prinz  
noch nichts wissen. Er muß erst selbst finden, wie  
zuträglich ihm dieser Tod ist. — Dieser Tod! —  
Was gäb' ich um die Gewißheit!

### Dritter Auftritt.

**Der Prinz. Marinelli.**

**Der Prinz.** Dort kommt sie, die Allerherr-  
auf. Sie eilet vor dem Bedienten her. Die  
Furcht, wie es scheint, besüßelt ihre Züge. Sie  
muß



muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt sich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

**Marinelli.** So haben wir sie doch fürs erste.

**Der Prinz.** Und wird die Mutter sie nicht auffuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was sind wir alsdann weiter? Wie kann ich sie ihnen vorenthalten?

**Marinelli.** Auf das alles weiß ich freylich noch nichts zu antworten. Aber wir müssen sehen. Gedulden Sie sich, gnädiger Herr. Der erste Schritt mußte doch gethan seyn. —

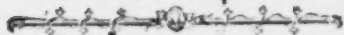
**Der Prinz.** Wozu? wenn wir ihn zu thun müssen.

**Marinelli.** Vielleicht müssen wir nicht. — Da sind tausend Dinge, auf die sich weiter fußen läßt. — Und vergessen Sie denn das Vernehmste?

**Der Prinz.** Was kann ich vergessen, woran ich sicher noch nicht gedacht habe? — Das Vernehmste? was ist das?

**Marinelli.** Die Kunst zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie schadet.

**Der**

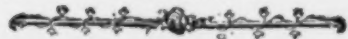


**Der Prinz.** Nicht fehlet? Außer, wo er sie gerade am nöthigsten brauchte. — Ich habe von dieser Kunst schon heut' einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleyen und Verheerungen kommt' ich ihr auch nicht ein Wort anzuressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil höret. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit, und schloß mit einer Bitte um Vergeltung. Kaum getran' ich mir, sie wieder anzureden. — Bey ihrem Eintritt wenigstens wag' ich es nicht zu seyn. Sie, Marinelli, müssen sie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft; und kommen, wenn ich mich mehr gesammelt habe.

### Vierter Auftritt.

**Marinelli,** und bald darauf dessen Bedienter **Fabrizia** mit **Emilien**.

**Marinelli.** Wenn sie ihn nicht selbst stürzen gesehen — Und das muß sie wohl nicht; da sie so fortgeeilet — Sie kommt. Auch ich will nicht  
das



das erste seyn, was ihr hier in die Augen fällt.  
(er zieht sich in einen Winkel des Saales zurück.)

**Battista.** Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

**Emilia.** (außer Athem) Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund; — ich dank' ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? — Und so ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

**Battista.** Ich vermurthe.

**Emilia.** Er vermurhet? Er weiß es nicht? Er sah' sie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geschossen? —

**Battista.** Geschossen? — Das wäre! —

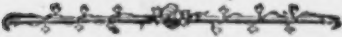
**Emilia.** Ganz gewiß! Und das hat den Grafen, oder meine Mutter getroffen. —

**Battista.** Ich will gleich nach Ihnen ausgehen.

**Emilia.** Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit: komm Er, mein Freund!

**Marinelli.** (der plötzlich herein tritt, als ob er eben herein käme) Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, —  
was





was für ein glückliches Unglück verschafft uns die  
Ehre —

Emilia. (Ausend.) Wie? Sie hier, mein  
Herr? — Ich bin also wohl bey Ihnen? —  
Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir sind  
von Räubern ohnfern überfallen worden. Da  
kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieser ehers-  
liche Mann hob mich aus dem Wogen, und brachte  
mich hierher. — Aber ich erschrecke, mich allein  
gerettet zu sehen. Meine Mutter ist noch in der  
Gefahr. Hinter uns ward sogar geschossen. Sie  
ist vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen  
Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo  
ich gleich hätte bleiben sollen.

Marinelli. Beruhigen Sie sich, gnädiges  
Fräulein. Es steht alles gut; so werden bald bey  
Ihnen seyn, die geliebten Personen, für die Sie  
so viel jähliche Angst empfinden. — Indes, Dat-  
zisa, geh, lauf: sie dürften vielleicht nicht wissen,  
wo das Fräulein ist. Sie dürften sie vielleicht in  
einem von den Wirthschaftshäusern des Gartens  
suchen. Bringe sie unverzüglich hierher. (Gang  
aus.)

Emilia.



Emilia. Gewiß? Sind sie alle gebergen? Ist ihnen nichts widerfahren? — Ah, was ist dieser Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich sollte nicht hier bleiben; ich sollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie sind ohnedem schon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie sich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit ist. — Ich will wetten, daß der Prinz schon selbst um Ihre theure ehrwürdige Mutter ist, und sie Ihnen zuführt.

Emilia. Wer, sagen Sie?

Marinelli. Unser gnädigster Prinz selbst.

Emilia. (kloppend verärgert) Der Prinz?

Marinelli. Er floh, auf die erste Nachricht, Ihnen zu Hülfe. — Er ist höchst ergrimmt, daß ein solches Verbrechen ihm so nahe, unter seinen Augen gleichsam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachsehen, und ihre Strafe, wenn sie ergriffen werden, wird unerhödet seyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn also?

Marinelli.



Marinelli. Auf Desoto, dem Ensschlosse des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich selbst erscheinen könne? — Aber doch in Gesellschaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier ist er schon?

### Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo ist sie? wo? — Wir suchen Sie überall, schönstes Fräulein. — Sie sind doch wohl? — Nun so ist alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigster Herr! wo sind sie? Wo ist meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zustande werde ich die eine, oder den andern, vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — denn Sie verheelden mir, gnädiger Herr — ich seh' es, Sie verheelden mir —



Der Prinz. Nicht doch, bestes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getrost.

Emilia. *(unentschieden)* Aber — wenn ihnen nichts widerfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum sind sie nicht schon hier? Warum kamen sie, nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle diese Schreckensbilder mit sich verschwinden zu sehen. —

Emilia. *(sie vor ihm niederfallend)* Was soll ich thun!

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen? —

Emilia. *(sie vor ihm niederfallend)* Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz. *(er aufsteht)* Ich bin äußerst beschämt. — Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. — Mein Vertragen diesen Worten, ist nicht zu rechtfertigen: — zu entschuldigen höchstens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit. Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten

ten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Ver-  
 stürzung, mit der Sie es anhörten, genugsam  
 bestraft. — Und könnt' ich schon diesen Zufall,  
 der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf  
 ewig verschwindet, — mir nochmals das Glück  
 Sie zu sehen und zu sprechen verschafft; könnt' ich  
 schon diesen Zufall für den Wink eines günstigen  
 Glückes erklären, — für den wunderbarsten Aufschub  
 meiner endlichen Verurtheilung erklären, um noch-  
 mals um Gnade stehen zu dürfen: so will ich doch —  
 Geben Sie nicht, mein Fräulein — einzig und al-  
 lein von Ihrem Blicke abhängen. Kein Wort,  
 kein Seufzer, soll Sie beleidigen. — Nur kränke  
 mich nicht Ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie  
 keinen Augenblick an der unumschränktesten Ge-  
 walt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen  
 nie bey, daß Sie eines andern Schutzes gegen  
 mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein  
 Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf  
 Sie warten, die Sie mehr billigen. (er setzt sie,  
 nicht ohne Sträuben, ab.) Folgen Sie uns, Mar-  
 celli. —



Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag sehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, ist, — zu verhindern, daß sie nicht gestört werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es sollte mich sehr wundern, wenn die so ruhig abgezogen wäre, und ihre Tochter im Stiche gelassen hätte. — Nun, Battista? was giebt's?

### Sechster Auftritt.

Battista. Marinelli.

Battista. (ausg.) Die Mutter, Herr Kammerherr —

Marinelli. Dacht' ichs doch! — Wo ist sie?

Battista. Wann Sie ihr nicht zuvorkommen, so wird sie den Augenblick hier seyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Scheln gebothen, mich nach ihr umzusehen: als ich ihr Geschrey von weitem hörte. Sie ist der Tochter  
auf

auf der Spur, und wo nur nicht — unserm ganzen Anschlag! Alles, was in dieser einsamen Gegend von Menschen ist, hat sich um sie versammelt; und jeder will der seyn, der ihr den Weg weist. Ob man ihr schon gesagt, daß der Prinz hier ist, daß Sie hier sind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß sehen! — (er überlegt) Sie nicht einlassen, wenn sie weiß, daß die Tochter hier ist? — Das geht nicht. — Freulich, sie wird Augen machen, wenn sie den Wolf bey dem Schafchen sieht. — Augen? Das möchte noch seyn. Aber der Himmel sey unsern Ohren gnädig! — Nun was? die beste Lunge erschöpft sich; auch so gar eine weibliche. Sie hören alle auf zu schreyen, wenn sie nicht mehr können. — Dazu, es ist doch einmal die Mutter, die wir auf unserer Seite haben müssen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — so etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu seyn, schmeichelt die meisten. — Laß sie kommen, Battista, laß sie kommen!

Battista. Hören Sie! hören Sie!



Claudia Galotti. (innerhalb) Emilia! Emilia!  
 Mein Kind, wo bist du?

Marinelli. Geh, Battista, und suche nur  
 ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

### Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battista. Marinelli.

Claudia. (die in die Thüre tritt, indem Battista her-  
 aus gehen will) Ha! der hob sie aus dem Wagen!  
 Der führte sie fort! Ich erkenne Dich. Wo ist sie?  
 Sprich, Unglücklicher!

Battista. Das ist mein Dank?

Claudia. O, wenn Du Dank verdienst:  
 (in einem gelinden Tone) — so verzeihe mir, ehrlicher  
 Mann! — Wo ist sie? — Laßt mich sie nicht län-  
 ger entbehren. Wo ist sie?

Battista. O, Ihre Gnaden, Sie könnte  
 in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehoben  
 seyn. — Hier mein Herr wird Ihre Gnaden zu  
 ihr führen. (Gegen einige Leute, welche nachdringen wollen)  
 Zurück da! ihr!

Achter





Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (erbtliche den Kartentisch und fährt zurück) Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie sollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

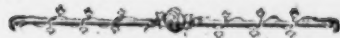
Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bey — Sie waren es ja — nicht? — Der den Grafen diesen Morgen in meinem Hause aufsuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechsel in herrschaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marchese Marinelli.

Claudia. So ist es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marchese. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünschung — Nein, daß ich den edeln Mann



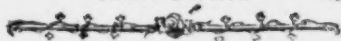
nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünschung — Die Verwünschung denk' ich hinzu. — Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen.

Marinelli. Des sterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer seltsamen Rede am meisten auffällt. — Des sterbenden Grafen? — Was Sie sonst sagen wollen, versieh' ich nicht.

Claudia. (zittert und langsam) Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! — Verstehen Sie nun? — Ich verstand es erst auch nicht: ob schon mit einem Tone gesprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß sie diesen Ton nicht sogleich verstanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von je her des Grafen Freund; sein vertrauester Freund. Also, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachahmen? ich kann ihn nicht beschreiben: aber er enthielt alles! alles! — Was? Räuber  
waren



wären es gewesen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli. Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! Mit einem Tone!

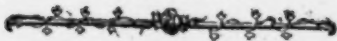
Marinelli. Mit einem Tone? — Ist es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtschaffnen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Verichte stellen, diesen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergesse darüber meine Tochter. — Wo ist sie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter ist hier; in einem von den nächsten Zimmern: und hat sich hoffentlich von ihrem Schrecken schon völlig erholt. Mit der zärtlichsten Sorgfalt ist der Prinz selbst um sie beschäftigt —

Claudia. Wer? — Wer selbst?

Marinelli. Der Prinz.



Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unser Prinz?

Marinelli. Welcher sonst?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückselige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es ist klar! — Ist es nicht? — Heute im Tempel! vor den Augen der Allerreinesten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Dubenstück; da brach es aus! (gegen den Marinelli) Ha, Mörder! seiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden: aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Risels zu morden! — morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden!. Dich! Dich! — Denn warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Zorn mit einem einzigen Worte ins Gesicht speien? — Dich! Dich Kuppler!

Mar-



**Marinelli.** Sie schwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigstens Ihr wildes Geschrey, und bedenken Sie, wo Sie sind.

**Claudia.** Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllt?

**Emilia.** *(innerlich)* Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

**Claudia.** Ihre Stimme? Das ist sie! Sie hat mich gehört; sie hat mich gehört. Und ich sollte nicht schreyen? — Wo bist du, mein Kind? Ich komme, ich komme!

*(Sie läuft in das Zimmer, und Marinelli ist noch.)*





## Vierter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

### Erster Auftritt.

Der Prinz.      Marinelli.

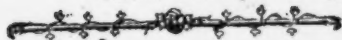
Der Prinz. (eilt aus dem Zimmer von Emilia kommend.) Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie gesehen hätten, Prinz, wie toll sich hier, hier im Saale, die Mutter gebehrdete — Sie hörten sie ja wohl schreien! — und wie zahn sie auf einmal ward, bey dem ersten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen austrakt, weil er ihre Tochter schön findet.

Der Prinz. Sie sind ein schlechter Beobachter! — Die Tochter stürzte der Mutter ohnmächtig



mächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth: nicht über mir. Ihre Tochter schonte sie, nicht mich; wenn sie es nicht lauter, nicht deutlicher sagte, — was ich lieber selbst nicht gehört, nicht verstanden haben will.

**Marinelli.** Was, gnädiger Herr?

**Der Prinz.** Wozu die Verstellung? — Herz aus damit. Ist es wahr? oder ist es nicht wahr?

**Marinelli.** Und wenn es denn wäre!

**Der Prinz.** Wenn es denn wäre? — Also ist es? — Er ist todt? todt? — (drohend) **Marinelli! Marinelli!**

**Marinelli.** Nun?

**Der Prinz.** Oey Gott! bey dem allgerechten Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute. — Wenn Sie mir vorher gesagt hätten, daß es dem Grafen das Leben kosten werde — Mein, nein! und wenn es mir selbst das Leben gekostet hätte! —

**Marinelli.** Wenn ich Ihnen vorher gesagt hätte? — Als ob sein Tod in meinem Plane gewesen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhalten, daß niemanden Leides geschähe. Es würde auch ohne die geringste Gewalt

Gewalthätigkeit abgelaufen seyn, wenn sich der Graf nicht die erste erlaubt hätte. Er schoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich; er hätte sollen Spaß verstehen!

Marinelli. Daß Angelo sodann in Wuth kam, und den Tod seines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freylich, das ist sehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug verwiesen.

Der Prinz. Verwiesen? Wie freundschaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er sich in meinem Gebüthe nicht betreten läßt. Mein Verweis möchte so freundschaftlich nicht seyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorfatz und Zufall: alles ist eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus versprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die sich dabey eräugnen könnten, mir zu Schulden kommen solle —

Der Prinz. Die sich dabey eräugnen — könnten, sagen Sie? oder sollten?

Marinelli. Immer besser! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trocknen

Worte





Worte sagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorstellung! Der Tod des Grafen ist mir nichts weniger, als gleichgültig. Ich hatte ihn ausgereibert; er war mir Genugthuung schuldig, er ist ohne diese aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidiget. Geseht, ich verdiente unter jeden andern Umständen den Verdacht, den Sie gegen mich hegen: aber auch unter diesen? — (mit einer angenommenen Stimm) Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz. (nachgebend) Nun gut, nun gut—

Marinelli. Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — (dinner) selbst die Gnade meines Prinzen, — diese unschätzbare, nie zu verscherzende Gnade — wollt' ich drum geben!

Der Prinz. Ich verstehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie versichern es; und ich, ich glaub' es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

Marinelli. (am) Schwerlich.

Der

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achsel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug, und mich für den Thäter halten —

Marinelli. (noch lächer) Wahrscheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich selbst! — Oder ich muß von Stund an alle Absicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli. (noch gleichgültig) Was Sie auch gemußt hätten, — wenn der Graf noch lebte.

Der Prinz. (wird sich gleich wieder fassend) Marinelli! — Doch, Sie sollen mich nicht wild machen. — Es sey so — Es ist so! Und das wollen Sie doch nur sagen: der Tod des Grafen ist für mich ein Glück — Das größte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu statten kommen konnte. Und als dieses, — mag er doch geschehen seyn, wie er will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen so recht? — Topp! auch ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines Verbrechen, ein kleines süßes heilsames Verbrechen seyn. Und  
sehen

sehen Sie, unseres da, wäre nun gerade weder stille noch heissam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich gesperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zusagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur bloss an Ihren weisen, wunderbaren Anstalten?

Marinelli. Wenn Sie so befehlet —

Der Prinz. Voran sonst? — Ich will Rede!

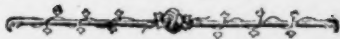
Marinelli. Es kommt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun dann. Was läge an meinen Anstalten? daß den Prinzen bey diesem Anfälle ein so sichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meisterstreiche liegt das, den er selbst meinen Anstalten mit einzumengen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihm zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan — so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.



Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marinelli. Freylich nicht den ganzen Tanz: aber doch voriko den Takt.

Der Prinz. Hm! Versieh' ich Sie?

Marinelli. Also, kurz und einfältig. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliums Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf diesen Umstand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz. (Ach vor die Stirne schlagend) Verwünscht!

Marinelli. Wenn er es nun selbst verrieth, was er im Schilde führe?

Der Prinz. Verdammtter Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht selbst verrathen hätte? — Traun! Ich möchte doch wissen, aus welcher meiner Anstalten, Mutter oder Tochter den geringsten Argwohn gegen ihn schöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marinelli. Daran thu' ich freylich sehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr —

Zwey.



## Zweiter Auftritt.

Battista. Der Prinz. Marinelli.

Battista. (eilig) Eben kommt die Gräfinn an.

Der Prinz. Die Gräfinn? Was für eine Gräfinn?

Battista. Orsina.

Der Prinz. Orsina? — Marinelli! — Orsina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erstaune darüber, nicht weniger als Sie selbst.

Der Prinz. Geh, lauf, Battista: sie soll nicht aussteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für sie nicht hier. Sie soll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — (Battista geht ab) Was will die Märrinn? Was untersteht sie sich? Wie weiß sie, daß wir hier sind? Sollte sie wohl auf Kundschaft kommen? Sollte sie wohl schon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, so antworten Sie doch! — Ist er beleidiget der Mann, der mein Freund seyn will? Und durch einen elenden Wortwechsel beleidiget? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?



Marinelli. Ah, mein Prinz, so bald Sie wieder Sie sind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orsina ist mir ein Räthsel, wie Ihnen. Doch abweisen wird sie schwerlich sich lassen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht sprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wohl! und nur geschwind. Ich will sie empfangen —

Der Prinz. Aber bloß, um sie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr sich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Diese andern Dinge sind gethan. Lassen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kommt sicherlich von selbst. — Aber hör' ich sie nicht schon? — Ellen Sie, Prinz! — Da, (auf ein Kabinett zeigend, in welches sich der Prinz begibt) wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, sie ist nicht zu ihrer besten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfinn Orsina. Marinelli.

Orsina. *Lohne den Marinelli anfangs zu erblicken*  
Was ist das? — Niemand kommt mir entgegen,  
außer ein Unverschämter, der mir lieber gar den  
Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu  
Desalo? In dem Desalo, wo mir sonst ein ganzes  
Heer geschäftiger Augendiener entgegen stürzte?  
wo mich sonst Liebe und Entzücken erwarteten? —  
Der Ort ist es: aber, aber! — Sieh' da, Ma-  
rinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitge-  
nommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm  
auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszu-  
machen. — Wo ist er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige  
Gräfinn?

Orsina. Wer sonst?

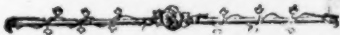
Marinelli. Sie vermuthen ihn also hier?  
wissen ihn hier? — Er wenigstens ist der Grä-  
finn Orsina hier nicht vermuthend.

Orsina. Nicht? So hat er meinen Brief  
heute Morgen nicht erhalten?

-

G 3

Mari-



Marinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orsina. Nun? habe ich ihn nicht in diesem Briefe auf heute um eine Zusammenkunft hier auf Dosalo gebeten? — Es ist wahr, es hat ihm nicht beliebt, mir schriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Dosalo abgefahren. Ich glaubte, das sey Antwort genug; und ich komme.

Marinelli. Ein sonderbarer Zufall!

Orsina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite, der Brief: von seiner, die That. — Wie er da steht, der Herr Marchese! Was er für Augen macht! Wundert sich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marinelli. Sie schienen gestern so weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orsina. Befrer Rath kommt über Nacht. — Wo ist er? wo ist er? — Was gilt's, er ist in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Getreusche





sche, hörte? — Ich wollte herein, und der Schurke vom Bedienten trat vor.

**Marinelli.** Meine liebste, beste Gräfinn —

**Orsina.** Es war ein weibliches Sekreusch. Was gilt's, Marinelli? — O sagen Sie mir doch, sagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebste, beste Gräfinn bin — Verdammte, über das Hofgeschmeiß! So viel Worte, so viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es voraus sagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl sehen. (will gehen.)

**Marinelli.** (der sie zurück hält) Wohin?

**Orsina.** Wo ich längst seyn sollte. — Denken Sie, daß es schicklich ist, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickschnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

**Marinelli.** Sie irren sich, gnädige Gräfinn. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht sprechen, — will Sie nicht sprechen.

**Orsina.** Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?



Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orsina. Den er ja erhalten, sagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht gelesen.

Orsina. (heftig) Nicht gelesen? — (minder heftig) Nicht gelesen? — (wehmüthig, und eine Thräne aus dem Auge wischend) Nicht einmal gelesen?

Marinelli. Aus Zerstreuung, weiß ich, —  
Nicht aus Verachtung,

Orsina. (stolz) Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu sagen? — Sie sind ein unverschämter Tröster, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — (gelinder, bis zum Tone der Schwermuth) Freylich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas anders. Das ist natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu seyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orsina. (böse) Allerdings? — O des weisen Mannes, den man sagen lassen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit



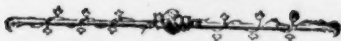
an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding ist, — das ist so viel, als gar nicht gleichgültig. — Ist dir das zu hoch, Mensch?

Marinelli. (vor sich) O wach! wie wahr ist es, was ich fürchtete!

Orsina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem ist es nicht bekannt, gnädige Gräfinn, daß Sie eine Philosophinn sind?

Orsina. Nicht wahr? — Ja, ja; ich bin eine. — Aber habe ich mir es ist merken lassen, daß ich eine bin? — O pfui, wenn ich mir es habe merken lassen; und wenn ich mir es öfterer habe merken lassen! Ist es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein

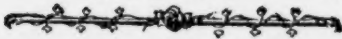


Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Troste, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist eben so eitel als ein Mann, der sich schminzet. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung, bey guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Ueber den Zufall! daß ich dem Prinzen schreibe, er soll nach Dosalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht liefert, und daß er doch nach Dosalo kommt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein sonderbarer Zufall! Sehr lustig, sehr närrisch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mittlachen kann ja wohl der gestreunge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geschöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (ernsthaft und befehlend) So lachen Sie doch!

**Marinelli.** Gleich, gnädige Gräfinn, gleich!

**Orsina.** Stoch! Und darüber geht der Augenblick vorbey. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. — Denn sehen Sie, Marinelli, (nochdennend bis zur Näherung) was mich so herzlich zu lachen macht, das hat auch seine ernsthafteste — sehr ernsthafteste Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall?

Ein



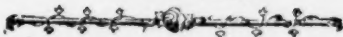
Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu sprechen, und mich doch hier sprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir,

Marinelli: das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall; — am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorsicht, verzeih mir, daß ich mit diesem albernen Sinder einen Zufall genennet habe, was so offenbar dein Werk, wehl gar dein unthmittelbares Werk ist! — (hastig gegen Marinelli) Kommen Sie mir, und verzeihen Sie mich noch einmal zu so einem Frevel!

Marinelli. (vor sich) Das geht weit! — Aber gnädige Gräfinn —

Orsina. Still mit dem Aber! Die Aber kosten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! (sich mit der Hand die Stirne haltend) — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald spreche, den Prinzen; sonst bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie sehen, wir sollen uns sprechen; wir müssen uns sprechen —

Bierz



### Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orsina. Marinelli.

Der Prinz. (Indem er aus dem Kabinett tritt, vor sich) Ich muß ihm zu Hülfe kommen —

Orsina. (die ihn erblickt, aber unentschlossen bleibt, ob sie auf ihn zugehen soll) Ha! da ist er.

Der Prinz. (geht quere über den Saal, den ihr vordem, nach den andern Zimmern, ohne sich im Neben aufzuhalten) Sieh da! unsere schöne Gräfinn. — Wie sehr betauere ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Besuchs für heute so wenig zu Nutzen machen kann! Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfinn! Ein andermal. — Iht halten Sie länger sich nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie.

### Fünfter Auftritt.

Orsina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräfinn, nun von ihm selbst gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orsina.



Orsina. (wie betäubt) Hab' ich, hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orsina. (mit Wahrung) „Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein,.. Ist das die Entschuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weist man damit nicht ab? Jeden Ueberlästigten, jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr, für mich? — Beschäftiget? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bey ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eines auf eigene Rechnung vor. Was kostet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer ist bey ihm? — Sagen Sie mir; sagen Sie mir, was Ihnen zuerst in den Mund kommt, — und ich gehe.

Marinelli. (vor sich) Mit dieser Bedingung, kann ich Ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit sagen.

Orsina. Nun? Geschwind, Marinelli; und ich gehe. — Er sagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Gräfinn!“, Sagte er nicht so?



so? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geschwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfinn, ist wahrlich nicht allein. Es sind Personen bey ihm, von denen er sich keinen Augenblick abmüßigen kann; Personen, die eben einer großen Gefahr entgangen sind. Der Graf Appiani —

Orsina. Wäre bey ihm? — Schade, daß ich über diese Lüge Sie ertappen muß. Geschwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden. Der Wagen mit seinem Leichname besaß ich kurz vor der Stadt. — Oder ist er nicht? Hätte es mir bloß geträumet?

Marinelli. Leider nicht bloß geträumet! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben sie glücklich hieher nach dem Schlosse gerettet: seine Braut nothwendig, und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu seiner feyerlichen Verbindung fahren wollte.

Orsina.





Orsina. Also die? Die sind bey dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Ist die Braut schön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orsina. Ich will hoffen; auch wenn sie höflich wäre. Denn ihr Schicksal ist schrecklich. — Armes gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden sollte, wird er dir auf immer entrißsen! — Wer ist sie denn, diese Braut? Kenn' ich sie gar? — Ich bin so lange aus der Stadt, daß ich von Nichts weiß.

Marinelli. Es ist Emilia Galotti.

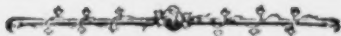
Orsina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich diese Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie so?

Orsina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie schwerlich kennen werden —

Orsina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernst, Marinelli? Emilia Galotti



Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet?

Marinelli. (vor sich) Sollte ich ihr schon zu viel gesagt haben?

Orsina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieser Braut? der eben erschossene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orsina. Bravo! o bravo! bravo! (in die Hände schlagend.)

Marinelli. Wie das?

Orsina. Küssen möchte ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orsina. Ja, küssen, küssen möchte ich ihn — Und wenn Sie selbst dieser Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfinn!

Orsina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! steif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orsina. Wissen sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orsina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Mari-



**Marinelli.** Weran?

**Orsina.** Schwören Sie! — Nein, schwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; schwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammte ist! — Haben Sie keinen Antheil daran?

**Marinelli.** Sie erschrecken mich, Gräfinn.

**Orsina.** Gewiß? — Nun, Marinelli, argwöhnet Ihr gutes Herz auch nichts?

**Marinelli.** Was? werüber?

**Orsina.** Wohl, — so will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge sträuben soll. — Aber hier, so nahe an der Thüre, möchte uns jemand hören. Kommen Sie hieher. — Und! (indem sie den Finger auf den Mund legt) Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund seinem Ohre nähert, als ob sie ihm insüßeln wollte, was sie aber sehr laut ihm inschreiet) Der Prinz ist ein Mörder!

**Marinelli.** Gräfinn, — Gräfinn — sind Sie ganz von Sinnen?

**Orsina.** Von Sinnen? Ha! ha! ha! (aus vollem Halse lachend) Ich bin selten, oder nie, mit

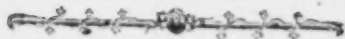


meinem Verstande so wohl zufrieden gewesen, als eben ich. — Zuverlässig, Marinelli; — aber es bleibe unter uns — (mit) der Prinz ist ein Mörder der! Des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

**Marinelli.** Wie kann Ihnen so eine Abscheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

**Orsina.** Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieser Emilia Galotti, die hier bey ihm ist, — deren Bräutigam so über Hals über Kopf sich aus der Welt trollen müssen, — mit dieser Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bey den Dominikanern, ein Langes und Breites gesprochen. Das weiß ich; das haben meine Rundschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen. — Nun, guter Herr? Was ich von Einnen? Ich reime, dächte ich, doch noch so ziemlich zusammen, was zusammen gehört. — Oder trifft auch das nur so von ungefähr zu? Ist Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, so verstehen Sie auf die Bosheit der Menschen sich eben so schlecht, als auf die Vorsicht,

**Mari-**



Marinelli. Gräfin, Sie würden sich um den Hals reden —

Orsina. Wenn ich das mehreren sagte? — Desto besser, desto besser! — Morgen will ich es auf dem Markte anrufen. — Und wer mir was verspricht — wer mir widerspricht, der war des Mörders Spießgefelle. — Leben Sie wohl. (indem sie fortgehen will, begegnet sie am Thor des alten Galotti, der sitzend hervorkommt.)

## Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräfinn.

Marinelli.

Odoardo Gal. Verzeihen Sie, gnädigste Frau —

Orsina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An diesen Herrn wenden Sie sich. (zu nach dem Thor zurück gehend.)

Marinelli. (indem er ihn erblickt, vor sich) Nun vollends! der Alte! —



Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, meinem Vater, der in der äußersten Verärzlung ist, — daß er so unangemeldet hereinkommt.

Orsina. Vater? (Setzt wieder um) Der Emilia, ohne Zweifel. -- Ja, willkommen!

Odoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen geföhrt, mit der Nachricht, daß hierherum die Weinigen in Gefahr wären. Ich stiege herzu, und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehrt; daß meine Frau und Tochter sich in das Schloß gerettet. — Wo sind sie, mein Herr? wo sind sie?

Marinelli. Seyen Sie ruhig, Herr Oberster. Ihrer Gemahlinn und Ihrer Tochter ist nichts Uebels widerfahren; den Schreck ausgekommen. Sie befinden sich beide wohl. Der Prinz ist bey ihnen. Ich gehe sogleich, Sie zu melden.

Odoardo. Warum melden? erst melden?

Marinelli. Aus Ursachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wissen, Herr Oberster, wie Sie mit dem Prinzen stehen. Nähe auf dem freundschaftlichsten Fuße. So gütlich er sich gegen Ihre Gemahlinn und Tochter bezeugt:



get: — es sind Damen — Wird darum auch  
Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen seyn?

Edoardo. Sie haben Recht, mein Herr;  
Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfin, — kann  
ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihren Was-  
gen zu begleiten?

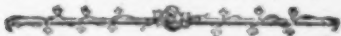
Orsina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli. (so den der Hand nicht anfaßt ergrö-  
hend) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit  
beobachte. —

Orsina. Nur gemacht! — Ich erlasse Sie  
denn, mein Herr. — Daß doch immer Ihres  
gleichen Höslichkeit zur Schuldigkeit machen; um  
was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die  
Nebensache betreiben zu dürfen! — Diesen wür-  
digen Mann je eher je lieber zu meiden, das ist  
Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergessen Sie, was Ihnen der  
Prinz selbst befohlen?

Orsina. Er komme, und befehle es mir noch  
einmal. Ich erwarte ihn.



Marinelli. (Nicht zu dem Obersten, dem er bey Seite steht) Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame lassen, die — der — mit deren Versiane — Sie verstehen mich. Ich sage Ihnen dies, damit Sie wissen, was Sie auf Ihre Reden zu geben haben, — deren sie oft sehr seltsame süßet. Am besten, Sie lassen sich mit ihr nicht ins Wort.

Odoardo. Rechte wohl. — Gehen Sie nur, mein Herr.

### Siebenter Auftritt.

Die Gräfinn Orsina. Odoardo Galotti.

Orsina. (nach einigen Stillstehn, unter welchem sie den Obersten mit Stillschweigen betrachtet; so wie er sie, mit einer lächeligen Miene) Was er Ihnen auch da gesagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo. (wie vorhin, als er zu ihr) Unglücklicher?

Orsina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigsten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoar-





Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht schon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur, reden Sie nur.

Orsina. Es wissen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orsina. Guter, lieber Vater! — Was gebe ich darum, wann Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! Die Unglücklichen setzen sich so gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergesse — Reden Sie nur.

Orsina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig, oder nicht. Das unglückliche Kind, ist immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bey Gott, so spricht keine Wahnsinnige!

Orsina. Wahnsinnige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von seinen größten Lügen seyn. — Ich fühlte so was! — Und glaub-

ben Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren. —

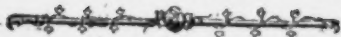
Odoardo. Was soll ich denken?

Orsina. Daß Sie mich also ja nicht verachten! — Denn auch Sie. haben Verstand, guter Alter; auch Sie. — Ich seh' es an dieser entschlossenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie. haben Verstand; und es kostet mich ein Wort, — so haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe schon keinen mehr, noch ehe Sie mir. dieses Wort sagen, wenn Sie mir es nicht bald sagen. — Sagen Sie es! sagen Sie es! — Oder es ist nicht wahr, — es ist nicht wahr, daß Sie von jener guten, unsers Mitleids, unserer Hochachtung so würdigen Gattung der Wahnsinnigen sind — Sie sind eine gemeine Thörin. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orsina. So merken Sie auf! — Was wissen Sie, der Sie schon genug wissen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani ist todt!

Odoar.



Odoardo. Tobt? tobt? — Ha, Frau, das ist wider die Abrede. Sie wollen mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

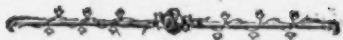
Orsina. Das beyher! — Nur weiter. — Der Bräutigam ist todt: und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? schlimmer als todt? — Aber doch zugleich, auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orsina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, sie lebt. Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! Das schönste, lustigste Schlaraffenleben, — so lang' es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll! heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer. — Das einzige Wort! geschwind.

Orsina. Nun da; buchstabiren Sie es zusammen! — Des Morgens, sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags, hat er sit auf seinem Lusi — Lustschleffe.



Odoardo. Sprach sie in der Wette? Der Prinz meine Tochter?

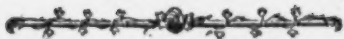
Orsina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Innbrunst! — Sie hatten nichts Kleines abzurathen. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freywillig sich hither gerettet! Sehen Sie: so ist es doch keine gewaltsame Entführung; sondern bloß ein kleiner — kleiner Muehelnord.

Odoardo. Verleumdung! verdamnte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Ist es Muehelnord: so ist es auch Entführung. — (Wird selbst um sich, und stampft und schäumt) Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz besondern Ehre!

Orsina. Wirkt es, Alter! wirkt es?

Odoardo. Da steh' ich nun vor der Höhle des Räubers — (Indem er den Kopf von beiden Seiten aus einander schlägt, und sich ohne Gewehr steht) Wundt, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurück gelassen! — (an alle Sandsteine fühlend, als etwas suchend) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orsina.



Orsina. Ha, ich verstehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. (einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geschwind, eh uns jemand sieht. — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift ist nur für uns Weiber; nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (ihm den Dolch ausdringend) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder sagt, daß du eine Märrlin bist, der hat es mit mir zu thun.

Orsina. Stecken Sie bey Seite! geschwind bey Seite! — Mir — wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit; und Sie werden sie ergreifen, die erste, die beste, — wenn Sie ein Mann sind. — Ich, ich bin nur ein Weib; aber so kam ich her! Fest entschlossen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir sind beide beleidiget; von dem nehmlichen Versführer beleidiget. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überschwänglich, wie unaussprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidiget worden, und noch werde: — Sie

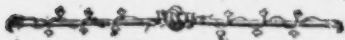


„Könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergessen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen seyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Enzückung) welch eine himmlische Phantasie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, — wir alle in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden: das der Verräther einer jeden versprach, und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

### Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia. (Die im Hecoreintreten sich umsiehet, und so bald sie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zuspringt) Erstarben! — Ah, unser Beschützer, unser Retter! Bist du da, Odoardo? Bist du da? — Aus  
ihren



Ihren Wispern, aus ihren Mienen schloß ich es. —  
 Was soll ich dir sagen, wenn du noch nichts  
 weißt? — Was soll ich dir sagen, wenn du schon  
 alles weißt? — Aber wir sind unschuldig. Ich  
 bin unschuldig. Deine Tochter ist unschuldig. Un-  
 schuldig, in allem unschuldig!

Odoardo. (Der sich den Erstickung seiner Gemahlinn  
 zu fassen gesucht) Gut, gut. Sey nur ruhig, nur  
 ruhig, — und antworte mir. (gegen die Orsina)  
 Nicht, Madame, als ob ich noch zweifelte —  
 Ist der Graf todt?

Claudia. Lebt.

Odoardo. Ist es wahr, daß der Prinz heute  
 Morgen Emillien in der Messe gesprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßtest,  
 welchen Schreck es ihr verursacht; in welcher Ver-  
 stürzung sie nach Hause kam —

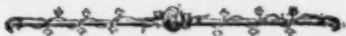
Orsina. Nun hab' ich gelogen?

Odoardo. (mit einem bittern Lachen) Ich wollt'  
 auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orsina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo. (wird hin und her gehend) O, —  
 noch bin ich es auch nicht.

Claudia



**Claudia.** Du gebothest mir ruhig zu seyn; und ich bin ruhig. — Bester Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

**Odoardo.** Was willst du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger seyn, als ich bin? — *(Ach zwingend)* Weiß es Emilia, daß Appiani todt ist?

**Claudia.** Wissen kann sie es nicht. Aber ich fürchte, daß sie es argwohnet; weil er nicht erscheint. —

**Odoardo.** Und sie jammert und winselt —

**Claudia.** Nicht mehr. — Das ist vorbei; nach ihrer Art, die du kennest. Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Ueberlegung, in alles sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält dem Prinzen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone — Rache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

**Odoardo.** Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

**Orsina.** Nicht anders.

**Odoar.**





Odoardo. Hätten Sie wohl die Gerechtigkeit, meine Frau mit sich zu nehmen?

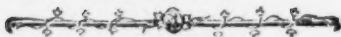
Orsina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — (zu der Gräfin bekannt machend) Die Gräfin Orsina; eine Dame von großem Verstande; meine Freundin, meine Wohlthäterinn. — Du mußt mit ihr herein; um uns sogleich den Wagen heraus zu schicken. Emilia darf nicht wieder nach Quastalla. Sie soll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch verlassen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau. (zu ihr) Sie werden von mir hören. — Komm Claudia. (er führt sie ab.)





## Fünfter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

## Erster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus diesem Fenster können Sie ihn sehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein; er kommt. — Nein, er kehrt wieder um. — Ganz einzig ist er mit sich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger ist er, — edler scheint er. Für uns gleich viel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf gesetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battista gehört, soll ihm seine Frau den Wagen sogleich heraus senden. Denn ~~er~~ kam zu Pferde. — Geben Sie Acht, wenn er nun vor Ihnen erscheint, wird er ganz unterthänigst Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz danken, den seine Familie bey diesem so traurigen Zufalle hier gefunden; wird sich, mit samt seiner Tochter, zu fernerer Gnade empfehlen; wird



wird sie ruhig nach der Stadt bringen, und es in tiefster Unterwerfung erwarten, welchen weltren Antheil Euer Durchlaucht an seinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

**Der Prinz.** Wenn er nun aber so zahm nicht ist? Und schwerlich, schwerlich wird er es seyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchstens seinen Argwohn erfüllt, seine Wuth verbeißt: der Emilien, anstatt sie nach der Stadt zu führen, mit sich nimmt? bey sich behält? oder wohl gar in ein Kloster, außer meinem Gebiete, verschließt? Wie dann?

**Marinelli.** Die fürchtende Liebe sieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

**Der Prinz.** Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf sein Leben darüber verloren?

**Marinelli.** Wozu dieser traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Meidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Volk



len, soll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Gesichte verlieren. — (tritt wieder ans Fenster) Bald hat' er uns überrascht! Er kömmt. — Lassen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erst, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müssen.

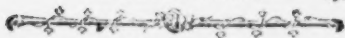
Der Prinz. (drohend) Nur Marinelli! —

Marinelli. Das unschuldigste von der Welt!

## Zweyter Austritt.

Odoardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich soll noch älter werden. Es ist mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir so oft gesagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eifersüchtigen; von einer für Eifersucht Wahnsinnigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnte ich nie; — und will es nun nicht  
erst



erst lernen — Deine Sache wird ein ganz Anderer zu seiner machen! Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht genießt. — Dieß martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lüsten zu Lüsten treiben; so vergälte die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüßet zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt: so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle, und erwache!

### Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr?  
wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht sie: aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfinn begleitet.

Marinelli. Nun?

I a

Odoardo.



Odoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlinn?

Odoardo. Ist mit der Gräfinn; — um uns den Wagen sogleich heraus zu senden. Der Prinz vergönne mir, daß ich mich so lange mit meiner Tochter ~~hier~~ verweile.

Marinelli. Wozu diese Umstände? Würde sich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie beide, Mutter und Tochter, selbst nach der Stadt zu fingen?

Odoardo. Die Tochter wenigstens würde diese Ehre haben verbitten müssen.

Marinelli. Wie so?

Odoardo. Sie soll nicht mehr nach Guastalla.

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf ist todt.

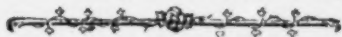
Marinelli. Um so viel mehr —

Odoardo. Sie soll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir. Ich sage Ihnen ja, der Graf ist todt. — Wenn Sie es noch nicht wissen — Was hat sie nun weiter in Guastalla zu thun? — Sie soll mit mir.

Mari-



Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhängen. Nur vers erste —

Odoardo. Was vers erste?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müssen, Herr Oberster, daß sie nach Gnastalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Gnastalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erzählen Sie doch nur —

Odoardo. (hört) Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen ist. — Sie soll, sie muß mit mir.

Marinelli. O mein Herr, — was brauchen wir, uns hierüber zu ereifern? Es kann seyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig ist, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am besten zu beurtheilen wissen. Der Prinz entscheide. — Ich geh' und hole ihn.



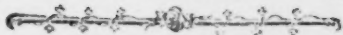
## Vierter Austritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir verschreiben, wo sie hin soll? — Mir sie vorenthalten? — Wer will das? — Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut; so soll er sehen, wie viel auch ich darf, ob ich es schon nicht dürfte! — Kurzsichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Gesetz achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — Aber, sieh da! Schon wieder; schon wieder rennet der Jern mit dem Verstande davon. — Was will ich? Erst müßt es doch geschehen seyn, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hoffschranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern lassen! Hätte ich seinen Vorwand, warum sie wieder nach Gnaßalla soll, doch nur angehört! — So könnte ich mich ißt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte sie mir aber fehlen; sollte sie — Man kommt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Sünf.





## Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtschaffner Galotti, — so etwas muß auch geschehen, wenn ich Sie bey mir sehen soll. Nur ein Geringeres thum Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoardo. Gnädigster Herr, ich halte es in allen Fällen für unanständig, sich zu seinem Fürsten zu drehen. Wen er kennt, den wird er fordern lassen, wenn er seiner bedarf. Selbst ihre Bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich diese stolze Bescheidenheit wünschen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig seyn, Ihre Tochter zu sehen. Sie ist in neuer Unruhe, wegen der plötzlichen Entfernung einer so zärtlichen Mutter. — Wozu auch diese Entfernung? Ich wartet: nur, daß die liebenswürdige Emilie sich völlig erholte hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir diesen Triumpfh um die Hälfte verstimmt; aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen lassen.



Odoardo. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erspare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guastalla für sie bereit halten.

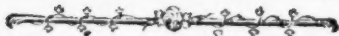
Der Prinz. Um die süßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grausamkeit seyn, sie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude sie nicht erreichen sollen; dafür, lieber Galotti, lassen Sie mich sorgen.

Odoardo. Prinz, die väterliche Liebe theilt jet ihre Sorgen nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren jetzigen Umständen einzia ziemet. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloster, — sobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloster?

Odoardo. Bis dahin weine sie unter dem Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit soll in einem Kloster verblühen? — Darf eine einzige sehlgelagene Hoffnung uns gegen die Welt so unverwundlich machen? — Doch allerdings: dem Vater



ter hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen.

Odoardo. (gegen Marinelli) Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich so gar auffordern! —

Odoardo. O mit nichts, mit nichts.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts. — Wir erwägen bloß, welcher von uns sich in Ihnen getret hat.

Der Prinz. Wie so? — Reden Sie, Marinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürsten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundschaft gebiethet, vor allem in ihm den Richter aufzufodern —

Der Prinz. Welche Freundschaft? —

Marinelli. Sie wissen, gnädiger Herr, wie sehr ich den Grafen Appiani liebte; wie sehr unser beider Seelen in einander verwebt schienen —

Odoardo. Das wissen Sie, Prinz? So wissen Sie es wahrlich allein.



Marinelli. Von ihm selbst zu seinem Räuber bestellt —

Odoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlinn. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieser schreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß seine Mörder entdeckt und bestraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigste Mitwirkung.

Odoardo. Und meine heißesten Wünsche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber gewesen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo. (zornig) Nicht? wirklich nicht?

Marinelli. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen lassen.

Odoardo. (starr) Ey! Ein Nebenbuhler?

Marinelli. Nicht anders.



Odoardo. Nun dann, — Gott verdamme ihn den menschenmörderischen Vuben!

Marinelli. Ein Nebenbuhler, und ein begünstigter Nebenbuhler —

Odoardo. Was? ein begünstigter? — Was sagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerüchte verbreitet.

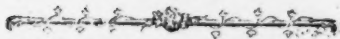
Odoardo. Ein begünstigter? von meiner Tochter begünstiget?

Marinelli. Das ist gewiß nicht. Das kann nicht seyn. Dem widersprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bey dem allen, gnädiger Herr. — Denn das gegründetste Vorurtheil wieget auf der Wage der Gerechtigkeit so viel als nichts — bey dem allen wird man doch nicht umhin können, die schöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wehl, allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geschehen, als in Guastalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli; da haben Sie Recht. — Ja so: das verändert



ändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie sehen selbst —

Odoardo. O ja, ich sehe — Ich sehe, was ich sehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was ist Ihnen? was haben Sie mit sich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgesehen, was ich da sehe. Das ärgert mich: weiter nichts. — Nun ja; sie soll wieder nach Guastalla. Ich will sie wieder zu ihrer Mutter bringen: und bis die strengste Untersuchung sie freigesprochen, will ich selbst aus Guastalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bitteren Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In solchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich sogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht verkraften können, daß Mutter und Tochter sich sprechen.

Odoardo. Sich nicht sprechen?

Mari:



**Marinelli.** Man werde genöthiget seyn, Mutter und Tochter zu trennen.

**Edoardo.** Mutter und Tochter zu trennen?

**Marinelli.** Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfordert diese Vorsichtigkeit schlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen sehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigstens Emilien in eine besondere Verwahrung zu bringen.

**Edoardo.** Besondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freylich, freylich! Ganz recht: in eine besondere Verwahrung! Nicht Prinz? nicht? — O wie sein die Gerechtigkeit ist! Vortreflich! (fährt schnell nach dem Ecksacke, in welchem er den Dolch hat.)

**Der Prinz.** (schmeichelhaft auf ihn zuwendend) Lassen Sie sich, lieber Galotti —

**Edoardo.** (von Seite, indem er die Hand fest wieder herauß zieht) Das sprach sein Engel!

**Der Prinz.** Sie sind irrig; Sie verstehen ihn nicht. Sie denken bey dem Worte Verwahrung, wohl gar an Gefängniß und Kerker.

**Edoar-**



Odoardo. Lassen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier ist die Strenge der Gesetze mit der Achtung gegen unbescholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in besondere Verwahrung gebracht werden muß: so weiß ich schon — die allerspäthigste. Das Haus meines Kanzlers — Keinen Widerspruch, Marinelli! — Da will ich sie selbst hinbringen, da will ich sie der Aufsicht einer der würdigsten Damen übergeben. Die soll mir für sie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi, und seine Gemahlinn?

Odoardo. Was sollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieses edeln Paares kenn' ich. Wer kennt sie nicht? — (zu Marinelli) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß: so müßte sie in dem tiefsten Kerker verwahrt werden. Dringen Sie darauf; ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! ich alter Geck! — Ja wohl hat sie Recht

die





die gute Sibylle: Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren!

**Der Prinz.** Ich verstehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Lassen Sie es dabey: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! da soll sie hin; da bring' ich sie selbst hin; und wenn ihr da nicht mit der äußersten Achtung begegnet wird, so hat mein Wort nichts gegolten. Aber sorgen Sie nicht. — Dabey bleibt es! dabey bleibt es! — Sie selbst, Galotti, mit sich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Ginasia folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren: wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuschreiben. — Und nun, auf Wiedersehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird spät.

**Odoardo.** (Der in tiefen Gedanken gestanden.) Wie? so soll ich sie gar nicht sprechen meine Tochter? Auch hier nicht? Ich lasse mir alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortreflich. Das Haus eines Kanzlers ist natürlicher Weise eine Freystadt der Tugend. O, gnädiger Herr, bring



gen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber sprechen wollt' ich sie doch gerne vorher. Der Tod des Grafen ist ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man sie von ihren Aeltern trennet. Ihr jenen auf gute Art beizubringen; sie dieser Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich sie sprechen, gnädiger Herr, muß ich sie sprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

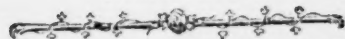
Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir sie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater seyn wollten! (Der Prinz und Marinelli gehen ab.)

## Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti.

(Ihm nachsehend; nach einer Pause) Warum nicht? — Herzlich gern — Ha! ha! ha! — (blickt wild umher). Wer lacht da? — Oey Gott, ich



ich glaub', ich war es selbst. — Ehen recht! Lustig, lustig. Das Spiel geht zu Ende. So, oder so! — Aber — (Pausen) wenn sie mit ihm sich verstände? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will? — (Pausen) Für sie thun will? Was will ich denn für sie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu sagen? — Da denk' ich so was: So was, was sich nur denken läßt! — Gräßlich! Fort, fort! Ich will sie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der ziehe sie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (er will gehen, und sieht Emilien kommen) Zu spät! Ah! er will meine Hand; er will sie!

## Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie so ruhig, mein Vater?

8

Odoar.



Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter?

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist nichts verloren: oder alles. Ruhig seyn können, und ruhig seyn müssen: kommt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meynest du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig seyn müssen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärest ruhig, weil du ruhig seyn mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann, und der Vater sich wohl vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennest du, alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! — Ja, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Beraus; — wann wir anders ihr nachkommen.

Emilia.



Emilia. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater.

Odoardo. Fliehen? — Was hält' es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich.

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du bist ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig seyn? Die Hände in den Schoos legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?



Odoardo. Ha! wenn du so denkst! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: das Weid wollte die Natur zu ihrem Meisterstück machen. Aber sie verarßt sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Zerst ist alles heuer an Euch, als an Uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist: so habe ich meine in ihr wiedergesunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, — o des höllischen Gauckelspiels! — reißt er dich aus unsern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen; will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so während, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herantziehend) um einem von beyden — beyden! — das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist alles, was die Kaiserin haben haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo.



Edoardo. Was? Dabin wäre es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Besinne dich. — Auch du hast nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Mischuld!

Edoardo. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Muth, mein Vater; so jugendliches, so warmes Muth, als eine. Auch meine Sinne, sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Beden beaufsichtigen konnten! — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlummers zu; erweiden, sprangen Tausende in die Kuthen, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dold.

Edoardo. Und wenn du ihn kennst, diesen Dold! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund, ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.



Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (gibt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (im Begriffe sich damit zu durchs schneiden, ruft der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich. — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und besimmt die Nadel zu fassen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörest nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum lauberten Sie sonst? — (in einem bitteren Tone, während das sie die Nadel verachtet) Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweyten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keinen mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsieht.) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will sinken und er faßt sie in seine Arme.)

Emilia.





Emilia. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm  
sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen,  
diese väterliche Hand.

### Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz. (im Herzklopfen) Was ist das? —  
Ist Emilia nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl; sehr wohl!

Der Prinz. (indem er näher kömmt.) Was seh'  
ich? — Entsetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben  
Sie gethan?

Odoardo. Eine Rose gebrochen, ehe der  
Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine  
Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich  
selbst — ich selbst —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; —  
nicht du! — Gehe mit keiner Unschuld fort aus  
der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Va-  
ter, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (Er stirbt, und  
er legt sie sanft auf den Boden.)

Odoardo.

Odoardo. Zieh hin! — Munda, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lust? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet? (noch eine Pause) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schaafe Tragödie zu beschließen? — Sie irren sich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Nase weist.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller!

Der Prinz. (nach einigem Zögern, unter welchem er den Körper mit Schreien und Verzweiflung betrachtet, in Mordmuth) Hier! heb' ihn auf. — Nun? Du bedenkst dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! sag' ich. — Gott! Gott! — Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?

Ende des Trauerspiels,









# Emilia Galotti.

---

Ein Trauerspiel

in

fünf Aufzügen.

Von

Gotthold Ephraim Lessing.



---

Berlin,

bey Christian Friedrich Voß, 1772.

## Personen.

Emilia Galotti.

Odoardo und } Galotti. Aeltern der Emilia.  
Claudia }

Gettore Gonzaga. Prinz von Guastalla.

Marinelli. Kammerherr des Prinzen.

Camillo Rota. Einer von des Prinzen  
Räthen.

Conti. Waler.

Graf Appiani.

Bedfian Gräna.

Angelo, und einige Bediente.







## Erster Aufzug.

(Die Scene, ein Kabinett des Prinzen.)

---

### Erster Auftritt.

Der Prinz, an einem Arbeitstische, voller Briefschaften und Papiere, deren einige er durchläuft.



Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — Die traurigen Geschäfte; und man be-

neidet uns noch! — Das glaub ich, wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (indem er noch eine von den Bittschriften aufschlägt, und nach dem unterschriebenen Namen sieht.) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Brunetti —

nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will sie, diese Emilia Bruneschi? (er liest) Viel gefodert; sehr viel. — Doch sie heißt Emilia. Gewährt! (er unterschreibt und klingelt; worauf ein Kammerdiener hereintritt.) Es ist wohl noch keiner von den Rätthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen ist so schön. Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen (der Kammerdiener geht ab) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneschi, Emilia heißen; — weg ist meine Ruhe und alles! —

Der Kammerd. (welcher wieder hereintritt.) Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier, ein Brief von der Gräfin Orsina.

Der Prinz. Der Orsina? Legt ihn hin.

Der Kammerd. Ihr Käufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort senden; wenn es einer bedarf. — Wo ist sie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der

Der Kammerd. Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Desto schlimmer — besser; wollte ich sagen. So braucht der Kaiser um so weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab) Meine theure Gräfin! (bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt) So gut, als gelesen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja; ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann seyn, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerd. (Der nochmal herein tritt)

Der Kaiser Contt will die Gnade haben — —

Der Prinz. Contt? Nicht wohl; laßt ihn herein kommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — (Nicht auf.)

## Zweiter Auftritt.

Contt. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Contt. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Contt. Prinz, die Kunst geht nach Brede.

---

Der Prinz. Das muß sie nicht; das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiethe gewiß nicht. — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meyne nicht vieles; sondern viel: ein Weniges; aber mit Fleiß. — Es kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Porträt, welches Sie mir befohlen haben, güttdiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen: aber weil es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfinn Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum malen. Die Gräfinn hat, seit drey Wo-

Monarchen, gerade Einmal sich entschließen können, zu sitzen.

Der Prinz. Wo sind die Erbkücher?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hole sie.

### Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild, ist sie doch nicht selber. — Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wiederfinden. — Der beschwerliche Maler! Ich glaube gar, sie hat ihn bestochen. — War' es auch? Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemalt ist, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Warlich, ich glaube, ich wär es zufrieden. Als ich dort lebte, war ich immer so leicht, so frohlich, so ausgelassen. — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglich, oder nicht behäglich; ich bin so besser.

### Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti, mit den Gemälden, wos  
von er das eine verwandt gegen einen  
Stuhl lehnet.

Conti. (indem er das andere zurecht stellt.) Ich  
bitte, Prinz, daß Sie die Gränzen unserer Kunst  
erwägen wollen. Vieles von dem Auszüglichsten  
der Schönheit liegt ganz außer den Gränzen ders-  
selben. — Treten Sie so! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung.) Vor-  
trefflich, Conti; — ganz vorzüglich! — Das  
gilt ihrer Kunst, Ihrem Pinsel. — Aber ge-  
schmeichelt, Conti; ganz unendlich geschmeichelt!

Conti. Das Original schien dieser Meinung  
nicht zu seyn. Auch ist es in der That nicht mehr  
geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die  
Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur, —  
wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den  
Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unver-  
meidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem  
die Zeit dagegen an kämpfet.

Der

Der Prinz. Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth. — Aber das Original, sagen Sie, fand dem ungeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original ist eine Person, die meine Ehrerbietung fodert. Ich habe nichts nachtheiliges von ihr aussern wollen.

Der Prinz. So viel als ihnen beliebt? — Und was sagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, sagte die Gräfin, wenn ich nicht häßlicher aussehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene sagte sie das, — von der freylich dieses ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeigt.

Der Prinz. Das meynt' ich ja; das ist es eben, worinn ich die unendliche Schmeicheley finde. — O! ich kenne sie, jene steife höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! — Ich leugne nicht, daß ein schöner Mund, der sich ein wenig spöttisch verziehet, nicht selten um so viel schöner ist. Aber, wohl gemerkt

ein wenig: die Verzeichnung muß nicht bis zur Erlös-  
masse gehen, wie bey dieser Gräfinn. Und Augen  
müssen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht  
führen, — Augen, wie sie die gute Gräfinn nun  
gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im  
Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerst be-  
troffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die  
Kunst aus den großen, hervorragenden, stieren,  
starren Medusen Augen der Gräfinn gutes machen  
kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus ge-  
macht. — Redlich, sag' ich? — Nicht so red-  
lich, wäre redlicher. Denn sagen Sie selbst, Conti,  
läßt sich aus diesem Bilde wohl der Charakter der  
Person schließen? Und das sollte doch. Etwas ha-  
ben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu  
trübsinniger Schwärmercy in sanfte Schwermuth  
verwandelt.

Conti. (etwas ärgerlich) Ah, mein Prinz, —  
wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild  
den Liebhaber noch eben so warm findet, als warm  
er es bestellte. Wir malen mit Augen der Liebe:

und



und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Ja nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Sehen Sie weg. — Was ist das andere Stück?

Conti. (indem er es holt, und noch verkehrt in der Hand hält.) Auch ein weibliches Porträt.

Der Prinz. So möchte ich es bald — lieber gar nicht sehen. Denn dem Ideal hier, (mit dem Finger auf die Statue) — oder vielmehr hier, (mit dem Finger auf das Herz) kommt es doch nicht bey. — Ich wünschte, Conti, Ihre Kunst in andern Worten zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunst giebt es; aber sicherlich keinen bewundernswürdigen Gegenstand, als diesen.

Der Prinz. So wett' ich, Conti, daß es des Künstlers eigene Gebietherinn ist. — (indem der Maler das Bild umwendet) Was seh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantasie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen diesen Engel?

Der

**Der Prinz.** (indem er sich zu fassen sucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden.) So halb! — um sie eben wieder zu kennen. — Es ist einige Wochen her, als ich sie mit ihrer Mutter in einer *Veggia* traf. — Nachher ist sie mit mir an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen sich weniger ziemet. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf *Sabionetta* am meisten widersetzte. — Ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder und gut! —

**Conti.** Der Vater! Aber hier haben wir seine Tochter. —

**Der Prinz.** Sey Gott! wie aus dem *Spiegel* gestohlen! (noch immer die Augen auf das Bild gefest.) O, Sie wissen es ja wohl, **Conti**, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

**Conti.** Gleichwohl hat mich dieses noch sehr unzufrieden mit mir gelassen. — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege

Weg, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz, und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. — Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz. (Indem er nur eben von dem Bilde wegschickt.) Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderen! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe solche Seelen, und solche Augen.

Der Prinz. (mit einer erzwungenen Kälte.) Miß Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unserer Stadt:

Conti

Conti. Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unserer Stadt? — Sie spotten meiner, Prinz. Oder Sie sahen, die ganze Zeit, eben so wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wendend auf das Bild gerichtet) wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen soll, was schön ist! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gefessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Busch, dieser ganze Dan, sind, von der Zeit an, mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderer selbst, wovon sie gefessen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Kopie —

Der Prinz. (Der sich schnell gegen ihn lehnd) Nun, Conti? ist doch nicht schon versagt?

Conti,

Conti. Ist für Sie, Prinz; wenn Sie Geschmack daran finden.

Der Prinz. Geschmack! — (lächelnd) Dieses Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich besser thun, als es auch zu dem nöthigen zu machen? — Dort, jenes Porträtt nehmen Sie nur wieder mit, — einen Rahmen dar- um zu bestellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So schön, so reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es soll in der Gallerie aufgestellt werden. — Aber dieses bleibt hier. Mit einem Studlo macht man so viel Umstände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen; sondern hat es gern bey der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht sehr. — Und wie gesagt; in meinem Geblirthe soll die Kunst nicht nach Brodt gehen; — bis ich selbst keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeister, und lassen Sie, auf Ihre Quittung, für beyde Porträtte sich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie so, noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunst.

Der Prinz. O des eifersüchtigen Künstlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti; so viel Sie wollen.  
(Conti geht ab.)

## Fünfter Auftritt.

### Der Prinz.

So viel er will! — (gegen das Bild) Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! schönes Werk der Kunst, ist es wahr, daß ich dich besitze? — Wer dich auch besäße, schönes Meisterstück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliebe Mutter! Was du willst, alter Murrkepf! Hodre mir! Hodere mir! — Am liebsten kaufe' ich dich, Sauterthum, von dir selbst! — Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! Dieser Mund! und wenn er sich zum reden öffnet! wenn er lächelt! Dieser Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidisch. (indem er das Bild gegen die Wand drehet.) Es wird Marinelli seyn. Gatte' ich

---

Ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnt' ich haben!

### Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden, verzeihen. — Ich war mit eines so frühen Besuchs nicht gegenwärtig.

Der Prinz. Ich bekam Lust, auszufahren. Der Morgen war so schön. — Aber nun ist er ja wohl verstrichen; und die Lust ist mir vergangen. — (nach einem kurzen Stillstehigen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfinn Orsina ist gestern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch schon ihr guter Morgen, (auf ihren Brief zeigend) oder was es sonst seyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben sie gesprochen?

Marinelli. Bin ich, leider, nicht Ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer  
B Dame

Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernste zu lieben, Prinz: so — —

Der Prinz. Nichts verschweigen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könn' es doch kommen? — O! so mag die Gräfinn auch so Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, sehr Unrecht! Meine nahe Vermählung mit der Prinzessin von Massa, will durchaus, daß ich alle dergleichen Handel fürs erste abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: so müßte freylich Orsina sich in ihr Schicksal eben so wohl zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Der Prinz. Das unstreitig härter ist, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteresse. Ihres darf sie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verschweken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfinn: wenn es weiter nichts, als eine Gemahlinn ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführt? Neben so einer Gemahlinn sieht die Geliebte noch  
immer



immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlinn fürchtet sie aufgeopfert zu seyn, sondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir durchaus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Märrinn, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern, wahrlich, hat sie mich sonderbar gerührt. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche, entsprang ihr eine Bemerkung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge: und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Der Prinz. So wie sie Ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat,

B 2

das

---

das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurück zu bringen? — Wenn sie aus Liebe nârrisch wird, so redte sie es, früher oder später, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr. — Von etwas andern! — Geht denn gar nichts vor, in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — ist nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich soll ja noch hören, daß er versprochen ist.

Marinelli. Die Sache ist sehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber so geht es den Empfindsamen! Die Liebe spielt ihnen immer die schlimmsten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang, hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Wit, — und was weiß ich?

Der

---

Der Prinz. Wer sich den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht, so ganz überlassen darf; — ich dünke, der wäre eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bey alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben so wenig als er Sie — bey alle dem ist er doch ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu spät ist. — Denn so viel ich höre, ist sein Plan gar nicht, bey Hofe sein Glück zu machen. — Er will mit seiner Gebietherinn nach seinen Thälern von Piemont: — Gamsen zu jagen, auf den Alpen; und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er besseres thun? Hier ist es durch das Mißbündniß, welches er trift, mit ihm doch aus. Der Zirkel der ersten Häuser ist ihm von nun an verschlossen — —

Der Prinz. Mit euren ersten Häuſern! — In welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht ſelten die Dürftigkeit herrſchet. — Aber ſo nennen Sie mir ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Marinelli. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti

Der Prinz. Wie, Marinelli? eine gewiſſe —  
Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Dim-  
mermehr!

Marinelli. Zuverlässig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag ich; das iſt nicht, das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Nahmen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti — eine gewiſſe. Von der rechten könnte nur ein Narr ſo ſprechen —

Marinelli. Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Obersten Galotti, bey Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Gnastalla mit ihrer Mutter wohnt?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Unfern der Kirche Allerheiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. mit einem Worte — Eindem er nach dem Porträtte springt und es dem Marinelli in die Hand giebt: Da! — Diese? Diese Emilia Galotti? — Sprich dein verdamntes „Eben die“ noch einmal, und stoß mir den Dolch ins Herz.

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Heuter! — Diese? — Diese Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfinn Appiani! — (hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand, und wirft es bey Seite.) Die Trauung geschieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bey Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und

Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz. (der sich voll Verzweiflung in einem Stuhl wirft.) So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was ist Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. (der gegen ihn wieder aufspringt.) Verräther! — was mir ist? — Nun ja ich liebe sie; ich bete sie an. Mögt ihr es doch wissen! mögt ihr es doch längst gewünscht haben, alle ihr, denen ich der tollen Orsina schimpfliche Fesseln lieber ewig tragen sollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie so oft mich Ihrer innigsten Freundschaft versicherten — O ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, so treulos, so hämisch mir bis auf diesen Augenblick die Gefahren verhölen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das verzeihe, — so werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kom-

men

men ließen — Ihnen mein Erstaunen zu bezeugen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur dann gegen Schwur: Wenn ich von dieser Liebe das geringste gerrüßt, das geringste vermuthet habe; so möge weder Engel noch Heiliger von mir wissen! — Eben das wolt' ich in die Seele der Orsina schwören. Ihr Verdacht schweift auf einer ganz andern Nährt.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er sich ihm in die Arme wirft) und betauern Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht ihrer Zurückhaltung! — „Fürsten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Ursache, wenn dem so ist? — Weil Sie keinen haben wollen. — Heute beehren sie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimsten Wünsche mit, schließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen sind wir ihnen wieder so fremd, als hätten sie nie ein Wort mit uns gewechselt.

Der Prinz. Ach! Marinelli, wie kommt's Ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte?

Marinelli. Und also wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Qual gestanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe ist vergebens gewesen, sie ein zweytesmal zu sprechen. —

Marinelli. Und das erstemal —

Der Prinz. Sprach ich sie — O, ich komme von Elnen! Und ich soll Ihnen noch lange erzählen? — Sie sehen mich einen Raub der Welten: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Meuten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? ist da viel zu retten? — Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfinn Appiani. Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweyten; — und solche Waaren nicht selten aus der zweyten um so viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernsthaft, Marinelli, ernsthaft, oder —

Marinelli. Freylich, auch um so viel schlechter —

Der



Der Prinz. Sie werden unverschämt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, so müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebster, bester Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen, eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit ansehen; — und mir sagen, daß ich nicht vergebens seyn wolke, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch absehe. — Heute sagen Sie? schon heute?

Marinelli. Erst heute — soll es geschehen. Und nur geschehenen Dingen ist nicht zu raten. — (nach einer kurzen Ueberlegung) Wollen Sie mir freye Hand lassen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was diesen Streich abwenden kann.

Marinelli

Marinelli. So lassen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Desalo. Der Feg nach Sabionetta geht da vorbey. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: so denck ich — Doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Verwählung einen Gesandten nach Massa schicken? Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte seyn; mit dem Bedingae, daß er noch heute abreiset. — Verstehen Sie?

Der Prinz. Vortreflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich sogleich in den Wagen.

(Marinelli geht ab.)

## Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! sogleich! — Wo blieb es? — (schon nach dem Porträtte umsehend) Auf der Erde? das war zu arg! (indem er es aufhebt) Doch betrachten? betrachte

etrachten mag ich dich fürs erste nicht mehr. —  
 Warum sollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die  
 Bunde drücken? (sieht es den Cotte) — Geschmach,  
 get, gesenftet hab' ich lange genug, — länger als  
 ich gesollt hätte: aber nichts gethan! und über die  
 tödtliche Unthätigkeit bey einem Haor' alles verlo-  
 ren! — Und wenn nun doch alles verloren wäre?  
 Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum  
 will ich mich auch auf ihn allein verlassen? Es fällt  
 mir ein, — um diese Stunde, (nach der Uhr sehend) um  
 diese nemliche Stunde pflegt das fromme Mäd-  
 chen alle Morgen bey den Dominikanern die Messe  
 zu hören. — Wie wenn ich sie da zu sprechen  
 könnte? — Doch heute, heut' an ihrem Hoch-  
 zeitage, — heute werden ihr andere Dinge am  
 Herzen liegen, als die Messe. — Indeß, wer  
 weiß? — Es ist ein Gang. — (er klingelt, und  
 dem er einige von den Papieren auf dem Tische hastig zu-  
 sammen rafft, tritt der Kammerdiener herein) Laßt vor-  
 gehen! — Ist noch keiner von den Mädchen da?  
 Der Kammerd. Camillo Nota.  
 Der Prinz. Er soll herein kommen. (Der Kame-  
 rdiener geht ab) Nur aufhalten muß er mich nicht  
 wollen.

wollen. Dasmal nicht! — Ich stehe gern seinen Bedenklichkeiten ein andermal um so viel länger zu Diensten. — Da war ja noch die Pittschrist einer, Emilia Bruneschi — (sie sucht) Die ist's. — Aber, gute Bruneschi, wo deine Versprechungen — —

### Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand.

Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier ist, was ich diesen Morgen erkrochen. Nicht viel Tröstliches! — Sie werden von selbst sehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch ist hier eine Pittschrist einer Emilia Galotti. Bruneschi will ich sagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar schon begehrt geschrieben. Aber doch — die Sache ist keine Kleinigkeit — Lassen Sie die Ausfertigung noch anstehen. — Oder auch nicht anstehen: wie Sie wollen.

Camillo

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was ist sonst? Etwas zu unterschreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geschwind.

Camillo Rota. (Angig und den Prinzen stark ansehend) Ein Todesurtheil, sagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. Es könnte schon geschehen seyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota. (Seine Schriften nachsehend) Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anstand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zusammen: ich muß fort — Morgen, Rota, ein Wieder!

(geht ab)

Camillo Rota. (den Kopf schüttelnd, indem er die Papiere zu sich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hab' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen,

sen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betreffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche Recht gern!



## Zweiter Aufzug.

(Die Scene, ein Saal in dem Hause der Galotti.)



### Erster Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia. (im Herankommen zu Pirro, der von der andern Seite hereintritt) Wer sprengte da in den Hof?

Pirro. Unser Herr, andächtige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Ist es möglich?

Pirro. Er solat mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (ihm entgegen gehend) Ach! mein Vester! —

Zwey.

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti, und die Vorigen

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! —  
Nicht wahr, daß heißt überraschen?

Claudia. Und auf die angenehmste Art! —  
Wenn es anders nur eine Uebereilung seyn soll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbesorgt. —  
Das Glück des heutigen Tages weckte mich so  
früh; der Morgen war so schön; der Weg ist so  
kurz; ich vermuthete euch hier so geschäftig —  
Wie leicht vergessen Sie etwas: fiel mir ein. —  
Mit einem Worte: ich komme, und sehe, und  
kehre sogleich wieder zurück. Wo ist Emilia?  
Unstreitig beschäftigt mit dem Puße?

Claudia. Ihrer Seele! — Sie ist in der  
Küche. — Ich habe heute, mehr als jeden an-  
dern Tag, Gnade von oben zu ersuchen, sagte sie,  
und ließ alles liegen, und nahm ihren Schleper  
und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schelme — —

E

Odoardo

Odoardo. Einer ist genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Fürchten Sie nicht, mein Vester; und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen, und, wann Sie wollen, eine Erfrischung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meynest, Claudia. — Aber Sie sollte nicht allein gegangen seyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Besuche auf heute zu verbiten.

### Dritter Austritt.

Pirro, und bald darauf Angelo.

Pirro. Die sich nur aus Neugierde melden lassen. — Was bin ich seit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kommt da?

Angelo. (noch bald hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Gesicht gezogen, den Hut in die Scene) Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (indem Angelo vollends hereintritt, und den Mantel auseinander schlägt.) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo.



Angelo. Wie du siehst. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu sprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagst es, wieder aus Licht zu kommen? — Du bist seit deiner letzten Wortschat vogelfrey erklärt; auf deinen Kopf steht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirst verdienen wollen? —

Pirro. Was willst du? Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? (ihm einen Beutel mit Gelde zeigend) — Nimm! Es gehöret dir!

Pirro. Wilt?

Angelo. Hast du vergessen? Der Deutsche, dein voriger Herr, — —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns, auf dem Wege nach Pisa, in die Falle führtest —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen kostbaren Ring zu hinterlassen. — Weißt du nicht? — Er war zu kostbar, der Ring, als daß

wir ihn sogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich ist mir es damit gelungen. Ich habe hundert Pistolen dafür erhalten: und das ist dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts — behalt' alles.

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel ist, wie hoch du deinen Kopf feil trägst — (als ob er denbeutel wieder einstecken wollte.)

Pirro. So gib mir! (nimmt ihn) — Und was nun? Denn daß du bloß deswegen mich aufgesucht haben solltest — —

Angelo. Das kommt dir nicht so recht glaublich vor? — Halunke! Was denkst du von uns? — daß wir fähig sind, jemand seinen Verdienst vorzuenthalten? Das mag unter den so genannten ehelichen Leuten Mode seyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — (thut als ob er gehen wollte, und kehrt wieder um) Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti so ganz allein in die Stadt gesprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spaziergänger. Seine Tochter wird, heut' Abend auf dem Gute, von dem er herkömmt, dem Grafen Appiani

piani angetrauet. Er kann die Zeit nicht erwarten —

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verziehst. — Aber du hast doch keinen Anschlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er ist ein Mann —

Angelo. Kenn' ich ihn nicht? Hab ich nicht unter ihm gedienet? — Wenn darum bey ihm nur viel zu holen — wäre Wenn? fahren die junge Leute nach?

Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein Paar Freunde kommen aus Sabinetta als Zeugen.

Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwey; außer mir, der ich zu Pferde voraus reiten soll.

Angelo. Das ist gut. — Noch eins: wessen ist die Equipage? Ist es eure? oder des Grafen?

Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da ist noch ein Vorrä-  
ter, außer einem handfesten Kutscher. Doch! —

Pirro. Ich erstaune. Aber was willst du? —  
Das Bißchen Schmuck, das die Braut etwa ha-  
ben dürfte, wird schwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lehnt ihrer die Braut selbst!

Pirro. Und auch bey diesem Verbrechen soll  
ich dein Mitschuldiger seyn?

Angelo. Du reitest voraus. Reite doch, reite!  
und lehre dich an nichts!

Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willst den  
Gewissenhaften spielen. — Vursche! ich denke,  
du kennst mich. — Wo du plauderst! Wo sich ein  
einziger Umstand anders findet, als du mir ihn  
angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels  
willen! —

Angelo. Thu, was du nicht lassen kannst!  
(geht ab.)

Pirro. Ha! Laß dich den Teufel bey Einem  
Haare fassen; und du bist sein auf ewig? Ich  
Unglücklicher!

Bier:

---

Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo!  
Es würde sie schmerzen, deines Ausblicks so zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bey dem Grafen noch einsprechen. Kaum kann ichs erwarten, die, sen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entschluß, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz sollen wir sie verlieren, diese einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was mußt du, sie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wissen? Vermenge dein Vergnügen an ihr, nicht mit ihrem Glücke. — Du möchtest meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräusch und die Zerstreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unserer Tochter eine anständige Erziehung

zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch so herzlich liebet.

**Claudia.** Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für diese Stadt, für diese Nähe des Hofes sprechen, die deiner strengen Tugend so verhaßt sind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zusammen bringen, was für einander geschaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand sie.

**Odoardo.** Das räum' ich ein. Aber, gute Claudia, hattest du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieser Stadterziehung so abgelaufen! Laß uns nicht weise seyn wollen, wo wir nichts, als glücklich gewesen! Gut, daß es so damit abgelaufen! — Nun haben sie sich gefunden, die für einander bestimmt waren: nun laß sie ziehen, wohin Unschuld und Ruhe sie rufen. — Was sollte der Graf hier? Sich bücken, schmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszustechen suchen? um endlich ein Glück zu machen, dessen er nicht bedarf? um endlich

sich einer Ehre gewürdiget zu werden, die für ihn keine wäre? Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach, und will mich da wieder aufsetzen. (Pirro geht ab.) — Warum soll der Graf hier dienen, wenn er doch selbst befehlen kann? — Dazu bedenkst du nicht, Claudia, daß durch unsere Tochter er es verliert mit dem Prinzen verheirathet. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger, als du besorgest.

Odoardo. Besorgest! Ich besorg' auch so was!

Claudia. Denn hab ich dir schon gesagt, daß der Prinz unsere Tochter gesehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Begghia, bey dem Kanzler Grimaldi, die er mit seiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte sich gegen sie so gnädig. — —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt sich mit ihr so lange — —

Odoardo. Unterhielt sich mit ihr?

E 3

Claudia

Claudia. Schien von ihrer Nimmerkeit und ihrem Witz so bezaubert — —

Udoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit so vielen Lobeserhebungen gesprochen — —

Udoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzählst du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! eitle, thörichte Wut!

Claudia. Wie so?

Udoardo. Nun gut, nun gut! Auch das ist so abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin! — Ein Willkürling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke setzt mich in Wut. — Du hättest mir das sogleich sollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern etwas unangenehmes sagen. Und ich würde, (indem sie ihn bey der Hand greift) wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünf:



## Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders sie diesen Namen verdient. — Alles scheint ihr verdächtig, alles strafbar! — Oder, wenn das die Menschen kennen heißt: — wer sollte sich wünschen, sie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er ist des Vaters Feind: seliglich — seliglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, so ist es einzig, um ihn zu beschimpfen? —

## Sechster Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia (steht in einer ängstlichen Verwirrung herum) Wohl mir! wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit. Oder ist er mir gar gefolgt? (indem sie den Schreier zurück wirft und ihre Mutter erblickt) Ist er, meine Mutter? ist er? — Nein, dem Himmel sey Dank!

Claudia. Was ist dir, meine Tochter? was ist dir?

Emilia.

---

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blicktest so wild um dich? Und zitterst an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müssen? Und wo, wo hab' ich es hören müssen?

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was ist dem Laster Kirch' und Altar? — Ach, meine Mutter! (sich ihr in die Arme werfend)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach' meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stätte, so schlimmes begegnet seyn?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, kräftiger seyn sollen, als heute: nie ist sie weniger gewesen, was sie seyn sollte.

Claudia. Wir sind Menschen, Emilia. Die Gabe zu beten ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten.

Emilia. Und sündigen wollen, auch sündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. — Aber daß frem-

des

des Paster uns, wider unsern Willen, zu Mitschuldigen machen kann!

Claudia. Fasse dich! — Sammle deine Gedanken, so viel dir möglich. — Sag' es mir mit Eins, was dir geschehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich! — weiter von dem Altare, als ich sonst pflege, — denn ich kam zu spät — auf mein Knie gelassen. Eben sieng ich an, mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas seinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — so gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner stören möchte. — Andacht! das war das schlimmste, was ich besorgte. — Aber es währte nicht lange, so hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es sprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieser Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders

anders mache — sein Unglück auf immer entscheide. — Es beschwor mich — hören mußte ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um, ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte. — Was konnt' ich sonst? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen; und wann auch, wann auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit, mich wieder zu erheben. Das heilige Amt gieng zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der sich den Himmel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; raten Sie — Ich glaubte in die Erde zu sinken — Ihn selbst.

Claudia. Wen, ihn selbst?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O gesegnet sey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia.

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hättest hören lassen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hält' er an mir strafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben so wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha, du kennest deinen Vater nicht! In seinem Zorne hält' er den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechselt. In seiner Wut hält' ich ihm geschleichen, daß veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorhersehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkanntest — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug wardest, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdienet.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hart' ich nicht das Herz, einen zweyten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia.

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bey der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußte ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbegehenden zu aufmerksam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er sprach; und ich hab' ihm geantwortet. Aber was er sprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bey, so ist es gut, so will ich es Ihnen sagen, meine Mutter. Jetzt weiß ich von dem allen nichts. Meine Sinne hatten mich verlassen. — Umsouft denk' ich nach, wie ich von ihm weg, und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erst auf der Straße wieder; und höre ihn hinter mir herkommen; und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf steigen — —

Claudia. Die Furcht hat ihren besondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergessen, mit welcher Gebehrde du hereinstürztest. — Mein, so weit durste er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte!

wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen, — Indeß, sey ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet ist. Auch wird es noch weniger Folgen haben, als ein Traum. Du entgehst heute mit eins allen Nachstellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willst du für nichts, und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wann er es auch ist nicht würde: wisse, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirkt, darum kein minder gefährliches Gift ist. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Den Liebhaber könnte' es sogar schmeicheln, einem so wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelassen hat: ah! mein Kind, — so wird aus dem Liebhaber erst ein ganz anderes Geschöpf. Dein gutes Gestirn behüte dich vor dieser Erfahrung.

D

Emilia.

Emilia. Sie wissen, meine Mutter, wie gern ich Ihren bessern Einsichten mich in allem unterwerfe. — Aber, wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht, früh oder spät, seine Unruhe vermehren? — Ich dachte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (mit einem tiefen Athemzuge) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtsames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabey nehmen können, und würde mir eben so wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht sagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigener gesunder Verstand sagte. Und ich wußte, er würde dir es sagen, sobald du wieder zu dir selbst gekommen. — Der Prinz ist galant. Du bist die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höf.



Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeicheley zur Verheutung; ein Einfall zum Wunsche; ein Wunsch zum Vorsatze. Nichts klinge in dieser Sprache wie Alles: und Alles ist in ihr so viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! — so müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel, als tugendhaft, halten. — Huy! daß er da selbst kommt! Es ist sein Gang.

### Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani. (tritt tiefsinnig, mit vor sich hinerschlagenden Augen herein, und kommt näher, ohne sie zu erblicken; bis Emilia ihm entgegen springt.) Ah, meine Theuerste! — Ich war mit Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünschte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feyerlich? so ernsthaft? — Ist dieser Tag keiner freudigern Aufwallung werth?

D 3

Appiaz

Appiani. Er ist mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber schwanger mit so viel Glückseligkeit für mich, — mag es wohl diese Glückseligkeit selbst seyn, die mich so ernst, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, so feyerlich macht. — (Indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mit mit einem inigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz seyn wird! — Wie glücklich bist du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unsere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben habe ich mich aus seinen Armen gerissen: — oder vielmehr er, sich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muster aller männlichen Tugend! Zu was für Gefinnungen erhebe sich meine Seele in seiner Gegenwart! Nie ist mein Entschluß immer gut, immer edel zu seyn, lebendiger, als wenn ich ihn sehe — wenn ich ihn mir denke. Und womit sonst, als mit der Erfüllung dieses Entschlusses kann ich mich der Ehre würdig machen,  
sein

sein Sohn zu heißen; — der Ihrige zu seyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn seine Emilia, für diesen augenblicklichen Besuch, zu sehr erschütterte, zu sehr sich seiner ganzen Seele bemächtigt hätte.

Claudia. Er glaube dich mit deinem Brautschnucke beschäftigt zu finden: und höre —

Appiani. Was ich mit der zärtlichsten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben! und die nicht stolz auf ihre Frömmigkeit ist.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun, und das andere nicht lassen! — Nun ist es hohe Zeit; nun mach', Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen sie doch nicht so, Herr Graf, so wie sie da ist, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erst gewahr — Wer kann Sie sehen, Emilia, und

auch auf Ihren Fuß achten? — Und warum nicht so, so wie sie da ist?

Emilia. Mein, mein lieber Graf, nicht so; nicht ganz so. Aber auch nicht viel prächtiger; nicht viel. — Husch, husch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geschmeide, dem letzten Geschenke Ihrer verschwenderischen Großmuth! Nichts, gar nichts, was sich nur zu solchen Geschmeide schickte! — Ich könnte ihm gram seyn, diesem Geschmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreyimal hat mir von ihm geträumet —

Claudia. Nun! davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandele. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! Die Bedeutung ist träumerischer, als der Traum. — Warest du nicht von je her eine grössere Liebhaberinn von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freylich, meine Mutter, freylich —

Appiani. (nachdenkend und schwermüthig) Bedeuten Thränen — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wohl; ich sollte mich schämen — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern gestimmt ist —

Emilia. Warum ist sie das auch? — Und was meinen Sie, das ich mir angedacht habe? — Was trug ich, wie sah ich, als ich Ihnen zuerst gefiel? — Wissen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich sehe Sie in Gedanken nie anders, als so; und sehe Sie so, auch wenn ich Sie nicht so sehe.

Emilia. Also, ein Kleid von der nehmlichen Farbe, von dem nehmlichen Schnitte; fliegend und frey —

Appiani. Vortrefflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In seinem eignen braunen Glanze? In Locken, wie sie die Natur schlug —

Emilia. Die Nase darinn nicht zu vergessen! Rechte! recht! — eine kleine Geduld, und ich stehe so vor Ihnen da!

### Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. (indem er ihr mit einer niedergeschlagenen Miene nachsieht.) Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld! — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger, sich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf, war so schnell, als richtig. Sie sind heut' ernster als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünsche, — sollt' es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel Ihrer Wünsche gewesen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es ist wahr; ich bin heut' ungewöhnlich träge und finster. — Nur sehen Sie, gnädige Frau; — noch Einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen seyn, ist im Grunde eines. — Alles was ich sehe, alles was ich höre, alles was ich träume, prediget mir seit gestern und ehegestern diese

Diese Wahrheit. Dieser Eine Gedanke leitet sich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was ist das? Ich versteh' es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

Appiani. Eines kommt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Fremde, über mich selbst —

Claudia. Wie so?

Appiani. Meine Freunde verlangen schlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heyrath ein Wort sagen soll, ehe ich sie vollziehe. Sie geben mir zu, ich sey es nicht schuldig: aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin schwach genug gewesen, es ihnen zu versprechen. Eben wollt' ich noch bey ihm vorsprechen.

Claudia. (Ruhig.) Bey dem Prinzen?

## Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli,  
und die Vorigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marchese Marinelli hält vor dem Hause, und erkundiget sich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier ist er schon. (öfnet ihm die Thüre und gehet ab.)

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hause, und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geschäft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es ist in einigen Minuten geschehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will.

(macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)

## Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appia



Appiani. Was ist zu seinem Befehle?

Marinelli. Ich bin stolz, der Ueberbringer einer so vorzüglichen Gnade zu seyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen seiner ergebensten Freunde in mir erkennen will — —

Appiani. Ohne weitere Vorrede; wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß sogleich an den Herzog von Massa, in Angelegenheit seiner Vermählung mit dessen Prinzessin Tochter, einen Bevollmächtigten senden. Er war lange unschlüssig, wen er dazu ernennen sollte. Endlich ist seine Wahl, Herr Graf auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das, — wenn die Freundschaft ruhmredig seyn darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie sehen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe schon längst nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Marinelli. Ich bin versichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch diese so eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug seyn sollte: so ist freylich meine Freundschaft zu verzeihlich gewesen.

Appiani. Freundschaft und Freundschaft, um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marchese Marinelli Freundschaft hätte ich mir nie träumen lassen. —

Marinelli. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, mein unverzeihliches Unrecht, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, Ihr Freund seyn wollen. — Bey dem allen: was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre, bleiben, was sie sind: und ich zweifle nicht, Sie werden sie mit Begierd' ergreifen.

Appiani. (nach einiger Ueberlegung) Allerdings.

Marinelli. Nun so kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli. Nach Desalo, zu dem Prinzen. — Es liegt schon alles fertig; und Sie müssen noch heut' abreisen.

Appiani. Was sagen sie? — Noch heute?

Maris

Marinelli. Lieber noch in dieser nehmlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache ist von der äußersten Eile.

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugebacht, verbitten muß.

Marinelli. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreisen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli. Sie scherzen, Herr Graf.

Appiani. Mit Ihnen?

Marinelli. Unvergleichlich! Wenn der Scherz den Prinzen gilt, so ist er um so viel lustiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz selbst meine Entschuldigung wird gelten lassen.

Marinelli. Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie; ich soll heut' eine Frau nehmen.

Marinelli. Nun? und dann?

Appia

Appiani. Und dann? — und dann? —  
Ihr: Frage ist auch verzweifelt naiv.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf,  
daß sich Hochzeiten aufschieben lassen. — Ich  
glaube freylich nicht, daß der Braut oder dem  
Bräutigam immer damit gedient ist. Die Sache  
mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dünkt  
ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des  
Herrn? Ein Herr, den man sich selber wählet;  
ist unser Herr so eigentlich nicht — Ich gebe zu,  
daß Sie dem Prinzen unbedingtem Gehorsam  
schuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an  
seinen Hof als ein Freywilliger. Ich wollte  
die Ehre haben, ihm zu dienen: aber nicht sein  
Esklave werden. Ich bin der Vasall eines größern  
Herrn —

Marinelli. Größer oder kleiner: Herr ist  
Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber strit-  
te! — Verung, sagen Sie dem Prinzen, was  
Sie gehört haben: — daß es mir leid thut, seine  
Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben  
heut

heut' eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Stück ausmache.

Marinelli. Wollen Sie ihm nicht zugleich wissen lassen, mit wem?

• Appiani. Mit Emilia Galotti.

Marinelli. Der Tochter aus diesem Hause?

• Appiani. Aus diesem Hause.

Marinelli. hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marinelli. Ich sollte meinen, daß es senach um so weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft anzusehen.

Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceresmonie?

Marinelli. Die guten Aeltern werden es so genau nicht nehmen.

Appiani. Die guten Aeltern?

Marinelli. Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani. Ja wohl gewiß? — Sie sind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli. Mir das, Graf?

Appiani. Warum nicht?

Maris

Marinelli. Himmel und Hölle! — Wie werden uns sprechen.

Appiani. Pah! Hämisch ist der Affe; aber —

Marinelli. Tod und Verdammniß! — Graf, ich fodere Gernugthuung.

Appiani. Das versteht sich.

Marinelli. Und würde sie gleich mitnehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! (Indem er ihn bey der Hand ergreift) Nach Massa streyslich mag ich mich heute nicht schicken lassen: aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

Marinelli. (Der sich losreißt, und abgeht.) Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

### Fünfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Hal das hat gut gethan. Mein Blut ist in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und besser.

Claudia.

Claudia. (eiligst und besorgt) Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Vertwechsel gehört. — Ihr Gesichte glühet. Was ist vor-  
gefallen?\*

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienst erwiesen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wie können nun um so viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin sogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig seyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

(Sie geht hinein und er fort.)



---

### Dritter Aufzug.

(Die Scene, ein Versaal auf dem Lustschlosse des Prinzen.)

---

#### Erster Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umsonst; er schlug die angelobte Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und so bleibe es dabey? Es geht es vor sich? so wird Emilia noch heute die seinige?

Marinelli. Allem Ansehen nach.

Der Prinz. Ich versprach mir von Ihrem Einfalle so viel! — Wer weiß, wie albern Sie sich dabey genommen. — Wenn der Rath eines Theaters einmal gut ist, so muß ihn ein geschickter Mann ausführen. Das hått' ich bedenken sollen.

Marinelli. Da sind' ich mich schön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben dar-  
über in die Schanze schlagen wollt. — Am ich  
sah,



sahe, daß weder Ernst noch Spott den Grafen bewegen konnte, seine Liebe der Ehre nachzusehen: versucht' ich es, ihn in Harnisch zu setzen. Ich sagte ihm Dinge, über die er sich vergaß. Er stieß Beleidigungen gegen mich aus: und ich forderte Genugthuung, — und forderte sie gleich auf der Stelle. — Ich dachte so; entweder er mich; oder ich ihn. Ich ihn: so ist das Feld ganz unser. Oder er mich: nun, wenn auch; so muß er stehen, und der Prinz gewinnt wenigstens Zeit.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marinelli. Ha! man sollt' es voraus wissen, wenn man so thöricht bereit ist, sich für die Großen aufzuopfern — man sollt' es voraus wissen, wie erkenntlich sie seyn würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er steht in dem Ause, sich so etwas nicht zweymal sagen zu lassen.

Marinelli. Nachdem es fällt, ohne Zweifel. — Wer nun es ihm verdenken? — Er versetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigeres

zu thun habe, als sich mit mir den Hals zu brechen. Und so beschied er mich auf die ersten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galotti! Der Ego-  
danke macht mich rasend! — Darauf lassen Sie  
es gut seyn, und gengen: — und kommen und  
pralen, daß Sie Ihr Leben für mich in die  
Schanze geschlagen; sich mir aufgeopfert —

Marinelli. Was wollen Sie aber, gnädiger  
Herr, das ich weiter hätte thun sollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er et-  
was gethan hätte!

Marinelli. Und lassen Sie doch hören,  
gnädiger Herr, was Sie für sich selbst gethan  
haben. — Sie waren so glücklich, sie noch in  
der Kirche zu sprechen. Was haben Sie mit ihr  
abgeredet?

Der Prinz. (höchst) Neugierde zur Genüge! —  
Die ich nur befriedigen muß. — O, es gieng  
alles nach Wunsch. — Sie brauchten sich nicht  
weiter zu bemühen, mein allzubüßfertiges  
Freund!

Freund! — Sie kam meinem Verlangen, mehr als halbes Weges, entgegen. Ich hätte sie nur gleich annehmen dürfen. (stolz und befehlend) Nun wissen Sie, was Sie wissen wollen; — und können gehn!

Marinelli. Und können gehn? — Ja, ja; das ist das Ende vom Liede! und würd' es seyn; gesetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche versuchen. — Das unmögliche sag' ich? — So unmöglich war es nun wohl nicht: aber lügn. — Wenn wir die Braut in unserer Gewalt hätten: so stünd' ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden sollte.

Der Prinz. Ey! wofür der Mann nicht alles stehen will! Nun dürst' ich ihm nur noch ein Kommando von meiner Leibwache geben, und er legte sich an der Landstraße damit in Hinterhalt, und stiele selbst fünfzig einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumpfe mit zubrachte.

Marinelli. Es ist eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltsamen Entführung ähnlich gesehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten: so würden Sie nicht erst lange davon schwärzen.

Martinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht stehen sollen. — Es könnten sich Unglücksfälle dabey ereignen —

Der Prinz. Und es ist meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten lasse, wofür sie nicht können!

Martinelli. Also, anädiger Herr — (man hört von weitem einen Schuß) Ha! was war das? — Hört' ich recht? — Höreten Sie nicht auch, anädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen!

Der Prinz. Was ist das? was giebes?

Martinelli. Was meynen Sie wohl? — Wie wann ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So sagen Sie doch —

Martinelli. Kurz: wovon ich sprechen, geschieht.

Der Prinz. Ist es möglich?

Maria

Marinelli. Nur vergessen Sie nicht, Prinz, weissen sie mich eben versichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anstalten sind doch so —

Marinelli. Als sie nur immer seyn können! — Die Ausführung ist Leuten anvertraut, auf die ich mich verlassen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbei. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichsam, um ihn zu plündern. Und ein anderer Theil, wobei einer von meinen Bedienten ist, wird aus dem Thiergarten gestürzt seyn; den Angefallenen gleichsam zur Hülfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, soll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er sie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So ist die Abrede. — Was sagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraschen mich auf eine sonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (Marinelli tritt an das Fenster.) Wornach sehen Sie?

Marinelli. Dahinaus muß es seyn! —  
 Nichts! — und eine Maste kommt bereits um die  
 Planke gesprengt; — ohne Zweifel, mit den Er-  
 folg zu berichten. — Entfernen Sie sich, gnädi-  
 ger Herr.

Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marinelli. Nun? Nicht wahr, nun hab' ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht. Aber ich sehe bey  
 alle dem nicht ab — —

Marinelli. Abschn? — Lieber alles mit  
 eins! — Geschwind entfernen Sie sich. — Die  
 Maste muß Sie nicht sehen.

(Der Prinz geht ab.)

### Zweyter Auftritt.

Marinelli, und bald darauf Angelo.

Marinelli. (Der wieder nach dem Fenster geht.)  
 Dort fährt der Wagen langsam nach der Stadt  
 zurück. — So langsam? Und in jedem Schlage  
 ein Bedienter? — Das sind Anzeigen, die mir  
 nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb  
 gelungen ist; — daß man einen Verwundeten ge-  
 mäch,

müchlich zurückführet, — und keinen Todten. — Die Maske steigt ab. — Es ist Angelo selbst. Der Töbdröste! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß seiner Sache gewiß seyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Massa wollten, und nun noch einen weitem Weg müssen! — Wer hatte Sie die Asfen so kennen gelehrt? (indem er nach der Thüre zugeht) Ja wohl sind sie hämisch. — Nun Angelo?

Angelo. (der die Maske abgenommen) Passen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß sie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es sonst ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie steht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, so! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht so ganz unbereitet.

Marinelli. Geschwind sage mir, was Du mir zu sagen hast! — Ist er todt?

Angelo. Es thut mir leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für Dein mitleidiges Herz! (gibt ihm einen Beutel mit Gold.)

E 3

Angelo.

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müssen.

Marinelli. So? Verlust auf beidex Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen! um den ehelichen Jungen! Ob mir sein Tod schon das (indem er den Beutel in der Hand wieget) um ein Viertel verbessert. Denn ich bin sein Erbe; weil ich ihn geräthet habe. Das ist so unser Gesetz: ein so gutes, meyn' ich, als für Treu und Freundschaft je gemacht worden. Dieser Nicolo, Herr Kammerherr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Bliß! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür saß ich auch wieder den Grafen! — Er stürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutsche kam: so steh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder heraus kömmt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß ist, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundschaft verlieren, wenn es nicht gewiß ist! — Haben Sie noch was zu befehlen? denn mein Weg ist der weiteste: wir wollen heute noch über die Gränze.

Maris



Marinelli. So geh.

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr  
Kammerherr, — Sie wissen, wo ich zu erfragen  
bin. Was sich ein andrer zu thun getrauet, wird  
für mich auch keine Hererey seyn. Und billiger  
bin ich, als jeder andere. (geht ab.)

Marinelli. Gut das! — Aber doch nicht  
so recht gut. — Psuy, Angelo! so ein Knicker zu  
seyn! Einen zweyten Schuß wäre er ja wohl noch  
werth gewesen. — Und wie er sich vielleicht nun  
martern muß, der arme Graf! — Psuy, Angelo!  
Das heißt sein Handwerk sehr grausam treiben; —  
und verzfuschen. — Aber davon muß der Prinz  
noch nichts wissen. Er muß erst selbst finden, wie  
zuträglich ihm dieser Tod ist. — Dieser Tod! —  
Was gabb ich um die Gewisheit!

### Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kömmt sie, die Allee her-  
auf. Sie eilet vor dem Bedienten her. Die  
Furcht, wie es scheint, bestügelte ihre Füße. Sie  
muß

---

muß noch nichts arawehnen. Sie glaubt sich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marinelli. So haben wir sie doch fürs erste.

Der Prinz. Und wird die Mutter sie nicht aussuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was sind wir alsdenn weiter? Wie kann ich sie ihnen vorenthalten?

Marinelli. Auf das alles weiß ich freylich noch nichts zu antworten. Aber wir müssen sehen. Gedulden Sie sich, gnädiger Herr. Der erste Schritt mußte doch gethan seyn. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurück thun müssen.

Marinelli. Vielleicht müssen wir nicht. — Da sind tausend Dinge, auf die sich weiter setzen läßt. — Und vergessen Sie denn das Vernehmste?

Der Prinz. Was kann ich vergessen, woran ich sicher noch nicht gedacht habe? — Das Vernehmste? was ist das?

Marinelli. Die Kunst zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlt.

Der

Der Prinz. Nicht schlecht? Außer, wo er sie gerade am nöthigsten brauchte. — Ich habe von dieser Kunst schon heut' einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleyen und Verheerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil höret. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit, und schloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getraut ich mir, sie wieder anzureden. — Bey ihrem Eintritte wenigstens wag' ich es nicht zu seyn. Sie, Marinelli, müssen sie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft; und kommen, wenn ich mich mehr gesammelt habe.

#### Vierter Austritt.

Marinelli, und bald darauf dessen Bedienter *Baptista* mit *Emilien*.

Marinelli. Wenn sie ihn nicht selbst stürzen gesehen — Und das muß sie wohl nicht; da sie so fortgeeilet — Sie kommt. Auch ich will nicht  
das

das erste seyn, was ihr hier in die Augen fällt.  
(er zieht sich in einen Winkel des Saales zurück.)

Battista. Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

Emilia. (außer Athem) Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund; — Ich dank' ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? — Und so ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch noch? mit auf dem Fuße noch?

Battista. Ich vermuthete.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er sah sie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geschossen? —

Battista. Geschossen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen, oder meine Mutter getroffen. —

Battista. Ich will gleich nach Ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit: komm Er, mein Freund!

Marinelli. (Der plötzlich herein tritt, als ob er eben herein käme) Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, —

was für ein glückliches Unglück verschafft uns die  
Eher —

Emilia. (Stehend.) Wie? Sie hier, mein  
Herr? — Ich bin also wohl bey Ihnen? —  
Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir sind  
von Räubern ohnfern überfallen worden. Da  
kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieser ehr-  
liche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte  
mich hierher. — Aber ich erschreckte, mich allein  
gerettet zu sehen. Meine Mutter ist noch in der  
Gefahr. Hinter uns ward sogar geschossen. Sie  
ist vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen  
Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo  
ich gleich hätte bleiben sollen.

Marinelli. Beruhigen Sie sich, gnädiges  
Fräulein. Es siehet alles gut: sie werden bald bey  
Ihnen seyn, die geliebten Personen, für die Sie  
so viel zärtliche Angst empfinden. — Indes! Pa-  
tista, geh', lauf: sie dürften vielleicht nicht wissen,  
wo das Fräulein ist. Sie dürften sie vielleicht in  
einem von den Wirtschaftshäusern des Gartens  
suchen. Bringe sie unverzüglich hierher. (Patista  
geht ab.)

Emilia.

Emilia. Gewiß? Sind sie alle geborgen? Ist ihnen nichts widerfahren? — Ah, was ist dieser Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich sollte nicht hier bleiben; ich sollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wezu das, gnädiges Fräulein? Sie sind ohnedem schon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie sich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit ist. — Ich will wetten, daß der Prinz schon selbst um Ihre theure ehrwürdige Mutter ist, und sie Ihnen zuführt.

Emilia. Wer, sagen Sie?

Marinelli. Unser gnädigster Prinz selbst.

Emilia. (einstark bestürzt) Der Prinz?

Marinelli. Er floh, auf die erste Nachricht, Ihnen zu Hülfe. — Er ist höchst ergrimmt, daß ein solches Verbrechen ihm so nahe, unter seinen Augen, gleichsam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachsehen, und ihre Strafe, wenn sie ergriffen werden, wird unerhört seyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn also?

Maris

Marinelli. Auf Dosalo, dem Lustschlosse des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich selbst erscheinen könne? — Aber doch in Gesellschaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier ist er schon?

### Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo ist sie? wo? — Wir suchen Sie überall, schönstes Fräulein. — Sie sind doch wohl? — Nun so ist alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädiger Herr! wo sind sie? Wo ist meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zustande werde ich die eine, oder den andern, vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — denn Sie verheelen mir, gnädiger Herr — ich seh' es, Sie verheelen mir —

Der Prinz. Nicht doch, bestes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getrost.

Emilia. (unentschlossen) Aber — wenn ihnen nichts wiederfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum sind sie nicht schon hier? Warum kamen sie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle diese Schreckensbilder mit eins verschwinden zu sehen. —

Emilia. Was soll ich thun! (die Hände ringend)

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen? —

Emilia. (die vor ihm niedersinkt) Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz. (sie aufhebend) Ich bin äußerst beschämt. — Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. — Mein Betragen diesen Morgen, ist nicht zu rechtfertigen: — zu entschuldigen höchstens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit. Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten



ten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Ver-  
stürzung, mit der Sie es anhöreten, genugsam  
bestraft. — Und könnte' ich schon diesen Zufall,  
der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf  
erfolg verschwindet, — mir nochmals das Glück  
Sie zu sehen und zu sprechen verschaffe; könnte' ich  
schon diesen Zufall für den Wink eines günstigen,  
Glückes erklären, — für den wunderbarsten Aufschub  
meiner redlichen Verurtheilung erklären, um noch-  
mals um Gnade flehen zu dürfen: so will ich doch —  
Wehen Sie nicht, mein Fräulein — einzig und al-  
lein von Ihrem Blicke abhängen. Kein Wort,  
kein Seufzer, soll Sie beleidigen. — Nur kränke  
mich nicht ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie  
keinen Augenblick an der unumschränktesten Ge-  
walt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen  
nie bey, daß Sie eines andern Schutzes gegen  
mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein  
Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf  
Sie warten, die Sie mehr billigen. (er führt sie,  
nicht ohne Sträuben, ab.) Folgen Sie uns, Mar-  
cell. —

Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu sagen? Er mag sehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, ist, — zu verhindern, daß sie nicht gestört werden. Von dem Grafen zwar, • heffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es sollte mich sehr wundern, wenn die so ruhig abgezogen wäre, und ihre Tochter im Stiche gelassen hätte. — Nun, Battista? was giebt's?

### Sechster Auftritt.

Battista. Marinelli.

Battista. (eilt) Die Mutter, Herr Kommerherr —

Marinelli. Dacht' ichs doch! — Wo ist sie?

Battista. Wann Sie ihr nicht zuvorkommen, so wird sie den Augenblick hier seyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein gebothen, mich nach ihr umzusehen: als ich ihre Geschrey von weitem hörte. Sie ist der Tochter  
auf

---

auf der Spur, und wo nur nicht — unserm ganzen Anschlag! Alles, was in dieser einsamen Gegend von Menschen ist, hat sich um sie versammelt; und jeder will der seyn, der ihr den Weg weist. Ob man ihr schon gesagt, daß der Prinz hier ist, daß Sie hier sind, weiß ich nicht, — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß sehen! — (er überlegt) Sie nicht einlassen, wenn sie weiß, daß die Tochter hier ist? — Das geht nicht. — Freylich, sie wird Augen machen, wenn sie den Wolf bey dem Schäfchen sieht. — Augen? Das möchte noch seyn. Aber der Himmel sey unsern Ohren gnädig! — Nun was? die beste Lunge erschöpft sich; auch so gar eine weibliche. Sie hören alle auf zu schreyen, wenn sie nicht mehr können. — Dazu, es ist doch einmal die Mutter, die wir auf unserer Seite haben müssen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — so etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu seyn, schmeichelt die meisten. — Laß sie kommen, Battista, laß sie kommen!

Battista. Hören Sie! hören Sie!

Claudia Galotti. (innerhalb) Emilia! Emilia!  
Mein Kind, wo bist du?

Martinelli. Geh, Battista, und suche nur  
ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

### Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battista. Martinelli.

Claudia. (Die in die Thüre tritt, indem Battista heraus gehen will) Ha! der hob sie aus dem Wagen!  
Der führte sie fort! Ich erkenne Dich. Wo ist sie?  
Sprich, Unglücklicher!

Battista. Das ist mein Dank?

Claudia. O, wenn Du Dank verdienst:  
(in einem gelinden Tone) — so verzeihe mir, ehelicher  
Mann! — Wo ist sie? — Laßt mich sie nicht länger  
entbehren. Wo ist sie?

Battista. O, Ihre Gnaden, Sie könnten  
in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehoben  
seyn. — Hier mein Herr wird Ihre Gnaden zu  
ihf führen. (gegen einige Leute, welche nachdringen wollen)  
Zurück da! ihr!

Achter

## Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (erblickt den Marinelli und fährt zurück) Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie sollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bey — Sie waren es ja — nicht? — Der den Grafen diesen Morgen in meinem Hause aufsuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem es Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechsel in herrschaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marchese Marinelli.

Claudia. So ist es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marchese. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünschung — Nein, daß ich den edeln Namen nicht

nicht verleumde! — bekleidet mit keiner Verwünschung — Die Verwünschung denk' ich hinzu. — Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen.

**Marinelli.** Des sterbenden Grafen? Grafen Applant? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in ihrer seltsamen Rede am meiste aufschloß. — Des sterbenden Grafen? — Was Sie sonst sagen wollen, versteh' ich nicht.

**Claudia.** (bitter und langsam) Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! — Verstehen Sie nun? — Ich verstand es erst auch nicht: ob schon mit einem Tone gesprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß sie diesem Ton nicht sogleich verstanden?

**Marinelli.** Nun, gnädige Frau? — Ich war von je her des Grafen Freund; sein vertrauester Freund. Also, wenn er mich noch im Sterben nannte —

**Claudia.** Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachahmen? ich kann ihn nicht beschreiben: aber er erhielt alles! alles! — Was? Räuber wären

wären es gewesen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafsen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Ist es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtschaffnen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gerichte stellen, diesen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergesse darüber meine Tochter. — Wo ist sie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter ist hier; in einem von den nächsten Zimmern: und hat sich hoffentlich von ihrem Schrecken schon völlig erholt. Mit der zärtlichsten Sorgfalt ist der Prinz selbst um sie beschäftigt. —

Claudia. Wer? — Wer selbst?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unser Prinz?

Marinelli. Welcher sonst?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückselige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es ist klar! — Ist es nicht? — Heute im Tempel! vor den Augen der Allerteinsten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenstück; da brach es aus! (gegen den Marinelli.) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden: aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Riegels zu morden! — morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht balden! Dich! Dich! — Denn warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Gesicht speien? — Dich! Dich Kuppler!

Maris



Marinelli. Sie schwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigstens Ihr wildes Geschrey, und bedenken Sie, wo Sie sind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kimmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?

Emilia. (innerhalb) Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das ist sie! Sie hat mich gehört; sie hat mich gehört. Und ich sollte nicht schreyen? — Wo bist du, mein Kind? Ich komme, ich komme!

(Sie stürzt in das Zimmer, und Marinelli ihr nach.)



## Vierter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

### Erster Auftritt.

• • Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. (als aus dem Zimmer von Emilia kommend) Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie gesehen hätten, Prinz, wie toll sich hier, hier im Saale, die Mutter gebärdete — Sie hörten sie ja wohl schreien! — und wie zahn sie auf einmal ward, bey dem ersten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter schön findet.

Der Prinz. Sie sind ein schlechter Beobachter! — Die Tochter stürzte der Mutter ohnmächtig

mächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth! nicht über mir. Ihre Tochter schonte sie, nicht mich; wenn sie es nicht lauter, nicht deßhalb sagte, — was ich lieber selbst nicht gehört, nicht verstanden haben will.

Marinelli. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verstellung? — Hört aus damit. Ist es wahr? oder ist es nicht wahr?

Marinelli. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Also ist es? — Er ist todt? todt? — (drohend) Marinelli! Marinelli!

Marinelli. Nun?

Der Prinz. Oey Gott! bey dem allgerechten Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute. — Wenn Sie mir vorher gesagt hätten, daß es dem Grafen das Leben kosten werde — Nein, nein! und wenn es mir selbst das Leben gekostet hätte! —

Marinelli. Wenn ich Ihnen vorher gesagt hätte? — Als ob sein Tod in meinem Plane gewesen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemanden Leides geschähe. Es würde auch ohne die geringste Gewalt.

Gewalthätigkeit abgelassen seyn, wenn sich der Graf nicht die erste erlaubt hätte. Er schoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich; er hätte sollen Spas verstehen!

Marinelli. Daß Angelo sodann in Wuth kam und den Tod seines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freylich, das ist sehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug vortröfeln.

Der Prinz. Verwiesen? Wie freundschaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er sich in meinern Gebiete nicht betreten läßt. Mein Verweis möchte so freundschaftlich nicht seyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorsatz und Zufall: alles ist eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus versprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die sich dabey eräugnen könnten, mir zu Schulden kommen solle —

Der Prinz. Die sich dabey eräugnen — könnten, sagen Sie? oder sollten?

Marinelli. Immer besser! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trocknen

Worte

Worte sagen, wofür sie mich halten — eine einzige Vorstellung! der Tod des Grafen ist mir nichts weniger, als gleichgültig. Ich hatte ihn ausgesodert; er war mit Venußgenuß schuldig, er ist ohne diese aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidiget. Geseht, ich verdiente unter jeden andern Umständen den Verdacht, den Sie gegen mich hegen: aber auch unter diesen? — (mit einer angenommenen Piße.) Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz. (nachgebend) Nun gut, nun gut —

Marinelli. Daß er noch lebe! O daß er noch lebe! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — (bitter) selbst die Gnade meines Prinzen, — diese unschätzbare, nie zu verscherzende Gnade — wollte ich drum geben!

Der Prinz. Ich verstehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie versichern es; und ich, ich glaub' es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

Marinelli. (stark) Schwerlich.

Der

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achsel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug, und mich für den Thäter halten —

Marinelli. (noch kälter) Wahrscheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich selbst! — Oder ich muß von Etund an alle Absicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli. (höchst gleichgültig) Was Sie auch gemußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz. (heftig, aber sich gleich wieder fassend) Marinelli! — Doch, Sie sollen mich nicht wild machen. — Es sey so — Es ist so! Und das wollen Sie doch nur sagen: der Tod des Grafen ist für mich ein Glück — Das größte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu statten kommen konnte! Und als dieses! — mag er doch geschehen seyn, wie er will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen so recht? — Topp! auch ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines Verbrechen, ein kleines stilles heilsames Verbrechen seyn. Und  
sehn

sehen Sie, unseres da, wäre nun gerade weder stille noch heilsam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich gesperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zusagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur bloß an Ihren weisen, wunderbaren Anstalten?

Marinelli. Wenn Sie so befehlen —

Der Prinz. Woran sonst? — Ich will Rede!

Marinelli. Es kommt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun dann. Was läge an meinen Anstalten? daß den Prinzen bey diesem Unfalle ein so sichtbarer Verdacht trifft? — An dem Weisterstreich liegt das, den er selbst meinen Anstalten mit einzunehmen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihn zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan — so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.

Der Prinz. Was verdaß er denn auch?

Marinelli. Ärenlich nicht den ganzen Tanz: aber doch verriß den Takt.

Der Prinz. Hum! Versteh' ich Sie?

Marinelli. Also, kurz und einfach. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emilien's Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf diesen Umstand baute? und der Prinz indes den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz. (sich vor die Scene schlagend) Verwünscht!

Marinelli. Wenn er es nun selbst verrieth, was er im Schilde führte?

Der Prinz. Verdammt'er Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht selbst verriethen hätte? — Traun! ich möchte doch wissen, aus welcher meiner Anstalten, Mutter oder Tochter den geringsten Argwohn gegen ihn schöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Rechte haben!

Marinelli. Daran thur' ich freylich sehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr —  
Zwey:



Zweyter Austritt.

Battista. Der Prinz. Marinelli.

Battista. (eilig) Eben kömmt die Gräfinn an.

Der Prinz. Die Gräfinn? Was für eine Gräfinn?

Battista. Orsina.

Der Prinz. Orsina? — Marinelli! — Orsina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erstaune darüber, nicht weniger als Sie selbst.

Der Prinz. Geh, lauf, Battista: sie soll nicht aussteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für sie nicht hier. Sie soll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — (Battista geht ab) Was will die Märtin? Was untersteht sie sich? Wie weiß sie, daß wir hier sind? Sollte sie wohl auf Landschaft kommen? Sollte sie wohl schon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, so antworten Sie doch! — Ist er beleidiget der Mann, der mein Freund seyn will? Und durch einen elenden Wortwechsel beleidiget? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

G 1

Marle

Marinelli. Ah, mein Prinz, so bald Sie wieder Sie sind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orsina ist mir ein Räthsel, wie Ihnen. Doch abweisen wird sie schwerlich sich lassen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht sprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wehl! und nur geschwind. Ich will Sie empfangen —

Der Prinz. Aber blos, um sie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr sich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Diese andern Dinge sind gethan. Lassen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kommt sicherlich von selbst. — Aber hör' ich sie nicht schon? — Eilen Sie, Prinz! — Da, (auf ein Cabinet zeigend, in welches sich der Prinz begiebt) wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, sie ist nicht zu ihrer besten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfinn Orsina. Marinelli.

Orsina. (ohne den Marinelli anfangs zu erblicken)

Was ist das? — Niemand kommt mir entgegen, außer ein unverschämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Desalo? Zu dem Desalo, wo mir sonst ein ganzes Heer geschäftiger Augendiener entgegen führte? wo mich sonst Liebe und Entzücken erwarteten? — Der Ort ist es: aber, aber! — Sieh' da, Marinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm anzumachen hätte, hätte ich nur mit ihm anzumachen. — Wo ist er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige Gräfinn?

Orsina. Wer sonst?

Marinelli. Sie vermuthen ihn also hier? wissen ihn hier? — Er wenigstens ist der Gräfin Orsina hier nicht vermuthend.

Orsina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

U 3

Marinelli.

Martinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orsina. Nun? habe ich ihn nicht in diesem Briefe auf heute um eine Zusammenkunft hier auf Dosalo gebeten? — Es ist wahr, es hat ihm nicht beliebt, mir schriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Dosalo abgefahren. Ich glaubte, das sey Antwort genug; und ich komme.

Martinelli. Ein sonderbarer Zufall!

Orsina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite, der Brief: von seiner, die That. — Wie er da steht, der Herr Marchese! Was er für Augen macht! Wundert sich das Gehirnen? und worüber denn?

Martinelli. Sie schienen gestern so weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orsina. Bester Rath kommt über Nacht. — Wo ist er? wo ist er? — Was gilt's, er ist in dem Zimmer, wo ich das Gequide, das Gekren-

sche

sche hörte? — Ich wollte herein, und der Einkle vom Bedienten trat vor.

Martinelli. Meine liebste, beste Gräfinn —

Orsina. Es war ein weibliches Getreusch. Was gilt's, Martinelli? — O lassen Sie mir doch, sagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebste, beste Gräfinn bin — Verdammt, über das Hofgeschmeiß! So viel Worte, so viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es voraus sagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl sehen. (Will gehen.)

Martinelli. (Der Herzog kömmt herein.) Wohin?

Orsina. Wo ich längst seyn sollte. — Denken Sie, daß es schicklich ist, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickschnal zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Martinelli. Sie irren sich, gnädige Gräfinn. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht sprechen, — will Sie nicht sprechen.

Orsina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orsina. Den er ja erhalten, sagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht gelesen.

Orsina. (besig) Nicht gelesen? — (minder besig)

Nicht gelesen? — (wehmüthig, und eine Thräne aus dem Auge wischend) Nicht einmal gelesen?

Marinelli. Aus Zerstreuung, weiß ich, —  
Nicht aus Verachtung.

Orsina. (stolz) Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu sagen? — Sie sind ein unverschämter Tröster, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — (geheuler, bis zum Tone der Schwermuth) Freylich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas anders. Das ist natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es brauche ja nur Gleichgültigkeit zu seyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orsina. (böisch) Allerdings? — O des weissen Mannes, den man sagen lassen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit  
an

an die Stelle der Liebe? — Daß heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie, nachplügenderndes Hefindmüthen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding ist, — das ist so viel, als gar nicht gleichgültig. — Ist dir das zu hoch, Mensch?

Marinelli. (erschrocken) O weh! wie wahr ist es, was ich fürchte!

Orsina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem ist es nicht bekannt, quädige Orsina, daß Sie eine Philosophin sind?

Orsina. Nicht wahr? — Ja, ja; ich bin eine. — Aber habe ich mir es ist merken lassen, daß ich eine bin? — O pfuy, wenn ich mir es habe merken lassen; und wann ich mir es öfterer habe merken lassen! Ist es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein

Cl.

Wann

Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trede, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist eben so eitel als ein Mann, der sich schämt. Lachen soll es, nichts als lachen, um immer, das den gestrengen Herrn der Schöpfung, den guten Lyone zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Nieder den Zufall! daß ich dem Prinzen schreibe, er soll nach Desolo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht liest, und daß er doch nach Desolo komme. Ha! ha! ha! Wahrlich ein sonderbarer Zufall! Echte Lustia, sehr wärrisch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der gestrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geschöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (ernsthaft und befehlend) So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfinn, gleich!

Orsina. Stet! Und darüber geht der Augenblick vorbey. Nein, nein, lachen Sie mir nicht. — Denn sehen Sie, Marinelli, (nachdenkend bis zur Ausrufung) was mich so herzlich zu lachen macht, das hat auch seine ernsthafte — sehr ernsthafte Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall?

Ein



Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu sprechen, und mich doch hier sprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall; — am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allwissende Versicht, vergieb mir, daß ich mit diesem albernen Einder einen Zufall genennet habe, was so offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk ist! — (heftig gegen Marinelli) Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu so einem Trevel!

Marinelli. (vorsich) Das geht weit! — Aber gnädige Gräfinn —

Orsina. Still mit dem Aber! Die Aber besten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! (sch mit der Hand die Stirne haltend) — Wachen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald spreche, den Prinzen; sonst bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie sehen, wir sollen uns sprechen; wir müssen uns sprechen —

Bier

---

 Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orsina. Marinelli.

Der Prinz. (Indem er aus dem Cabinet tritt, 207.  
 28) Ich muß ihm zu Hülfe kommen —

Orsina. (Die ihn erblickt, aber unentschließig bleibt,  
 29 sie auf ihn zugehen soll) Ha! da ist er.

Der Prinz. (Geht quere über den Saal, bey ihr vor-  
 den, nach den andern Zimmern, ohne sich im Neben aufzu-  
 halten) Sieh da! unsere schöne Gräfinn. — Wie  
 sehr betauere ich, Madame, daß ich mir die Ehre  
 Ihres Besuchs für heute ein wenig zu Nutzen ma-  
 chen kann! Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht  
 allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfinn!  
 Ein andermal. — Ist halten Sie länger sich  
 nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Ma-  
 rinelli, ich erwarte Sie. —

## Fünfter Auftritt.

Orsina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädigste Gräfinn,  
 nun von ihm selbst gehört, was Sie mir nicht  
 glauben wollen?

Orsina.

Orsina. (wie betäubt) Hab' ich, hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orsina. (mit Rührung) „Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein.“ Ist das die Entschuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weist man damit nicht ab? Jeden Ueberlästigen, jeden Letzter. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr, für mich? — Beschäftiget? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bey ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Varmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eines auf eigene Rechnung vor. Was kostet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer ist bey ihm? — Sagen Sie mir; sagen Sie mir, was Ihnen zuerst in den Mund kömmt, — und ich gehe.

Marinelli. (erschrocken) Mit dieser Bedingung, kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit sagen.

Orsina. Nun? Geschwind, Marinelli; und ich gehe. — Er sagte ehedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Orsina!“ Sagte er nicht

so? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Verwand hat, mir nicht Wort zu halten: geschwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe

**Marinelli.** Der Prinz, liebe Gräfinn, ist wahrlich nicht allein. Es sind Personen bey ihm, von denen er sich keinen Augenblick abmüßigen kann; Personen, die eben einer großen Gefahr entgangen sind. Der Graf Appiani —

**Orsina.** Wäre bey ihm? — Schade, daß ich über diese Lüge Sie ertappen muß. Geschwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden. Der Wagen mit seinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder ist es nicht? Hätte es mir bloß geträumet?

**Marinelli.** Leider nicht bloß geträumet! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben sie glücklich hier nach dem Schlosse gerettet: seine Braut nehmlich, und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu seiner feyerlichen Verbindung fahren wollte.

**Orsina.**

Orsina. Also die? Die sind bey dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Ist die Braut schön?

Marinelli. Dem Prinzen gehe ihr Unfall ungemein nahe.

Orsina. Ich will hoffen; auch wenn sie häßlich wäre. Denn ihr Schicksal ist schrecklich. — Armes gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden sollte, wird er dir auf immer entrißen! — Wer ist sie denn, diese Braut? Kennst du sie gar? — Ich bin so lange aus der Stadt, daß ich von Nichts weiß.

Marinelli. Es ist Emilia Galotti.

Orsina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich diese Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie so?

Orsina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie schwerlich kennen werden —

Orsina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernst, Marinelli? Emilia Galotti

Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet?

Marinelli. (vor sich.) Sollte ich ihr schon zu viel gesagt haben?

Orsina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieser Braut? der eben erschossene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orsina. Bravo! o bravo! bravo! (in die Hände schlagend.)

Marinelli. Wie das?

Orsina. Küssen möchte ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orsina. Ja, küssen, küssen möchte ich ihn — Und wenn Sie selbst dieser Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfin!

Orsina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! Reiß an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orsina. Wissen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orsina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli

Martinelli. Weran?

Orsina. Schwören Sie! — Mein, schwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; schwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammte ist! — Haben Sie keinen Antheil daran?

Martinelli. Sie erschrecken mich, Gräfinn.

Orsina. Gewiß? — Nun, Martinelli, argwohnet Ihr gutes Herz auch nichts?

Martinelli. Was? worüber?

Orsina. Wohl, — so will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Verge sträuben soll. — Aber hier, so nahe an der Thüre, möchte uns jemand hören. Konnten Sie hierher. — Und! (indem sie den Finger auf den Mund legt) Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund seinem Ohre nähert, als ob sie ihm insüßeln wollte, was sie aber sehr laut ihm inschreiet) Der Prinz ist ein Mörder!

Martinelli. Gräfinn, — Gräfinn — sind Sie ganz von Sinnen?

Orsina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (aus vollem Halse lachend) Ich bin selten, oder nie, mit meinem

meinem Verstande so wohl zufrieden gewesen, als eben ist. — Zuverlässig, Marinelli: — aber es bleibt unter uns — (leise) der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen so eine Abscheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orsina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieser Emilia Galetti, die hier bey ihm ist, — deren Bräutigam so über Hals über Kopf sich aus der Welt trollen müssen, — mit dieser Emilia Galetti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bey den Dominikanern ein Langes und Breites gesprochen. Das weiß ich; das haben meine Landschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dünkt' ich, doch noch so ziemlich zusammen, was zusammen gehört. — Oder trifft auch das nur so von ungefähr zu? Ist Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, so verließen Sie auf die Verheiß der Menschen sich eben so schlecht, als auf die Verheiß.

Maris



Marinelli. Gräfinn, Sie würden sich um den Hals reden —

Orsina. Wenn ich das mehreren sagte? — Desto besser, desto besser! — Morgen will ich es als dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerspricht — wer mir widerspricht, der war des Mörders Spießgeselle. — Leben Sie wohl. (indem sie fortgehen will, begegnet sie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligh bereintritt.)

### Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräfinn.  
Marinelli.

Odoardo. Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orsina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An diesen Herrn wenden Sie sich. (ihn nach dem Marinelli weisend.)

Marinelli. (indem er ihn erblicket, vor sich) Nun wohlends! der Alte! —

Udoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußersten Bestürzung ist, — daß er so unangemeldet hereintritt.

Orsina. Vater? (seht wieder um) Der Emilia, ohne Zweifel. — Ja, willkommen!

Udoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen gesprengt, mit der Nachricht, daß hierherum die Meinigen in Gefahr wären. Ich stiege herzu, und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehret; daß meine Frau und Tochter sich in das Schloß gerettet. — Wo sind sie, mein Herr? wo sind sie?

Marinelli. Seyn Sie ruhig, Herr Oberster. Ihrer Gemahlinn und Ihrer Tochter ist nichts Uebels widerfahren; den Schreck aufgenommen. Sie befinden sich beide wohl. Der Prinz ist bey ihnen. Ich gehe sogleich, Sie zu melden.

Udoardo. Warum melden? erst melden?

Marinelli. Aus Ursachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wissen, Herr Oberster, wie Sie mit dem Prinzen stehen. Nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße. So gnädiger sich gegen Ihre Gemahlinn und Tochter bezeugt:

get: — es sind Damen — Wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen seyn?

Udoardo. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfinn, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

Orsina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli. (Sie bey der Hand nicht ansatzend; ergreifend) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orsina. Nur gemacht! — Ich erlasse Sie deren, mein Herr. — Daß doch immer Ihres gleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebensache betreiben zu dürfen! — Diesen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das ist Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergessen Sie, was Ihnen der Prinz selbst befohlen?

Orsina. Er komme, und befehle es mir noch einmal. Ich erwarte ihn.

**Marinelli.** Gehe zu dem Obersten den er ben Zeit  
 (hebet) Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer  
 Dame lassen, die — der — mit deren Verstan-  
 de — Sie verstehen mich. Ich sage Ihnen die-  
 ses, damit Sie wissen, was Sie auf ihre Reden  
 zu geben haben, — deren sie oft sehr seltsame füh-  
 ret. Am besten, Sie lassen sich mit ihr nicht  
 ins Wort.

**Odoardo.** Recht wohl. — Eilen Sie nur,  
 mein Herr.

### Siebenter Auftritt.

Die Gräfinn Orsina. Odoardo Galotti.

**Orsina.** (nach einigem Stillschweigen, unter welchem  
 sie den Obersten mit Mitleid betrachtet; so wie er sie, mit  
 einer flüchtigen Neugierde) Was er Ihnen auch da ge-  
 sagt hat, unglücklicher Mann! —

**Odoardo.** (halb vor sich, halb gegen sie) Unglück-  
 licher?

**Orsina.** Eine Wahrheit war es gewiß  
 nicht; — am wenigsten eine von denen, die auf  
 Sie warten.

Odoar:

Edoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht schon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur, reden Sie nur.

Orsina. Sie wissen nichts.

Edoardo. Nichts?

Orsina. Gut, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wann Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! die Unglücklichen setzen sich so gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Noth mit Ihnen theilen.

Edoardo. Schmerz und Noth? Madame! — Aber ich vergesse — Reden Sie nur.

Orsina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig, oder nicht. Das unglückliche Kind, ist immer das einzige.

Edoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bey Gott, so spricht keine Wahnsinnige!

Orsina. Wahnsinnige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von seinen größten Lügen seyn. — Ich fühle so was! — Und glaub-

hem Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren. —

Udoardo. Was soll ich denken?

Orsina. Daß Sie mich also ja nicht verätheten! — Denn auch Sie haben Verstand, guter Aukt; auch Sie. — Ich seh' es an dieser entschlossenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verstand; und es kostet mich ein Wort, — so haben Sie keinen.

Udoardo. Madame! — Madame! — Ich habe schon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieses Wort sagen, wenn Sie mir es nicht bald sagen. — Sagen Sie es! sagen Sie es! — Oder es ist nicht wahr, — es ist nicht wahr, daß Sie von jener guten, unsers Mitleids, unserer Hochachtung so würdigen Gattung der Wahrheitsigen sind — Sie sind eine gemeine Thörium. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orsina. So merken Sie auf! — Was wissen Sie, der Sie schon genug wissen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani ist todt!

Udoar:

Udoardo. Tödt? tödt? — Ha, Frau, das ist wider die Abrede, Sie wollen mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

Astha. Das heyher! — Nur weiter. — Ihr Bräutigam ist tödt: und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer als tödt.

Udoardo. Schlimmer? schlimmer als tödt? — Aber doch zugleich, auch tödt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orsina. Nicht zugleich auch tödt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, sie lebt. Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Bönne! Das schönste, lustigste Schlaraffenleben, — so lang' es dauert.

Udoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll! heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer. — Das einzige Wort! geschwind.

Orsina. Nun da; buchstabiren Sie es zusammen! — Des Morgens, sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags, hat er sie auf seinem Fuß — Lustschleffe.

Odoardo. Sprach sie in der Wesse? Der Prinz meine Tochter?

Orsina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Sunbrunst! — Sie hatten nichts Kleines abzurenden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freywillig sich hier her gerettet! Sehen Sie: so ist es doch keine gewaltsame Entführung; sondern blos ein kleiner — kleiner Muehelmord.

Odoardo. Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Ist es Muehelmord; so ist es auch Entführung. — etliche wild um sich, und Rumpfe und schäumen! Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz besondern Ehre!

Orsina. Wirkt es, Alter! wirkt es?

Odoardo. Da steh' ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Noth von beiden Seiten aus einander schlägt, und sich ohne Gewehr siehet) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurück gelassen! — (an alle Schuttsäcke fühlend, als etwas suchend) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orsina.



Orsina. Ha, ich verstehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. (einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geschwind, eh uns jemand sieht. — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift ist nur für uns Weiber; nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (ihm den Dolch aufdringend) Nehmen Sie!

Udoardo. Ich danke, ich danke. — Püdes Kind, wer wieder sagt, daß du eine Närrinn bist, der hat es mit mir zu thun.

Orsina. Stecken Sie bey Seite! geschwind bey Seite! — Mir — wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit: und Sie werden sie ergreifen, die erste, die beste, — wenn Sie ein Mann sind. — Ich, ich bin nur ein Weib! aber so kam ich her! Ist entschlossen! — Wir, Aller, wir können uns alles vertrauen. Denn wir sind beyde beleidiget; von dem nehmlichen Verführer beleidiget. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überschwänglich, wie unansprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidiget worden, und noch werde: — Sie können

könnten, Sie würden Ihre eigene Befeldigung darüber vergessen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen seyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welche himmlische Phantasie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, — wir alle in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden versprach, und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

### Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia, (die im Hineintreten sich umsiehet, und so bald sie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zusiehet) Ertrachten! — Ah, unser Beschützer, unser Retter! Bist du da, Odoardo? Bist du da? — Aus ihren

Ihren Bissern, aus ihren Nienen schloß ich es. —  
Was soll ich dir sagen, wenn du noch nichts  
weißt? — Was soll ich dir sagen, wenn du schon  
alles weißt? — Aber wir sind unschuldig. Ich  
bin unschuldig. Deine Tochter ist unschuldig. Un-  
schuldig, in allem unschuldig!

Odoardo. (der sich den Blickung seine Gemahlin  
zu fassen gesucht) Gut, gut. Sey nur ruhig, nur  
ruhig, — und antworte mir. (gegen die Orsina)  
Nicht, Madame, als ob ich noch zweifelte —  
Ist der Graf todt?

Claudia. Todt.

Odoardo. Ist es wahr, daß der Prinz heute  
Morgen Emilien in der Messe gesprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßtest,  
welchen Schreck es ihr verursacht; in welcher Ver-  
stärkung sie nach Hause kam —

Orsina. Nun hab' ich gelogen?

Odoardo (mit einem bittern Lachen) Ich weißt  
auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orsina. Bin ich wahrwidrig?

Odoardo. (wird hin und her gehend) O, —  
noch bin ich es auch nicht.

Claudia

Claudia. Du gebothest mir ruhig zu seyn; und ich bin ruhig. — Bester Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willst du? Bist du nicht ruhig? Kann man ruhiger seyn, als ich bin? — (sic; zwingend) Weiß es Emilia, daß Appianus tot ist?

Claudia. Wissen kann sie es nicht. Aber ich fürchte, daß sie es argwöhnet; weil er nicht erscheint. —

Odoardo. Und sie sammert und winselt —

Claudia. Nicht mehr. — Das ist vorbei: nach ihrer Art, die du kennest. Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Ueberlegung, in alles sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orsina. Nicht anders.

Odoardo

Odoardo. Hätten Sie wohl die Vermögenheit, meine Frau mit sich zu nehmen?

Orsina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — (ihr die Gräfinn bekannt machend) Die Gräfinn Orsina; eine Dame von großem Verstande; meine Freundin, meine Wohlthäterinn. — Du mußt mit ihr herein; um uns sogleich den Wagen heraus zu schicken. Emilia darf nicht wieder nach Quastalla. Sie soll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch verlassen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, anädige Frau. (leise zu ihr) Sie werden von mir hören. — Kommt Claudia. (er führt sie ab.)

## Fünfter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

### Erster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus diesem Fenster können Sie ihn sehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein; er kommt. — Mein, er kehrt wieder um. — Ganz einzig ist er mit sich noch nicht. Aber nun ein großes ruhiger ist er, — oder schelnet er. Für uns gleich viel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf gesetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battista gehört, soll ihm seine Frau den Wagen sogleich heransenden, Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie Acht, wenn er nun vor ihnen erscheinet, wird er ganz unterthänigst Eurer Durlaucht für den gnädigen Schutz danken den seine Familie bey diesem so traurigen Zufalle hier gefunden; wird sich, mit samt seiner Tochter, zu fernerer Gnade empfehlen; wird

wird sie ruhig nach der Stadt bringen, und es in tieffter Unterwerfung erwarten, welchen weitem Antheil Euer Durchlaucht an seinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber so zahm nicht ist? Und schwerlich, schwerlich wird er es seyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchstens seinen Argwohn erstickt, seine Wuth verbeißt: aber Emilien, anstatt sie nach der Stadt zu führen, mit sich nimmt? bey sich behält? oder wohl gar in ein Kloster, außer meinem Gebicthe, verschließt? Wie dann?

Martinelli. Die fürchtende Liebe steht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf sein Leben darüber verloren?

Martinelli. Bozu dieser traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Meidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Wel-

len, soll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Gesichte verlieren. — (tritt wieder ans Fenster) Bald hat er uns überrascht! Er kommt. — Lassen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erst, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müssen.

Der Prinz. (drohend) Nur Marinelli! —  
Marinelli. Das unschuldigste von der Welt!

### Zweyter Austritt.

Odeardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich soll noch älter werden. Es ist mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir so oft gesagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eifersüchtigen; von einer für Eifersucht Wahnsinnigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Mäcke des Lasters zu schaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen kommt' ich nie; — und will es nun nicht erst



erst lernen — Deine Sache wird ein ganz Anderer zu seiner machen! Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht genießt. — Dieß marterte ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lusten zu Lusten treiben; vergalle die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüßet zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt: so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle, und erwache!

### Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr?  
wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht sie: aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfinn begleitet.

Marinelli. Nun?

I.

Odoar:

Udoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlinn?

Udoardo. Ist mit der Gräfinn; — um uns den Wagen sogleich heraus zu senden. Der Prinz vergönne nur, daß ich mich so lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marinelli. Wozu diese Umstände? Würde sich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie beide, Mutter und Tochter, selbst nach der Stadt zu bringen?

Udoardo. Die Tochter wenigstens würde diese Ehre haben verbitten müssen.

Marinelli. Wie so!

Udoardo. Sie soll nicht mehr nach Quastalla!

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Udoardo. Der Graf ist todt.

Marinelli. Um so viel mehr —

Udoardo. Sie soll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Udoardo. Mit mir. Ich sage Ihnen ja, der Graf ist todt. — Wenn Sie es noch nicht wissen — Was hat sie nun weiter in Quastalla zu thun? — Sie soll mit mir.

Marinelli.

Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhängen. Nur vors erste —

Udoardo. Was vors erste?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müssen, Herr Oberster, daß sie nach Gnastalla gebracht wird.

Udoardo. Meine Tochter? nach Gnastalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Udoardo. (heftig) Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen ist. — Sie soll, sie muß mit mir.

Marinelli. O mein Herr, — was brauchen wir, uns hierüber zu ereifern? Es kann seyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig ist, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am besten zu beurtheilen wissen. Der Prinz entscheide. — Ich geh' und hole ihn.

---

 Viertes Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir verschreiben, wo sie hin soll? — Mir sie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut; so soll er sehen, wie viel auch ich darf, ob ich es schon nicht dürfte! Kurzsichtiger Wütherich! Mit dir woll ich es wohl aufnehmen. Wer kein Gesetz achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — Aber, sieh da! Schon wieder; schon wieder reumet der Zorn mit dem Verstande davon. — Was will ich? Erst müßt' es doch geschehen seyn, worüber ich tebe. Was plaudert nicht eine Hoffschranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern lassen! Hätte ich seinen Vorwand, warum sie wieder nach Gnaßalla soll, doch nur angehört! — So könnte ich mich oft auf eine Antwort gefast machen. — Zwar auf welchen Laun mir eine fehlen? — Sollte sie mir aber fehlen; sollte sie — Man kommt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Sinf:

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtschaffner Galotti, — so etwas muß auch geschehen, wenn ich Sie bey mir sehen soll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Verwürfe!

Odoardo. Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanständig, sich zu seinem Fürsten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern lassen, wenn er seiner bedarf. Selbst ich bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich diese stolze Verschidenheit wünschen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig seyn, Ihre Tochter zu sehen. Sie ist in neuer Unruhe, wegen der plötzlichen Entfernung einer so zärtlichen Mutter. — Wozu auch diese Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie sich völlig erholet hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir diesen Triumph um die Hälfte verkümmert; aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen lassen.

Udoardo. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erspare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guastalla für sie bereit halten.

Der Prinz. Um die süßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grausamkeit seyn, sie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude sie nicht erreichen sollen; dafür, lieber Galotti, lassen Sie mich sorgen.

Udoardo. Prinz, die väterliche Liebe theilet ihre Sorgen nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren ighen Umständen einzig ziemet. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloster, — sobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloster?

Udoardo. Bis dahin weine sie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit soll in einem Kloster verblühen? — Darf eine einzige schlägelschlagene Hoffnung uns gegen die Welt so unförsöhlich machen? — Doch allerdings: dem Vo-

ter hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen.

Edoardo. (zuehn Wonne) Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich so gar pausso-  
dern! —

Edoardo. O mit nichts, mit nichts.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Edoardo. Nichts, anädiger Herr, nichts. —  
Wir erwägen blos, welcher von uns sich in Ihnen  
geirret hat.

Der Prinz. Wie so? — Reden Sie, Ma-  
rinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade  
meines Fürsten in den Weg zu treten. Doch wenn  
die Freundschaft gebietet, vor allem in ihm den  
Michter anzusondern —

Der Prinz. Welche Freundschaft?

Marinelli. Sie wissen, anädiger Herr, wie  
sehr ich den Grafen Appiani liebte: wie sehr unser  
beider Seelen in einander verwebt schienen —

Edoardo. Das wissen Sie, Prinz? So  
wissen Sie es wahrlich allein.

Marinelli. Von ihm selbst zu seinem Räuber bestellt —

Edoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlin. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mit nie aus dem Gehöre komme dieser schreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß seine Mörder entdeckt und bestraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigste Mitwirkung.

Edoardo. Und meine heissesten Wünsche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber gewesen, welche den Grafen angefallen.

Edoardo. (zornig) Nicht? wirklich nicht?

Marinelli. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen lassen.

Edoardo. (zornig) Ey! ein Nebenbuhler?

Marinelli. Nicht anders.

Edoardo



Edoardo. Nun dann, — Gott verdamme ihn den mordseligen Vuben!

Mariaelli. Ein Nebenbuhler, und ein begünstigter Nebenbuhler —

Edoardo. Was? ein begünstigter? — Was sagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerüchte verbreitet.

Edoardo. Ein begünstigter? von meiner Tochter begünstigt?

Marinelli. Das ist gewiß nicht. Das kann nicht seyn. Dem widersprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bey dem allen, gnädiger Herr. — Denn das gegründeste Vorurtheil wieget auf der Wage der Gerechtigkeit so viel als nichts — bey dem allen wird man doch nicht umhin können, die schöne Unglückliche darüber zu vernahmen.

Der Prinz. Ja wohl, allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geschehen, als in Guastalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Mariaelli; da haben Sie Recht. — Ja so: das verändert

ändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr?  
Sie sehen selbst —

Edoardo. O ja, ich sehe — Ich sehe, was  
ich sehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was ist Ihnen? was haben Sie  
sich?

Edoardo. Daß ich es nicht vorausgesehen,  
was ich da sehe. Das ärgert mich; weiter nichts. —  
Nun ja; sie soll wieder nach Gnastalla. Ich will  
sie wieder zu ihrer Mutter bringen: und bis die  
strenge Untersuchung sie frey gesprochen, will ich  
selbst aus Gnastalla nicht weichen. Denn wer  
weiß, — (mit einem Lachen) wer weiß, ob  
die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu  
vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In solchen Fäl-  
len thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu  
wenig. — Daher fürchte ich sogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht  
verstehen können, daß Mutter und Tochter sich  
sprechen.

Edoardo. Sich nicht sprechen?

Marin

Martinelli. Man werde genehmiget seyn,  
Mutter und Tochter zu trennen.

Edoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Martinelli. Mutter und Tochter und Vater.  
Die Form des Verhörs erfordert diese Vorsichtigkeit  
schlechterdings. Und es thut mir leid, und liegt  
Gott, daß ich mich gezwungen sehe, ausdrücklich  
darauf anzutragen, wenigstens Emilien in eine be-  
sondere Verwahrung zu bringen.

Edoardo. Besondere Verwahrung? —  
Prinz! Prinz! — Doch ja: freilich, freilich!  
Ganz recht: in eine besondere Verwahrung! Nicht  
Prinz? nicht? — O wie heim die Gerechtigkeit  
ist! Vortreflich! (fährt schnell nach dem Aufsatze, in  
welchem er den Tod hat.)

Der Prinz. (schmeichelt auf ihn gehend)  
Lassen Sie sich, lieber Galotti —

Edoardo. (den Kopf, indem er die Hand hebt  
wieder herab gehend) Das sprach sein Engel!

Der Prinz. Sie sind irrig: Sie versprechen  
ihm nicht. Sie denken bey dem Worte Verwäh-  
rung, wohl gar an Gefängniß und Keller.

Edoar:

Udoardo. Lassen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefangnis, Marcelli! Hier ist die Etrenge der Ehre die der Achtung gegen unbescholtene Tugend nicht zu verknüpfen. Wenn Emilia in besondere Verwahrung gebracht werden muß: so weiß ich schon — die allerangständigste. Das Haus meines Kanzlers — Keinen Widerspruch, Marcelli! — Da will ich sie selbst hinkommen, da will ich sie der Aufsicht einer der würdigsten Damen übergeben. Die soll mir für sie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marcelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi, und seine Gemahlin?

Udoardo. Was soll ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieses edeln Paares kenn' ich. Wer kennt sie nicht? — (zu Marcelli) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß: so müsse sie in dem besten Kerker verwahrt werden. Dringen Sie darauf; ich bitte Sie. — Ich Thee, mit meiner Bitte! ich alter Gott! — Ja wohl hat sie Rechte  
die

die gute Sibylle: Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verstehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Lassen Sie es dabey: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! da soll sie hin; da bring' ich sie selbst hin; und wenn ihr da nicht mit der äußersten Achtung begegnet wird, so hat mein Wort nichts gegolten. Aber sorgen Sie nicht. — Dabey bleibt es! dabey bleibt es! — Sie selbst, Galotti, mit sich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Gnastalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren: wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuschreiben. — Und nun, auf Wiedersehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird spät.

Udoardo. (Der in tiefen Gedanken gestanden.)  
Wie? so soll ich sie gar nicht sprechen meine Tochter? Auch hier nicht? Ich lasse mir alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers ist natürlicher Weise eine Freystadt der Tugend. O, gnädiger Herr, bring-

gen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber sprechen wollte ich sie doch gerne vorher. Der Tod des Grafen ist ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man sie von ihrem Aeltern trennet. Ihr jenen auf gute Art beizubringen; sie dieser Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich sie sprechen, gnädiger Herr, muß ich sie sprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir sie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater seyn wollten! (der Prinz und Marinelli gehen ab.)

## Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti.

(Ihm nachsehend; nach einer Pause) Warum nicht? — Herzlich gern — Ha! ha! ha! — (Hilde mild umher) Wer lacht da? — Ory Gott, ich

Ich glaub', ich war es selbst. — Schon recht! Lustig, lustig. Das Spiel geht zu Ende. So, oder so! — Aber — (Pause) wenn sie mit ihm sich verstände? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will? — (Pause) Für sie thun will? Was will ich denn für sie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu sagen? — Da denk' ich so was: So was, was sich nur denken läßt! — Gräßlich! Kert, fort! Ich will sie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der bleibe sie toleider heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Kert! (er will gehen, und sieht Emilien kommen) Zu spät! Ah! er will meine Hand; er will sie!

### Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie so unruhig, mein Vater?

R

Odoar:

Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter?

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist nichts verloren: oder alles. Ruhig seyn können, und ruhig seyn müssen: könnte es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meynest du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß alles verloren ist; — und daß ich wohl ruhig seyn müssen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärest ruhig, weil du ruhig seyn mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann, und der Vater sich wohl vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennest du, alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! — Ja, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Veraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia.



Emilia. Je cher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — Darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater.

Edoardo. Fliehen? — Was hält' es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Edoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich.

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmmeinche, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Edoardo. Ich meyne, du bist ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig seyn? Die Hände in den Schoß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du so denkst! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstück machen. Aber sie vergaß sich im Thone; sie nahm ihn zu sein. Einst ist alles besser an Euch, als an Uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist: so habe ich meine in ihr wiedergesunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, — o des höllischen Gankelspiels! — reißt er dich aus unsern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reissen; will mich brünnen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so wütend, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einem von beynen — beynen! — das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist alles, was die Lasten haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo

Odoardo. Was? Dahin wäre es gekommen? nicht doch; nicht doch! Besinne dich. — Auch du hast nur ein Leben zu verlieren.

Emilia. — Und nur eine Unschuld!

Odoardo. Die über alle Gewalterhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kan der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt helfe, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne, sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts aut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Frende. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten! — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Klutten, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kennst diesen Dolch! —

Emilia. Denn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund, ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe —  
da! (gibt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (im Begriffe sich damit zu darche-  
pfen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie rasch! — Nein, das  
ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel  
soll ich. — (Sie führt mit der Hand nach dem Haare,  
eine zu suchen, und bekommt die Nase zu fassen.) Du  
noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörst  
nicht in das Haar einer, — wie mein Vater will,  
daß ich werden soll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie er-  
rethe! Doch nein; das wollen Sie auch nicht.  
Warum janderten Sie sonst? — (in einem leeren  
Tone, während daß sie die Nase zerphückt) Ehedem wohl  
gab es einen Vater, der seine Tochter von der  
Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl  
in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben  
gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem!  
Welcher Vater giebt es keinen mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (in-  
dem er sie durchsticht.) — Verr, was hab' ich gethan!  
(Sie will schreien und er hält sie in seine Arme.)

Emilia.

Emilia. Eine Nase gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese edelthümliche Hand.

### Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. die Verigen.

Der Prinz. (im Hineintreten) Was ist das? — Ist Emilia nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl; sehr wohl!

Der Prinz. (indem er näher kommt.) Was sehest du? — Entsetzen!

Marinelli. Ich mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan?

Odoardo. Eine Nase gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich selbst — ich selbst —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (Sie stürzt, und er liegt sie hinst auf dem Boden.)

Odoardo

Udoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Luste? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet? (nach einer Pause) Ah! Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den C'a'l wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schaaale Thugabdie zu beschließen? — Sie irren sich. Hört! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller!

Der Prinz. (noch einigem Zillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verwirrung betrachtet, zu Mariazell.) Hier! heb' ihn auf. — Nun? Du bedenkst dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! sag' ich. — Gott! Gott! — Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?

Ende des Trauerspiels.







Vom Alter  
der  
**Delmalerey**

aus dem  
**Theophilus Presbyter.**

BIBL.  
VNIVERS.  
LIPS.



---

**Braunschweig**  
in der Buchhandlung des Fürstlichen Wapfenhauses.  
1774.





## Vorbericht.

 Ich theile nachfolgende Werk's würdigkeit, aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Preobyter, in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, so vorläufig besonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo sich etwa noch mehr Nachrichten von diesem Theophilus, oder Abschriften von diesem seinem Werke,

finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich sehr, oder es ist von der äussersten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darinn abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige, und in ihrer Gattung einzige Dinge: sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich diesen, daß es Methoden und Handgriffe beschreibt, die entweder ist für  
verlo,

verloren gehalten, und als solche be-  
tauret werden; oder von denen es  
wohl noch zu untersuchen seyn möchte,  
ob sie wirklich alle durch offenbar bes-  
sere nur verdrängt, und solchergestalt  
gleichsam mit Wissen und Willen ver-  
gessen worden.

Etwas ähnliches ist uns, aus den  
ältern Zeiten, ganz und gar nicht übrig  
geblieben; und das Einzige dahin ein-  
schlagende aus den mittlern Zeiten,  
welches Muratori (*Antiquitat. Italic.*  
*T. II. p. 366.*) gerettet und bekannt  
gemacht hat, ist eine wahre Armselig-

Zeit, die weder in Ansehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit, mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen steht.

Mehr sage ich über diesen Punkt hier nicht: sondern komme zu meinem Vorhaben.

Lessing.



# I.



Gelehrte und Künstler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerey eine neuere Erfindung sey, welche nicht eher, als in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, in Ausübung gebracht worden.

Auch geben sie, fast eben so einmüthig, vor, (b) daß man diese neuere Erfindung einem Niederländischen Maler, Namens **Johann von Eyck**, oder wie er nach dem Orte, wo er meistens lebte und arbeitete, genannt wird, **Johann von Brügge**, zu danken habe.

Und worauf gründet sich dieses Vorgehen? Was hat es für historische Beweise?

Finden sich Zeugnisse zeitverwandter Schriftsteller? Oder hat der Erfinder selbst, auf seinen ersten Werken dieser Art, der Nachkommenschaft die Versicherung davon überliefert; so wie es die Erfinder der Druckerey zu thun, die Vorsicht gehabt? Und wo sind diese Werke, diese unwidersprechlichen Beweise?

Auf alle diese Fragen weiß ich mir nichts zu antworten; so angelegen ich mir es auch seit geraumer Zeit seyn lassen, darauf antworten zu können. So viele der neuesten und gründlichsten Schriftsteller das nehmliche versichern, so viele weisen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem andern, auf den einzigen Vasari zurück.

Aber Vasari schrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von Eycken (c); und unter die vielen und mancherley Dinge, die er, aus einer bloßen unsichern mündlichen Ueberlieferung, mit solcher Zuversicht hinschrieb,



schrieb, als ob er selbst bey der Verhandlung derselben gegenwärtig gewesen wäre, könnte auch wohl dieses, von Erfindung der Oelfarben, mit gehören. Wenigstens ist es gewiß, daß man dem Vasari lediglich auf sein Wort glauben muß; ja, ob er schon die Gemälde namhaft macht, welche die ersten in Oel gewesen seyn sollen, so sagt er doch weder, woran diese Gemälde für das, wofür er sie ausgiebt, zu erkennen gewesen, noch auch, daß er sie selbst gesehen und untersucht, und ältere Gemälde gegen sie geprüft habe.

Freylich ist es kaum glaublich, daß Vasari schlechterdings der erste seyn solle, welcher das, wovon die Rede ist, geschrieben oder drucken lassen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich sage nur, daß er sie nicht anführt; daß ich sie auch sonst nirgends angeführt finde.

Sogar Karl van Mander, der erste, welcher sich nach dem Vasari, um die Geschichte der Malerey verdient gemacht hat, sagt, was er von der Sache sagt, fast alles nur dem Vasari nach. Denn ob er schon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müßte gewesen seyn, so hat er doch, ausser der Nachweisung einiger mehrern Enckischen Gemälde, nichts eignes als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu so wenig geschickt ist, eine nähere Bestätigung abzugeben, daß sie vielmehr einen sehr gegründeten Argwohn erwecket. Er bringt nehmlich die Grabschrift des Johann von Eyck bey, welche sich in einer Kirche zu Brügge befinden soll: und so sehr in dieser Grabschrift Johann als ein grosser und außerordentlicher Maler gerühmt wird, so gänzlich wird gleichwohl darinn von dem eigentlichen Verdienste geschwiegen, welches er um die neuere Malerey haben soll (d).

Dem Antonello von Messina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm soll gelernt, und zuerst nach Italien gebracht haben, hat man in seiner Grabschrift dieses kleinere Verdienst nicht vergessen, sehr hoch anzurechnen. Und man sollte in der Grabschrift des wahren Erfinders von dem weit grösseren geschwiegen haben (e)?

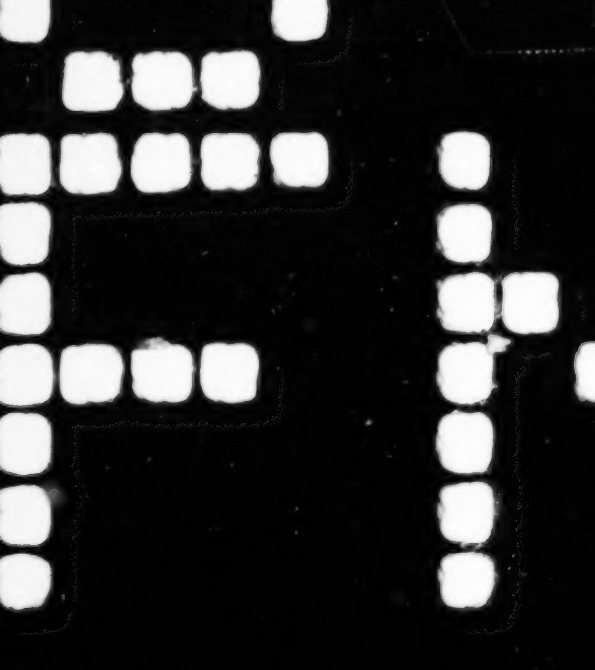
Hierzu kommt, daß in der Erzählung selbst, welche Vasari und van Mander von den Umständen machen, wie Johann von Eyck auf seine Erfindung gekommen sey, und wie und wenn sie sich weiter verbreitet habe, sehr unwahrscheinliche Dinge mit unterlauffen.

Zum Exempel: aus Verdruss, weil ihm eines von seinen Gemälden, das er in Wasserfarben und auf Holz ausgeführet hatte, als er es an der Sonne trocknen wolten, von der allzugrossen Hitze geborsten sey;

sey; aus bitterm Verdruss hierüber, sey er  
 auf Mittel bedacht gewesen, die Sonne ins-  
 künftige zum Trocknen zu entbehren, und so  
 habe er die Delfarben erfunden (f). Dieses  
 lautet ohngesehr, als ob ich erzählte: „je-  
 „mand versengte sich am Ofen ein schönes  
 „Kleid, und um nicht wieder so unvorsichtig  
 „zu seyn, entschloß er sich, den Ofen aus der  
 „Stube zu schaffen, und erfand den Kamin.“  
 Das natürlichere wäre ja wohl gewesen,  
 wenn Johann von Eyck ein andermal die  
 Stücke seiner hölzern Tafel besser zusam-  
 mengesügt, und sie weniger unmittelbar einer  
 allzustarken Sonnenhitze ausgesetzt hätte.  
 Auch weiß ich zuverlässig, daß man längst  
 vor ihm sehr wohl verstand, die hölzern Ta-  
 feln der Gemälde vor aller solcher Gefahr  
 des Verffens und Verstens auf das unschla-  
 barste zu sichern. Das Unglück also, wel-  
 ches ihm wiederfahren seyn soll, hat ihm  
 nicht leicht wiederfahren können; und wenn  
 es ihm aus Nachlässigkeit einmal wiederfah-  
 ren

ren wäre: war das eine von den Gelegenheiten, in welchen sich der Verstand zu neuen Erfindungen anstrengt?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben soll lange Zeit bey dem Erfinder und seinen Freunden ganz allein geblieben seyn, ohne daß auswärtige Künstler hätten dahinter kommen können; bis endlich Antonello von Messina aus Italien nach Flandern zu reisen sich entschlossen, und es dem Johann von Eyck freundschaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Nase hat, wird sich das schwerlich bereben lassen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müssen, welche gemacht zu haben, und sie bey der ersten Ausübung der ganzen Welt mitzutheilen, einerley gewesen (g). Besonders in erst vollendeten Werken verräth sich das Oel, auch unter der Glasur eines van der Werft, so deutlich, daß kunstverwandte Betrachter gewiß





gewiß nicht viel vergebliche Versuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieses in Abrede seyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um sein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweytes Geheimniß könne gehabt haben: so entstehet daraus eine Frage, auf die noch weit schwerer zu antworten seyn dürfte. Nämlich; Konnte man es seinen Gemälden, als sie neu waren, schlechterdings nicht ansehen, daß sie mit Del gemalt seyn mußten: wie konnte man es denn eben diesen Gemälden hundert Jahre später ansehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht ansehen können; und es war bloße Sage, auf welche Vasari sie für die ersten Delgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf diese Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es sich schwer begreifen lasse, wie die Alten, die in den Künsten so viele besondere Erfahrungen an-  
gestellt,



gestellt, nicht auch auf die so leichte Mischung der Farben mit Oel sollten gefallen seyn: ich bin, sage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleyen den Neuern eine Erfindung abstreiten zu wollen, die ihre Malerey so weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß sehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf diese Art verdächtig zu machen sind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen sollte; und vielleicht von allen läßt sich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand sehr nahe dabey gewesen seyn müsse. Von einer, sie sey welche es wolle, beweisen, daß sie vorlängst hätte gemacht seyn können oder sollen, ist nichts als Chicane; man muß unwidersprechlich beweisen, daß sie wirklich gemacht gewesen, oder schweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir selbst zu thun auferlege, und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weswegen sein Name länger als zweyhundert Jahre mit so vielem Ruhme genennet worden, gänzlich abspreche, und behaupte, daß die Delmalesrey nichts weniger, als eine so neue Erfindung ist, sondern so manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen, daß mich die Vermuthung sehr erlaubt dünket, sie werde auch noch früher bekannt gewesen seyn.

Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter.

## II.

Aber wer ist dieser Theophilus? Und was ist dieses für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

27  
Es ist eben derselbe Mönch, oder wie er sich selbst nennt, **Presbyter**, dieses Namens, aus der mittlern Zeit; es ist dessen nehmliches lateinisches Werk, welches **Jeller** unter den Handschriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der ersten Kostbarkeiten dieser Bibliothek, in seinem Verzeichnisse von 1685, unter dem Titel, **de coloribus et de arte colorandi-vitra**, anzeigte (h).

Es ist das nehmliche Werk, welches einer von den Verfassern der **Actior. Erudit.** einige Jahre darauf, bey Gelegenheit des **Ciampini**, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweisen, daß **Antonio Neri** nicht der erste sey, welcher von der Glasmacherkunst geschrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftsteller, und eben das Werk seyn, welches, aus der Bibliothek des Abts **Bigot**, in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen,

wo es gegenwärtig die 6741ste Handschrift ist, und den Titel führet: Theophili liber de omni scientia picturæ artis (k).

Bei den neueren Litteratoren finde ich dieses Theophilus und seines Werks nicht gedacht; selbst beim Fabricius nicht. Wohl aber bei den älteren.

Gesner brachte bei, daß einer, Namens Theophilus, ein sehr schönes Werk von der Glasmacherkunst, de vitrificatoria, geschrieben habe; und berufte sich desfalls auf den Hent. Corn. Agrippa (1).

Simler fügte hinzu, daß solches Werk aus drey Büchern bestehe, deren erstes von Mischung der Farben, das zweyte von der Glaskunst, und das dritte von der Kunst in Metall zu gießen, handele: woben er zugleich anzeigte, daß sich Handschriften davon, eine auf Pergamen beim George Agricola, und eine zweyte in dem Kloster Alren

Alten Zelle besanden, dessen Bibliothek nach Leipzig gekommen sey. Eine andere Schrift des nehmlichen Verfassers, sagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke *Lumen animæ* angeführt (m).

Und so weit kannte ich unsern Theophilus und sein Werk seit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fensterscheiben zu Hirschau beschäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bey mir zu wünschen, daß ein Buch so seltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte: als ich unvermuthet so glücklich war, eine sehr schöne und sehr alte Handschrift davon auch in unserer Bibliothek zu finden.

Eine umständliche Beschreibung derselben, und eine genaue Anzeige des Inhalts, ist zu gegenwärtiger Absicht nicht nöthig. Ich ertheile sie an einem andern Orte, und schränke mich hier bloß auf den einzigen noth-

wendigen Punkt ein : auf die nähere Bestimmung des eigentlichen Alters meines Schriftstellers, von dem ich nur noch, ohne allen Beweis einfließen lassen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführet, will noch nicht viel sagen. Agrippa ist hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck : und folglich könnte auch Theophilus nach diesem gelebt und geschrieben haben.

Etwas älter würde ihn dieses machen, daß ihn auch das *Lumen animæ* anführe : wenn es schlechterdings unwidersprechlich wäre, daß es ihn anführet, (n) und der barium vorkommende Theophilus nicht eben sowohl ein anderer, als unser Theophilus, seyn könnte.

Was also keine Zeugen für ihn aussagen können, müssen wir von ihm selbst zu erfahren, oder aus der äussern Beschaffenheit der vorhandenen Handschriften zu folgern suchen.

Auf

Auf diese nun aber darf man nur einen Blick fallen lassen, und die Sache ist so weit entschieden, daß, wenn es wahr ist, daß in ihnen der Delmalerey auf eine unwidersprechliche Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken stehet, die Erfindung derselben einem Künstler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Dem schon die jüngere, welche die Vauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahret, ist, wo nicht aus dem dreyzehnten, doch sicherlich aus dem vierzehnten Jahrhundert (o).

Die unsrige hingegen ist weit älter, und man darf nur wenig sich auf dergleichen Dinge verstehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von sieben bis acht hundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der schwierigste Kenner von Handschriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke selbst hat der Verfasser zwar nichts einfließen lassen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich bestimme. Aber doch ist auch alles und jedes, was nur einigermaßen sich dahin ziehen läßt, so wenig dem angegebenen Alter unsrer Handschrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Klosterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können scheint; als in welchem die Mönche sich noch so gern mit nützlichen Handarbeiten beschäftigten, und alles selbst anzugeben und zu machen verstanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde ersoderten.

Daß **Theophilus** ein Deutscher gewesen, davon schmeichle ich mir, nicht unbedeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich also auch unter den Deutschen seines Schlags, und im neunten Jahrhunderte, nach ihm umsahe: so mußte ja wohl **Tutilo** zu St. Gallen meine Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich ziehen.

Und



Und wie, wenn eben dieser Tutilo unser Theophilus wäre? (9) Wenigstens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nehmliche: Tutilo ist nichts als das deutsche Theophilus; oder Theophilus nichts, als das Griechische Tutilo.

### III.

Doch es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle. Die Sache kommt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftsteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunderts halte, der Delmalerey gedenkt, sondern daß ihrer in einer Handschrift gedacht wird, die schlechterdings wenigstens aus dem eilften Jahrhunderte seyn muß; mag diese Handschrift doch zum Urheber haben, wen sie will.

Aber warum sage ich, daß der Delmalerey darinn gedacht wird? Die Delmalerey wird darinn gelehrt; bis auf der Verets

tung des Oeles selbst gelehrt. In dem ersten Buche nemlich, welches ganz von der Malerey, und von verschiednen Farben, Firnissen und Leimen handelt; und woraus ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erste also sey das 18te Kapitel, dessen blosser Aufschrift, von Rothanstreichung der Thüren und dem Leinöle, schon mehr vermuthen läßt, als man in einem so alten Tröster, dem gemeinen Wahne nach, suchen sollte.

Cap. XVIII. *De rubicandis ostiis, et de oleo lini.*

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens  
illud

illud in sartagine, et infundens modicum aquæ, sic calefacies fortiter. Postea inuolue illud in pannum nouum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum oliuæ, vel nucum, vel papaueris exprimi, vt eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium siue cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Aber, wird man vielleicht sagen, ist anstreichen denn malen? Wenn man in ältern Zeiten auch verstand, einige gröbere Farben mit Leinöl aufzulösen und abzureiben, um Thüren und ander Holzwerk damit zu überziehen: wußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Del aufgelösete und abgeriebene Farben, zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieses wirklich ein Einwurf seyn soll: so wird

er doch wohl durch folgendes Kapitel wegs-  
fallen?

Cap. XXIII. *De coloribus oleo et gum-  
mi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere  
olei teri et poni possunt in opere ligneo,  
in his tantum rebus, quæ sole siccari pos-  
sunt, quia quotienscunque unum colorem  
imposueris, alterum ei superponere non  
potes, nisi prior exsiccetur, quod in imagi-  
nibus diuturnum et tædiosum nimis est. Si  
autem volueris opus tuum festinare, sume  
gummi, quod exit de arbore ceraſo siue  
prumo, et concidens illud minutatim, pone  
in vas fictile, et aquam abundanter infunde,  
et pone ad solem, siue super carbones in  
hieme, donec gummi liqueſcat, et ligno  
rotundo diligenter commisce. Deinde co-  
la per pannum, et inde tere colores et im-  
pone. Omnes colores et mixturæ eorum  
hoc gummi teri et poni possunt, præ-  
ter minium, et cerosam (*ceruſſam*) et car-  
min

min, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. —

Hier denn wäre sie doch wenigstens die eigentliche Delmalerey, in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben so allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores siue oleo, siue gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwasser anzumachen, oder sie mit Del abzureiben: eines war den Künstlern damaliger Zeit eben so bekannt, wie das andere. Sie malten mit Oelfarben eben so gut, wie mit Wasserfarben: nur daß sie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quæ sole siccari possunt; nur daß sie mit den Oelfarben nicht so geschwind zu arbeiten verstanden, weil die Oelfarben ihnen zu langsam trockneten, ehe sie eine andere darauf setzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et tædiosum nimis est.

Allein

Allein finden sich diese Schwierigkeiten bey der Delmalerey zum Theil nicht noch? Und wenn diese Schwierigkeiten Ursache waren, daß sich die älteren Maler ihrer weniger und seltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derselben absprechen?

Auch werden sie sich ihrer schwerlich so gar wenig und so gar selten bedienet haben, daß sie endlich ganz könnte verloren gegangen, und verloren geblieben seyn, bis sie etwa Johann von Eyck ausß neue erfunden hätte. Denn ich sehe, daß sie eine Art von Malerey hatten, zu welcher sie nur Delfarben brauchen konnten; wenigstens wird bey dem Theophilus nur der Delfarben zu diesem Behufe erwähnt.

Cap. XXV. *De pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quæ dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle  
petulam

petula  
nec  
simp  
oper  
Dein  
tissim  
cum

de au  
denn  
sie so  
ni,  
keine  
ten  
den  
ganz

Ge  
Zeu  
unfr  
ges

lam stagni (*flamini*) non linitam glutine,  
coloratum glutine vel croco, sed ita  
licem et diligenter politam, et inde co-  
ies locum, quem ita pingere volueris.  
de tere colores imponendos diligen-  
te oleo lini, ac valde tenues trahe eos  
pincello, sicque permitte siccarl.

Ich glaube nicht, daß sie ganze Gemäls  
auf diese Weise ausführten. Wenn es  
aber nur einzelne Stellen waren, welche  
behandelten; und wenn die petula stan-  
(r) die den durchscheinenden Grund gab,  
andere als Oelfarben annahm: so hatz  
sie ja wol selbst bey ihren Wassergemäls  
noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht  
zu vergessen.

#### IV.

würde sehr überflüssig seyn, mehrere  
nisse für das Alter der Oelfarben aus  
er Handschrift anzuführen. Ein einzis  
in welchem die Oelfarben auch nur bey  
länfig

häufig genannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten: und zwanzig, wenn sie auch noch ausdrücklicher wären, als die drey angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anstatt dessen erlaube man mir vielmehr, ein zweytes Exempel daraus hier einzuschalten, wie geneigt man gewesen, neueren Malern, nach dem Cimabue, Erfindungen beizulegen, die längst vor ihnen gemacht waren.

Vasari sagt vom Margaritone:  
 Egli fu il primo, che considerasse quello, che bisogna fare quando si lauora in tauole di legno, perche stiano ferme nelle commettiture, e non mostrino, aprendosi poi, che sono depinte, fessure o squarti, havendo egli usato di mettere sempre sopra le tauole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, et bollita al fuoco: e poi sopra detta tela dato di gesso, come in molte sue tauole, et d'altri si vede. Lauo-  
 ro



rò ancora sopra il gesso stemperato con la medesima colla, fregi, e diademe di rilieuo, et altri ornamenti tondi. E fu egli inuentore del modo di dare di Bolo, e metterui sopra l' oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte cose non essendo mai prima state vedute, si veggionò in molte opere sue. — (s)

Wer? **Margaritone**, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, sollte zuerst diese Vorsicht ausgeklügelt haben? Er sollte es erdacht haben, über die hölzernen Tafeln, auf welche gemalt wurde, um sie vor allem Veressen und Versten zu versichern, eine Leinwand zu leimen, und diese mit Gips zu gründen? Kaum würde das glaublich seyn, wenn die Malerey überhaupt erst im dreizehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden. Ich habe auch schon oben (S. 12.) zu verstehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverlässig wisse: und man wird leicht errathen, woher? Ebenfalls aus unserm Theophilus, in dessen folgendem Kapitel

tel

tel das ganze Verfahren des Margaritone,  
aber gewiß nicht nach dem Margaritone,  
auf das deutlichste und umständlichste be-  
schrieben wird.

Cap. XVII. *De tabulis altarium et  
ostiorum et de glutine casei.*

Tabulae altarium siue ostiorum primum  
particulatim diligenter coniungantur iun-  
ctorio instrumento, quo utuntur doliarli  
siue tonnarii; deinde componantur gluti-  
ne casei, quod hoc modo fit. Caseus in ol-  
lis minutatim incidatur et aqua calida in  
mortario cum pila tam diu lavetur, donec  
aqua multoties infusa pura inde exeat. De-  
inde idem caseus attenuatus manu, mitta-  
tur in frigidam aquam, donec indurescat.  
Post hæc teratur minutissime super ligne-  
am tabulam æqualem cum altero ligno,  
sicque rursus mittatur in mortarium et cum  
pila diligenter tundatur, addita aqua cum  
viua calce mixta, donec sic spissum fiat,  
ut sunt feces. Hoc glutine tabulae compa-  
ginatae,

33  
tate, postquam siccantur, ita sibi inhæ-  
rent, ut nec humore nec calore disiungi  
possint. Postmodum æquari debent plana-  
tio ferro, quod curvum et interius acu-  
men habet duo manubria, ut cum utraque  
manu trahatur, unde raduntur tabulae,  
scuta, et scuta, donec omnino fiant plana.  
Deinde cooperiantur corio crudo equi, sive  
asini, sive bovis, quod aqua madefactum,  
donec ut pili erasi fuerint, aqua aliquantulum  
torqueatur, et ita humidum cum gluti-  
naceo casci superponatur. Quo diligenter  
succitato, tolle incisuras eiusdem corii  
similiter exsiccatas et particulatim incide,  
et accipiens cornua cervi minutatim con-  
tere malleo ferrarii super incudem, com-  
pone in ollam novam donec sit dimidia,  
implete eam aqua, sicque adhibe ignem,  
donec nec excoquatur tertia pars aquæ, sicut  
facile ut non bulliat, et ita probabis: fac  
pilos tuos humidos eadem aqua, et cum  
refrigerati fuerint, si sibi adhærent, bo-  
num est gluten; sin autem, tamdiu coque,  
donec

donec sibi adhæreant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthæc tolle gypsum more calcis combustum, siue creatam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testum et infundens gluten coril pone super carbones, ita ut gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, linies aliquantulum spissius; et si opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quæ appellatur asperella, quæ crescit in similitudinem iunci et est nodosa, quam cum in æstate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsam dealbaturam, donec omnino plana et lucida fiat.

Offenbar ist hier schon alles, was Vasari dem Margaritone, in Ansehung des versicherten Grundes, als Erfindung anrechnet;

und

alles schon weit besser. Denn die Er-  
 ung des Margaritone soll doch wohl nicht  
 un bestanden haben, daß er bloße Leines  
 nahm, wozu die ältern Künstler Häute  
 ichten? (t) Auch doch wohl nicht darinn,  
 er seine Leinwand mit einem bloßen Leis  
 aus Pergamentschnitzen, aufklebte; anstatt  
 jene ihre Häute mit einer Masse beses  
 ten, welche sich weder durch Wärme,  
 durch Feuchtigkeit wieder auflösete? (u)

Und daß man ja nicht glaube, daß als  
 Margaritone doch wenigstens werde er-  
 en haben, das Gold in Blättern aufzus  
 en, und zu brunieren. Auch das hat  
 nicht erfunden; wie ich aus einem andern  
 itel des Theophilus zeigen könnte, wenn  
 ich gegenwärtig dabey aufhalten wollte.

## V.

Ich schliesse, und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von seinem bisherigen Ruhme so vieles verlieret.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Delmalerey nicht erfunden hat, sollte er sich nicht wenigstens etwa so besonders darum verdient gemacht haben, daß man dieses Verdienst der ersten Erfindung gleich schätze, und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin sehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn selten ist ein besonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unsere Handschrift selbst giebt mir Anlaß, die strenge Gerechtigkeit mit dieser Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künstler, haben wir oben aus dem 23ten Kapitel gesehen, trockneten sehr schwer; welches ihnen die Arbeit damit langweilig und ekelhaft machte.

machte. Aus den zusammengenommenen Stellen des Theophilus scheint auch zu erhellen, daß sie sich nur des Leinöls bedienten: wenigstens nennet Theophilus überall nur das Leinöl; und ob er schon das Rußöl und Mohnöl kannte, so sagt er doch nirgends, daß man sich der letztern eben so wohl als des erstern bedienen könne.

Nun aber ist unter allen diesen Oelen das Leinöl nicht allein das schmutzigste und schlechteste, sondern auch gerade das, welches am schwersten trocknet; so daß man dasselbe ist noch kaum zum Eründen gebraucht. Wie also, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Rußöl oder Mohnöl, anstatt des Leinöls, zuerst gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu versehen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was sonst zu dieser Absicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geschwinde zu arbeiten: aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerey in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geschwinde malen konnte: so malte man auch öftrer damit; und je öftrer man damit malte, desto deutlicher erkannte man die mancherley Vorzüge derselben, um welche man in der Folge die Wassermalerey eben so sehr vernachlässigte, als man, vor dieser Verbesserung, bey der geläufigern Wassermalerey, die Oelmalerey nur immer vernachlässiget haben konnte.

Dieses angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung des Vasari, Johann von Eyck auf seine Erfindung, bey Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein blosses, noch ein mit Firniß überzogenes Wassergemälde hatte er nöthig, einer starken Sonnenhitze lange auszustellen.



zustellen. Ober wenn er es nöthig hatte: so hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil bestand. (x) Und hatte er es nur dessenwegen nöthig: so konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, sogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrscheinlich trocknete er also schon verglichenen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, seine Oelfarben mit etwas zu versehen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürffen.

Dieses angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich seyn, daß Johann von Eyck an seiner Erfindung verschiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn seine Erfindung bestand nicht in dem Gebrauche des Oels, welchen man ihm sogleich würde abgesehen haben: sondern sie bestand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm so leicht nicht absehen konnte.

lich auch die Ansprüche vergleichen lassen,  
welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht  
erfunden, doch eben so früh, oder wohl noch  
früher, als Johann von Eyck, gebraucht  
zu haben, für andere neuere Künstler ge-  
macht werden. (y) Sie alle können, ungefehr  
um eben dieselbe Zeit, gar wohl in Oel ge-  
malt haben. Aber von ihnen allen hat kei-  
ner die Oelmalerey erfunden.



## Anmerkungen.

Um den Leser weder durch Ausführungen, noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich diese Anmerkungen hinten nach folgen zu lassen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der sich bloß von der Sache unterrichten will, als für den, der sich einer eigenen Prüfung derselben unterziehen wollte.

(a)

— — geben einmüthig vor ] Denn ich kenne nur zwey Männer, die sich von dieser Einmüthigkeit einigermaßen ausschließen, indem sie, das Alterthum der Delmalerey zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derselben zwar nicht ausdrücklich leugnen, aber doch auch jenes eben so wenig schlechterdings leugnen, als diese schlechterdings behaupten möchten. Sie stehen nur an; sie halten ihre Stimme nur zurück. Und diese zwey Männer sind — ich zweifle, ob sie beide noch jemals zusammen  
genannt

einem andern Anlasse sobald wieder zusammen  
nennen dürfte — unser Litterator Jac. Fr.  
Reimmann, und der Graf von Caylus. ,

Reimmann, bereits im Jahr 1709, in  
seiner Litterär Historie der Deutschen, einem  
Werke, das wenigstens aus sehr gelehrten Fra-  
gen bestehet, wenn auch schon die Antworten  
nicht immer sehr gelehrt seyn sollten, (Theil  
II. S. 287.) ertheilte auf die Frage, Wer  
hat die Kunst die Oelfarben zu berei-  
ten, und mit denselben auf Leinwand  
zu mahlen zuerst erfunden? In dem ihm  
eigenen pedantisch galanten Stile, folgende  
Antwort: „Das sollen nach dem Bericht des  
„Autoris der Baumeister Accademia in der  
„Durchl. Welt Cap. I. discursu 3. p. 65 der  
„Johannes und Hubertus van Eyck, Ge-  
„brüder aus Flandern, um das Jahr Christi,  
„1410 zum erstenmal erfunden haben, wels-  
„ches ich aber dem geneigten Leser zur reifen  
„Untersuchung, und dem Urheber dieser Mey-  
„nung zu seiner Verantwortung und deutli-  
„chen Erklärung überlassen will. Denn ich

vor

„ich hier noch ein Haufen Scrupel habe,  
„darinn ich mich bis dato noch nicht finden  
„kann. Und will ich wünschē, daß entwe-  
„der der Herr Autor oder sonst ein curieuse-  
„Kopf sich an diese particulam historie gra-  
„phices machen, und dieselbe etwas deutlich  
„und gründlich untersuchen möchte.“ Nun  
will ich dem guten Manne hier nicht ausmü-  
hen, daß er zwey ganz verschiedene Fragen,  
„wer zuerst die Delfarben gebraucht? und  
„wer zuerst auf Leinwand gemalt habe? in  
eine geworfen, und geglaubt, daß er auf diese  
doppelte Frage mit einer und ebenderselben  
Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm  
nicht einmal aufdrücken, daß er als ein gründe-  
licher Litterator, der er seyn wollte, und zum  
Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer  
bessern Quelle müßte geschöpft haben, als aus  
der Eröffneten Ritterakademie. Denn  
diese, auf deren erster Ausgabe von 1700 etwas  
von Durchlauchtiger Welt stehet, meint  
er; und ob er schon, in einer Note, auch noch  
den Lansius, in seiner Rede pro Germania,  
und aus dieser den Atlas des Mercators  
anfüh-

selige Bachlein. Ich will ihm, sage ich, selbst  
dieses nicht ausdrücken, weil wirklich der Schrift-  
steller, der in dieser Sache Quelle ist; doch  
ebenfalls nur kaum den Namen Quelle ver-  
dient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht,  
daß er von dem Hauffen Skrupel, den er  
dabey noch zu haben versichert, auch nicht ei-  
nen einzigen mittheilet. Er war allerdings  
ein Mann von vieler Belesenheit, und konnte  
leicht in dieser oder jener alten Schwarte et-  
was von Erheblichkeit gefunden haben. Nur  
will ich doch nicht glauben, daß er sich unter  
andern auch auf eine Stelle des Seneca wer-  
de haben berufen wollen, mit welcher er mich  
eine Stunde so zum Besten gehabt hat, daß  
ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil  
er leicht auch andere damit irren könnte. In  
dem ersten Theile seines angeführten Werkes  
nehmlich, ( S. 136. ) wo er von dem Zu-  
stande der Malerey in der mittlern Zeit redet,  
sagt er: „Die Mönche hatten damals in ihren  
„Klöstern eine gewisse artem graphicam, die  
„ihz zu unsrer Zeit verloren gegangen. Nem-  
„lich sie nahmen dünne Gold, Blech (vielleicht  
„vt

„ex oleo et luto constare hanc scientiam)  
„und machten dieselbe auf das Pergamen fest.,,  
Der Ort, wo Seneca dieses von der Malerey  
soll gesagt haben, wird nicht angeführt; aber  
es schien mir gar wohl in dem Geiste des Se-  
neca zu seyn. Und dieser Ort sollte noch von  
sonst niemanden seyn bemerkt worden? sollte  
noch von niemanden auf die Malerey seyn  
angewendet worden? die doch so offenbar dar-  
inn liegt? Denn wenn Seneca sagt, daß die  
Malerey oleo tantum et luto bestehe, was  
kann er unter lutum anders als die Erdfar-  
ben meynen, deren sie sich größtentheils be-  
dienet? und unter oleum anders, als das  
Del, womit diese Erdfarben zu ihrem Gebrau-  
che tüchtig gemacht werden? Dieses bewog  
mich, die Stelle bey dem Seneca selbst zu les-  
sen, die ich auch gar bald, in dem bekannten  
88sten Briefe von dem Werthe der freyen Kün-  
ste, fand: fand, und die Täuschung mit Las-  
chen und Unwillen erkannte. Nicht von der  
Malerey, sondern von der Ringekunst, aus  
Ursachen, die jederman weiß, sagt Seneca,  
daß sie aus nichts, als Staub und Del beste-  
he.

he. Hier sind seine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae ministros. Aequè luctatores, et totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. s. w. Auch dieses ist ein Exempel, daß man sich der Worte eines Alten nicht anders als von ebenderselben Sache bedienen sollte, von welcher sie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweise reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Neimmanns Skrupel bestanden haben, worinn sie wollen, so werden sie doch schwerlich aus eben den Gründen geflossen seyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Delifarben verurtheilen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringsten historischen Umstand, so viel ich weiß, zu fassen, waren es eines Theils bloß günstiges Vorurtheil für die Einsichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringschätzung der Delmalerey selbst, die aus diesem, wenn Gott will,



bill, Wiederhersteller einer weit bessern Maler-  
ey sprachen. Man sehe den zweyten Abschnitt  
einer Reflexions sur quelques chapitres du  
XXV. Livre de Plin, welchen er der Akas-  
demie der Inschriften 1752 vorlas (Mém. de  
Litterat. T. XXV. p. 173) und wo er  
sich gegen das Ende folgendergestalt ausdrückt.  
Nous avons, il est vrai, la façon de mê-  
ler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire  
la base de la plus grande partie de nos o-  
perations; il se pourroit peut-être que les  
anciens ne l'ont pas autant ignorée qu'on  
se l' imagine, eux qui ont connu tant de  
réparations et de mixtions; celle dont  
il s'agit étoit même des plus simples.  
Quoi qu'il en soit, voyons si l'ayant con-  
nu ils ont si mal fait de la négliger. Il  
conviens d'abord que l'huile donne une  
grande facilité de pinceau; et  
qu'elle rend le travail plus agréable  
qu'aucun autre corps ne le pourroit faire;  
mais les anciens peu sensibles au moment  
présent, travailloient toujours pour la po-  
stérité. Or il est constant que l'huile nous  
fait perdre du côté de la conservation,  
et n'est pas tout, elle altere nos couleurs  
et

et les fait jaupir par la seule impression de l'air. Les teintes poussent souvent avec inégalité, les ombres noircissent; enfin nos couleurs et nos impressions s'écaillent, et les peintures anciennes étoient, ce me semble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps assez considerable pour en connoître les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune des nos peintures préparées de cette façon dans huit cens ans, comme Pline a pû voir celles qui subsistoient dans les ruines d'Ardeé, et comme nous voyons encore aujourd'hui des restes d'une beaucoup plus grande ancienneté dans quelques endroits de l'Italie, et meme jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces reflexions conviendroient mieux à l'Academie de Peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé.

Freylich gehörten diese Betrachtungen eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Akademie von Gelehrten. Aber doch that der Graf sehr Kling daran, sie lieber Gelehrten vorzulesen, als Malern, die in diesem Sie war sauer vielleicht

vielleicht nichts als einen pedantischen Zuchts zu hören, dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals schon mit seiner eigenen Erfindung schwanger, welcher im voraus Platz zu machen, er allerdings die Delmalerey herabzusetzen und zu vermeiden suchen mußte. Schade nur, daß es ihm so schlecht gelungen! Denn weder seine Enkaustik, noch alle ihr zum Troß erfundene Enkaustiken, haben der Delmalerey noch viel Abbruch gethan, die sich vermuthlich auf immer selbst bedenken erhalten wird, welchen es eben so angeschlossen ist, als den Alten, mehr für die Nachkommenschaft als für den gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert sie nehmlich, auf die Veränderungen, welche Lust und Zeit in den Delfarben hervorbringen, sofort Rücksicht zu nehmen, und so zu malen, daß ihr Colorit durch diese Veränderungen von Tag zu Tag mehr gewinnt, als verlieret? Ich kenne wenigstens einen grossen Maler, der diese stolze Verleugnung wirklich übet.

(b)

— fast eben so einmüthig. ] Auch würde es sehr zu verwundern seyn, wenn ein Nieber-

D

lander

länder in dem ruhigen Besitze der Ehre einer solchen Erfindung ganz ohne Widerspruch geblieben wäre. Jenseit den Bergen wohnen auch Leute; und man kann leicht denken, daß man da nicht stille geschwiegen haben werde. Ausser den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (e) rede, sind es aber unter den Italiänern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneser, welche, wo nicht die Oelmalerey erfunden, doch wenigstens eben so früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalt worden.

Die Sache der Neapolitaner, führet am geflüentlichsten Tasuri in seinem zweyten Briefe, *Intorno ad alcune Invenzioni uscite del Regno di Napoli*, welcher in dem 6ten Theile der *Raccolta d'Opuscoli scient. e filol.* von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Siori ist es, welcher zu Neapolis eher mit Oel gemalt haben soll, als Antonnello da Messina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich sehe, hat Carlo Felano in seinem *Bello e Curioso*

dieses zuerst behauptet; und da Tafuri keine  
 nähere oder mehrere Beweise davon bebrin-  
 get, so brauche ich nur die Stelle des Celano  
 mitzutheilen, um meinen Lesern zu zeigen,  
 worauf sich ein solches Vorgehen gründet.  
 Vi si vede, in einer Kapelle zu Amalfi nehms-  
 lich, sagt Celano, ancora una picciola  
 Tavola, nella quale sta depinto S. Giro-  
 lamo in atto di studiare: opera veramen-  
 te ammirabile di Col' Antonio di Fiore  
 Napoletano, che fu il primo a dipingere  
 ad oglio nell' Anno 1436 contra quello,  
 che si scrive dal Vasari, che dice, che fu  
 mandato un Quadro ad Alfonso primo Re  
 di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo  
 dipinto ad Oglío, e che Antonello da Mes-  
 sina ammiratosi di questo nuovo modo di  
 dipingere, desideroso di sapere il secreto,  
 si porto in Fiandra, e dopo qualche tem-  
 po lo seppe da un allievo di Gio: di Fian-  
 dra, tornò in Italia, e passato in Venezia,  
 ivi, come dice il Ridolfi, che scrive le  
 Vite dé Depintori Veneziani, e dello sta-  
 to, Gio: Bellini seppe con astuzia il se-  
 creto, scrivendo ancora, che per prima l'a-

stro Domenico; or si concordino i tempi. Col' Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonso alli 2. di Luglio dell' anno 1433 prese Napoli per l' Acquedotto, ed è da supponersi, che non in questo tempo gli fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell' andare e tornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente si raccoglie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci anni prima Col' Antonio dipingeva ad oglio. Si prova piu chiaramente: l' ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che lasciò imperfetto, fu nell' anno 1514. Visse quest' Artefice 90. anni; dal che si ricava, che egli nacque nell' anno 1424. Quando egli ebbe il secreto da Antonello, dice l' Autore della sua vita, ch' egli era molto stimato in Italia, e si può supporre, ch' egli fosse almeno di trent' anni; dunque nel 1454. cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa il 1490. avesse principiato a dipingere in questa maniera, dal che si ricava, che il primo, che avesse  
ope-

operato ad Oglio, fosse stato il nostro Col' Antonio nell' anno 1436. come si disse. Wer sich hlerwider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte, oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nemlich bloß bemerken lassen, daß durch diese ganze Zusammenrechnung höchstens nur die Erzählung verdächtig werde; nach welcher es Antonello von Messina gewesen sey, der die Delmalerey aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keinesweges Johann von Eyck selbst dabey ins Gedränge komme, als dessen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Wir hingegen kann es sehr gleichgültig seyn, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col' Antonio mit Del gemalt habe, ohne daß er die Kunst auf irgend eine mittelbare Weise dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Eben so können meinetwegen auch die Bologneser in ihren Ansprüchen noch so gegründet seyn; gegen welche allerdings die Versichter des Johann von Eyck einen weit schlimmern Stand haben. Denn es ist nicht aus den bloßen Worten des Vasari, aus welchen

Malvasia (Felsina Pittrice, T. I. p. 27.) folgert, daß, nach dessen eigenem unwilligen Bekenntnisse, Lippo Dalmasio bereits 1407 zu Bologna in Del gemalt habe: sondern es ist die That selbst, womit Malvasia dieses beweiset, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches sogar dieser benannte Bolognesische Künstler lange vor 1400 in Del gemalt hatte. Und diese Gemälde waren alle zur Zeit des Malvasia noch vorhanden; mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden; und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Delgemälde wären. Vielmehr kommen diese ältern Bolognesischen Delgemälde, worunter sogar eines von 1376 war, mir sehr zu Statten; nach welchen ich es als bereits erwiesen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erste Delmaler gewesen. Auch richte ich meine weitere Bestreitung nur deswegen namentlich gegen ihn, weil er, besonders disseits den Alpen, noch immer dafür gilt, und als solcher (bald mit, bald ohne seinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künstlerlexicon in das andere fortgepflanzt wird.



## (c)

— — Vasari schrieb 1 Die erste Ausgabe seines Werks, die er selbst besorgte, ist von 1566 in ~~B~~ *Brenza appresso i Giunti*; worin er von der Erfindung der Oelmalerey an zwey Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21sten Kapitel der Einleitung; das andermal umständlicher in dem Leben des Antonello da Messina. Und dieses Werk, diese Orte dieses Werkes sind es, über welche ich mit meinen Nachforschungen nie hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vasari verwiesen, verwiesen mich doch auf Schriftsteller, die zuverlässig aus dem Vasari geschöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer, J. E. in dessen *Opera chronologica* unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar gesagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erst 1611, mit der Fortsetzung des Laurentius Beyerlinck ans Licht kam; da es Opmeer bis 1671 selbst ausgearbeitet: so sieht man leicht, daß er den Vasari gar

wohl brauchen können. Ja es scheint sogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Karl van Mander verändert und erweitert habe, dessen Schilderbuch indess 1604 erschienen war. Denn es sind Umstände eingeflochten, die nur Mander hat, und aus Dymceern nicht haben konnte. Zu geschweigen, daß die in Holz geschnittenen Bildnisse der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen sind.

Ober sie verwiesen mich auf einen Dominicus Lampsonius, dessen lateinische Verse unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II. p. 377) anführet.

Ille ego, qui lætos oleo de semine lini  
Expresso docui Princeps miscere colores  
Huberto cum fratre. Novum stupuere  
reperitum,

Atque ipsi ignotum quondam fortassis  
Apelli,

Florentes opibus Brugæ: mox nostra  
per omnem

Diffudi late probitas non abnuvit orbem.

Denn diese Zeilen sind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germanicæ inferioris

terioris, die Lampsonius erst 1572 zu Antwerpen drucken lassen; und stehen also der Autorität des Vasari ebenfalls nach. Nur das bescheidene Fortassis ist ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandrischen oder Holländischen Schriftsteller, der seinen Landsleuten die Erfindung *Mr Delmales* beygelegt, und vor dem Vasari geschrieben hätte. Der beste und umständlichste Flandrische Annalist vor dem Vasari, *Jacob Meyer*, welcher 1552 starb, und dessen *Rerum Flandricarum libri XVII.* welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meynet, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, diesem seinen grossen Werke einverleibet zu werden: so setze ich hinzu, daß er auch in seinem kleinern vorläufigen Werke, den *Flandricarum rerum Tomis X.* das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX Fol. 45) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen seiner kunstreichen Maler und Bildhauer rühmet, die nach Dänemark und Norwegen und andere entfernte Länder verschrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung  
des Vasari, das ist nach 1566, kaum eine  
fahle Chronike, kaum ein kleines Geschichtes-  
buch von Flandern oder Holland finden, in  
welchem man der Erfindung der Brüder Eyck  
nicht sorgfältig, und meistens mit den aben-  
theuerlichsten Lobsprüchen gedacht hätte.

(d)

Sogar Karl van Mander — haben soll. ]

„Johann von Eyck, sagt Mander, ist zu  
„Brügge in gutem Alter gestorben, und liegt  
„in der Kirche des h. Donatus begraben, allwo  
„an einer Seule folgende Grabschrift auf ihn  
„zu lesen.“

Hic jacet eximia clarus virtute Ioannes,  
In quo picturæ gratia mira fuit.

Spirantes formas, et humum florenti-  
bus herbis

Pinxit, et ad vivum quodlibet egit  
opus.

Quippe illi Phidias et cedere debet  
Apelles:

Arte illi inferior ac Policretus erat.  
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,  
Qui talem nobis eripuerunt virum.

Actum

Aetum sit lachrymis incommutabile  
fatum,

Vivat ut in caelis jam deprecare  
Deum.

Schwerlich wohl ist diese Grabchrift gleich nach dem Tode des Künstlers gemacht worden; denn die Verse sind doch schon um ein gutes besser, als sie in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, dasiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde also kaum sehr glaubwürdig seyn, wenn sie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber ist sie, da sie solches unterläßt, ein starker Beweis darwider. Denn man sieht leicht, daß dieses keiner von den Fällen ist, wo der Beweis vom Stillschweigen hergenommen, nichts beweiset. Hier beweiset er alles; und es ist schlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da diese Grabchrift versfertiget worden, bereits die große Meynung von dem Verstorbenen gehabt hätte, und dennoch in seinem Ehrengedächtnisse auch nicht mit einem Worte darauf angespielt haben sollte. In der alten Flämischen Grabchrift auf den Hubertus von Eyck, welcher in  
der

der Johannis Kirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beybringt, ist eben so wenig einige Spur davon zu finden; so vielen Antheil er an der Erfindung seines Bruders auch immer soll gehabt haben.

Was ich sonst überhaupt von der Erzählung des van Mander sage, wird aus der Zusammenhaltung mit der Nachricht des Vasari, einem jeden einleuchten. Mander schrieb einige dreyßig Jahre nach dem Vasari, und doch ist er nichts als der Nachschreiber des Vasari; einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn selbst dieses, daß er die Nachlässigkeit des Vasari, in Bemerkung der Zeit verbessert, ist eine Kleinigkeit; weil er sie wirklich bloß nach Gutdünken verbessert, ohne den geringsten historischen Grund darzu anzuführen, oder zu haben. Denn er mag immer sagen; Der tydt wanneer Joannes d'Oly-verwe gevonden heeft, is gheweest by al dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410: so hat er doch dieses Datum nur umgekehrt aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geschlossen, dessen Geheimrath Johannes von Eyck soll gewesen

getroffen seyn. Wenigstens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälden: und dennoch ist es, auf sein künftiges Ansehen, die allgemein angenommene Epoche der Malerey geworden. Denn ich wußte nicht, daß ein einziger neuer Geschichtschreiber der Malerey, eine Anmerkung gesetzt oder auch nur wiederholt hätte, die ich bey dem **Hubertus Miräus** gemacht finde. In dieser Chroni. Belg. nemlich, unter dem Jahre 1410, lese ich folgende merkwürdige Stelle. *Joannes Eickius et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter Joannes, oleo ex lini seminibus extuso, picturæ colores primus miscuisse, atque æternos, ut sic dicam, adversus ævi injuriam reddidisse creditur. Præclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellæ coloribus oleo mixtis depictæ, atque in his una, quæ in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor*

five

five pictor an. 1400 notatur obiisse. Ob  
 Houbraeken, in der neuen Ausgabe des van  
 Mander, zu Berichtigung seines Autors, dies  
 ses angeführt habe, weiß ich nicht; weil ich  
 dieselbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben  
 so wenig weiß ich, ob er oder ein anderer et-  
 was zum Besten des Johann von Eyck dar-  
 auf erwiedert habe. Ich gestehe vielmehr, daß  
 ich auch nicht einmal absehe, was man dar-  
 auf erwiedern könne. Denn wenn es mit die-  
 sem Delgemälde zu Löven seine Richtigkeit hat-  
 te; wenn der Urheber desselben bereits 1400  
 gestorben war: ist Johann von Eyck mit sei-  
 nen Anwälten nicht hierdurch allein schon  
 sachfällig?

(c)

**Grabschrift des Antonello von Messina.]**

Diese Grabschrift, wie sie Vasari in dem  
 Leben des Antonello beybringeret, dessen Reise  
 nach Flandern, um das Geheimniß des Jo-  
 hann von Eyck zu erforschen, sich ebenfalls  
 nur auf das Zeugniß des Vasari gründet,  
 ist folgende.



## D. O. M.

*Antonius pictor, præcipuum Messanae suae et  
Siciliae totius ornamentum, hac humo  
contegitur. Non solum suis picturis,  
in quibus singulare artificium et ve-  
nistas fuit, sed et quod coloribus oleo  
miscendis splenderem et perpetuitatem  
primus Italicae picturae contulit: sum-  
mo semper artificum studio  
celebratus.*

Wenn Antonello, nach dem Vasari, zu Venedig gestorben: so wird ihm diese Grabschrift auch wohl zu Venedig seyn gesetzt worden. Daß es aber Vasari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an welchem Orte daselbst, sie zu finden, ist ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieses Künstlers sich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlassung zu Schulden kommen lassen, worunter Malvasia lieber, ich weiß nicht welche Absicht argwohnen möchte. (Fels. pitt. T. I. p. 28.) Und wahr ist es, daß er besonders durch die unbestimmte Anzeige, wenn Antonello gelebt und gestorben,

ben, die ganze Erzählung von dessen Reise nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, in so fern sie mit dieser Reise in Verbindung steht, schwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reise des Antonello, nach Angabe des Vasari, nicht vor 1434 könne geschehen seyn: so behauptet Malvasia gar, daß sie nicht vor 1444 könne Statt gefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini sagt, der das Geheimniß vom Antonello gelernt, und doch erst um 1441 angefangen haben soll, in Del zu malen, kann auf den Vasari nicht gehen, sondern muß den andern Lebensbeschreiber des Bellini, den Ridolfi, gelten. Vasari sagt so etwas nirgends; und eben so wenig kann ich den Ort finden, auf welchen van Mander ziele, wenn er sagt: Daer Vasari oft zynen Drucker in mist, die dese vindinghe een hondert Jaar jongher beschryft te wesen. Jahrzahlen, bey welchen sich der Fehler vergriffen haben könnte, und die sich auf die Erfindung der Delmalerey bezögen, sehe ich bey ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vasari in noch so grosse Widersprüche gefallen wäre? Er nahm in seine Geschichte eine völlig unwahre alte Sage auf: und Wunder wäre es vielmehr, wenn sich diese unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reise des Antonello von Messina auch noch einmal das war? Rehmlich, alte Sage. Vielleicht war sie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer Einfall des Vasari, auf den ihn die Grabschrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht sich in den Kopf gesetzt, daß die Delmalerey in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden: wie sollte er nun das Lob, das dem Antonello in seiner Grabschrift ertheilet ward, quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reise nach dem ausländischen Geheimnisse thun läßt?

Gleichwohl muß man eingestehen, daß diese Worte der Grabschrift so etwas keinesweges besagen. Antonello kann gar wohl der Italischen

nischen Malerey das Geheimniß der Oelfarben  
zugebracht haben, sie damit bereichert haben:  
ohne sie aus einem fremden Lande nach Italien  
gehohlet zu haben. Er kann sie selbst erfunden,  
und selbst in Italien erfunden haben. Diese  
Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieses seyn, wor-  
auf sich die Sicilianer vornehmlich gründen,  
wenn sie ihren Antonello nicht bloß für den  
ersten Schüler des Erfinders, sondern für den  
Erfinder selbst gehalten wissen wollen. Ich  
betauere, daß ich das Werk, in welchem ein  
mehreres hiervon stehen soll, (nehmlich die Si-  
cilia inventrice des Muria und vornehm-  
lich die Zusätze des Mongitore) nicht nutzen  
kann.

(f)

Aus Verdruß, daß ihm seine Tafel gebor-  
sten. ] Die Worte des Vasari sind, in dem Le-  
ben des Antonello, diese. Hora havendo,  
nehmlich Johann von Brügge, als er noch mit  
Wasserfarben malte, aber zu guten Firnissen  
schon mancherley Versuche gemacht hatte, una  
volta

volta fra l'altre durato grandissima fatica in dipingere vna tauola, poiche l' hebbe con molta diligenza condotto a fine, le diede la vernice, e la mise a seccar al sole, come si coituma. Ma ò perche il caldo fusse violento, o forse mal commesso il legname, o male stagionato, la detta tauola si aperse in sulle com'ettiture di mala sorte. La onde, veduto Giovanni il nocumento, che si haueua fatto il caldo del sole, deliberò di far sì, che mai più gli farebbe il sole così gran danno nelle sue opere. E così recatosi non meno a noia la vernice, che il lavorare a tempera, cominciò a pensare di trouar modo di fare una sorte di vernice, che seccasse all' ombra, senza mettere al sole le sue pitture. Onde poiche hebbe molte cose sperimentate, e pure e mescolate insieme, alla fine trouò, che l' olio di seme di lino, e quello delle noci, fra tanti, che n' haueua prouati, erano più seccatiui di tutti gli altri. Questi dunque bolliti con altre sue misture, gli fecero la vernice, che egli, anzi tutti i pittori del mondo haueuano lungamente desiderato. Dopo fatto sperienza di molte altre co-

se, vide, che il mescolare i colori con queste forti d'olii, daua loro una tempera molto forte; e che secca non solo non temeuua l'acqua altrimenti ma accendeuua il colore tanto forte, che gli daua lustro da per se senza vernice. E quello, che più gli parue mirabile, fù, che si vniua meglio, che la tempera infinitamente. Per cotale inuentione rallegrandosi molto Giouanni u. s. w. Es war also freylich nicht ein blosses Wassergemälde, sondern ein mit einem Firniß überzogenes Wassergemälde, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieser Firniß war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl; sondern den Firniß aus Leinöl erfand Johann erst, um seine Gemälde im Schatten trocknen zu können. In diese Erfindung des Firnisses aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigern Erfindung, die Farben selbst sogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieses begreiflich ist, dem sey es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben so: kleine Verbrämungen aufgenommen, wie sie der Ausschreiber, der gern nicht Ausschreiber scheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein

so gladdicher chymischer Untersucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey oft Lym-verwe te vernissen, met eenigh vernis ghemaeckt met eenige Olyen, dat welcke den volc seer wel beviel, om dat het werck soo een schoon blinckende glans hadde. Nae dit secreet hadden in Italien veele vergheefs ghesocht; want sy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaecte een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruyckt (gelyck hy altyts met groote netticheyt en suyverheyt zyn dinghen dede.) Dese Tafel op gedaen wesende, heftse nae zyn nieu inventie, en ghelyck hy nu ghe woon was, vernist, en stelde se te drooghen in de Sonne, maer of de penneelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen tho gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborsten, en van een gheweken. Joannes was seer t' onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne so verloren, en te niete was, en nam vor hem te maekken, dat sulcke schade door de Sonne

hem niet meer en soude overcomen: des hy d' Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh onderzoeken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet en Nootoly de drooghenste van allen de wesen: dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maecte den besten vernis van der Weerelt. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel onderzoekens, dat de verwe ghemenghelt met sulcke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdragen mocht, dat d' Oly oock de verven veel levender maecten, en van selfs een blinckenheydt deden hebben, sonder dat mense verniste n. s. w. Eines zwar ist bey dem Holländer etwas mehr, als eine bloße kleine Verbräunung seines Originals. Es ist Uebertreibung, Verfälschung. Nehmlich,



lich, wenn Vasari bloß sagt, daß Johann von Eyck Anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Ruspöl erfunden habe: so läßt ihn Mander nicht allein diesen, sondern auch den Firniß überhaupt finden. Vasari nennet mehr als einen altern Italienischen Maler, die sich des Firnisses bedienen; und bekannt ist, aus dem Plinius, daß schon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verschweigt Mander, um seinen Erfinder desto mehr erheben zu können. Vasari sagt hiernächst gar nicht, woraus der allererste Firniß bestanden: aber Mander sagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls mit eenige Olyen gemacckt gewesen. Nun möchte ich doch diese Oele wissen, deren sich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Ruspöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit schwerer trockneten als Leinöl oder Ruspöl. Doch wo zu diese langweilige Bestreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unserm Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl schon längst erfunden gewesen.

Aber freylich mußte Vasari weislich den Johann von Eyck erst zum Erfinder dieses Firnisses machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben selbst machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen lassen sollen, daß jener Firniß schon längst erfunden und im Gebrauche gewesen: so empfand er wohl, daß man schwerlich begreifen würde, wie man nicht auch sofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben sollte gethan haben. Und so sieht man auch hier, daß sich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g)

Geheimniß — — mitzuthellen einerley gewesen. ) Vasari selbst hat sich bey Erzählung dieses Umstandes nicht enthalten können, den nehmlichen Einwurf zu haben, und zu äussern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione di Giouanni, non solo per la Fiandra, ma per l' Italia e molte altre parti del mondo, mise in desiderio grandissimo gli artefici di sapere in che modo egli desse all' opere sue  
tanta

tanta perfettione. I quali artefici perche vedeuano l' opere, e non sapeuano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortale e in un medesimo tempo virtuosamente inuidiarlo: e massimamente, che egli per vn tempo non volle da niuno esser veduto lauorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia finalmente a Rugieri de Bruggia suo creato et Rugieri ad Ausie suo discepolo, et a gli altri de quali si parlo, doue si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne facenano incetta, o ne mandauano per tutto il mondo a Principi, e a gran personaggi con loro molto vtile, la cosa non uscìua di Fiandra. E ancorache cotali pitture hauessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, et gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuoue, onde pareua, che fosse possibile a conoscergli, non però si trouò mai nello spatio di molti anni. Und iwent beantvortet er

diesen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen, auch ihn beantworten hiesse! Gerade, als wäre ein solches ob schon durch ein blosses dennoch gehoben! Und eben so macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er, bey Gelegenheit des an den König Alphonsus nach Neapolis geschickten Gemäldes, sagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d' Italianen vast toesaghen, met alderley opmerckinge, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtighe roke, die d' Oly met den verwen ghemenght van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h)

- welches Jeller anzeigte. ] In seinem Catalogo Codicum MSSectorum Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi (Lips. 1686. 12) und zwar nicht bloß in dem Verzeichnisse der Handschriften selbst, S. 255. sondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichsten derselben, welche als die eigenthüm-

genthümlichen Seltenheiten dieser Bibliothek zu betrachten, anführet. Inter medicos, sagt er, non sine gaudio inveniebam Theophili monachi librum de arte colorandi ac coquendi vitra, quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Diesen Titel giebt ihm Sellar, wie gesagt, in der Vorrede; in dem Verzeichnisse aber giebt er ihm den, welche ich in dem Texte anführe.

Nun fanden sich auch bald Gelehrte, welche beflissen waren, Sellers Anzeige von einem so merkwürdigen Manuscripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in seinem Polyhistor (T. I. lib. I. cap. VII §. 32) aus dem ganzen Sellerschen Catalogus einzl und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, schrieb er, quem plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt. Aber in dem er einen einzigen Buchstaben bey Sellern falsch las, sagte er etwas, was diesem nie in den Sinn gekommen war, zu sagen. Für quam plane inter-

intercidisse nonnulli existimant, nemlich  
artem colorandi vitra; las er *quem* plane,  
nemlich Theophili librum.

Und schon Bayle hatte, bey Anzeig der  
Zellerschen Schrift in seinen Nouvelles de la  
Republ. des lettres (Sept. 1686) des Theo-  
philus mit erwähnt.

Was mich aber Wunder nimmt, und was  
ich betauere, ist dieses, daß Zeller selbst die  
Handschrift des Theophilus einem Gelehrten  
zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür  
gewesen wäre. Ich meine den Jac. Tollius,  
der ihn im Jahr 1687 besuchte, und dem er  
sonst alle Schätze der Bibliothek vorlegte.  
(Tolli Epist. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montsau-  
con in dem Auszuge, welchen er in seiner  
Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum  
(T. I. p. 594) aus dem Zellerschen Catalogus  
mittheilet, den Theophilus übersetzen können.

(i)

— — der *All. Erud.* — — näher bekannt  
machte.] Vermuthlich war dieser Verfasser  
eben

ebenfalls Seller, welcher an den *Actis Erudit.* mit arbeitete, und besonders die antiquarischen Artikel besorgte. Als er nun (Mens. Aug. a. 1690. p. 414. die *Vetera Monumenta* des Ciampini, deren erster Theil zu Rom in eben diesem Jahre erschienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nannte, den Ciampini als den vornehmsten Schriftsteller von der Glasmacherkunst anführet, setzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non possumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipsiensi codicem membraneum MSSctum *Theophili Monachi de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. recensitus est a clariss. Fellerio nostro in *Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum* p. 255, qui eundem codicem et inter rariora Paulinae MSScta, in præfatione ad Lectorem retulit. Est autem isthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter, servus servorum Dei, indignus nomine et professione monachi, omnibus mentis desiderantibus vacationem utili manuum occupatione et delectabili novitatum meditatione declinare &c. retributionem celestis præmii &c.* Libri hujus *Artis Vitriariæ* sunt tres,  
I. de

I. *decoloribus et eorum mixtura*, XXXVIII constans capitulis; II. *de constructione furni ad operandum vitrum, et instrumentis hanc in rem necessariis*, qui XXXIV capitulis absoluitur, quorum XIX est *de vitro*, quod *Musinum*, (ita enim semper in hoc libro legimus, non *Musivum*) *opus decorat*. III. *de limis, de vasculis ad liquefaciendum aurum et de nigello imponendo et poliendo*, sed in quo reliqua capitula post septimum desiderantur, quemadmodum et in libro II. capitula quinque, XII nempe, XIII. XIV. XV. et XVI, deesseprehenduntur. Sed hoc obiter indicasse sufficiat, ne solus Antonius Neriusscripssede hac arte videri queat. Was in dieser nähern Nachricht nicht so ist, wie es seyn sollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) ersehen; umständlicher aber, an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophrastus wäre gedacht worden.

(k)

— — in der Königl. Bibliothek zu Paris.) Die Kenntniß davon habe ich aus dem  
Cata-



Catalogo Codicum Manuscriptorum Bibliothecæ Regiæ (T. IV. p. 273 Paris. e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die Handschrift, in welcher ich unsern Theophilus vermuthe, folgendermassen angegeben wird.

V. MDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur.

1<sup>o</sup> Experimenta 118 de coloribus: præmittitur tabula ordine alphabetico digesta, de vocabulis synonymis et æquivocis colorum, eorumque accidentium.

2<sup>o</sup> *Theophili* liber de omni scientia picturæ artis.

3<sup>o</sup> *Petri de Sancto Andemaro* liber de coloribus faciendis.

4<sup>o</sup> *Heraclii* libri tres de coloribus et de artibus Romanorum.

5<sup>o</sup> Libellus de compositione colorum: authore *Joanne Alcerio*.

6<sup>o</sup> Differentes receptes sur les couleurs, recueillies par *Jean le Begue*, Gressier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431. exaratus est.

Es sollte mich sehr freuen, wenn es mit  
meiner Vermuthung seine Richtigkeit hätte,  
und das zweyte Stück dieser Handschrift das  
nehmliche Werk wäre, worauf sich meine ge-  
genwärtige Erörterung gründet. Denn so wür-  
den neugierige Liebhaber auch in dieser Entfers-  
nung Gelegenheit haben, sich mit ihren eige-  
nen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber  
würde mich freuen, wenn ich hierdurch ver-  
anlaßt, daß ein Gelehrter welchem die Kün-  
ste nicht gleichgültig sind, oder ein Künstler  
dem die geringe dazu erforderliche Gelehrsam-  
keit nicht fehlet, (und wo müssen Männer  
dieser Art häufiger anzutreffen seyn, als in  
Paris?) daß, sage ich, ein solcher Mann sich  
gefallen liesse, nicht bloß den Theophilus, son-  
dern auch die übrigen Stücke dieser Handschrift  
genauer anzusehen, und der Welt das nähore  
davon mitzutheilen. Es könnte leicht kom-  
men, daß er unter andern das vierte Stück  
eben so wichtig und interessant fände, als ich  
den Theophilus gefunden habe. Mir scheint  
wenigstens der Titel ich weiß nicht was zu  
versprechen: de artibus Romanorum. Und  
wenn auch dieser Heraclius nur so alt wäre  
als

als Theophilus: auch dann könnten sehr viel Nachrichten darinn stehen, nach welchen wir uns iht vergebens umsehen.

Die Jahrzahl 1431 scheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle diese Schriften zusammenschrieb. Gesezt also auch, daß sie sich insbesondere mit auf die Abschrift des Theophilus beziehet: so wird man gleichwohl sie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus diesem Verfasser wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, selbst alsdenn gelten zu lassen, wenn wir hier in Deutschland auch keine weit ältere Abschriften aufzuweisen hätten.

(1)

— — Gesner — — auf den Agrippa.]  
*Conr. Gesneri Biblioth. Universalis ( Tiguri 1545. ) p. 614. THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa.* Die Stelle, wo Agrippa des Theophilus erwähnt, hat Gesner nicht genauer angegeben. Sie findet sich aber in dessen Buche de Vanitate

des 96ten Kapitels de Alchymistica, wo er, nachdem er alles mögliche Böse von der Alchymie gesagt, doch endlich hinzusetzt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxisseque originem. Hinc acieri, cinnabarii, minii, purpuræ, et quod aurum musicum vocant, aliorumque colorum temperaturæ prodierunt; huic aurichalcum et metallorum omnium mixtiones, glutimina et examina et sequestrationes debemus; bombardæ fomidabilis tormenti inventum illius est; ex ipsa prodiit vitrificatoria nobilissimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conscripsit.

( m )

- — Simler fügte hinzu — ] *Append. Bibl. Contr. Gesneri ( Tiguri 1555. ) fol. S 3*  
 THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, secundus de ratione vitri, tertius de fusoria et metallica. Extant apud Georgium Agricola in

in pergamenis, et in Cella veteri monasterio, quæ Bibliotheca Lipsiam translata est. Idem Theophilus in tractatu diversarum artium adducitur, in libro qui inscribitur Lumen animæ. Ich wäre sehr begierig zu wissen, woher Simler diese Nachricht genommen. Die natürlichste Vermuthung ist, daß er sie aus dem G. Agricola habe, der in seinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und seiner Handschrift zu gedenken. So wird es auch wohl seyn; ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle, alles angewandten Fleißes ohngeachtet, noch nicht finden können. Daß sie da nicht ist, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich versichern zu können.

(n)

— — daß es ihn anführte. ] Dieses Lumen Animæ ist ein höchst seltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweymal soll gedruckt seyn: nemlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die gesiffentlich von raren Bü-

chern geschrieben haben, gedenkt seiner. Auch Fabricius scheint es nur aus einer Anführung des Colomesius zu kennen, wenn er es mit demselben zu einem Werke des Matthias Sarinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde also unser Theophilus in diesem Werke gedacht, so müßte er, nach besagter Angabe von dem Alter seines Verfassers, wenigstens im dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein, wie gesagt, der Theophilus, dessen *Breviarium diversarum artium* verschiedentlich darinn angeführt wird, da dieses *Breviarium* gewiß nicht unser Werk ist, wie aus den angezogenen Stellen erhellet, muß daher auch nicht nothwendig unser Theophilus seyn.

Wäre er es aber inzwischen doch: nun so würde er schon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müssen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomesius und Fabricius sich irren, daß sich alle irren, welche das *Lumen animæ* für ein Werk des Sarinator halten. Es ist älter als Sarinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu

haben selbst bekennet. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieses alte Werk selbst hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — die jüngere der Pauliner Bibliothek. I

Ich habe sie durch die gütige Vermittelung des Hrn. D. Ernesti selbst vor mir. Daß es die nehmliche sey, welche ehemals, nach Simlern, in der Bibliothek des Klosters Alten Zelle gewesen, daran ist wohl kein Zweifel. Welche grosse Lücken sie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und diese Lücken sind Schuld, daß daselbst, besonders von dem dritten Buche, nur ein sehr unvollständiger Begriff hat gegeben werden können. Ja sie sind ohne Zweifel auch Ursache, daß das ganze Werk darüber vernachlässiget worden. Bey denen, welche sich mitten in dem zweyten Buche finden, sehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuscript selbst ist, folgende Worte hinzugeschrieben: *Hic desicit subtilior pars et melior et vtilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent mille florenos.* Wenn nun also ein Gelehr-

ter zu Leipzig den Theophilus auch noch so wohl kannte: wie konnte er Lust haben, ihn aus einer Handschrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beste und Nützlichste fehlet?

(p)

— — die unsrige und ältere — ] So wie die Leipziger Handschrift die nehmliche aus Alten Zelle ist: so vermuthe ich, daß die unsrige keine andere seyn werde, als die, nach Simlern, George Agricola ehemals besessen. Sie gehöret zu den Handschriften des Marquardus Gudius. Warum man aber nie gehöret, weder daß sie Gudius gehabt, noch daß sie gegenwärtig in unsrer Bibliothek sich befinde, ist ohnstreitig dieses die Ursache, weil man in den gedruckten Verzeichnissen der Manuscripte des Gudius sie mit anzumerken vergessen hatte. Sie macht nehmlich keinen eignen Band aus, sondern ist mit der Handschrift des Vitruvius zusammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichnisse in Quart, unter den Lateinischen die 249te, in dem in Octav aber die 238te ist. Ich sage hier von ihr



Ihr nichts weiter, als daß sie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handschrift so sehr verringern.

(q)

— — Tutilo, Theophilus wäre.] Welch ein großer Maler, welcher ein allgemeiner Künstler Tutilo gewesen, ist bekannt. Man sehe von ihm die Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen, die man in dem ersten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldast besammeln findet. Nun lese ich zwar nirgends, daß er von einer der verschiedenen Künste, welche er übte, etwas schriftlich hinterlassen: warum könnte es aber dem ohngeachtet nicht seyn?

Der Name Tutilo, ist deutsch. Er kommt in dem Catalogo nominum priorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldast, aus einer alten Handschrift zu St. Gallen, abdrucken lassen; (T. II. Sc. R. A.) und zwar in dem ersten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich gewesen. Und hieraus,

denke ich, erhellet allein schon genugsam, mit welchem Rechte die Benedictiner den Lutiso in ihre *Histoire litteraire de la France* gezogen haben.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bey der angegebenen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger positiv darüber ausdrücken sollen.

( r )

— — petula stanni. ] Petulam nennet unser Verfasser durchgehends, was bey andern Schriftstellern der mittlern Zeit petulum heißt: vermuthlich von *πέταλον*. Petulæ auri sind ihm also Goldblätter, die er in dem 2ten Kapitel des ersten Buchs umständlich zu schlagen und aufzutragen lehret. Petulæ stanni aber dergleichen Blätter aus dem feinsten Zinn, die er, in Ermangelung des Goldes, in dem folgenden Kapitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweist.

Eigene Goldschläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der  
Maler

Maler oder Künstler, welcher Goldblätter brauchte, mußte sie sich selbst verfertigen. Die Weise, wie er dabey zu Werke gieng, war im Grunde eben die, welche noch ist im Gebrauche ist: nur beschwerlicher vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, sondern alles, vom Anfange an, mit dem Hammer zwingen mußte. Hier ist die ganze Stelle aus dem 21ten Kapitel, in welcher, mir besonders die Materie, die er zu seinen Quetschformen nahm, und die Art, wie er diese zu der Ausbehnung des Goldes dienlicher machte, anmerkungswürdig scheint. Tolle pergamenam græcam; quæ sit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra, minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa frictione adhæreat. Deinde incide forpice ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, æqualiter latas et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergameno vituli, quasi marsupium et sortiter consues, ita

amplum, ut multas partes rubricatæ pergamenæ possis imponere. Quo factò tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem æqualem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatæ pergamenæ, et super eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex aurichalco, iuxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et æqualem, non graviter sed moderate, et cum sæpius respexeris, considerabis, utrum velis ipsum aurum omnino tenue facere, vel medlocriter spissum. Si autem supercreuerit aurum in attenuando et marsupium excesserit, præcides illud forcipe parvulo et levi, tantummodo ad hoc opus facto. Hæc est ratio aureæ petulæ. Quam cum secundum libitum  
tuum

tuum attenuaueris, ex ea incidēs forcipe particulas quantas volueris et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et stolas et oras vestimentorum, et cetera vt libuerit. —

(s)

Vasari sagt vom Margaritone. ] Das nehmliche versichert auf Treu und Glauben des Vasari, auch van Mander; und auf Treu und Glauben des van Mander und Vasari, versichern es alle, die dieses alten Meisters gedenken.

(t)

— — daß er bloße Leinwand nahm — ] Und auch dieses, daß man sich, in Ermangelung der Hände, der Leinwand bedienen könne, sagt Theophilus (c. 19. lib. I) mit andrücklichem Worten: Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Und daß er pannum lintheum verstehe, ist wohl kein Zweifel.

(u)

## (u)

— — mit einer Masse, welche sich u. s. w.)

Diese Masse, welche Theophilus glutin casei, Käseleim nennet, und zu machen lehret, kommt auch unter den alten Compositionen beim Muratori (p. 382) vor, als besonders dienlich, Holz und Knochen zusammen zu leimen. Sie ist auch wirklich nicht allein hierzu gut, sondern überhaupt einer der besten allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage verschiedene Künstler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren ein Franzose, Namens Renard, in Hamburg herum ging, und zerbrochenes Porcellan sehr wohl und bestehende stückte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als dieser Käseleim, den er in Ostindien wollte gelernt haben. Runkel (Kunst und Werk Schule, Th. II. B. V. Kap. 4) scheint ihn nicht gekannt zu haben, ob er schon verschiedne andere Verbindungsmittel aus Eyweiß und Kalk anführt. Wohl aber muß Vecher von ihm gehört haben, der in seiner Rärtschen Weisheit (§. 27) schreibt:

schreibt: „daß aus Kalk und neuem Kase ein  
 „Stein oder Kiesel kann werden, welcher an  
 „Härte dem Demant nicht viel weicht, ist mir  
 „bekannt.“ Man sehe auch: *Secrets concer-*  
*nants les Arts et les Metiers* T. I. p. 50,  
 die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x)

— Firniß — zum Theil bestand. ] Denn  
 derjenige Firniß, womit man Gemälde über-  
 zieht, ist nichts als ein mit Gummi gesottenes  
 Leinöl, oder anderes Del, welches durch  
 das Sieden den größten Theil seiner wasserh-  
 gen Feuchtigkeit verloren hat. Wenn also  
 auch schon Johann von Eyck diesen Firniß er-  
 funden hätte: so würde doch nicht zu begreis-  
 sen seyn, wie er von dieser Erfindung auf  
 den Einfall kommen können, die Farben selbst  
 mit ungesottnem Del abzureiben, indem dies  
 ses Verfahren der Absicht, die er damit soll  
 gehabt haben, gerade entgegen gewesen wäre.  
 Doch er hat ihn, wie gesagt, nicht erfunden;  
 und hier ist die versprochene Stelle aus der  
 Handschrift, wo Theophilus den Firniß eben

so zu machen lehret, als er noch ist gemacht wird. (lib. I. cap. XIX *de glutine vernition.*)  
 Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter, sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida sit et decora, ac omnino durabilis. Hietauf folgt noch eine andere Weise, den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzusetzt, quod romane Glasia dicitur.

Und dieses Fornis ist denn wohl das Stammwort, von unserm ist üblichen Firniß oder Verniß, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateinischen Ursprungs machen wollen. Als ob vernix jemals



jemals von einem alten lateinischen Schriftsteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der *Actorum Sanct.* (in dem Leben der heil. Lidwina T. II. Mens. April. p. 302) gelegentlich beybringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage seyn.

(y)

- für andere neuere Künstler — ]  
 Nämlich, wie wir in den Anmerkungen b. und c. gesehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneser Lippo Dalmasio, und für den ungenannten Künstler zu Löwen, dessen Miras gedenket. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miras bloß sagen wollen, daß Johann von Eyck seine Erfindung eher als 1410 müsse gemacht haben, weil sie ein Künstler, der bereits 1400 gestorben, schon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieses würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders,

Bruders, welches gewiß ist, gänzlich widersprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch alte Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter sind als 1400, und die man doch als wahre Delgemälde würde erkennen müssen, wenn man nur zuverlässige Prüfungen damit anstellen könnte und dürfte!





R

Pure  
At



Rec

be

# Leinigkeiten

von

G. E. Lessing.

*Quae mei mihi sunt cordi monumenta laboris;  
populus tumido gaudeat Antimacho.*

CATULLUS.



Sänsre Auflage.



Stuttgart

by Johann Benedict Meyler

1779.



73-8-4287

D

III

172.26.8.77



lt

L

551 770



## An die Leyer.

**L**ebne, sanfte Leyer,  
Lebe Lust und Wein!  
Lebe mir, getreue Leyer,  
Lebe sanfte Liebe drein!

Wilde Krieger singen,  
Haß und Rach und Blut,  
Ungeheures ewig singen,  
Ist Begeisterung? : : Nein, ist Wuth.

Zwar der kühne Edinger  
Sammelt Lorbern ein;  
Seinen Namen nennt man kühner;  
Und er lebt auch kühner? Nein.

Seht, er stampft und glüheth,  
Niß er, voll von Gott,  
Den Olymp geöfnet siehet,  
Aber nicht den nähern Tod.

Er vergräbt im Leben  
Sich in Tiefjunn ein:  
Um, gelingt's ihm, dann zu leben,  
Wenn er Staub und Nichts wird seyn.

Lobt sein göttlich Feuer,  
Werth der Ewigkeit!  
Und an mir und meiner Levet  
Lobet den Genuß der Zeit!





## Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:  
 Wie soll mein Lied dich nennen?  
 Soll dich als Derimene,  
 Als Galathee, als Ehloris,  
 Als Leebia, als Doris,  
 Die Welt der Enkel kennen?  
 Die Namen sind sehr schöne,  
 Sprach meine holde Schöne.  
 Wohl selbst. Du kannst mich Doris  
 Und Galathee und Ehloris  
 Und : : wie du willst mich nennen;  
 Nur nenne mich die Deine,



## Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,  
 Das mit dem Küßsen nur noch spielt,  
 Das bey dem Küßsen noch nichts denkt,  
 Ist nun so was, das man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,  
 Ist nun so was, das eigentlich  
 Zum wahren Küßsen nicht gehöret:  
 Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,  
 Ein wohlgemeinter Gegengekuß,  
 Wenn er mich lobt, und lobend liebet,  
 Ist was, das ich verehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe  
 Geht in so ferne wohl noch an,  
 Als ich dabey mit freyen Triebe  
 An andre Mädchen denken kan.

Ein Kuß, den Leebia mir rechet,  
 Aus meiner Klagen Ueberdruß,  
 Und dann beschämt zurücke weicht:  
 Ja : : so ein Kuß, das ist ein Kuß.



## Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,  
 Weiß ich freylich nicht:  
 Aber wenn ich morgen lebe,  
 Daß ich morgen trinken werde,  
 Weiß ich ganz gewiß.



# Die Betrübniß.

## Der Freund.

Freund! welches Unglück! welche Pein  
Plagt dich mit finstern Schmerz?

## Der Dichter.

Ach Freund! sie flieht, die Ungetreue!  
Und sie besaß mein Herz.

## Der Freund.

Um eine Falsche dich betrüben?  
Du bist sonst klug genug . .

## Der Dichter.

O Schweig! das heißt nicht lieben,  
Läßt uns die Liebe klug.



## Die Antwort des trunkenen Dichters.

Ich spielte jüngst den Eittenrichter;  
Gewiß ein schweres Spiel;  
Und sprach zu einem trunkenen Dichter:  
Her auf! du trinkst zu viel.

Ehen fertig untern Tisch zu sinken,  
Sprach er: du bist nicht klug.  
Zu viel kann man wohl trinken,  
Doch nie trinkt man genug.



# Das aufgehobene Gebot.

Phyllis.

Liebster, wenn die Gläser winken,  
Lerne von mir deine Pflicht.  
Trinken kannst du; du kannst trinken;  
Doch betrinke dich nur nicht.

Damon.

Mädchen bey den zarten Trieben  
Lerne von mir deine Pflicht.  
Lieben kannst du; Du kannst lieben:  
Doch verliebe dich nur nicht.

Phyllis.

Damon, ich mich nicht verlieben?

Damon.

Phyllis, ich mich nicht betrinken?

Phyllis.

Wie verlangst du das von mir?

Damon.

Wie verlangst du das von mir?

Phyllis.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Damon.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh nur, ich erlaub es dir.

---

## Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm,  
Lernet dieses an den Fischen.  
Doch brem Meine lehrt sich um;  
Dieses lernet an unsern Fischen.  
Was für Redner sind wir nicht,  
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!  
Wir ermahnen, streiten, lehren;  
Keiner will den andern hören.



## Die verschlimmerte Zeiten.

Anakreon trank, liebte, scherzte,  
 Anakreon trank, spielte, herzte,  
 Anakreon trank, schlief, und träumte,  
 Daß sich zu Wein und Liebe reimte;  
 Und hieß mit Recht der Weise.

Wir Brüder trinken, lieben, scherzen,  
 Wir Brüder trinken, spielen, herzen,  
 Wir Brüder trinken, schlafen, träumen,  
 Wozu sich Wein und Liebe reimen;  
 Und heißen nicht die Weisen.

Da seht den Neid von unsern Zeiten!  
 Und diesen Namen abzustreiten!  
 O Brüder, lernet hieraus schließen,  
 Daß sie sich stets verschlimmern müssen.  
 Ihr nennen uns nicht weise!





## Das Bild an Herrn H.

Das, Mahler, ist dein Meisterstück!  
 Ja, H\*, ja; an Munnth reich,  
 Sieht dieß Kind meinem Kinde gleich.  
 Das ist sein Haar; dieß seine Blicke;  
 Das ist sein Mund; das ist sein Kinn.  
 O Freund, o laß dichs nicht verdriessen,  
 Und sieh auf jene Seite hin:  
 Ich muß, ich muß das Bildchen küssen.  
 Wie zärtlich nimts den Kuß nicht an:  
 Nur Schade, daß es ihn nicht wiedergeben kan.



## Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? Sprach Hans Van  
Zu seiner lieben Ehefrau.

„Versüßter, unverschämter Mann : : :

Geduld, mein Kind, ich zieh mich an : : :

„Wo nun schon wieder hin? „Zu Weine.

Zankst du alleine.

„Du gehst? : : Verdammtes Kaffeehaus!

„Ja : : blieb er nur die Nacht nicht aus : :

„Gott! ich soll so verlassen seyn?

„Wer pecht? Herr Nachbar? : : nur herein!

„Mein böser Teufel ist zu Weine:

„Wir sind alleine.



## Der Regen.

Der Regen hält noch immer an:  
 So klagt der arme Baueremann.  
 Doch eher stimmt ich nicht mit ein,  
 Es regne dann in meinen Wein.

---

## Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser.  
 Dieß gestehn auch seine Hasser.  
 Wasser reißt wohl Eichen um,  
 Und hat Häuser umgeschmissen:  
 Und doch wundert sich Hans Dumm,  
 Daß der Wein mich ungerissen.

---

## Der Sonderling.

So bald der Mensch sich kennt,  
Sieht er, er sey ein Narr;  
Und gleichwohl zürnt der Narr;  
Wenn man ihn also nennt.

So bald der Mensch sich kennt,  
Sieht er, er sey nicht klug;  
Doch ist ihm lieb genug,  
Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt,  
Spricht: welcher Sonderling!  
Nur diesem ist ein Ding,  
Wie ihn die Welt auch nennt.

---

## Das Umwechselfeln.

### Der Bruder.

Liebe Schwester, wer ist die?  
Deine Freundin? darf ich küssen?  
O wie frey, wie schön ist sie!  
Liebe Schwester, darf ich küssen?

### Die Schwester.

Pfuy! Ihr Bruder ist ja hier.  
Willst du, daß er sieht, sie küssen?  
Schäm dich! diesmal wird dir  
Wohl die Lust vergehen müssen.

### Der Bruder.

Schwester, geh zum Bruder hin;  
Laß dich von dem Bruder küssen;  
Dann, weil ich dein Bruder bin,  
Darf ich seine Schwester küssen.



## Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;  
 Drum mag der junge Wein  
 Für euch, ihr Alten seyn.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken:  
 Drum muß der alte Wein  
 Für mich, den Jüngling seyn.

## Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter,  
 Und diese scharfe Keuschheitswächter.  
 Wer will, kann mehr als eine freyn;  
 Ich möchte schon ein Türke seyn.

Wie wollt ich mich der Lieb ergeben!  
 Wie wollt ich liebend ruhig leben.  
 Und : : Doch sie trinken keinen Wein;  
 Mein, nein, ich mag kein Türke seyn.

Der  
 „Der  
 „Ist  
 Was  
 Die  
 Der

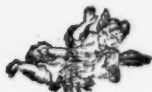
Ist  
 Und  
 Dasell  
 So  
 Daß  
 Der

## Alexander.

Weise sprach zu Alexandern:

wo die lichten Welten wandern,  
manches Volk, ist manche Stadt.  
thut der Mann von tausend Siegen?  
Nemme weint, daß dort zu kriegen,  
Himmel keine Brücken hat.

wahr, was ihn der Weise lehret,  
finden, was zur Welt gehöret,  
ist auch Wein und Mädchen statt:  
esset, Brüder, Thränen fließen,  
dort zu trinken und zu lassen,  
Himmel keine Brücken hat.



## Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! sieh da! was geht doch immer  
 Dort für ein reizend Frauzenzimmer?  
 Der neuen Tracht Vollkommenheit;  
 Der engen Schritte Rettigkeit,  
 Die bey der kleinsten Hindrung stocken;  
 Der weisse Hals voll schwarzer Locken;  
 Der wohlgenwachsnen schlanke Leib,  
 Berräth ein junges artges Weib.

Komm Freund! komm, laß uns schneller gehen,  
 Damit wir sie von vorne sehen.  
 Es muß, triegt nicht der hintre Schein,  
 Die Venus oder Phyllis seyn.  
 Komm, eile doch! o welches Glück!  
 Jetzt sieht sie umgekehrt zurück.  
 Was ward, das mich entzückt gemacht?  
 Ein altes Weib in junger Tracht.





## An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich.  
 Kleine Schöne, schämst du dich?  
 Küsse geben, Küsse nehmen,  
 Darf dich jezo nicht beschämen.  
 O wie zärtlich küßet sie!  
 Kleiner Engel schon so früh?

Küsse mich noch hundertmal!  
 Küß und merk der Küsse Zahl.  
 Ich will dir, bey meinem Leben!  
 Alle zehnfach wieder geben,  
 Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist,  
 Und du zehn Jahr älter bist.



Nach der  
 zehenden Ode des Anakreons.

Was frag ich nach dem Großsultan,  
 Und Mahomet's Gesezen?  
 Was geht der Perser Schach mich an,  
 Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg ich ihrer Kriegerart,  
 Und ihrer Treffen halben?  
 Kann ich nur meinen lieben Wart  
 Mit Specereyen salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt  
 Mit Rosen. stolz umschließen,  
 Und wehn mir sie ein Mädchen raubt,  
 Das Mädchen strafend lassen.

Ein Thor sorgt für die künste Zeit.  
 Für heute will ich sorgen.  
 Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,  
 Den ungewissen Morgen?

Drum will ich, weil ich glücklich bin,  
 An Spiel und Wein nur denken;  
 Und oft mit kummerlosem Sinn  
 Dir Bacchus Opfer schenken.

Damit nicht eine Krankheit spricht,  
 In die ich schnell versunken:  
 Nein, länger, länger trinke nicht;  
 Du hast genug getrunken.

---

## Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben;  
O Adam, welche Lüsternheit!  
Statt deiner hält ich sollen leben,  
So war das Paradies noch heut.

Wie aber, wenn alldann die Traube  
Die Probefrucht gewesen wär?  
Wie da, mein Freund? : : Ey nun, ich glaube . .  
Das Paradies wär auch nicht mehr.



## Die Gespenster.

### Der Alte.

O Jüngling! sey so ruchlos nicht,  
Und leugne, die Gespenster.  
Ich sah eins selbst bey Mondenlicht  
Aus meinem Kammerfenster,  
Daß saß auf einem Leichenstein:  
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

### Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein:  
Es müssen wohl Gespenster seyn.

### Der Alte.

Als meiner Schwester Sohn verschied,  
Daß sind nunmehr zehn Jahre,  
Sah seine Wagg, die trefflich sieht,  
Des Abends eine Wahre,  
Und oben drauf ein Todtenbein:  
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

### Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein:  
Es müssen wohl Gespenster seyn.

### Der Alte.

Als mein Freund in dem Treffen blieb,  
Daß Frankreich jüngst verlohren,  
Hört seine Frau, wie sie mir schrieb,  
Mit ihren eignen Ohren,  
Zu Mitternacht drey Eulen schreyen:  
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein;  
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

In meinem Keller selbst geht's um.  
Ich hör oft ein Gefaule;  
Doch werden die Gespenster stumm,  
Ist nur mein Eohn zu Hause.  
Denk nur, sie saufen meinen Wein;  
Das müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein;  
Doch wünscht ich eins davon zu seyn.

Der Alte.

Noch mehr. Ich weiß nicht, was die Nacht  
In meiner Tochter Kammer  
Das schütternde Getöse macht.  
Oft bringt mir's Angst und Jammer.  
Ich weiß, das Mädchen schläft allein;  
Dum muß es ein Gespenste seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein;  
Doch wünscht ich ihr Gespenst zu seyn.



## Die Vorspiele der Versöhnung.

Corinna schwur mich zu vergessen,  
Und doch kann sie mich nicht vergessen.  
Wo sie mich sieht, und wo sie kann,  
hängt sie auf mich zu lästern an.  
Doch warum thut sie das? Warum erhitzt sie sich?  
Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur Corinnen zu vergessen,  
Und doch kann ich sie nicht vergessen.  
Wo ich sie seh, und wo ich kann,  
Gang ich mich zu entschuldgen an.  
Doch warum thu ich das? Und warum schweig ich nie?  
Ich wette was, noch lieb ich sie.



## Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, den dir befehlert,  
Und deinem süßgen Reur begeistert,  
Stimm ich zum Danke, wenn ich kann,  
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? In was für kühnen Weisen  
Werd ich, o Götterknecht, dich preisen?  
Dein Ruhm, hör ihn summarisch an,  
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

## Lob der Faulheit.

Faulheit jezo will ich dir  
Auch ein kleines Loblied schenken.  
Kann es nur gleich auf's Papler,  
Ohne lange nachzudenken.  
D. h., ich will mein bestes thun,  
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,  
Dessen ungestörtes Leben  
Wird : : ich gähn : : ich werde matt : :  
Nu : : So : : magst du mich vergeben,  
Daß ich dich nicht loben kann;  
Du verhindest mich ja dran.

## Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob ich nicht,  
 Fleiß und Arbeit lob ein Bauer.  
 Dann wie selbst der Bauer spricht,  
 Fleiß und Arbeit wird ihm sauer,  
 Gott sey Dank, der Faulheit Pflicht  
 Nie ermüdet mich doch nicht.

Wender, laß das Buch voll Staub,  
 Wißt du länger mit ihm wachen?  
 Morgen bist du selber Staub!  
 Laß uns faul in allen Sachen,  
 Nur nicht faul zu Lieb und Wein,  
 Und nicht faul zur Faulheit seyn.

## Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergötzen,  
 Einwohner in Planeten setzen,  
 Eh man aus sichern Gründen schließt,  
 Daß Wein in den Planeten ist:  
 Daß heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs reine,  
 Daß in den neuen Welten Weine,  
 Wie in der, die wir kennen, sind:  
 Und glaube mir, dann kann ein Kind  
 Auf seine Trinker schließen.



## Der Geschmack der Alten.

Ob wir die Neuern vor den Alten  
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,  
Was lest ihr darum vieles nach,  
Was der und jener Franze sprach?  
Die Franzen sind die Leute nicht,  
Aus welchen ein Tralal spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.  
Geschmack und Witz, es frey zu sagen,  
War bey den Alten allgemein.  
Warum? Sie tranken alle Wein.  
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein:  
Warum? Sie mischten Wasser drein.



## Der Vetter und die Ruhme.

D fluche, Freund, nicht alles Vetter  
Auf deinen eigensinnigen Vetter.  
Schmäht er manchmal; so laß es seyn.  
Er hat ja guten Wein.

Auch fluche nicht der alten Ruhme.  
Man muß ihr Trummen, sich zum Ruhmt,  
Wie stiller Saustrumpf überstehn.  
Die Tochter ist ja schön.

## Die Mutter.

Strenge Phyllis dich zu küssen,  
Dich ein einzigmal zu küssen,  
Hab ich dich nicht bitten müssen!  
Und doch darfst du dich nicht küssen.  
Sagst du? „Meine Mutter spricht:  
„Phyllis, Tochter, küsse nicht!  
Ist es so was böses, küssen?  
Liegt kein Trieb dazu im Blut?  
Doch „weg mit den schweren Schläffen!  
Laß sie warnen! kurz und gut;  
Was geht der die Mutter an,  
Die selbst Mutter werden laun?

## Die Antwort.

Der Nachbarin Climene  
 Schrieb ich von Lieb und Gut.  
 Die christlich holde Ehre  
 War allen Menschen gut.  
 Sie hat den Brief bekommen,  
 Will Ehnfucht angenommen,  
 Gefügt und aufgemacht,  
 Gelesen und gelacht.  
 Ach Gott, das gute Kind!

Sie wird wohl wieder schreiben?  
 Nein; schreiben kann sie nicht.  
 Nur sich die Zeit vertreiben,  
 Ist ihre Kunst und Pflicht.  
 Doch ohne Trost mich lassen,  
 Hieß meine Liebe hassen:  
 Drum kommt sie selbst zu mir,  
 Durch unsre Hinterthür.  
 Ach, gar zu gutes Kind!



## Die lüghafte Phyllis.

Mein Damon spricht:

Sind Lüge nicht!

Sonst werd ich strafen müssen,

Und dich zur Strafe lassen.

Er droht mir, sieht verdrießlich aus,

Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.

Nur seit er spricht:

Du sollst mir fein mit Küßten

Die losen Lügen büßen,

Ned ich kein wahres Wörtchen mehr.

Nun, Schwestern, sagt, wo kommt das her?



# Die sieben und vierzigste Ode des Anakreon.

Alter tanze! Wenn du tanzeſt,  
Alter, ſo geſäuſt du mir!  
Jüngling tanze! wenn du tanzeſt,  
Jüngling, ſo geſäuſt du mir.

Alter tanze! trotz den Jahren,  
Die die Schwachheit an ſich reiſt.  
So rechel du biſt alt an Haaren;  
Blühend aber iſt dein Geiſt.

---

## Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebeſt du nicht in Freuden,  
Jüngling, o ſo haß ich dich!  
Alter, lebeſt du nicht in Freuden,  
Alter, o ſo haß ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren,  
Wo die Pflicht ſich freuen heiſt!  
Echth dich! du biſt friſch an Haaren,  
Jüngling, aber ſchwach am Geiſt.

## Der Schlaf.

Ich trinke bis um Mitternacht,  
 Wenn neben mir der Geizhals wacht,  
 Und mit bekümmerten Verlangen  
 Forscht, ob dem Schafe nichts entgangen?  
 Da trink ich noch, und freue mich,  
 Und trinkend Bacchus lob ich dich.  
 Da flieht der Durst! da flieht der Kummer!  
 Doch wärst du nicht, du süßer Schlummer,  
 Wenn sollt ich wieder durstig werden?  
 Und würd ich nicht mehr durstig seyn,  
 So tränk ich ja auch nicht mehr Wein.  
 O Schlaf, welch Gut bist du der Erden!

---

---

## Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden,  
 Unter schatticht kühlen Linden  
 Schielend auf und nieder gehe,  
 Und ein häßlich Mädchen sehe,  
 Wünsch ich plötzlich blind zu seyn.

Wenn ich, Augenlust zu finden,  
 Unter schatticht kühlen Linden  
 Schielend auf und nieder gehe,  
 Und ein schönes Mädchen sehe,  
 Möcht ich lauter Auge seyn.

---

---

## Der größte Mann.

Wie häufig sind die größten Männer!  
Kaum, daß sie zählbar sind;  
Weil jeder angemessne Kenner  
Sein Muster dazu dienlich findet.

Zuerst laßt uns den Priester fragen:  
Wer ist der größte Mann?  
Mit stolzen Mienen wird er sagen:  
Wer sich zum kleinsten machen kann.

Ist wahr? Laßt uns den Dichter hören.  
Wer ist der größte Mann?  
Er wird es uns in Versen schreiben;  
Ich bin es, weil ich reimen kann.

Wie nun? Laßt uns den Hofmann fragen:  
Wer ist der größte Mann?  
Er blüht sich, lächelt und wird sagen:  
Wer höflich seyn und lügen kann.

Will man's vom Philosophen wissen,  
Wer ist der größte Mann?  
Aus dunkeln Plandern wird er schließen:  
Wer mich verstehn und denken kann.

Was' brauch ich jeden Thier zu fragen:  
Wer ist der größte Mann?  
Ihr seht, die Thieren alle sagen:  
Wer mir am nächsten kommen kann.

Jedoch den klügsten Thier zu fragen:  
Wer ist der größte Mann?  
Es fraget mich. Ich will euch sagen:  
Wer trunken sie verlachen kann.

---

## Der Irrthum.

Mit ihrem Hund und bloßen Brüsten  
Sah Lotte frech herab.  
Wie mancher ließ sich nicht gelüsten,  
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,  
Und sahe steif heran.  
Der, denkt sie, der ist auch gefangen,  
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,  
Die Jungfer irrt sich hier.  
Ich sah nach ihrem bunten Hunde.  
Es ist ein artig Thier.

---



# An den Wein.

Wein, wenn ich dich jezo trinke,  
 Wenn ich dich als Jüngling trinke,  
 Sollst du mich in allen Sachen  
 Frey, doch Klug, bedächtig, weise,  
 Mir zum Nutz, und dir zum Preise,  
 Kurz zu einem Alten machen.

Wein, werd ich dich künftig trinken,  
 Werd ich dich als Alter trinken,  
 Sollst du mich geneigt zum Lachen,  
 Unbesorgt für Tod und Liden,  
 Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,  
 Kurz zu einem Jüngling machen.



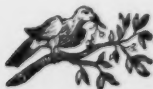
## Der philosophische Trinker.

Mein Freund, der Mart vom philosophischen Erden,  
 Hat sich belehrt, und ist ein Trinker worden.  
 Er zecht mit mir und meinen Brüdern,  
 Und sühlet schon in unsern Liedern  
 Mehr Weisheit, Witz und Kraft,  
 Als Jacob Böhme und Newton schafft.  
 Doch bringt er seine spitzigen Fragen,  
 Die minder als sie sagen, sagen,  
 Noch dann und wann hervor,  
 Und plagt mit Schlüssen unser Ohr.  
 Jüngst fragt er mich am vollen Tische,  
 Warum wohl in der Welt der Fische,  
 In Flüssen und im Meer,  
 Nicht Wein statt Wassers wär?  
 Obn Ursach, sprach er, kann nichts seyn.  
 Die Antwort fiel mir schwer;  
 Ich dachte hin und her,  
 Doch endlich fiel mirs ein.  
 „Die Ursach ist leicht zu erdenken,  
 Sprach ich mit aufgestemtem Arm.  
 Und welche, schrie der ganze Schwarm.  
 „Damit, wenn Esel davon tranken,  
 „Die Esel, nur verdammt zu Bürden,  
 „Nicht klüger als die Menschen würden.  
 Die Antwort, schrie man, laß sich hören.  
 Drum trinlet ein der Weltweisheit zu Ehren!



# Der Fehler.

Angelika ist jung und reich.  
 In Echtheit meiner Phyllis gleich.  
 Ich kann nichts schöner nennen.  
 Das wissen die, die Phyllis kennen.  
 Sie redet ungezwungen rein;  
 Sie schert empfindlich und doch fein;  
 Ihr biegsam redlich Herze fñhlt;  
 Sie tanzt, sie singt, sie spielt.  
 Wenn meine Phyllis untren wird : : :  
 O werde sie es nie!  
 Wenn sie es aber wird,  
 So lieb ich keine sonst als sie.  
 Doch : : hab ichs auch bedacht?  
 Nein, einen Fehler tref ich an,  
 Der alles nichtig macht.  
 Sie liebet ihren Mann.



## Phyllis an Damon.

Liebster Damon, lehr mich singen,  
 Singen, wie du trunken singst.  
 Lehre mich die Lieder bringen,  
 Wie du mir begeistert bringst.  
 Wie du mich willst ewig singen,  
 Wächst ich dich auch ewig singen.

Nur des Weines Feuerkräfte,  
 Nur durch die singst du so schön.  
 Aber diese Götterkräfte  
 Darf ich schwachend nur besehn.  
 Wennst bleib dir, Wein zu trinken,  
 Mir bleib sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,  
 Wenn es nicht der Wein belebt?  
 Doch, dein Auh soll es erheben,  
 Wenn es nach der Hbhe strebt.  
 Damon, ja du sollst mich küssen,  
 Und den Wein vertreten müssen.



Se  
 Ech  
 Ech  
 Sing  
 Ech  
 Wir

Hy  
 Hter  
 Wie  
 Seht  
 Seht  
 Seht

Se  
 Seht  
 Mach  
 Mach  
 Ja,  
 O m

We  
 Du  
 Durch  
 Und  
 Drum  
 Auch

# Phyllis lobt den Wein.

, mein Damon tanzt und springet!  
 , wie wiegt er Leib und Fuß!  
 , mein Damen lacht und singet,  
 , von Ruhe, Wein und Auf.  
 , wie Mund und Augen glänzen!  
 beleben und durch ihn.

rt die ungezwungenen Eherze!  
 , die Liebe scherzt durch ihn!  
 die Dämmrung vor der Herze  
 die Schwermuth vor ihm fliehn.  
 , er taumelt, wankt im Geln,  
 so gar er taumelt schön.

ht, wie locken seine Lippen!  
 , wie glüht sein Mund so roth!  
 , er mich, ihr rothen Lippen,  
 ht mich halbgezwungen roth!  
 , er kommt, er küßt mich.  
 wie feurig küßt er mich!

ein, du Wein hast ihn begeistert,  
 theilst ihm dein Feuer mit.  
 h dich küßt er so begeistert,  
 theilt mir sein Feuer mit.  
 n soll, wie von ihm, der Wein  
 von mir vergöttert seyn!

## An den Anakreon.

Anakreon singt, alles süßlet:  
Und alles gähnt, wenn Cedrus spielt.  
Anakreon, sprich, wie man spielt,  
Daß niemand gähnt, daß alles süßlet.

Du schweigst? Doch mit beredtern Blicken,  
Die mich in Bacchus Laube schicken,  
Sprichst du: mein Lehrer war der Wein,  
Wohl! Wohl! Er soll auch meiner seyn!



# L i e d e r.

Zweites Buch.







## Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,  
Die voller Stolz zur Schule gehn,  
Und den Doid in Händen haben,  
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,  
Die ihr voll spizger Gründlichkeit  
Ein unerträglich Joch dem Dichter,  
Und eure eigne Muster seyd.

Ich singe nicht den kühnen Geislern,  
Die nur Homer und Milton reizt;  
Weil man den unerschöpfsten Meislern  
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,  
Für dich, mein deutsches Vaterland,  
Ich fürchte jene Völscherzungen,  
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche,  
Wie kam mir so ein Ehrgeiz ein?  
Das sind verwegne Autorkstreiche,  
Ich mag nicht übersehen seyn.

Ich singe nicht für heilige Schweflern,  
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,  
Die, wenn wir munter singen, lästern,  
Daß wir nicht alle Schmecken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Bräuer,  
Die ihr den Wein erhebt wie ich,  
Für euch, für euch sind meine Lieder.  
Singt ihr sie nach? O Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,  
O muntre Phyllis nur für dich?  
Für dich, für dich sind meine Lieder.  
Stehn sie dir an, so küsse mich.



# Die schlafende Laura.

Nachlässig hingestreckt,  
 Die Brust mit Flor bedekt,  
 Der jedem Kistchen wich,  
 Das kühlend ihn durchstrich,  
 Ließ unter jenen Linden  
 Mein Blick mich Lauren finden.  
 Sie schlief, und weit und breit  
 Schlug jede Blum ihr Haupt zur Erden,  
 Aus mißvergundgter Traurigkeit,  
 Von Lauren nicht gesehn zu werden.  
 Sie schlief, und weit und breit  
 Erschallten keine Nachtigallen,  
 Aus weiser Furchtsamkeit,  
 Ihr müder zu gefallen,  
 Als ihr der Schlaf gefiel,  
 Als ihr der Traum gefiel,  
 Den sie vielleicht jezt träumte,  
 Von dem, ich hoff es, träumte,  
 Der stannend bey ihr stand,  
 Und viel zu viel empfand,  
 Um deutlich zu empfinden,  
 Um noch es zu empfinden,  
 Wie viel er da empfand.  
 Ich ließ mich sanfte nieder,  
 Ich segnete, ich küßte sie,  
 Ich segnete, und küßte wieder;  
 Und schnell erwachte sie.  
 Schnell thaten sich die Augen auf.  
 Die Augen? : Mein, der Himmel that sich auf.

## Der Donner.

Es donnert. Ja es donnert sehr.  
 Weg mit dem Weine! Was? nicht trinken?  
 Nein, Bruder, nein; der Heuchler Herr  
 Mag kuechtisch auf die Anle sinken.

Noch zitterst du! O schme dich.  
 Ein Trinker hat ein gut Gewissen.  
 Es donnert. Trink und sieh auf mich;  
 Nicht auf der Blize schmetternd Schiessen.

Die Furcht flieht vor der Trunkenheit.  
 Im Glase liegen Muth und Scherze.  
 Was soll die weibische Furchtsamkeit?  
 Auf Bruder, trink und trink die Herze.

So! mach das Glas noch einmal leerr.  
 Die mächt'ern Leute mögen sagen.  
 Zevs ist gerecht; er straft das Weir.  
 Sollt er in seinen Nektar schlagen?



## Der müßige Pöbel.

Am einen Arzt, der auf der Bühne  
 Ein zweiter Aesculap sich schiene,  
 Stand die betrogne Menge  
 Mit lebendem Gedränge.  
 Ein weiser Trinker gieng vorbey,  
 Und schrie: welche Polizey!  
 So müßig hier zu stehen!  
 Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

---

---

## Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn  
 Mit lauschendem Gedränge  
 Stand die erstaunte Menge,  
 Durchs Ohr die Wollust einzuziehn?  
 Ein Trinker kam von ungeschr,  
 Und taumelte den Weg daher.  
 Schnell faßt er sich, blieb horchend stehn,  
 Und ward entzückt, und schrie: schön!  
 So schön, als wenn bey meinem wackern Wirthe  
 Das helle Bäßglas klorie!

# An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,  
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,  
Dann seh ich, ohne kritische Schlüsse,  
Dich tiefer als zehn Bentleys ein.

Dann fühl ich sie, die süßen Küsse,  
Die ein barbarischer Biß verletzt,  
Sie, welche Vennus, nebst dem Bisse,  
Ins Hülfsheil ihres Nektars nezt. \*)

Dann fühl ich mehr, als ich kann sagen :  
Die Göttin durch die Laura küßt,  
Wie sie sich Amathuntis ent schlagen,  
Und ganz in mich gestürzt ist. \*\*)

Sie herrscht im Herzen! Sie gebietet,  
Und Laura löscht die Phyllis aus.  
Sie herrscht im Herzen : : nein, sie wüthet,  
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

\*) - - - dulcia barbata  
Ludentem oscula, quæ Venus  
Quincta parte sui Nectaris imbuit.

\*\*) - - - in me tota ruens Venus  
Cyprum deferuit.



M  
Mu  
Ja  
Er  
Und  
Ma

## Niklas.

Ein Esel sicherlich  
 klüger seyn, als ich.  
 Klüger muß er seyn!  
 fand sich selbst in Stall hinein,  
 kam doch von der Trenke.  
 denke!

---

## Der Neid.

Der Neid, o Kind,  
 zählt unsre Küsse!  
 Drum küß geschwind  
 Ein Tausend Küsse!  
 Geschwind du mich!  
 Geschwind ich dich!  
 Geschwind, geschwind,  
 O Laura küsse.  
 Manch tausend Küsse;  
 Damit er sich  
 Ver zählen müsse,  
 Der ungeküsste Neid!

## Der Schwur.

Ich schwör es, Lauren nicht zu lieben,  
Daß ungetreue Kind!

Ich schwör es, nie ein Kind zu lieben,  
Weil alle treulos find!

Ich schwör es, und vor Amors Ehren  
Sey, was ich willig schwur, geschworen.

Ich schwör es, Laura, dich zu hassen!  
Den Haß schwör ich dir zu!

Ich schwör es, jedes Kind zu hassen;  
Dann jedes ist wie du.

Ich schwör es dir vor Amors Ehren,  
Daß ich : : ach! daß ich falsch geschworen!

---

---

## Trinklied.

Voll, voll, voll,  
Freunde, macht euch voll!  
Wein, Wein, Wein,  
Freunde, schenkt ihn ein!  
Küßt, küßt, küßt,  
Die euch wieder küßt!  
Voll von Wein,  
Voll von Liebe,  
Voll von Wein und Liebe,  
Freunde, voll zu seyn,  
Küßt und schenket ein.

---

---

Al  
Al  
Du  
Lieb

Se  
Unfel  
Eie  
Eie  
Nim  
Nimt  
Nim  
Der



## Der Verlust.

gieng für mich verlohren,  
 ch Sydoien verlehr.  
 ur giengst nicht mit verlohren,  
 da ich sie verlehr!

---

## Der Genuß.

bringst du mich um meine Liebe,  
 lger Genuß? Betrübter Tag für mich!  
 zu verlieren meine Liebe,  
 zu verlieren wünscht ich dich?  
 um sie, den Wunsch so mancher Lieder,  
 um sie zurück die kurze Lust!  
 um sie, und gib der edlen Brust,  
 r edlen Brust die beste Liebe wieder!



## Das Leben.

Sechs Tage kannt ich sie,  
 Und liebte sie sechs Tage,  
 Am siebenden erblagte sie,  
 Dem ersten meiner ewigen Klage,  
 Noch leb ich? Zauderndes Geschick!  
 Ein pflanzengleiches Leben,  
 O Himmel, ist für den kein Glük,  
 Dem du Gefühl und Herz gegeben!  
 O nimm dem Körper Weim und Blut,  
 Dem du die Seele schon genommen!  
 Hier, wo ich wein, und wo sie ruht,  
 Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!  
 Was hilft es, daß er meine Jahre  
 Bis zu des Nestors Alter spare?  
 Ich habe, trotz der grauen Haare,  
 Womit ich dann zur Grube fahre,  
 Sechs Tage nur geliebt,  
 Sechs Tage nur gelebt.



## Die Biene.

Als Amor in den goldenen Zeiten,  
In schäferliche Lustbarkeiten  
Verliebt, auf Blumenfeldern lief,  
Da stach den kleinen Gott der Götter,  
Ein Bietchen, daß auf Rosenblätter,  
Wo es sonst Honig helte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.  
Der unerschöpfliche Betrüger  
Sann einer neuern Kriegeslist nach.  
Er lauschte unter Aelk und Rosen;  
Ein Mädchen kam, sie liebzuosen;  
Er stoh als Bie heraus, und stach.



## Die Liebe.

Ohne Liebe

Lebe, wer da kann,

Wenn er auch ein Mensch schon bleibe,

Bleibt er doch kein Mann,

Süße Liebe,

Mach mein Leben süß!

Stille nie die regen Triebe

Sonder Hinderniß.

Lassen schmachten,

Eey der Echnen Pflicht!

Nur und ewig lassen schmachten,

Dieses sey sie nicht.



## Der Tod.

Gestern, Bruder, kunnst ihrs glauben?  
 Gestern bey dem Saft der Trauben,  
 (Stellt euch mein Erschrecken für!)  
 Gestern kam der Tod zu mir.

Drohend schreung er seine Hippe,  
 Drohend sprach das Furchtgerippe:  
 Fort, du theurer Bacobuecknecht!  
 Fort du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen!  
 Solltest du nach mir dich sehnen?  
 Sieh, da stehet Wein für dich!  
 Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd grif er nach dem Glase;  
 Lächelnd macht erß auf der Waase,  
 Auf der Pest Gesundheit leer.  
 Lächelnd setzt erß wieder her.

Fröhlich glaubt ich mich besreyet,  
 Als er schnell sein Drohn erneuet.  
 Narre, für dein Gläschen Wein  
 Denkst du, sprach er, loß zu seyn?

Tod, hat ich, ich möchte auf Erden  
Gern ein Mediciner werden.  
Laß mich, ich verspreche dir  
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben;  
Sprach er, Nur sey mir ergeben.  
Lebe, bis du satt geküßt,  
Und des Trinkens müde bist.

O wie schön klingt die den Ehren!  
Tod, du hast mich neu gelehren.  
Dieses Glas voll Lebensast,  
Tod, auf gute Bruderschaft!

Ewig muß ich also leben.  
Ewig! dann bey'm Gott der Reden!  
Ewig soll mich Lieb und Wein,  
Ewig Wein und Lieb erfreun!



## Der Faule.

Nennst dem scheuen Glücke nach,  
 Erget und schwitzt euch alt und schwach!  
 Muthet mir es nur nicht zu,  
 Blinde Räuber eignen Ruh!

Ist auf deiner Liste, Müß,  
 Auch mein Nam ein kennbar Stül,  
 O so komm zu mir ins Haus : :  
 Oder : : streich den Namen auß.

Kommst du, und ich ruhe gleich,  
 O so tritt den Weden weich!  
 Ist dein Reichthum so viel wehrt,  
 Daß er meine Träume stört?

Ich will : : doch jetzt fällt mirs ein,  
 Daß der Mensch muß elend seyn.  
 Wohl, ihr Freunde, schwitzt und rennt,  
 Daß ihr todt anruhen kennt.

Ich nehm Theil an eurer Müß!  
 Die Natur gebietet sie,  
 Ich, damit ich auch was thu,  
 Geh euch in dem Vebasüßl zu!

## Der Flohr.

O Reize voll Verderben!  
 Wir sehen euch und sterben.  
 O Augen, umjet Grab!  
 O Ehreiß, darf ich stehen,  
 Dab sicher anzusehen,  
 Kop erst den Flohr herab.

## Die wider den Cäsar verschworne Helden.

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber.

Cassius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich sterben,  
Eh Rom noch Königsfesseln trägt.  
Wer sollte nicht mit Lust verderben,  
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt.

Decimus.

Ja : aber ohne Rache sterben,  
Und ohne Ruh dem Vaterland :  
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.  
Und wozu hält ich Muth und Hand?

Cassius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen  
Seh ich dein Herz für Rom zertheilt.  
O Freund! noch einen freyen Morgen,  
So hat die Anechtschaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,  
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.  
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken,  
Mit Zittern zwar, doch drück ich ihn.

Cassius.



Cassius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!  
 um sieht, wenn Brutus Brutus ist.  
 chen war ein Brutus Roms Erretter;  
 omm! zeige, daß du beyde bist.

Timber.

Nach ich will alles mit euch wagen;  
 uch ich muß ohne König seyn.  
 enn könnt ich einen Herrn vertragen,  
 ertrüg ich allererst den Wein.



Wem ich zu gefallen suche und  
nicht suche.

Alten, alt zu unher Fein,  
Reuen von der Lust im Lieben,  
Von der Jugend, von dem Wein  
Das Erinnern kaum geblieben;  
Weibern, die der Lausscheln dröckte,  
Wenn ihr Reiz, der sonst entzückt,  
Sont gestritten, sonst gesiegt,  
Unter Schichten einzeln liegt;  
Dichtern, die den Wein nicht leben,  
Die die Liebe nicht erhoben;  
Mädchen, die nicht Gleimen kennen,  
Kösten nicht vorzüglich nennen;  
Weisen, die mit leeren Grillen  
Leere Köpfe störend füllen;  
Männern, die die Sitten lehren,  
Und dich, Molier, nicht ehren,  
Stolz auf ihr System sehn,  
Und dich, müthern Schimpfplatz, schmähen;  
Handelkleuten, die das Geld,  
Und ihr Stolz zu Fürsten stellt;  
Falschen Priestern, die die Jugend  
Mir nicht munter, wie die Jugend,  
Mir nicht schmalhaft, mir nicht süß,  
Wie den Wein, und wie die Küsse,  
Mir nicht reizend, wie die Strahlen,  
Aus der Phyllis Augen mahlen;

Etukern, deren weisser Scheitel,  
 Deren reich und reizge Tracht  
 Dummgelebte Schönen eitel,  
 Und zu ihres gleichen macht;  
 Unversuchten stolzen Kriegern;  
 Aufgeblasnen Federfliegern;  
 Hetschlichflugen jungen Venten;  
 Eusenden nach bessern Zeiten;  
 Schwermuthsvollen Gallenchristen;  
 Allen Narren, die sich isen;  
 Zum Exempel, Pietisten;  
 Zum Exempel, Atheisten;  
 Zum Exempel, Rabulisten;  
 Exeristen und Ehyrnisten;  
 Quietisten und Erybisten;  
 Und nicht wenigen Juristen;  
 Publicisten und Statisten;  
 Und nicht wen'gen Linguisten;  
 Und nicht wenigen Stylisten,  
 Und nicht wenig Componisten : : :  
 O der Athem will mir fehlen,  
 Alle Narren zu zehlen : : :  
 Allen, die mich tadelnd hassen,  
 Die mein Leben voller Freude  
 Mich nicht, aus verstelltem Meide,  
 Ungeßtirt genießten lassen;  
 Diesen Thoren, diesen allen  
 Mag ich \* \* nicht gefallen,  
 Mag ich, sag ich, nicht gefallen.



Alten, die der Wein verjüngt,  
 Die mit zitternd schwachen Tönen,  
 Wenn die Jugend munter singt,  
 Ihr noch gleich zu seyn sich sehnen;  
 Weibern, die was an sich zieht,  
 Reiz und Jugend noch nicht flieht,  
 Die des Schicksals harte Hand  
 Weiblichen Männern zugewandt;  
 Jungen Wittiven, die sich grämen,  
 Pler und Trauer umzunehmen,  
 Und mit schmerzgereizten Zähnen  
 Nur den andern Mann begehren;  
 Dichtern, die wie Dichter lässen,  
 Nichts als sich zu freuen wissen;  
 Dichtern, die wie Dichter zechen,  
 Nie versagten Lenzfall rächen;  
 Dichtern, die bey Ruß und Wein  
 Miltons lassen Miltons seyn;  
 Dichtern, die im Scherzen stark,  
 Mit Geschichten voller Mark,  
 Muntern Mädchen munter lehren,  
 Was die Mänter ihnen wehren;  
 Dichtern, die mich spottend bessern,  
 Kleine Fehlerchen vergrößern,  
 Daß ich sie in ihrem Spiele  
 Desto lächerlicher fühle:  
 Beduern, die stark im Verstellen  
 Und vergnügend hintergehn,

Wenn wir sie in zwanzig Rassen  
 Zwanzigmal nicht selber sehn,  
 Bald als Unglückshelden sprechen,  
 Bald die Tugend spottend rächen,  
 Bald als Könige befehlen,  
 Bald als alte Männer schmähen;  
 Admüßern, die auf Zauberlauten  
 Sarg und Harm durchs Ohr bestreiten,  
 Und mit heilsam falschen Leide  
 Nymphen übermäßige Freude;  
 Federbüschen, die nicht prahlen;  
 Reichen, welche reich bezahlen;  
 Kriegern, die ihr Leben wagen;  
 Armen, welche nicht verzagen;  
 Allen liebenswürdigen Mägdchen,  
 Liebenswürdigen weissen Mägdchen,  
 Liebenswürdigen braunen Mägdchen,  
 Liebenswürdigen stillen Mägdchen,  
 Liebenswürdigen muntern Mägdchen,  
 Wären es gleich Bürgermädgen,  
 Wären es gleich Kaufmannsmädgen,  
 Wären es gleich Priesteresmädgen,  
 Wären es gleich Kammernädgen,  
 Wären es gleich Baueresmädgen,  
 Wenn sie nur die Liebe fühlen,  
 Lachen, scherzen, küssen, spielen;  
 Diesen, Freunde, diesen allen  
 Wunsch ich \* \* zu gefallen,  
 Wunsch ich, sag ich, zu gefallen.

## Das Erdbeben.

Bruder, Bruder, halte mich!

Warum kann ich denn nicht stehen?

Warum kannst du denn nicht gehen?

Bruder, geh, ich führe dich.

Eachte Bruder, stolperst du?

Was? Du fällst mir gar zur Erden?

Halt! ich muß dein Retter werden.

Au! Ich falle selbst dazu?

Sieh doch Bruder! Siehst du nicht,

Wie die lockern Wände schwanken?

Sieh, wie Tisch und Flasche wanken!

Greif doch zu! Das Glas zerbricht!

Himmel, bald, bald werden wir

Nicht mehr trinken, nicht mehr leben!

Fühlst du nicht? Des Grundes Erdbeben

Droht es, Bruder, mir und dir.

Limas Schicksal bricht herein!

Bruder, Bruder, wenn wir sterben,

Soll der Wein auch mit verderben?

Der auf heut bestimmte Wein?

Nein, die Sünde wag ich nicht.

Bruder, wolltest du sie wagen?

Nein, in letzten Lebentagen

Thut man gerne seine Pflicht.

Sieh, dort sinket schon ein Haus!

Und hier auch! Nun muß man eilen!

Laß uns noch die Flasche theilen!

Hurtig! Hurtig! trink doch auch!

# Die Einwohner des Mondes.

Die Mädchen, die in sechzehn Jahren  
 nicht das letzte Glück erfahren,  
 zu sie ihre Mütter sparen;  
 Das Stutzerchen, das etwas lernt;  
 Das Weib, das nie sich aus den Schranken  
 ehelichen Pflicht entfernt,  
 Um den Mann die Welt vergift;  
 Der Bettler, der bey dem Bedanken  
 herzlich wie beim Witten ist;  
 Der Dichter, welcher nie gelogen,  
 In stets der Reim, und niemals er  
 in lieben Reime nachgezogen;  
 Der Pfaffe, der stolz auf sein Amt,  
 Kleinigkeiten nicht verdammt,  
 weis durch Thaten zu ermahnen;  
 Der Edle, der von seinen Ahnen  
 unzertrennter Ordnung stammt,  
 Daß ein wahrer Bauer knecht  
 auf des Helden Blut geschwächt;  
 Der Arzt, der keinen todt gemacht;  
 Der Krieger, der mehr kämpft als sucht;  
 Der Hagensolz, der in der Nacht,  
 Als er am Tage flieht, nicht sucht;  
 Das fromme Weib, das nie geschmäht;  
 Der reiche Greis, dem nichts gefehlt;  
 Hundert andre schöne Sachen,  
 unsrer Zeiten Ehre machen:  
 triff man die? : • Vielleicht im Mond,  
 jedes Hirngespinnste wehnt.

## Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,  
 Wahres Bild von meinen Brüdern!  
 Ente, jezo scheul ich dir  
 Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Reid  
 Zechend auf dem Leiche sehen.  
 Oft sieht er aus Trunkenheit  
 Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier : : o das ist viel!  
 Hält den Eaz für wahr und süsse,  
 Daß wer glücklich leben will,  
 Sein das Trinken lieben müsse.

Ente, isst nicht die Natur,  
 Die dich stets zum Leiche treibet?  
 Ja, sie isst; drum folg ihr nur.  
 Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkst und singst dazu.  
 Reider nennen es zwar schnadern;  
 Aber, Ente, ich und du  
 Wollen nicht um Worte hadern.



Wenn mein Singen nicht gefällt,  
Mag es immer Schnadern nennen.  
Will uns nur die neidische Welt  
Als versuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedauert ich dich,  
Daß du nur must Wasser trinken.  
Und wie glücklich schätz ich mich,  
Wenn mir Weine dafür winken.

Armes Thier, ergib dich drein.  
Laß dich nicht den Neid verführen.  
Denn des Weins Gebrauch allein  
Unterscheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung seyn.  
Menschen sind von edlern Gaben.  
Du trinkst Wasser und ich Wein,  
So will es die Ordnung haben.



## Der Tausch an Herrn W.

Ein Mägdchen, das Verstand und Geist,  
 Gemüther schönen Zahl entreißt,  
 Ein Mägdchen, das bey Büchern schwirret,  
 Wenn Phyllis vor dem Spiegel sitzt,  
 Das ihrer Seelen Schönheit bessert,  
 Wenn die die leibliche vergrößert,  
 Das gründlich denkt und gründlich scherzt,  
 Platonisch liebt, platonisch heert:  
 Freund, so ein Mägdchen ist für dich,  
 Und nicht für mich.

Ein Mägdchen, dessen jählich Bild  
 Mit Jählichkeit die Herzen füllt,  
 Ein Mägdchen mit bereiten Blicken,  
 Mit Lippen, die versteckt entzücken,  
 Mit Händen, die lieblosend schlagen,  
 Und drückend, dich nur lieb ich, sagen,  
 Mit schwarzem Haar, mit voller Brust,  
 Gemacht zu dauerhafter Lust:  
 Freund, so ein Mägdchen ist für mich,  
 Und nicht für dich.

Das Glück ist ungerecht und blind,  
 Wenn nicht die Dichter Lügner sind.  
 Wie oft hat es mit deinem Hossen,  
 Wie oft mit meinem eingetroffen?  
 Wie wenn es, dich und mich zu kränken,  
 Dir mein, und mir dein Kind wird schenken?  
 O Freund, was soll die Rache seyn?  
 Der Tausch, o Freund, der Tausch allein,  
 Doch gibst du, geb ich meine dir,  
 Auch deine mir?

## Die drey Reiche der Natur.

Ich trink, und trinkend fällt mir bey,  
 Daß sie, die Schöpfung dreifach sey,  
 Die, nach der Reich der sichtbarn Wesen,  
 Der Allmacht Wink zum Seyn erlesen.  
 Pinnlus sagt's; doch sagt er wohl,  
 Wie man sie recht beschreiben soll?  
 Vielleicht, daß ich es besser kann.  
 Ihr lacht? O hört mich doch erst an!

Die Thiere sind dem Menschen gleich;  
 Und beyde sind das erste Reich.  
 Die Thiere leben, trinken, lieben,  
 In jegliches nach seinen Trieben.  
 Der König, Adler, Fled und Hund  
 Empfindet Lieb, und nezt den Mund.  
 Das also trinkt, und lieben kann,  
 Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich;  
 Dem ersten nicht an Güte gleich.  
 Sie liebet nicht, doch kann sie trinken,  
 Denn Wellen treuselnd niedersinken.  
 So trinkt die Eeder und der Alee,  
 Der Weinstock und die Alee.  
 Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,  
 Wird in das andre Reich gethan.

Das Steinreich ist das dritte Reich:  
 Und dieß macht Sand und Demant gleich.  
 Kein Stein fühlt Durst noch zarte Triebe;  
 Er wachset ohne Trunk und Liebe.  
 Drum, was nicht liebt noch trinken kann,  
 Wird in das letzte Reich gethan.  
 Denn ohne Lieb und ohne Wein,  
 Sprich Mensch, was bleibst du noch? „Ein Stein!

---

## An die Schwalbe.

Aus dem Anakreon.

Schwarzhaftere der Schwalben, sprich,  
 Was thu ich dir? Wie straf ich dich?  
 Soll um die kleinen Schwingen  
 Dich meine Scheere bringen?  
 Wie? oder soll zu deiner Pein  
 Die Junge Pinguens Junge seyn?  
 Und ich dem Terent gleich?  
 Mußt du, zu frühe Schrothgerin,  
 Mußt du von meiner Schäferin  
 Mir den schönen Traum verschrecken?

D  
 „P  
 „E  
 „E  
 „W  
 „J  
 Dec  
 Ned  
 Wie  
 Der  
 Das  
 Ich  
 Sein  
 Ein

# Anakreon über sein Alter.

Nach dem Griechischen.

Die locken Mädchen sagen:  
 Du bist ja alt, Anakreon.  
 Geh her! du kannst den Spiegel fragen;  
 Ob deine Haare schwinden schon;  
 Und von den welken Wangen  
 Ob Muth und Reiz entflohn: • • •  
 Wahrlich, ob die Wangen  
 Mit dem Lenz prangen:  
 Oder ob den Wangen  
 Kurze Lenz vergangen,  
 Weiß ich nicht. Was weiß ich dann?  
 Weiß, daß so ein alter Mann,  
 A bißchen Zeit noch zu genießen,  
 Doppelt Recht hat, sie zu lassen.



## Die Ausnahme.

## Die Kunsttrichter.

Ein Dichter sey des Stoffes voll,  
 Den seine Muse singen soll!  
 Und dann geräth sein Lied ihm wohl.

## Ich.

Wohl, wohl, ihr Herren Richter, wohl!  
 Doch seht, ich bin des Stoffes voll,  
 Den meine Muse singen soll?  
 Ich bin, ich bin Gerinnens voll:  
 Und doch geräth kein Lied mir wohl.

## Die Kunsttrichter.

Ja; du : : das glauben wir dir wohl!  
 Du bist des Stoffes allzu voll,  
 Den deine Muse singen soll;  
 Und drum geräth kein Lied dir wohl.



## Charlotte.

Die jüngst ließ ihren guten Mann begraben,  
Charlotte wünscht statt seiner mich zu haben,  
Gewiß, Charlott ist klug.

Wir haben uns verdam noch oft gesehen,  
Drum glaub ich recht, die Sache möchte gehen,  
Wär ich nur dumm genug.

---

---

## Die Sparsamkeit.

Wen nun an muß ich sparsam werden?  
Warum denn das? Der Wein schlägt auf.  
Es geht, das beste dicier Erden  
Erhält man nur durch theuren Kauf.

Wer pocht? Ey der verdammte Schneider  
Nacht mich fast durch sein Mahnen toll,  
Da steht die Menschenliche! leider,  
Daß man doch stets bezahlen soll.

„Beliebet morgen einzusprechen.  
„Die Wechsel laufen später ein.  
Er geht? Oeh! Oeh! nun kann ich zechen.  
Zeh! zeh! so muß man sparsam seyn.

## Die Abwechslung.

Ich trinke nicht stets einen Wein,  
 Das möchte mir zu eckel seyn,  
 Wein aus Burgund, Wein von der Mosel Strande,  
 Einheimischen Wein, Wein aus dem Frankenlande,  
 Die wechs'l ich täglich mit Bedacht,  
 Weil Wechselfn alles süßter macht.

Und mich soll nur ein artig Kind,  
 Wenn mehrere zu finden sind,  
 Durch süßen Zwang gepriesener Liebe binden?  
 O, diß zählt ich mit unter meine Sünden,  
 Nein, nein, ich folge meinem Brauch,  
 Mit artgen Kindern wechs'l ich auch.





## Der bescheidene Wunsch.

Der Pfénning, den man andachtsvoll  
Dem Priester beichtend geben soll,  
Gilt mehr, als im gemeinen Leben  
Ein Pfénning, den wir fro geben.  
Die Ältesten müssen durch Dukaten  
Den Sinn des kleinsten Wortes errathen.  
Man nehm es nicht buchstäblich an,  
Der Buchstab bringet Tod und Mann.

„Ach! schenke mir mein lieber Gott  
„Nur einß mein liebes Wüßchen Brod;  
„Ich wollte mich begnügen lassen,  
„Und keinen Reichen neidisch hassen.  
D, das ist Etaren leicht zu sagen,  
Doch, wollt ihr eine Wette wagen,  
Star schließet Fische, Praten, Wein  
Mit in den Wunsch des Brodes ein.

O Liebste! machet dir mein Mund  
Den heißen Wunsch nach Küßsen kund,  
So wisse, daß ich mehr begehret,  
Als dir mein scheinrer Mund erkläret.  
Ein Kuß bey mir ist . . Soll ichs sagen?  
Doch still! Du willst mich heimlich fragen,  
Komm! jener Lustwald ruft dir zu:  
O Mägdchen! was du thun willst, thu!

## Das Gebet.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,  
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirche rennt,  
Daß sie nicht bete, und nicht höre,  
Und andre nur im Beten störe.  
Sie hat. Mein Ehr ist selber Zeuge.  
Denn ihre Eckenheit geht allmählich auf die Kniege.  
Sie hat mit brünstigen Geberden:  
Laß unser Angesicht, Herr! nicht zu Schanden werden.



## Das Schäferleben.

Komm Freund! wir wollen Schäfer werden.  
 Dies stille Volk besüßet noch  
 Die süße Ruh, das Glük der Erden.  
 Was zauderst du? Komm Freund! komm doch!

Dort blüht bey aufgeräumten Sinnen  
 Noch alte Treu und Redlichkeit,  
 Auch in den schönsten Schäferinnen.  
 Dort, dort ist noch die güldne Zeit.

Wird dir es schwer, die Stadt zu lassen,  
 Wo nichts als falsche Mädchen sind?  
 Bedenke, Phyllis will mich hassen,  
 Das flatterhafte böse Kind.

Auch Phyllis kann die Treue brechen,  
 Und windet sich aus meiner Hand.  
 Ja, diese Falschheit muß ich rächen.  
 Komm mit! Ich geh ins Schäferland.

Du schwärms! mein Freund. Laß mich zufrieden,  
 Was geht mich deine Phyllis an.  
 Dem ist ein größer Glük beschieden,  
 Der sich gleich mir betrinken kann.

Wo hast du den Verstand gelassen?  
 Du hast gewiß noch keinen Tausch?  
 Den Wein, den Wein für Milch zu lassen?  
 Den Wein für Milch? Das wär ein Tausch.

Recht Freund! verzeih mir diese Pöffen.  
 Wie albern denkt und redt man nicht,  
 Wenn man noch keinen Wein genossen,  
 Wenn folglich der Verstand gebricht.

Drum eile, Freund! mir einzuschenten.  
 Trink mir es zu, und mach mich klug.  
 Nun lern ich wieder richtig denken.  
 Nun seh ich meinen Selbstbetrug.

O Schade für die salichen Kinder!  
 Laßt sie nur unbesändig seyn.  
 Ich lache nun, und bind nicht minder.  
 Den Rath, den Rath gibt mir der Wein.

Nun soll mich Phyllis nicht betriben,  
 Laßt sie nur unbesändig seyn.  
 Wen nun an will ich auch so lieben,  
 Den Rath, den Rath gibt mir der Wein.



## Salomon.

Lebt mir Davids weisen Sohn!  
 Auch bey Lieb und Wein und Scherzen  
 War er doch nach Gottes Herzen.  
 Brüder, lobt den Salomon.  
 Brüder, laßt sein Lob erschallen,  
 Doch vor allen  
 Lebt mir seinen weisen Schluß,  
 Wer viel lernt, hat viel Verdruß!

Dieses laßt mir Wahrheit seyn!  
 Diese Wahrheit stets zu lieben,  
 Hat mich die Natur getrieben,  
 Die Natur und Lieb und Wein.  
 Eht mit mir den weisen Abnuß!  
 Lernet wenig!  
 Brüder, und erwegt den Schluß:  
 Wer viel lernt, hat viel Verdruß!



## Der Fehler der Natur, an Herrn M.

Freund! du erforschest die Natur.  
 Eyrich! Ist nicht wahr, sie spielt nicht nur,  
 Sie fehlt auch oft in ihren Werken.  
 Ja, ja: sie fehlt. Oft in der Eil  
 Versetzt sie dies und jenes Theil.  
 Ich selbst kann meinen Satz bestärken.  
 Denn hält sich ihre Gütterhand,  
 Als sie mich baute, nicht verlohren;  
 So wär ich an der Mosel Strand,  
 Wo nicht doch in Burgund gehören.  
 O Mosler: o Burgunderwein,  
 Ich, ich sollt euer Landmann seyn!



## Die Redlichkeit.

So weit sich läßt die Welt durchwandern,  
Klagt ein verlarvter Schelm dem andern  
Die selbstverschuldete Eckenheit  
Der nie geübten Redlichkeit.

Und doch sucht ihre Lust zum Echerzen :  
Da seht die Zierheit ihrer Herzen!  
Echt, klagen sie nicht bloß zum Schein?  
Doch suchen sie auf dich, o Wein!

So klagen, und dem Trinken suchen,  
Heißt Zwecke sonder Mittel suchen.  
Nun, Brüder, red ich nicht gelehrt?  
Wie man es kaum von Welsen hört.

Wer hat die Redlichkeit erhoben,  
Ehn unsre Väter mit zu loben?  
Ja, ja, die tranken wacker Wein,  
Wie konnten sie nicht redlich seyn?

Drum, Brüder, bleibet euren Ahnen,  
Die euch, so oft euch durst't, ermahnen,  
An Tren und Trunke ländlich gleich.  
Trinkt redlich aus, und laßt euch!

## An die Kunstrichter.

Schweigst, unberauschte, finstre Richter!  
 Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.  
 Thut mir es nach, und trinket Wein,  
 So setzt ihr meine Schönheit ein.  
 Sonst wahrlich, unberauschte Richter,  
 Sonst wahrlich setzt ihr sie nicht ein!

Admoneo, ante bibula.

Jejunis nil scribo. Meum post pocula si quis  
 Legerit, hic sapiet.

Musen.





Der

# G r e m i t e.

Eine Erzählung.

**S**  
Die  
Pfe  
Ein

"  
"D  
"H  
"V  
"D  
Kur  
Und  
Es

"  
"D  
T  
Ich  
T  
Mu



## Der Eremit.

Im Walde nah bey einer Stadt,  
die man mir nicht genennet hat,  
sich einst ein sehr rar Gefieder,  
junger Eremit nieder.

In einer Stadt, denkt Applikant,  
daß man ihm nicht genannt;  
das muß, er wohl für eine meinen?  
Denn nahe sollte mir es scheinen,  
daß die, nein die = gemeinet wdr.  
J. Applikant denkt hin und her,  
schließt, noch eh er mich gelesen,  
sey gewis Berlin gewesen.

Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;  
denn bey Berlin ist ja ein Wald.

Der Schluß ist stark, bey meiner Ehre;  
dachte nicht, daß es so deutlich wäre.

Der Wald paßt herrlich auf Berlin,  
daß man ihn gleich bey'n Haaren ziehn.

Und ob das übrige wird passen,  
Will ich dem Leser überlassen.  
Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß;  
Doch wer versteht's? Acrapolis.

Hier, nahe bey Acrapolis,  
Ward, wo ein junger Eremit,  
In einer kleinen leeren Hütte,  
Im dicksten Wald sich niederließ.  
Was je ein Eremit gethan,  
Rienz er mit größtem Eifer an.  
Er betete, er sang, er schrieb,  
Des Tage, des Nachts, und spät und früh.  
Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein,  
Ließ Wurzeln seine Nahrung seyn,  
Und seinen Trank das helle Wasser,  
Und suchte auf die reichen Prasser.  
Er geißelte sich bis auf's Blut,  
Und wußte, wie das Wachen thut.  
Er fastete wohl ganze Tage,  
Und blieb auf einem Fusse stehn;  
Und machte sich rechtschafne Plage,  
In Himmel mühsam einzugehn.  
Was Wunder also, daß gar bald  
Dem jungen Heiligen im Wald  
Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt  
Zu ihm die heilige Wallfahrt that,  
War ein betagtes Weib.

Auf

Auf Knien, zitternd, kam sie an,  
Und fand den wilden Gottesmann,  
Der sie von weitem kommen sahe,  
Dem hölzern Kreuze Inwend nahe.  
Je näher sie ihm kommt, je mehr  
Schlägt er die Brust, und weint, und winselt er,  
Und wie es sich für einen Heiligen schicket,  
Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket.  
Wie er zuletzt vom Knien matt,  
Und heiliger Verstellung satt,  
Vom Fasten, Kreuzen, Knechtenleben,  
Marienbildern, Eifergeben,  
Von Brüche, Salbung, Seelenmessen,  
Ohn das Vermächtniß zu vergessen,  
Den Rosenkränzen mit ihr redte,  
Und das so eraterisch sagt,  
Daß sie erbärmlich weint und klagt,  
Als ob er sie geprügelt hätte.  
Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte,  
Wozu der saure Eremit,  
Mit Noth, ihr die Erlaubniß gab,  
Sich einen heiligen Splinter ab,  
Den sie küßet und becket,  
Und in den weissen Rufen steckt.  
Mit diesem Schatz von Heiligkeit  
Rehrt sie zurück begnadigt und erfreut,  
Und läßt daheim die schlimmsten Frauen  
Ihn läffen, andre nur beschauen.  
Sie gieng zugleich von Hand zu Hand,  
Und rief auf allen Gassen an:

„Der

„Der ist verlehren und verflucht,  
 „Der nicht den Eremit besucht;  
 Und brachte hundert Gründe bey,  
 Warum es sonderlich den Weibern nützlich sey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;  
 Zum Weinen bey der Frau, und bey dem Mann  
 zum Lachen.

Wahr ist der Satz nicht allgemein;  
 Auch Männer können Weiber seyn.  
 Doch dießmal waren sie es nicht.  
 Die Weiber schienen nur erpicht,  
 Den theuern Waldscraph, zu sehen.  
 Die Männer aber? : : wehrtens nicht,  
 Und ließen ihre Weiber gehen.  
 Die Häßlichen und Schönen,  
 Die ältesten und jüngsten Frauen,  
 Das arme und das reiche Weib,  
 Kurz jede gieng, sich zu erbauen,  
 Und jede fand erwünschten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?  
 „Was soll der Widerspruch bedeuten,  
 Ein Widerspruch? Das wäre viel!  
 „Er sprach ja sonst von lauter Eseligkeiten! : :  
 O! davon sprach er noch, nur mit dem Unterscheide:  
 Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit,  
 Mit Armen von des Himmels Freude,  
 Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,  
 Nur mit den Schönen allezeit,

Dem

Vom ersten jeder Christenliebe.  
Was ist das? Wer mich fragt, kan der ein Christ seyn?  
Denn jeder Christ kommt damit überein,  
Es sey die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab ich schon gesagt.  
Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,  
Der mag ihn hier besehn.  
Genug, den Weibern war er schön.  
Ein starker, frischer, junger Kerl,  
Nicht dicke wie ein Fass, nicht hager wie ein Quers  
„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen.  
Doch sollte man auch wissen,  
Daß Gott dem, den er liebt,  
In Steinen wohl Gedanken gibt;  
Und das ist doch kein fett Gerichte!  
Ein braunlich männliches Gesicht,  
Nicht allzulein, nicht allzugroß,  
Das sich im dichten Warte schloß;  
Die Wicke wild, doch sonder Amuth nicht;  
Die Nase lang, wie man die Kaiser-Nasen dichtet.  
Das ungebundne Haar floß kraubicht um das Haupt;  
Und wesentliche Schönheits-Stücke  
Hat der zerrissne Rock dem Wicke,  
Nicht ganz entdekt, nicht ganz geraubt.  
Der Waden nur noch zu gedenken;  
Sie waren groß, geschult, und hart wie Stein.  
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen seyn;  
Allein den Grund wird man mir schenken.  
Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber löstern machen.

Ich

Ich sag es nicht für mich; es sind geschehne Sachen,  
 „Geschehne Sachen? was?  
 „So ist man gar zur That gekommen?  
 Mein lieber Simpler, fragt sich das?  
 Weßwegen hält er denn die Predigt unternommen?  
 Die süße Lehre süßer Triebe?  
 Die Liebe heißet Gegenliebe,  
 Und wer ihr Priester ist, verdient keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken!  
 Zwar die Moral ist hier zu scharf,  
 Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,  
 Aus Furcht, vor sich selbst zu erschrecken.  
 Drum will ich nur mit meinen Lehren  
 Ganz still nach Hause wiederkehren.  
 Kommt mir einmal der Einfall ein,  
 Und ein Verleger will so gnädig für mich seyn,  
 Mich in groß Quart in Druck zu nehmen;  
 So könnt ich mich vielleicht bequemen,  
 Mit hundert englischen Moralén,  
 Die ich im Laden sah, zu prahlen,  
 Exempelschäze, Sittenrichter,  
 Die alten und die neuen Dichter  
 Mit witzgen Fingern nachzuschlagen,  
 Und naß die sagen, und nicht sagen,  
 In einer Note abzuschreiben.  
 Bringt, sag ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;  
 Denn in der Handschrift laß ichs bleiben,  
 Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr in der Erzählung fort : :  
 Doch mücht ich in der That gestehn,  
 Ich hätte manchmal mögen sehn,  
 Was die und die, die an den Wallfahrtsort  
 Mit heiligen Gedanken kam,  
 Für saure Minen an sich nahm,  
 Wenn der verwegne Eremit,  
 Sein listig, Schritt vor Schritt,  
 Dem Geist aufs Fleisch zu reden kam.  
 Ich weisse nicht, daß die verlezte Scham  
 Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben,  
 Daß Mund und Hand nicht in Verwegung kam,  
 Weil beide die Verwegung lieben;  
 Allein, daß die Verschmung angeblieben,  
 Glaub ich, und wer die Weiber kennt,  
 Nicht eher als kein Stroh mehr brennt.  
 Denn wird doch wohl ein Löwe zahm.  
 Und eine Frau ist ehnedem ein Lamm.  
 „Ein Lamm! du magst die Weiber kennen!  
 Je nun, man kann sie doch in so weit Lämmer nennen,  
 Weil sie von selbst ins Feuer rennen.

„Fährst du in der Erzählung fort?  
 „Und bleibst mit deinem Kritisiren,  
 „Doch ewig an demselben Ort?  
 So kann das Nüßliche den Dichter auch verführen.  
 Nun gut, ich fahre fort,  
 Und sag, um wirklich fortzufahren,  
 Daß nach fünf Vierteljahren  
 Die Schelmerreien ruchbar waren.

„Erst



„Erst nach fünf Vierteljahren? Au;  
 „Der Eremit hat wacker aufgehalten.  
 „So viel traun ich mir doch nicht zu;  
 „Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten.  
 „Alein, wie ward es ewig kund?  
 „Hat es ein schlauer Mann erfahren?  
 „Verrieth es einer Frau waschhafter Mund?  
 „Wie? Oder daß den Hochverrath  
 „Ein alt neugierig Weib aus Neid, begangen hat?  
 O nein; hier muß man besser rathen,  
 Zwen muntre Mägdchen hatten Schuld,  
 Die voller frommen Ungeduld,  
 Das thaten, was die Mütter thaten;  
 Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen,  
 Die guten Kinder mitzunehmen?  
 „Sie merkten also wohl den Braten? „  
 Und haben ihn gar dem Papa verrathen.  
 „Die Töchter sagten dem Papa?  
 „Wo blieb die Liebe zur Mamma?  
 O! die kann nichts darunter leiden;  
 Denn wenn ein Mägdchen auch die Mutter liebt,  
 Daß es der Mutter in der Noth,  
 Den letzten Dissen Brod  
 Aus seinem Munde gibt;  
 So kann das Mägdchen doch die Mutter hier beneiden.  
 Hier, wo so Lieb als Klugheit spricht:  
 Ihr Schönen, trotz der Kinderspflicht!  
 Vergesst euch selber nicht!  
 Kurz, durch die Mägdchen kamt ans Licht,  
 Daß

Daß er, der Eremit, vernah die ganze Stadt  
In Schwärmern oder Rindern hat.

O der verfluchte Schelm! wer hätte das gedacht!  
Die ganze Stadt ward aufgebracht,  
Und jeder Ehmann schwur, daß in der ersten Nacht,  
Er und sein Mitgenosß der Hain,  
Des Feuers Deute mißse fern,  
Ehen retteten sich ganze Schwärme,  
Die zu der Rache fertig waren.  
Doch ein hochweiser Magistrat  
Besetzt das Thor, und sperrt die Stadt,  
Der Eigenrache verzuksommen,  
Und schicket alsobald  
Die Schergen in den Wald,  
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.  
Man redte schon von Galgen und von Rad,  
So sehr schien sein Verbrechen häßlich;  
Und seine Strafe war so gräßlich,  
Die, wie man sagt, er nicht verdient hat.  
Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat,  
Sprach: o! dem kommt man nicht ans Leben,  
„Der es unmöglichen zu geben,  
„So rühmlich sich beflissen hat.

Der Eremit, der die Nacht  
Im Kerker ungewiß und sorgend durchgebracht.  
Ward morgen ins Verhör gebracht.  
Der Richter war ein schalkischer Mann,  
Der jeden mit Vergnügen schraubte,

Und doch : : (wie man sich irren kann!)  
 Von seiner Frau das Beste glaubte.  
 „Sie ist ein Auszug aller Tugenden,  
 „Und nur einmal in Wald gekommen,  
 „Den Vater Eremit zu sehn.  
 „Einmal? Was kann da viel geschehn?  
 So denkt der gütige Herr Richter.  
 Denk immer so zu deiner Ruh,  
 Nacht gleich die Wahrheit und der Dichter,  
 Und deine fromme Frau dazu.

Nun steht der Eremit vor ihm,  
 „Mein Freund, wollt ihr von selbst die nennen,  
 „Die : : : die ihr kennt, und die euch kennen:  
 „So könnt ihr der Tortur entfliehn.  
 „Doch : : : darum laß ich mich nicht plagen.  
 „Ich will sie alle sagen.  
 „Herr Richter, schreib er nur. Und nie?  
 Der Eremit entdeckt sie?  
 Ein Eremit kann nicht schwelgen?  
 Sonst ist das Wandern nur den Stauern eigen.  
 Der Richter schrieb. „Die erste war  
 „Camilla : : Wer? Camilla? Ja fürwahr!  
 „Die andern sind: Sophia, Laura, Doris,  
 „Angelika, Corinna, Chloris : :  
 „Der Heuler mag sie alle fassen,  
 „Gernach! und eine nach der andern sein:  
 „Denn eine nur verhey zu lassen : :  
 Wird wohl kein greßter Schaden seyn:

Hiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.  
 „Hört, schrien sie, erzählt nur fort;  
 Weil jeder Rathsherr in Gefahr,  
 Sein eigen Weib zu hören, war.  
 „Ihr Herren, schrieb der Richter, nein!  
 „Die Wahrheit muß am Tage seyn;  
 „Was können wir sonst für ein Urtheil fassen!  
 Ihn, schrien alle, gehn zu lassen,  
 „Nein, die Gerechtigkeit : : und kurz der Delinquent  
 Hat jede noch einmal genannt,  
 Und jeder hienü der Richter dann  
 Ein laßes Wort für ihren Hahn an.  
 Das Hundert war schon mehr als voll;  
 Der Eremit, der mehr gestehen soll,  
 Streckt, weigert sich, scheint sich zu sprechen : :  
 „Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wech,  
 „So unvermuthet abzubrehen?  
 „Das sind sie alle! Seyd ihr toll?  
 „Ein Held wie ihr! Gesehet nur, geseht!  
 „Die leyten waren, wie ihr seht:  
 „Clara, Pulcheria, Susanne,  
 „Charlotte, Mariane, Hanne.  
 „Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!  
 Das sind sie wirklich alle! Nu : :  
 „Nacht, eh wir schärfer in euch bringen?  
 „Nein keine mehr; ich weiß genau : :  
 „Ha! Ha! ich seh, man soll euch zwingen : :  
 „Nun gut, Herr Richter, : : seine Frau : :



Daß man von der Erzählung nicht,  
Mit einem Weibermährchen spricht,  
Es mach ich sie zum Lehrgedicht,  
• Durch brogesägten Unterricht:  
Der seines Nächsten Schande sucht,  
Wird selber seine Schande finden!  
Nicht wahr, so liebt man mich mit Frucht?  
Und ich erzähle sonder Schaden?





## Inhalt der Stücke.

|                                       |         |
|---------------------------------------|---------|
| 1. An die Leser                       | Seite 3 |
| 2. Die Namen                          | 4       |
| 3. Die Küsse                          | 5       |
| 4. Die Gewissheit                     | 6       |
| 5. Die Betrübniß                      | 7       |
| 6. Die Antwort des trunkenen Dichters | 8       |
| 7. Das aufgehobene Gebet              | 9       |
| 8. Die Perverbsamkeit                 | 10      |
| 9. Die verschlunneten Zeiten          | 11      |
| 10. Das Bild an Herrn H.              | 12      |
| 11. Die Haushaltung                   | 13      |
| 12. Der Regen                         | 14      |
| 13. Die Stühle des Weins              | 15      |
| 14. Der Sonderling                    | 16      |
| 15. Das Umwecheln                     | 17      |
| 16. Der alte und der junge Wein       | 18      |
| 17. Die Lürken                        | 18      |
| 18. Alexander                         | 19      |
| 19. Die Echne von hinten              | 20      |



|     |                                             |       |
|-----|---------------------------------------------|-------|
| 20. | An eine kleine Schöne                       | E. 21 |
| 21. | Nach der zehnten Lbe des Unakreond          | 22    |
| 22. | Das Paradies                                | 23    |
| 23. | Die Geispenster                             | 24    |
| 24. | Die Verispiele der Verschönnung             | 26    |
| 25. | Der trunkene Dichter lebt dem Wein          | 27    |
| 26. | Lob der Faulheit                            | 27    |
| 27. | Die Faulheit                                | 28    |
| 28. | Die Planetenberechnen                       | 28    |
| 29. | Der Geschmack der Alten                     | 29    |
| 30. | Der Bettler und die Ruhme                   | 30    |
| 31. | Die Mutter                                  | 30    |
| 32. | Die Antwort                                 | 31    |
| 33. | Die lügenhafte Phyllis                      | 32    |
| 34. | Die sieben und vierzigste Lbe des Unakreond | 33    |
| 35. | Nachahmung dieser Lbe                       | 33    |
| 36. | Der Schlaf                                  | 34    |
| 37. | Der Wunsch                                  | 34    |
| 38. | Der größte Mann                             | 35    |
| 39. | Der Irrthum                                 | 36    |
| 40. | In den Wein                                 | 37    |
| 41. | Der philosophische Trinker                  | 38    |
| 42. | Der Fehler                                  | 39    |
| 43. | Phyllis an Dardan                           | 40    |

|     |                                            |       |
|-----|--------------------------------------------|-------|
| 44. | Phyllis lobt den Wein                      | E. 41 |
| 45. | An den Anaxiron                            | 42    |
| 46. | Für wen ich singe                          | 43    |
| 47. | Die schlafende Laura                       | 47    |
| 48. | Der Donner                                 | 48    |
| 49. | Der müßige Föbel                           | 49    |
| 50. | Die Rusp                                   | 49    |
| 51. | An den Heray                               | 50    |
| 52. | Willst                                     | 51    |
| 53. | Der Reib                                   | 51    |
| 54. | Der Schwur                                 | 51    |
| 55. | Trinklied                                  | 52    |
| 56. | Der Verlust                                | 53    |
| 57. | Der Genuß                                  | 53    |
| 58. | Das Leben                                  | 54    |
| 59. | Die Biene                                  | 55    |
| 60. | Die Liebe                                  | 56    |
| 61. | Der Tod                                    | 57    |
| 62. | Der Haule                                  | 59    |
| 63. | Der Riech                                  | 59    |
| 64. | Die wider den Eifer verschmerzte Helden    | 60    |
| 65. | Wenn ich zu gefallen suche und nicht suche | 62    |
| 66. | Das Erdbeben                               | 66    |
| 67. | Die Einwohner des Mondes                   | 67    |
|     | 68. Die                                    |       |



|     |                                  |       |
|-----|----------------------------------|-------|
| 68. | Die Ente                         | E. 68 |
| 69. | Der Tausch an Herrn W.           | 70    |
| 70. | Die drey Reiche der Natur        | 71    |
| 71. | An die Schwalbe                  | 71    |
| 72. | Anakreon über sein Bier          | 73    |
| 73. | Die Kutschknecht                 | 74    |
| 74. | Charlotte                        | 75    |
| 75. | Die Sparsamkeit                  | 75    |
| 76. | Die Abweichung                   | 76    |
| 77. | Der bescheidene Wunsch           | 77    |
| 78. | Das Gebet                        | 78    |
| 79. | Das Schäferleben                 | 79    |
| 80. | Salemen                          | 81    |
| 81. | Der Fehler der Natur an Herrn W. | 82    |
| 82. | Die schlimmste Frau              | 83    |
| 83. | Der Schiffbruch                  | 84    |
| 84. | Die Redlichkeit                  | 85    |
| 85. | An die Ausrichter                | 86    |
| 86. | Der Eremit. Eine Erzählung       | 89    |



